WIE DER MEISTER, SO DAS WERK

Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von:

Andreas Heege
Karsten Igel
Michaela Jansen-Igel
Natascha Mehler
Joachim Müller
Eva Roth Heege
Jonathan Scheschkewitz

WIE DER MEISTER, SO DAS WERK

sidestonepress

Tübinger Forschungen zur Historischen Archäologie 9

Herausgegeben von Natascha Mehler

WIE DER MEISTER, SO DAS WERK

Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von:

Andreas Heege
Karsten Igel
Michaela Jansen-Igel
Natascha Mehler
Joachim Müller
Eva Roth Heege
Jonathan Scheschkewitz

TÜBINGER FORSCHUNGEN ZUR HISTORISCHEN ARCHÄOLOGIE 9

Gedruckt mit Unterstützung von

- Landkreis Konstanz
- Verein zur Förderung der Archäologie des Mittelalters Schloss Hohentübingen
- Förderstiftung Archäologie in Baden-Württemberg
- Freundinnen, Freunden, Gönnerinnen und Gönnern

© 2024 Einzelne Autoren

Dieses Buch ist unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International License (CC BY-NC-ND 4.0) veröffentlicht. Diese Lizenz gilt nicht für Inhalte, die anderen Quellen als dem oben genannten Rechteinhaber zugeschrieben werden. Unter dieser Lizenz sind Sie berechtigt, dieses Werk zu teilen, vorausgesetzt, die Urheber werden genannt. Der Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden, und es sind keine Bearbeitungen ohne Erlaubnis des Rechteinhabers gestattet.

Für weitere Informationen über unsere Lizenzen besuchen Sie bitte https://www.sidestone.com/publishing/creative-commons.

Herausgegeben durch Sidestone Press, Leiden
www.sidestone.com

Lay-out & Eindbandgestaltung: Sidestone Press
Einbandabbildung: Grafik Margarethe Baumgartner, Wasserburg,
unter Verwendung von Abbildungen von Archaeotask GmbH
und Landratsamt Konstanz.

ISBN 978-94-6426-338-1 (softcover)
ISBN 978-94-6426-339-8 (hardcover)
ISBN 978-94-6426-340-4 (PDF e-book)

ISSN 1865-6862

DOI: 10.59641/zz456cl

FÖRDERSTIFTUNG ARCHÄOLOGIE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

LANDKREIS KONSTANZ

Verein zur Förderung der Archäologie des Mittelalters Schloss Hohentübingen e.V.

EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Inhalt

Vorwort 9

Tabula Gratulatoria 11

Ralph Röber – Forscher, Universitätslehrer, Museumsmann, Netzwerker und – vor allem – ein Freund! Curriculum vitae und Schriftenverzeichnis 13

Andreas Heege

I. STADT – LAND – KIRCHE – HERRSCHAFT 29

Vielerlei Städte oder einfach nur STADT. Ein Essay über den Umgang mit dem Stadtbegriff der Mittelalterforschung 31

Karsten Igel und Michaela Jansen-Igel

Konstanz, archäologisches Eldorado des Südwestens 41

Caroline Bleckmann

„Uralte im 12ten, 14ten und 15ten seculo erbaute Mauren, Bruckhen und Thor“ – die Befestigungsanlagen in Kirchheim unter Teck 53

Birgit Kulessa

Dorfarchäologie im Hegau – ein Überblick zu hochmittelalterlichen Siedlungsspuren im ländlichen Kontext 65

Jürgen Hald

Ein Fragment zur Finanzierung des Konstanzer Domes: Eine Spendenkampagne 1481 85

Mark Mersiowsky

Spurensuche zum vorbarocken Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald 93

Bertram Jenisch

Der unfertige Rundturm von Schloss Bümpliz (Schweiz, Kanton Bern) 107

Armand Baeriswyl

II. LEBEN UND BAUEN IN DER STADT **115**

Verkündigungen aus Bremen **117**
Dieter Bischop

Trogmühlen und Mörser – Neues steinernes Küchengerät im Hochmittelalter **127**
Fabian Brenker

Weinhandel und Ausschank im Schatten der Elisabethkirche – ein lukrativer Wirtschaftszweig der Deutschordensniederlassung in Marburg **139**
Christa Meiborg

Die frühneuzeitliche „Sonderbestattung“ an der Jüdefelder Straße in Münster – ein „Eselsbegräbnis“? **151**
Aurelia Dickers

Jüdische Kulturspuren – Ergebnisse archäologischer Suche im Bodenarchiv von Westfalen-Lippe **163**
Hans-Werner Peine

Herd und Heizung in Brandenburger Häusern vom Mittelalter bis in die Neuzeit **175**
Joachim Müller

Ein Dach über dem Kopf – ein konstruktives Gefüge aus dem Lübecker Gründungsviertel von 1164d (+14/-6) **191**
Dirk Rieger

„Unterteilt von unten auf bis an den First“ – Mittelalterliche Doppelhäuser in Basel **201**
Frank Löbbecke

III. HANDWERK IN STADT UND LAND **215**

Eine goldene Kegelfibel der Salierzeit aus Soest **217**
Walter Melzer, Julia Ricken und Eugen Müsch

Xures 1072, Speyer 1043, Regensburg 1086: Entwürfe von Inschriften als Vorlage für Handwerker **229**
Matthias Untermann

Schuhmacher, Gerber und Färber in Göttingen. Wasser- und bodenbelastende Handwerke in der Stadt **241**
Betty Arndt

Die Entwicklung des Trittwebstuhls in Südwestdeutschland – Ein Überblick **251**
Jonathan Scheschkewitz

Die Visualisierung des Schaffhauser Handwerks mit der Häuserdatenbank 1250–1780 **269**
Kurt Bänteli

Von „faulen Leckersbueben“ und anderen Beschimpfungen – Archivalien zum Töpferhandwerk in Zug im 17. und 18. Jahrhundert 287
Eva Roth Heege

Metallurgen in der Bergstadt. Neue archäologische Nachweise mittelalterlicher Produktionsstandorte im Erzgebirge 303
Christiane Hemker und Matthias Schubert

Die Fensterstiftungen der Gewerken im Freiburger Münster – Bergwerksdarstellungen als Repräsentationen korporativer Identität 319
Daniel Parello

IV. KERAMIK UND KACHELÖFEN 331

Frühmittelalterliche Keramik vom mittleren Neckar 333
Uwe Gross

Grünes aus dem Tübinger Rathaus 345
Dorothee Ade, Tilmann Marstaller und Natascha Mehler

Zu den sogenannten Weinsberger Bechern Typ 12 – Chorologie, Typologie und Chronologie 359
Robin Dürr und Aline Kottmann

Die biblische Königin Ester in Münster-Wolbeck – Eine Siegburger Schnelle der Renaissance genauer betrachtet 375
Bernd Thier

Pfeffer, Nelken und Muskatnuss – Eine Gewürz- oder Konfektdose des 16. Jahrhunderts aus der Deutschschweiz 387
Andreas Heege und Andreas Liesch

Ein barocker Fayencekachelofen des Jahres 1737. Ein Fund auf Burg Edenserloog im Landkreis Wittmund und vergleichbare archäologische Funde von der Ostfriesischen Halbinsel 403
Sonja König und Stefan Krabath

Vorwort

Im Jahr 2004 erschien der erste Band der Reihe „Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie“. Prof. em. Dr. Barbara Scholkmann, Inhaberin des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters an der Universität Tübingen, hatte diese Reihe gegründet. Bis zu diesem Zeitpunkt gab es in Deutschland für Monographien aus dem Feld der Mittelalter- und Neuzeitarchäologie nur die Möglichkeit einer Veröffentlichung in den seit 1981 erscheinenden Beiheften der Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. In der neuen Reihe sollten zum einen Abschlussarbeiten und Forschungsberichte veröffentlicht werden, die am Tübinger Institut entstanden waren. Zum anderen aber war das Ziel auch, eine Publikationsplattform für neue und wichtige Ergebnisse zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit zu bieten, die über eine Vorlage von Material hinaus insbesondere theoretische Aspekte mit einbeziehen sollte. In der Folge erschienen bis 2018 beim Verlag Dr. Faustus sieben weitere Bände in der Tübinger Reihe, die Prof. Dr. Jörn Staecker ab 2008 nach der Emeritierung von Prof. em. Dr. Barbara Scholkmann weiter führte. Sie alle präsentieren Dissertationen oder Tagungssammelbände, die am Tübinger Institut entstanden waren. Der Verein zur Förderung der Archäologie des Mittelalters Schloss Hohentübingen e.V. war von Beginn an maßgeblich an der Reihe beteiligt und unterstützt seither dankenswerterweise alle Veröffentlichungen.

Der Tod von Prof. Dr. Jörn Staecker im Jahr 2018 hat dazu geführt, dass es in der Folgezeit nicht mehr möglich war, weitere Bände zu veröffentlichen. Nach der Covid-Pandemie und mit dem Wechsel von Prof. Dr. Natascha Mehler an den Tübinger Lehrstuhl ist es nun an der Zeit, die Reihe weiterzuführen. Wir freuen uns außerordentlich, dass nun der neunte Band der „Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie“ vorliegt, der Hon. Prof. Dr. Ralph Röber gewidmet ist. Er ist seit vielen Jahren dem Tübinger Lehrstuhl verbunden, führte dort bereits seit 1994 Lehrveranstaltungen durch und wurde 2005 von der Philosophischen Fakultät zum Honorarprofessor ernannt. Bei der Einrichtung der Professur in Tübingen zum Wintersemester 1994/95 standen für die Lehre außer der Inhaberin nur eine Assistentenstelle mit 50% zur Verfügung, zudem musste ein neuer Studiengang konzipiert und aufgebaut werden. Deshalb war es notwendig, durch die Vergabe von Lehraufträgen an außerhalb der Universität tätige Fachwissenschaftler und Fachwissenschaftlerinnen die Lehrkapazität zu verstärken und das Lehrangebot breiter aufzustellen. Es war ein Glücksfall, dass Ralph Röber, Mitarbeiter des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg in Konstanz, dafür gewonnen werden konnte. Seine Lehrveranstaltungen ab dem Wintersemester 1998 trugen wesentlich dazu bei, die erforderliche Stundenzahl pro Semester in der Lehre abzudecken. Darüber konnte er auf der Grundlage seiner Museumsarbeit das Lehrangebot in höchst wünschenswerter Weise thematisch anreichern und inhaltlich verbreitern, etwa durch materialbasierte oder praxisorientierte Lehrveranstaltungen. Von seinem langjährigen Engagement für die Tübinger Mittelalter- und Neuzeitarchäologie haben viele Studierende in erheblichem

Maße profitiert. Es ist den Herausgeberinnen und Herausgebern deshalb eine besondere Freude, als neunten Band der damit neu belebten Reihe die Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag vorlegen zu können. Sein wissenschaftliches Werk, das mit dieser Festschrift geehrt wird, fügt sich bestens in die oben genannte Zielsetzung der Reihe ein.

Tübingen im April 2024
Natascha Mehler und Barbara Scholkmann

Tabula Gratulatoria

Ade, Doro (Rottenburg)
Arndt, Betty (Göttingen)
Austermann, Mathias (Dortmund)
Babucke, Volker (Friedberg)
Baeriswyl, Armand (Bern)
Bänteli, Kurt (Schaffhausen)
Berszin, Carola (Konstanz)
Berthold, Jens (Rønne)
Bischop, Dieter (Bremen)
Bleckmann, Caroline (Konstanz)
Bofinger, Jörg (Esslingen am Neckar)
Bollacher, Christian (Esslingen am Neckar)
Both, Frank (Oldenburg)
Brehm, Hansjörg (Frauenfeld)
Brenker, Fabian (Schrobenhausen)
Brenner, Dorothee (Esslingen)
Brieske, Vera (Münster)
Derschka, Harald (Konstanz)
Dickers, Aurelia (Münster)
Dreyer, Ute (Berlin)
Dürr, Robin (Esslingen)
Eggenberger, Peter (Luzern)
Först, Elke (Hamburg)
Fuchs, Stefanie (Münster)
Galina, Irina (Wertheim)
Goldstein, Olaf und Sonja (Esslingen)
Gross, Uwe (Heidelberg)
Gutscher, Daniel (Bern)
Haasis-Berner, Andreas (Freiburg)
Hald, Jürgen (Singen)
Halle, Uta (Bremen)
Heege, Andreas (Zug)
Hemker, Christiane (Dresden)
Herdick, Michael (Mayen)
Hesse, Stefan (Rotenburg/Wümme)
Hillgruber, Felix (Konstanz)
Hüglin, Sophie (Tübingen)
Ibler, Ursula (Friedberg)
Igel, Karsten (Bramsche-Engter)
Jäggi, Carola (Zürich)
Jansen-Igel, Michaela (Bramsche-Engter)
Jenisch, Bertram (Freiburg)
Klöckler, Jürgen (Konstanz)
König, Sonja (Aurich)
Kottmann, Aline (Esslingen)
Krabath, Stefan (Wilhelmshaven)
Krausse, Dirk (Esslingen am Neckar)
Kühtreiber, Karin und Thomas (Krems an der Donau)
Kulessa, Birgit (Esslingen)
Lammers, Dieter (Lingen/Ems)
Leuzinger, Urs (Frauenfeld)
Liesch, Andreas (Stierva)
Löbbecke, Frank (Basel)
Marstaller, Tilmann (Rottenburg)
Marti, Reto (Liestal)
Mehler, Natascha (Tübingen)
Meiborg, Christa (Marburg)
Melzer, Walter (Soest)
Mersiowsky, Mark (Stuttgart)
Motschi, Andreas (Zürich)
Müller, Joachim (Brandenburg a.d. Havel)
Münz-Vierboom, Birgit (Münster)
Müsch, Eugen (Münster)
Neubauer, Grit (Tharandt)
Pape, Jürgen (Münster)
Parello, Daniel (Freiburg)
Peine, Hans-Werner (Münster)
Pesch, Alexandra (Schleswig)
Rau, Susanne und Patrick (Konstanz)
Ricken, Julia (Soest)
Riedel, Gerd (Ingolstadt)
Rieger, Dirk (Lübeck)
Röber, Jan (Berlin)
Rosenthal, Anna-Lisa (Neuwied)
Roth Heege, Eva (Zug)
Rothkegel, Rüdiger (Hamm)
Scheschkewitz, Jonathan (Esslingen am Neckar)
Schmid, Doris (Tübingen)
Schmid, Beate (Wörrstadt)
Schneider, Manfred (Lübeck)
Scholkmann, Barbara (Tübingen)
Schreg, Rainer (Bamberg)
Schubert, Matthias (Dresden)
Sczech, Karin (Erfurt)
Sören Frommer (Nehren)
Thier, Bernd (Münster)
Treude, Elke (Detmold)
Trixl, Simon (Konstanz)
Tuchen, Birgit (Tübingen)
Untermann, Matthias (Heidelberg)
von Heusinger, Sabine (Köln)
Vossler-Wolf, Christina (Tübingen)
Warnke, Ursula (Oldenburg)
Wegner, Martina (Dresden)
Weltecke, Dorothea (Berlin)
Werther, Lukas (Frankfurt/Main)
Wild, Dölf (Horgen)
Willburger, Nina (Konstanz)
Wilts, Andreas (Hüfingen)
Windler, Renata (Dübendorf)
Wolf, Claus (Esslingen am Neckar)
Wolf, Markus (Tübingen)
Zäch, Benedikt (Winterthur)

Hon. Prof. Dr. Ralph Röber, 2022 (Manuela Schreiner, Archäologisches Landesmuseum, Konstanz).

Ralph Röber

Forscher, Universitätslehrer, Museumsmann, Netzwerker und – vor allem – ein Freund! Curriculum vitae und Schriftenverzeichnis

Andreas Heege

Curriculum vitae

Studium

Ralph Röber wurde am 11.11.1959 in Bad Pyrmont geboren und besuchte dort das Humboldt-Gymnasium. Als Südniedersachse wählte er die nahegelegene westfälische Universität Münster. Dort studierte er ab dem Wintersemester 1980/1981 Ur- und Frühgeschichte, Alte Geschichte sowie Volkskunde. Am Seminar für Ur- und Frühgeschichte waren es vor allem die Lehrveranstaltungen zur Archäologie des Frühmittelalters und der Wikingerzeit von Torsten Capelle (1939–2014), die ihn besonders faszinierten. Daneben besuchte er Lehrveranstaltungen von Peter Glüsing (1934–2011), Majolie Lenerz-de Wilde (1947–) und Hayo Vierck (1939–1989). Da er neue und wenig erforschte Themen spannend fand, erstaunt es nicht, dass er sich in den 1980-Jahren der Archäologie des Früh- und Hochmittelalters bzw. der Neuzeit und der Sachkultur zuwandte. Während des Studiums nahm er aufgrund familiärer Verbindungen oft an Ausgrabungen seines Onkels Bernhard Stümpel (1924–1994) in Rheinland-Pfalz teil. Aus fachlichem Interesse bemühte er sich auch um Kenntnisse der dänischen und der tschechischen Sprache. Während des Studiums in Münster lernte er auch seine spätere Frau Monika kennen.

Als Student war er Teilnehmer verschiedener Doktorandenkolloquien in Torsten Capelles Sommerhaus in Schonen und 1987 auch am «Sachsen-Symposium» in Hamburg-Harburg. Capelle war es auch, der ihm das Interesse an der Archäologie Westfalens und der Keramik vermittelte. Dies führte schließlich in Verbindung mit der Teilnahme an einem Projekt zur Erforschung des Frühmittelalters des Münsterlandes (Walter Finke, 1933–2004, Gebietsreferat Münster des Westfälischen Museums für Archäologie) zu seinem Dissertationsthema „Die frühmittelalterliche Keramik aus Warendorf – Ein Beitrag zur sächsischen Siedlungsware Nordwestdeutschlands“. Es war Ralph ein Anliegen, keine Literaturarbeit, sondern etwas Praktisches in einem möglichst wenig erforschten Bereich durchzuführen. Die Ausgrabung der Siedlung von Warendorf fand von 1951–1959 unter Wilhelm Winkelmann (1911–2002) statt. Ralph Röber lernte hier zum ersten Mal, vor welche menschlichen und technischen Probleme einen die Auswertung einer «Altgrabung» stellen kann, beispielsweise wenn die Dokumentation des Ausgräbers in schwer lesbarer Handschrift geschrieben ist. Weitere Hürden mussten damals in Form der Quantifizierung und Statistik im Zeitalter der Lochkarten, Großrechner und ersten IBM-Com-

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 13–27.

puter überwunden werden. Er meisterte diese Schwierigkeiten zielstrebig und wurde 1987 von Torsten Capelle promoviert. Die Keramik und auch die Spinnwirtel von Warendorf wurden 1990 und 1991 veröffentlicht.[1]

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Westfälischen Museum für Archäologie – Fachreferat Mittelalter

Von 1988 bis 1989 war er im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme wissenschaftlicher Mitarbeiter am Westfälischen Museum für Archäologie – Fachreferat Mittelalter. Sein Auftrag war die Bearbeitung und Veröffentlichung des Fundmaterials des Klosters tom Roden bei Höxter.[2] Im Anschluss war er vom 1.4.1990 bis 30.6.1991 in derselben Institution unter Gabriele Isenberg als wissenschaftlicher Volontär tätig. In dieser Funktion leitete Ralph, unterstützt von Grabungstechnikern und weiteren Mitarbeitenden, eigenverantwortlich Notbergungen und Grabungen in Westfalen, u. a. in Schloss Horst bei Gelsenkirchen[3] sowie im Kloster Falkenhagen bei Lügde.[4] Die archäologischen Grabungsergebnisse von Schloss Horst sollten ihn auch in späteren Jahren immer wieder beschäftigen.[5] Daneben führte er kleinere Kirchengrabungen in Siegen, St. Martini, Warstein-Belecke, St. Pankratius, Nieheim, St. Nikolaus, Rahrbach-Kirchhundem, St. Dionysius sowie Medebach-Küstelberg, St. Laurentius (Relikte der Kirche des Augustinerinnenklosters, 1177–1297), durch. Er betreute außerdem Grabungen an der Stadtbefestigung von Dülmen, der Burg in Tecklenburg, Schloss Körtlinghausen bei Rüthen-Kallenhardt und dem Haus Burgstraße 5 in Bad Lippspringe.

Mit der Volontärzeit verbinden sich positive Erinnerungen an „Frühstücks-Dienstbesprechungen" als Teambildungsmaßnahmen im Referat Mittelalter und Feierabendtreffen mit weiteren westfälischen Archäologinnen und Archäologen in gemütlicher Runde im „Bunten Vogel" in Münster.

Die auch nach Studium und Volontariat intensiv gepflegten wissenschaftlichen und freundschaftlichen Kontakte zu zahlreichen weiteren Studierenden aus Münster bzw. Marburg bzw. zu Kolleginnen und Kollegen, die er im Rahmen seines Volontariats kennenlernte, legten die Grundlagen für sein späteres wissenschaftliches Netzwerk. Hervorzuheben sind dabei u. a. die Verbindungen zur Westfälischen Mittelalterarchäologie (Hans-Werner Peine), zu den Stadtarchäologien in Soest und Münster (Walter Melzer, Aurelia Dickers), zur Landesarchäologie in Sachsen (Christiane Hemker), zur Landesarchäologie in Hamburg (Elke Först), zur Landesarchäologie in Hessen (Christa Meiborg), zur Landesarchäologie in Thüringen (Karin Sczech) und zur Landesarchäologie Bremen (Uta Halle).

Konservator für Mittelalter und frühe Neuzeit am Archäologischen Landesmuseum in Konstanz

Zum 1. Juli 1991 trat Ralph Röber die Stelle eines Konservators für Mittelalter und frühe Neuzeit am Archäologischen Landesmuseum in Konstanz (ALM) an. Das neue Museum war 1990 als Schaufenster der Landesarchäologie Baden-Württemberg in Planung gegangen. Die Gründung ging auf eine Initiative des damaligen Präsidenten des Landesdenkmalamtes Prof. Dr. Dieter Planck zurück und war letztlich dem überwältigenden Erfolg der Ausstellung „Der Keltenfürst von Hochdorf" im Jahr 1985 geschuldet. Geplant war die Einrichtung einer musealen Außenstelle in Konstanz, der Bau eines zentralen Funddepots für alle baden-württembergischen Fundobjekte in Rastatt (1999 eröffnet) und der Neubau eines Archäologischen Landesmuseums in Stuttgart (nicht realisiert). Die Außenstelle in Konstanz wurde am 14. März 1992 eröffnet.[6] Zwischen 1994 und 2012 übernahm das Archäologische Landesmuseum, um auch in der Fläche wirken zu können, zusätzlich die Leitung von sieben archäologischen Zweigmuseen.

Geleitet wurde die neue Außenstelle Konstanz des ALM von Judith Oexle als stellvertretender Direktorin. Sie war in Personalunion auch die Leiterin der „Arbeitsstelle Konstanz des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg" und in dieser Funktion verantwortlich für die archäologischen Großgrabungen in der Stadt. Zunächst arbeitete Ralph Röber an der Ersteinrichtung des Museums (3000 m² Ausstellungsfläche), vor allem dem thematischen Schwerpunkt Ausgrabungsmethoden und Mittelalter mit. Zu seinen Aufgaben gehörte in den folgenden 30 Jahren neben der Betreuung der Dauerausstellung und den allgemeinen Museumsaktivitäten (Führungen, Sonderausstellungen – z.B. zwölf Ausstellungen zum Thema „Archäologie & Playmobil") vor allem die Betreuung des Museumsgebäudes, das gesamte Management im Kontext Klima und technische Ausstattung sowie alle notwendigen baulichen Anpassungen im Zusammenhang mit den großen Landesausstellungen und die Koordination mit den übrigen staatlichen Baubehörden.[7] In seinen Aufgabenbereich fielen sehr oft auch die umfangreichen Redaktionsarbeiten im Kontext kleinerer und größerer Ausstellungen, der Bilderservice und generell der Leihverkehr mit archäologischen Objekten. Außerdem führte er als Geschäftsführer den Förderverein des Archäologischen Landesmuseums.[8] In den letzten Jahren konnte man ihn

1 Röber 1990a; Röber 1991b.
2 Röber 1990b; Röber 1992.
3 Röber 1991a.
4 Röber 1991c; Röber 1997b.
5 Röber 1999e; Röber 2017b; Röber/Alshut/Reinke et al. 1992.
6 Zur Geschichte des ALM siehe: ALM 2022.
7 Zu den Ausstellungen im ALM vgl. Röber/Theune-Großkopf 2022.
8 Zum Förderverein siehe Röber/Crivellari 2022.

für das Museum immer wieder auch in den Social Media auf Instagramm „bewundern".

Im Jahr 2000 schloss er parallel zur Eröffnung einer Abteilung „Schifffahrt" im Archäologischen Landesmuseum ein wissenschaftliches Projekt zur frühen Schifffahrt in Südwestdeutschland ab.[9] Ausstellen verband sich für ihn immer auch mit Grundlagenforschung. Wer Kenntnisse einem breiteren Publikum, sei es in der Dauerausstellung oder in Sonderausstellungen, vermitteln will, der muss sie zunächst erst einmal wissenschaftlich korrekt erarbeiten.[10]

Einem neueren Forschungsfeld trug er im Jahr 2015 mit der von ihm konzipierten Ausstellung „GlasKlar – Archäologie eines kostbaren Werkstoffes" Rechnung. Zu dieser Ausstellung erschien ein umfangreicher Überblick über den Stand der Glasforschung in Baden-Württemberg.[11]

Sein jüngstes Museumsprojekt war aus Anlass des 600-jährigen Jubiläums des Konzils von Konstanz 2017 eine Ausstellung über das Zusammenleben von Juden und Christen in der Bodenseeregion. Das Ausstellungsprojekt wurde von Dorothea Weltecke, damals Lehrstuhl für Vergleichende Religionswissenschaft an der Universität Konstanz (Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration"), angeregt und gemeinsam mit ihm geleitet.[12]

Archäologie in Konstanz

Auf Judith Oexle, die an die Spitze der Landesarchäologie in Sachsen wechselte, folgte von 1993 bis 2018 Jörg Heiligmann. Er war zunächst stellvertretender Direktor unter dem Landeskonservator Dieter Planck. Heiligmann betreute in der Nachfolge von Judith Oexle ab 1993 nominell auch die Arbeitsstelle Konstanz des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und ihre archäologischen Grabungsaktivitäten. Hier bot sich für Ralph Röber die Chance erneut verstärkt in die Archäologie des Mittelalters und die archäologische Bodenforschung einzusteigen. Ab 1995 führte er die Arbeitsstelle im Auftrag des Landesdenkmalamtes zunächst kommissarisch mit einem begrenzten Zeitpensum. Ab 2000 war er schließlich im Rahmen eines 25%-Pensums ihr verantwortlicher Leiter. Hierbei hatte er vor allem eine wissenschaftlich inhaltliche, betreuende Aufgabe für die Grabungen im Stadtgebiet von Konstanz und die anschließenden Auswertungsprojekte.[13] Die Grabungen selbst wurden von weiteren Projektmitarbeitenden des Landesdenkmalamtes durchgeführt und von Grabungstechniker David Bibby technisch geleitet.

Mit der Pensionierung von Dieter Planck wurde das ALM in Konstanz eine vom Landesdenkmalamt unabhängige Einrichtung und Jörg Heiligmann ab 2010 Direktor dieses neuen Landesbetriebs.[14] Die Trennung von Landesdenkmalamt und Landesmuseum führte schließlich 2012 dazu, dass Ralph Röber zu seinem großen Bedauern, die Leitung der Arbeitsstelle Konstanz und damit den direkten denkmalpflegerischen Einfluss auf die Stadtarchäologie in Konstanz verlor. Dies änderte sich auch nicht mehr, nachdem Claus Wolf, der amtierende Präsident des Landesdenkmalamts, im Jahr 2019 Jörg Heiligmann als Direktor ablöste und das ALM organisatorisch damit wieder stärker an die archäologische Denkmalpflege angebunden wurde.

Aus der Leitung der Arbeitsstelle und den damit verbundenen Aufgaben entwickelte sich quasi zwangsläufig ein von ihm geleitetes Forschungsprojekt, mit dem Ziel, das Potential der Konstanzer Grabungen deutlich zu machen. Ein Fokus dieses Projekts lag auf der Vernetzung mit anderen Disziplinen wie den verschiedenen Geschichtswissenschaften, der Bauforschung, Botanik, Osteologie, Anthropologie, Bodenkunde und Numismatik. Es gab drei grundsätzliche Zielsetzungen: Kurze Vorberichte sollten die aktuellen Grabungen bekannt machen und ihr Potential für künftige Forschungen aufzeigen. Kleinere und größere Grabungen sollten möglichst ausgewertet und publiziert werden. Und zum dritten galt es stadtgeschichtlich bedeutsame Themen im Überblick zu behandeln. Die Literaturliste von Ralph Röber legt ein beredtes Zeugnis von der Zielerreichung ab. Es entstanden zahlreiche Aufsätze zur Entwicklung der Stadttopografie, zum Markt, zum Hafen, der Stadtbefestigung und den Vorstädten. Handwerk und Handel wurden als besondere Schwerpunkte ebenfalls erforscht und veröffentlicht. Insgesamt sind durch ihn und weitere Autoren eine dreistellige Anzahl von Publikationen entstanden. Dazu zählen auch Abschlussarbeiten an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, der Universität Konstanz und der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. Einen letzten Überblick über die archäologischen Ausgrabungen in Konstanz und den Publikationsstand zu den Befunden und der materiellen Kultur bis 2019 stellte er 2021 zusammen.[15] Sein Bericht zeigt überdeutlich das außerordentliche archäologische Potential der Stadt Konstanz, das sich in den vergangenen 40 Jahren angesammelt hat. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, wie umfangreich der Quellenbestand ist, der bislang noch nicht ediert werden konnte und der Erforschung harrt. Nach 20 Jahren endeten die von ihm betreuten Auswertungsarbeiten mit der Herausgabe eines Sammelbands zur Grabung Konstanz, Obere Augustinergasse.[16]

9 Röber 2000a; Röber 2000b.
10 Kemkes et al. 2022.
11 Röber 2015a–2015d; vgl. auch Jenisch/Röber/Scheschkewitz 2022.
12 Weltecke 2017.
13 Beispiel Röber 2009a.
14 Vgl. ALM 2022.
15 Röber 2021d.
16 Röber 2020a.

Arbeitskreis Handwerk

1997 trug Ralph Röber einer seiner wissenschaftlichen Interessen – der Erforschung der materiellen Kultur und des mittelalterlichen und neuzeitlichen Handwerks – Rechnung und gründete den „Internationalen Arbeitskreis zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks". Dessen Leiter war er bis 2023. Vorausgegangen war der Gründung 1995 ein erstes Treffen des «Arbeitskreises zur Erforschung der Tonpfeifen» in Konstanz.[17] Diese Tagung verdeutlichte das Potential solcher Arbeitstreffen und die Möglichkeiten der intensiven Diskussion und des interdisziplinären Gedankenaustauschs (Archäologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde, Naturwissenschaften und Handwerk). Im Handwerks-Arbeitskreis wurde zusätzlich, wo immer möglich, die Verknüpfung von Theorie und Praxis angestrebt. Ein wichtiges Anliegen war ihm das Einbinden junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die in dem klein gehaltenen Forum die Möglichkeit bekamen, ihre Arbeiten vorzustellen und Kontakte zu bereits etablierten Wissenschaftlern zu knüpfen. Die regelmäßigen Treffen haben in den vergangenen Jahren ein großes Netzwerk von Forscherinnen und Forschern und zahlreiche Freundschaften entstehen lassen. Im Rahmen des Arbeitskreises motivierte er die Teilnehmerinnen und Teilnehmer immer wieder zu umfangreichen Studien und Grundlagenforschung.[18] Der Handwerks-Arbeitskreis hat, nachdem er anfänglich jährlich und später alle zwei Jahre im Wechsel mit dem Tagungsort Soest durchgeführt wurde, mittlerweile 19-mal stattgefunden (siehe Liste der Tagungen im Anhang). Für die Tagungen in Soest zeichnete der dortige Stadtarchäologe Walter Melzer verantwortlich.[19] Die Tagung des Jahres 2000 fand in Zusammenarbeit mit dem Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Krems statt.

Universität Konstanz und Tübingen, Mitarbeit in weiteren Gremien, Gutachtertätigkeit

Ralph Röber gab 1994 und 1995 Lehrveranstaltungen an der Universität Konstanz (siehe Liste der Lehrveranstaltungen). Seit 1998 ist er an der Universität Tübingen in der Lehre tätig (siehe Liste der Lehrveranstaltungen), 2005 wurde er dort zum Honorarprofessor ernannt. In dieser Funktion hat er an der Universität Tübingen zugleich folgende Abschlussarbeiten betreut:

20. Februar 2013: Julia Häussler, Mittelalterliche und frühneuzeitliche Mühlenbefunde im Konstanzer Stadtteil Stadelhofen, zusammen mit Jörn Staecker.
21. März 2013: Anna Maurer, Sonderbestattungen im Bistum Konstanz, zusammen mit Jörn Staecker.
27. Juni 2019: Carina Danner, Hoch- und Spätmittelalterliche Textilien aus Konstanz. Möglichkeiten und Grenzen der Aussagefähigkeit textiler Latrinenfunde, zusammen mit Anke Scholz.
5. März 2020: Irina Galina, Ausgewählte Zeugnisse frühneuzeitlicher Ofenkachelproduktion aus Isny im Allgäu, zusammen mit Lukas Werther.
5. März 2020: Linda Obhof, Zerstörtes Dürrmenz: Ein mit Brandschutt verfüllter Keller des ausgehenden Spätmittelalters, zusammen mit Lukas Werther.

Bei vielen weiteren akademischen Arbeiten an den Universitäten Tübingen, Bamberg, Münster, Bochum, Innsbruck und Amsterdam war er Zweitgutachter.

Von 2005 bis 2017 war Ralph Röber im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Darüber hinaus war er Mitorganisator der interdisziplinären Tagung „Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter", die 2011 in Esslingen abgehalten wurde.[20]

Ralph Röber ist auch Gutachter für die Studienstiftung des deutschen Volkes, das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, die Deutsche Forschungsgemeinschaft und wissenschaftlicher Beirat für das Projekt „Campus Galli". Er war bis 2023 in der Findungskommission zur Vergabe des Kurt-Bittel-Preises der Stadt Heidenheim.

Der Forscher

Das Schriftenverzeichnis von Ralph Röber macht überdeutlich, dass er zu zahlreichen Bereichen der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Sachkultur geforscht und publiziert hat. Beispielhaft hervorzuheben sind:

Studien zur Keramik,[21] Ofenkeramik,[22] Baukeramik,[23] Spinnwirtel,[24] keramische Heiligenfiguren und Spielzeug,[25] Knochenartefakte,[26] Tabakpfeifen,[27] Eisen- und

17 Zu Konstanzer Tabakpfeifen siehe Röber 1995b; Röber 1996b; Röber 1999d; weitere Arbeiten zu Tabakpfeifen: Röber 2002g.
18 Beispiel Heege 2007.
19 Zur Geschichte des Arbeitskreises bis 2008 vgl. Röber/Melzer 2008.
20 Igel et al. 2013.
21 Röber 1989a; Röber 1989b; Röber 1990a; Röber 1990b; Röber 1991d; Röber/Glüsing 1992; Dumitrache/Röber 1997; Röber 2017c.
22 Röber 1996a; Röber/Oelze 1998.
23 Röber 2017a.
24 Röber 1991b.
25 Nagel/Oelze/Röber 1996; Röber 2021c.
26 Röber 1994a; Röber/Theune-Großkopf 1994; Röber 1995a; Röber 1995d; Röber 2007b.
27 Röber 1995b; Röber 1996b; Röber 1999d; Röber 2002g.

Buntmetall[28] sowie Glas und Fensterglas.[29] Daneben lagen seine Forschungsschwerpunkte auf: Archäologie des Handwerks,[30] Handel und der Schifffahrt,[31] Erforschung der mittelalterlichen Stadt und ihrer Struktur bzw. Infrastruktur (besonders Konstanz),[32] Kirchen und Klöstern[33] sowie Burgen und Schlössern.[34]

Der Freund

Bitten wir Menschen, die Ralph Röber im Laufe seines wissenschaftlichen Werdegangs begegnet sind um eine Charakterisierung seiner Person, so fallen Begriffe wie: zielstrebig, beharrlich, verlässlich, sportlich, ausserordentlich loyal, offen, hilfsbereit, an Menschen und der Sache interessiert, integrativ, Netzwerker und ein guter Freund. Genauso ist es!

Ralph, ad multos annos!

28 Röber 2002b; Röber 2004a; Röber 2004b; Röber 2006a; Röber 2008a; Röber 2014b; Röber 2020d.

29 Röber 2007a; Röber 2015a; Röber 2015b; Röber 2015c; Röber 2015d; Röber 2015e; Röber 2017b; Röber 2017c; Röber 2018a; Röber 2019a; Röber 2020f; Röber 2022a, Röber et al. 2022, Jenisch et al. 2022.

30 Röber 1993e; Röber 1999b; Röber 2002b; Röber 2002c; Röber 2005a; Röber 2005d; Röber 2006b; Röber 2006c; Röber 2006e; Röber 2009d; Röber 2021b.

31 Röber 2000a; Röber 2000b; Röber 2000c; Röber 2002i; Röber 2004d; Röber 2005; Röber 2018c.

32 Siehe zusammenfassend Röber 2021d; Röber 2023a; Röber 2023b.

33 Röber 1991c; Röber 1992; Röber/Kneppe/Syndikus 1992; Kneppe/Röber 1996; Röber 1997b; Löbbecke/Röber 2000; Röber 2003a; Röber 2003b; Löbbecke/Röber 2007; Röber 2009a; Röber 2009b; Röber 2009c; Röber 2013b; Röber 2013c.

34 Vor allem Schloss Horst: Röber 1991a; Röber/Alshut/Reinke/Sigrist 1992; Röber 1995c; Röber 1999e; 2017b.

Listen

Liste der Tagungen des Internationalen Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks

1, 1997 Konstanz: Handwerk in der mittelalterlichen Stadt (Röber 1997c, Röber 1999a).
2, 1998 Konstanz: Handwerk in schriftlichen Quellen, bildlichen Darstellungen und im archäologischen Befund (Röber 1999h).
3, 1999 Konstanz: Öfen und Ofenanlagen in Gewerbe und Haushalt (Röber 1999i, Röber 2002a).
4, 2000 Krems: Zum Stand der archäologischen Handwerksforschung in Ostösterreich; Fehl-, Halbfertigprodukte sowie umgearbeitete Stücke (Medium Aevum Quotidianum 43 und 45, Krems 2001 und 2002).
5, 2001 Konstanz: Holzobjekte, Holzhandwerk (Röber 2002k).
6, 2002 Soest: Das mittelalterliche Schmiedehandwerk (Melzer 2004).
7, 2003 Konstanz: Handwerk und Wasser.
8, 2004 Soest: Bauhandwerk (Melzer 2005).
9, 2005 Konstanz: Markt und Handwerk (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 34, 2006).
10, 2006 Soest: Aktueller Stand der Erforschung des mittelalterlichen Handwerks (Melzer 2008).
11, 2007 Konstanz: Gewerbe auf dem Land – Gewerbe in der Stadt. Unterschiede, Gemeinsamkeiten, Abhängigkeiten.
12, 2008 Soest: Aktuelle Forschungen zum mittelalterlichen Handwerk.
13, 2010 Konstanz: Rohstoff und Verarbeitung.
14, 2012 Soest: Aktuelle Forschungen zum mittelalterlichen Handwerk.
15, 2014 Konstanz: Glas – Rohstoff, Verarbeitung, Handel und Nutzung (Jenisch et al. 2022).
16, 2016 Soest: Nahrungsmittel – ihre Erzeugung, Veredlung und Weiterverarbeitung (Melzer 2018).
17, 2018 Konstanz: Vom Produzenten zum Konsumenten.
18, 2021 Soest: Aktuelle Forschungen zum mittelalterlichen Handwerk.
19, 2023 Konstanz: Quellen und Methoden der Handwerksforschung.

Liste der Lehrveranstaltungen an der Universität Konstanz

Sommersemester 1994: Die mittelalterliche Stadt. Archäologie und Geschichte (zusammen mit Andreas Wilts).
Sommer 1995: Archäologische und historische Beiträge zur Erforschung des Christentums in Südwestdeutschland (zusammen mit Andreas Wilts).

Liste der Lehrveranstaltungen an der Universität Tübingen

WS 1998: Handwerk in der mittelalterlichen Stadt, Seminar
WS 2000: Übung zum Umgang mit Funden des 13.-17. Jh. Anhand von Materialien von der Ruine Alt-Bodmann, Lkr. Konstanz, Übung
WS 2001: Auswertung mittelalterlicher Grabungen mit komplexen Stratigraphien, Übung
WS 2003: Mittelalterliche und frühneuzeitliche Ofenkacheln Aus Südwestdeutschland, Übung
SS 2005: Mittelalterliche Kleinfunde aus Holz, Leder und Metall: Übung zum Auswertungspotential, zu Funktionsanalyse und zur Datierung, Übung
WS 2005: Infrastruktur der mittelalterlichen Stadt, Seminar
SS 2006: Lehrgrabung Konstanz-Münsterplatz (2 Wochen)
SS 2006: Bestimmung und Auswertung von archäologischen Lederfunden an Originalmaterial, Übung
WS 2006: Aspekte mittelalterlicher Frömmigkeit, Seminar
SS 2007: Materielle Kultur und bildliche Überlieferung, Seminar
SS 2007: Ausgrabungspraktikum Konstanz
SS 2009: Unterkünfte für Herrscher: archäologische Erkenntnisse zu Pfalzen und Königshöfen, Seminar (mit Aline Kottmann)
WS 2009: Denkmalpflege: Theorie und Praxis, Seminar
SS 2010: Zentralorte im Früh- und Hochmittelalter, Seminar (mit Jörn Staecker); Einführung in die Mittelalterarchäologie, Vorlesung (mit Jörn Staecker)
WS 2010: Mittelalterliche Metallfunde: funktionale und herstellungstechnische Ansprache, Erstellung von wissenschaftlichem Katalog und Abhandlung, Seminar
SS 2011: Praxis im Landesdenkmalamt Konstanz, Praktikum
WS 2011: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Übung
SS 2012: Sozial- und Wirtschaftsarchäologie, Seminar (mit Heinrich Härke); Material- und Quellenkunde I, Seminar (mit Heinrich Härke)
WS 2012: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Seminar
SS 2013: Methoden der Siedlungs- und Landschaftsforschung, Seminar (mit Heinrich Härke und Rainer Schreg); Stadt, Land, Burg, Seminar (mit Heinrich Härke)
WS 2013: Experimentelle Archäologie und Keramiktechnologie, Übung (mit Anke Scholz)
SS 2014: Experimentelle Archäologie am Beispiel des Campus Galli in Messkirch, Übung
WS 2014: Glas des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Einführung in Materialkunde, Typologie und Chronologie, Seminar
WS 2015: Entwicklung und Ausprägung der mittelalterlichen Stadt, Seminar
WS 2019: Materialübung “Ofenkacheln”, Übung
SS 2020: Die Entstehung der Stadt im Mittelalter, Seminar
WS 2020: Glas des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Einführung in Materialkunde, Typologie und Chronologie, Seminar
SS 2021: Entwicklung und Ausprägung der mittelalterlichen Stadt, Seminar
WS 2021: Aspekte und Quellen mittelalterlichen Handwerks, Übung
WS 2022: Mittelalterliche und frühneuzeitliche Metallfunde: Bestimmen, Beschreiben, Auswerten, Übung
SS 2023: Bestimmungsübung zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik, Übung

Schriftenverzeichnis (Monographien, Aufsätze, Rezensionen, Herausgeberschaft) nach Erscheinungsjahr

1989

Röber 1989a: R. Röber, Die Bedeutung von Münzfunden für die Datierung mittelalterlicher Keramik. In: T. Albrecht/A. Sander-Berke (Hrsg.), Festschrift für Peter Berghaus zum 70. Geburtstag (Münster 1989) 107–113.
Röber 1989b: R. Röber, Eine durchbrochen gearbeitete Keramik aus einem ostwestfälischen Kloster. Archäologisches Korrespondenzblatt 19, 1989, 423–429.

1990

Röber 1990a: R. Röber, Die Keramik der frühmittelalterlichen Siedlung von Warendorf. Ein Beitrag zur sächsischen Siedlungsware Nordwestdeutschlands. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 4 (Bonn 1990).
Röber 1990b: R. Röber, Hoch- und spätmittelalterliche Keramik aus der Klosteranlage tom Roden. Ausgrabungen in tom Roden 1. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 21 (Bonn 1990).
Röber 1990c: R. Röber, Rezension E. Ring, Die Königspfalz Werla. Die mittelalterliche Keramik. Forschungen und Berichte des Braunschweigischen Landesmuseums 1 (Braunschweig 1990). Offa 47, 1990, 493–495.

1991

Röber 1991a: R. Röber, Archäologische Untersuchungen zu Schloß Horst – Vorbericht über die Ausgrabungssaison 1990. In: Beiträge zur Renaissance zwischen 1520 und 1570. Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland 2 (Marburg 1991) 61–76.
Röber 1991b: R. Röber, Die Spinnwirtel der spätsächsischen Siedlung Warendorf, Kr. Warendorf. Zugleich ein Beitrag zur Rolle der Spinnwirtel in Tracht und Totenbrauchtum in Nordwestdeutschland und den rechtsrheinischen Niederlanden. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 6B, 1991, 1–21.

Röber 1991c: R. Röber, Zur archäologischen Erforschung des Klosters Falkenhagen. Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 60, 1991, 9–20.
Röber 1991d: R. Röber, Zur Entwicklung der Randformen im Gebiet der Oberweser vom 12. bis 14. Jahrhundert. Archäologisches Landesmuseum Christian-Albrechts-Universität (Hrsg.), 7. Kolloquium zur mittelalterlichen Keramik, Schleswig 23./24. November 1990 (Schleswig 1991) 45–47.

1992

Röber 1992: R. Röber, Kloster tom Roden: Das Fundmaterial und seine Aussagen zur Ausstattung der Anlage und zur Lebensweise ihrer Bewohner. Westfalen, Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 70, 1992, 143–181.
Röber/Alshut/Reinke/Sigrist 1992: R. Röber/E. Alshut/U. Reinke /B. Sigrist, Schloß Horst, Gelsenkirchen. In: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Westfälisches Amt für Denkmalpflege (Hrsg.), Im Wandel der Zeit. 100 Jahre Westfälisches Amt für Denkmalpflege (Münster 1992) 133–192.
Röber/Glüsing 1992: R. Röber/P. Glüsing, Funde von der Wildburg und der Brunsburg. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Keramikchronologie im Oberweserraum. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 61, 1992, 135–156.
Röber/Kneppe/Syndikus 1992: R. Röber/C. Kneppe/C. Syndikus, Beiträge zur Architektur mittelalterlicher Kirchen im Sauer- und Siegerland. Westfalen, Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 70, 1992, 42–92.

1993

Röber 1993a: R. Röber, Archäologische Untersuchungen im vallis liliorum. Ergebnisse der Grabung im Kapitelsaal des Kreuzherren-Klosters von Lüdge-Falkenhaben, Kreis Lippe. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 8B, 1993, 63–79.
Röber 1993b: R. Röber, Rezension Zisterzienserbauten in der Schweiz. Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich 10 (Zürich 1990). Fundberichte aus Baden-Württemberg 18, 1993, 623–627.
Röber 1993c: R. Röber, Rezension A. Gühne, Stadtarchäologie in Freiberg. Holzfunde. Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Dresden 22 (Berlin 1991). Archäologie in Deutschland, 1993, Heft 4, 58.
Röber 1993d: R. Röber, Rezension P. Lehmann, Zwei Töpferöfen aus der Winterthurer Altstadt. Berichte der Zürcher Denkmalpflege. Archäologische Monographien 12 (Zürich/Egg 1992). Fundberichte aus Baden-Württemberg 18, 1993, 621–623.
Haberstroh/Röber 1993e: V. Haberstroh/R. Röber, Über die Kunstfertigkeit mittelalterlicher Drechlser. Archäologie in Deutschland 1993, Heft 2, 1993, 32–35.
Theune-Großkopf/R. Röber 1993f: B. Theune-Großkopf/R. Röber, Das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg, Außenstelle Konstanz. Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992, 1993, 19–25.

1994

Röber 1994a: R. Röber, Das Mittelalter: Hauswerk, Handwerk, Hohe Kunst. In: M. Kokabi/B. Schlenker/J. Wahl (Hrsg.), „Knochenarbeit“. Artefakte aus tierischen Rohstoffen im Wandel der Zeit. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 27 (Stuttgart 1994) 110–120.
Röber 1994b: R. Röber, Viel Arbeit bis zum Vergnügen – Zur Nachbildung eines mittelalterlichen Trictrac-Spieles. Denkmalpflege in Baden-Württemberg N. F. 23, 1994, 38–51.
Röber 1994c: R. Röber, Rezension M. Gläser (Hrsg.), Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum. Eine Festschrift für Günter P. Fehring. Schriften des Kulturhistorischen Museums Rostock 1 (Rostock 1993). Archäologie in Deutschland 1994, Heft 4, 58.
Röber/Theune-Großkopf 1994: R. Röber/B. Theune-Großkopf, Geweih, Knochen, Elfenbein im kultisch-christlichen Bereich. In: M. Kokabi/B. Schlenker/J. Wahl (Hrsg.), „Knochenarbeit“. Artefakte aus tierischen Rohstoffen im Wandel der Zeit. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 27 (Stuttgart 1994) 99–109.

1995

Röber 1995a: R. Röber, Artefakte aus Knochen und Geweih. In: Matthias Untermann (Hrsg.), Die Latrine des Augustinereremiten-Klosters in Freiburg im Breisgau. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 31 (Stuttgart 1995) 329–334.
Röber 1995b: R. Röber, Blauer Dunst aus weißen Pfeifen. Tönerne Tabakspfeifen aus Konstanz. Archäologische Nachrichten aus Baden 53, 1995, 28–36.
Röber 1995c: R. Röber, Burgen auf dem Bodanrück. Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins 68, 1995, 119–122.
Röber 1995d: R. Röber, Zur Verarbeitung von Knochen und Geweih im mittelalterlichen Südwestdeutschland. Fundberichte aus Baden-Württemberg 20, 1995, 885–944.
Röber 1995e: R. Röber, Rezension C. Jäggi/H.-R. Meier/R. Windler/M. Illi, Die Stadtkirche St. Laurentius in

Winterthur. Ergebnisse der archäologischen und historischen Forschungen. Zürcher Denkmalpflege. Archäologische Monographien 14 (Zürich/Egg 1993). Fundberichte aus Baden-Württemberg 20, 1995, 968–970.

Röber 1995f: R. Röber, Rezension U. Koch, Der Runde Berg bei Urach VIII: Frühgeschichtliche Funde aus Bein, Geräte aus Ton und Stein aus den Plangrabungen 1967–1984. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde, Schriften 14 (Sigmaringen 1994). Fundberichte aus Baden-Württemberg 20, 1995, 960–962.

1996

Röber 1996a: R. Röber, Studien zur Ofenkeramik der Töpferei Vogler (ca. 1650–1683). Fundberichte aus Baden-Württemberg 21, 1996, 579–618.

Röber 1996b: R. Röber, Tonpfeifen aus Konstanz. Knasterkopf, Mitteilungen für Freunde irdener Pfeifen 8, 1996, 1–44.

Röber 1996c: R. Röber, Zur Grabung im Areal Dammgasse-Raueneckgasse-Sigismundstraße in Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1995, 1996, 272–274.

Röber 1996d: Glaube, Kunst und Spiel, zusammengestellt von R. Röber. ALManach 1 (Stuttgart 1996).

Kneppe/Röber 1996: C. Kneppe/R. Röber, Bericht über die archäologischen Untersuchungen der St. Martini-Kirche in Siegen. Siegener Beiträge 1, 1996, 71–85.

Nagel/Oelze/Röber 1996: B. Nagel/P. Oelze/R. Röber, Heilige vom Hinterhof. In: Röber 1996d, 18–140.

1997

Röber 1997a: R. Röber, Konstanz „Am Gries“ und die mittelalterlichen Hafenanlagen der Stadt. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1996, 1997, 234–236.

Röber 1997b: R. Röber, Zur archäologischen Erforschung des Klosters Falkenhagen. In: W. Gerking (Hrsg.), 750 Jahre Kloster Falkenhagen. Festschrift zur 750jährignen Wiederkehr der Klostergründung und zum 500-jährigen Jubiläum der Kirchweihe. Sonderveröffentlichung des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe 49 (Leopoldshöhe 1997) 157–163.

Röber 1997c: R. Röber, 1. Treffen des archäologischen Arbeitskreises zur Erforschung des mittelalterlichen Handwerks am 21./22.03.1997 in Konstanz / Ralph Röber In: *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 8, 1997, 21–22.*

Dumitrache/Röber 1997: M. Dumitrache/R. Röber, Die Stadt Konstanz. In: D. Ade-Rademacher/U. Gross/M. Dumitrache/B. Jenisch/S. Kaltwasser/C. Keller/R. Marti/C. P. Matt/J. Pfrommer/R. Röber (Hrsg.), Mittelalterliche Keramik in Baden-Württemberg und den Schweizer Kantonen Basel-Stadt, Baselland und Schaffhausen. Fundstellen und Forschungsstand (Hertingen 1997) 29–32.

1998

Röber 1998a: R. Röber, Der städtische Werkhof in Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1997, 1998, 164–167.

Röber 1998b: R. Röber, Rezension L. Frascoli, Handwerker- und Kaufmannshaushalte im frühneuzeitlichen Winterthur. Untersuchungen zu vier Liegenschaften in der Altstadt. Monographien der Kantonsarchäologie Zürich 29 (Zürich/Egg 1997). Fundberichte aus Baden-Württemberg 22, 1, 1998, 866–868.

Röber/Oelze 1998: R. Röber, P. Oelze, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Ofenkacheln aus dem Kreis und der Stadt Konstanz. Fundberichte aus Baden-Württemberg 22, 1, 1998, 803–851.

1999

Röber 1999a: Von Schmieden, Würflern und Schreinern, Städtisches Handwerk im Mittelalter, zusammengestellt von R. Röber. ALManach 4 (Stuttgart 1999).

Röber 1999b: R. Röber, Zur Topographie des Handwerks in der mittelalterlichen Stadt. Skizzen zur Quellenproblematik und zum Forschungsstand in Archäologie und Geschichte. In: Röber 1999a, 9–42.

Röber 1999c: R. Röber, Stadtarchäologie in Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1998, 1999, 248–251.

Röber 1999d: R. Röber, Tonpfeifen des 17. und 18. Jahrhunderts aus Breisach, Freiburg und Konstanz. Zum Forschungsstand im südlichen Südwestdeutschland. In: M. Schmaedecke (Hrsg.), Tonpfeifen in der Schweiz. Beiträge zum Kolloquium über Tabakspfeifen aus Ton in Liestal/Schweiz am 26. März 1998. Archäologie und Museum 20 (Liestal 1999) 39–50.

Röber 1999e: R. Röber, Viele Kaiser und ein Fürst – Die Kaisermedaillons von Schloß Horst in Gelsenkirchen. Schweizer Münzblätter 194, 1999, 31–39.

Röber 1999f: R. Röber, Zu Füßen des Bischofs. In: P. Wollkopf (Hrsg.), Im Schatten des Münsters. Geschichte eines Quartiers im Zentrum der Konstanzer Altstadt (Konstanz 1999) 19–31.

Röber 1999g: R. Röber, Rezension M. Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum I: Stand, Aufgaben und Perspektiven (Lübeck 1997). Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 10, 1999, 55–56.

Röber 1999h: R. Röber, 2. Treffen des Archäologischen Arbeitskreises zur Erforschung des mittelalterlichen

Handwerks am 20./21. März 1998 in Konstanz. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 10, 1999, 41–42.
Röber 1999i: R. Röber, 3. Treffen des Archäologischen Arbeitskreises zur Erforschung des mittelalterlichen Handwerks am 19./20. März 1999 in Konstanz. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 10, 1999, 43–44.
Röber/Trepkas 1999: R. Röber/U. Trepkas, Archäologische und historische Quellen zum städtischen Werkhof in Konstanz. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 117, 1999, 33–56.

2000

Röber 2000a: Einbaum, Lastensegler, Dampfschiff. Frühe Schifffahrt in Südwestdeutschland, zusammengestellt von R. Röber. ALManach 5/6 (Stuttgart 2000).
Röber 2000b: R. Röber, Konstanz und seine Häfen, Standort und Infrastruktur von der Antike bis in das 19. Jahrhundert. In: Röber 2000a, 185–214.
Röber 2000c: R. Röber, Vom ersten Einbaum zum letzten Lastensegler. Die neue Schifffahrtsabteilung des Archäologischen Landesmuseums. Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 29, 2000, 264–270.
Bachmani/Bibby/Burghardt/Röber 2000: M. Bachmani/D. Bibby/M.W. Burghardt/R. Röber, Some features of the soils of old Constance. W. Burghardt/C. Dornauf (Hrsg.), First International Conference on Soils of Urban, Industrial, Traffic and Mining Areas, Proc. Vol. I (Essen 2000) 21–26.
Löbbecke/Röber 2000: F. Löbbecke/R. Röber, Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen an der ehemaligen Augustiner-Eremiten-Kirche in Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1999, 2000, 177–181.

2001

Röber 2001: R. Röber, Konstanz, Marktstätte 13 und das „pontomium constructum“ König Philipps von Schwaben. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2000, 2001, 215–218.
Löbbecke/Röber 2001: F. Löbbecke/R. Röber, Bauarchäologische Untersuchungen an der ehemaligen Augustiner-Eremiten-Kirche in Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2000, 2001, 176–179.
Trepkas/Röber 2001: U. Trepkas/R. Röber, Konstanz „Am Gries“. Zur Entstehung und Bevölkerung eines Stadtviertels am Rand des Sees. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 119, 2001, 1–58.

2002

Röber 2002a: Mittelalterliche Öfen und Feuerungsanlagen. Beiträge des 3. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks zusammengestellt von R. Röber. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 62 (Stuttgart 2002).
Röber 2002b: R. Röber, In Abhängigkeit des Bischofs? Buntmetallhandwerker am Fuß des Konstanzer Münsterhügels. Röber 2002a, 55–86.
Röber 2002c: R. Röber, Öfen und Feuerstellen in Handwerk und Gewerbe- mittelalterliche Realität und archäologischer Befund. In: Röber 2002a, 9–26.
Röber 2002d: R. Röber, Konstanz-Stadelhofen. Zur Befestigung einer Vorstadt. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001, 2002, 194–198.
Röber 2002e: R. Röber, Konstanz, Stephansplatz 7: Vom Erdgeschoss zum Keller. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001, 2002, 191–194.
Röber 2002f: R. Röber, Römische und mittelalterliche Gräben aus Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001, 2002, 188–191.
Röber 2002g: R. Röber, Tönerne Tabakspfeifen von der Liegenschaft Salzstraße 22 in Freiburg. In: L. Galioto/F. Löbbecke/M. Untermann, Das Haus „Zum roten Basler Stab“ (Salzstraße 20) in Freiburg im Breisgau. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 25 (Stuttgart 2002) 607–618.
Röber 2002h: R. Röber, Urbs praeclara Constantia – das ottonisch-frühsalische Konstanz. In: S. Lorenz/B. Scholkmann (Hrsg.), Schwaben vor 1000 Jahren. Veröffentlichung des Alemannischen Instituts 69 (Filderstadt 2002) 162–193.
Röber 2002i: R. Röber, Warentransport im Bodenseeraum in Mittelalter und früher Neuzeit. Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee 59, 2002, 29–42.
Röber 2002k: R. Röber Tagungsbericht 5. Treffen des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks, Konstanz, 27./28. April 2001. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 13, 2002, 62–64.

2003

Röber 2003a: R. Röber, Das Kloster Petershausen im Spiegel der Archäologie. Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee 60, 2003, 97–106.

Röber 2003b: R. Röber, Zu Kloster und Dorf Petershausen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002, 2003, 198–201.
Löbbecke/Röber 2003: F. Löbbecke/R. Röber, Drei Stadtmauern im Süden der Konstanzer Altstadt. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002, 2003, 202–204.

2004

Röber 2004a: R. Röber, Das mittelalterliche Schmiedehandwerk – Eine Einführung. In: Walter Melzer (Hrsg.), Schmiedehandwerk in Mittelalter und Neuzeit. Beiträge des 6. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 5 (Soest 2004) 9–10.
Röber 2004b: R. Röber, Schlagmarkierungen auf mittelalterlichen Schmiedeobjekten – Ein Beitrag zum Aussagepotential gewerblicher Zeichen. In: Walter Melzer (Hrsg.), Schmiedehandwerk in Mittelalter und Neuzeit. Beiträge des 6. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 5 (Soest 2004) 139–161.
Röber 2004c: R. Röber, Konstanz – Das spätantike Kastell und die Anfänge des Bischofssitzes. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2003, 2004, 100–103.
Röber 2004d: Röber, Neue Erkenntnisse zum hoch- bis spätmittelalterlichen Hafen von Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2003, 2004, 210–214

2005

Röber 2005a: R. Röber, Archäologie des Mittelalters und Bauhandwerk – Eine Einführung. In: Walter Melzer (Hrsg.), Mittelalterarchäologie und Bauhandwerk. Beiträge des 8. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 6 (Soest 2005) 9–13.
Röber 2005b: R. Röber, Rezension G. Helmig/B. Scholkmann/M. Untermann (Hrsg.), Centre, Region, Periphery. Medieval Europe Basel 2002. 3rd International Conference of Medieval and Later Archaeology, Basel (Switzerland) 10.–15. September 2002, Preprinted Papers (Hertingen 2002). Fundberichte aus Baden-Württemberg 28, 1, 2005, 892–894.
Röber 2005c: R. Röber, Von Einbäumen und Lastschiffen – frühe Schifffahrt auf dem Bodensee. In: G. Leipold-Schneider (Hrsg.), Schifffahrt am Bodensee. Vom Einbaum zum Katamaran (Steißlingen 2005) 30–37.
Röber 2005d: R. Röber, Vorstadt und Gewerbe: Das Fallbeispiel Konstanz-Stadelhofen. In: H. Eilbracht (Hrsg.), Itinera Archaeologica. Vom Neolithikum bis in die frühe Neuzeit. Festschrift für Torsten Capelle zum 65. Geburtstag. Internationale Archäologie Studia honoraria 22 (Rahden 2005) 231–245.
Heiligmann/Röber 2005a: J. Heiligmann/R. Röber, Konstanz, Münsterplatz: von Legionären und Domherren. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2004, 2005, 132–136.
Heiligmann/Röber 2005b: J. Heiligmann/R. Röber, Lange vermutet – endlich belegt: Das spätrömische Kastell Constantia. Erste Ergebnisse der Grabung auf dem Münsterplatz von Konstanz 2003–2004. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg 34, 2005, 134–141.
Löbbecke/Pfrommer/Röber 2005: F. Löbbecke/J. Pfrommer/R. Röber, Bauen auf unsicherem Grund – Fundamentierungstechniken am Fallbeispiel Konstanz. In: Walter Melzer (Hrsg.), Mittelalterarchäologie und Bauhandwerk. Beiträge des 8. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 6 (Soest 2005) 33–78.

2006

Röber 2006a: R. Röber, Innovation und Spezialisierung im mittelalterlichen Schmiedehandwerk – Ein Diskussionsbeitrag aus archäologischer Perspektive. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 34, 2006, 47–62.
Röber 2006b: R. Röber, Markt und Handwerk. Quellenkritische und forschungsgeschichtliche Betrachtungen. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 34, 2006, 147–151.
Röber 2006c: R. Röber, Mittelalterliches Handwerk in Konstanz (Bodensee) unter besonderer Berücksichtigung der Gewerbetopographie. In: Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium im Hanseraum V: Das Handwerk (Lübeck 2006) 331–346.
Röber 2006d: R. Röber, Von der spätrömischen Festung zum frühmittelalterlichen Bischofssitz: Konstanz am Bodensee. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 17, 2006, 13–18.
Röber 2006e: R. Röber, Von Töpfern, Glasern und Skeletten: Eine Untersuchung in der Konstanzer Vorstadt Stadelhofen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2005, 2006, 192–195.
Klöckler/Röber 2006: R. Röber/J. Klöckler, Zur Entwicklung des Konstanzer Marktwesens im Mittelalter. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 34, 2006, 249–272.
Röber/Röber 2006: R. Röber/J. Röber, Mittelalterliche Umweltverschmutzung und ihre Auswirkungen auf den mittelalterlichen Menschen. Archäologie in Deutschland 2006, Heft 1, 20–23.

2007

Röber 2007a: R. Röber, Datum mitgeliefert: Ein Glasbecher des 13. Jahrhunderts aus einer dendrodatierten Fundschicht im Hafen von Konstanz. Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 74/75, 2007, 51–56.

Röber 2007b: R. Röber, Flötentöne aus der Latrine. Archäologie in Deutschland 2007, Heft 1, 40.

Löbbecke/Röber 2007: F. Löbbecke/R. Röber, Die archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen im ehemaligen Konstanzer Augustinereremitenkloster. In: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hrsg.), Dreifaltigkeitskirche Konstanz. Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Heft 6 (Esslingen 2007) 12–25.

2008

Röber 2008a: R. Röber, Das mittelalterliche Schmiedehandwerk. Quellensituation und Forschungsstand. In: Walter Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk. Eine Standortbestimmung. Beiträge des 10. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (Soest 2008) 97–127.

Röber 2008b: R. Röber, Luxus im spätmittelalterlichen Konstanz: Die Aussage archäologischer, schriftlicher und baulicher Quellen. In: Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum VI: Luxus und Lifestyle (Lübeck 2008) 419–436.

Jordan-Fahrbach/Rast-Eicher/Röber 2008: E. Jordan-Fahrbach/A. Rast-Eicher/R. Röber, Kalkleiche und Stollentruhe. Ausgewählte Funde aus der Grabung Konstanz, Augustinereremitenkirche. In: S. Arnold (Hrsg.), Stratigraphie und Gefüge. Beiträge zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit und zur historischen Bauforschung. Festschrift H. Schäfer zum 65. Geburtstag. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 28 (Stuttgart 2008) 169–180.

Röber/Melzer 2008: R. Röber/W. Melzer, Der Arbeitskreis zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. In: Walter Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk – Eine Standortbestimmung. Beiträge des 10. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (Soest 2008) 9–12.

Röber/Wolf 2008a: R. Röber/M. Wolf, Downtown Konstanz – Neue Ausgrabungen in der Rosgartenstraße und auf dem Augustinerplatz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007, 2008, 206–209.

Röber/Wolf 2008b: R. Röber/M. Wolf, Eine Kirche für den Bischof –Ausgrabungen auf dem südlichen Münsterplatz in Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007, 2008, 209–211.

2009

Röber 2009a: Kloster, Dorf und Vorstadt Petershausen. Archäologische, historische und anthropologische Untersuchungen, zusammengestellt von R. Röber. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 30 (Stuttgart 2009).

Röber 2009b: R. Röber, Archäologische Erkenntnisse zum Baubestand von Kirche und Klaustrum. In: Röber 2009a, 69–100.

Röber 2009c: R. Röber, Der Wirtschaftstrakt des Klosters Petershausen im Spiegel der archäologischen Untersuchungen 2002 und 2003. In: Röber 2009a, 211–234.

Röber 2009d: R. Röber, Innovation in Technik und Gewerbe. Langsame Entwicklung oder Quantensprung. In: B. Scholkmann/S. Frommer/Chr. Vossler/M. Wolf (Hrsg.), Zwischen Tradition und Wandel. Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts. Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 3 (Büchenbach 2009) 171–179.

Röber 2009e: R. Röber, Zwischen Antike und Mittelalter. Thesen zur Ausgestaltung und räumlichen Entwicklung ausgewählter Bischofsitze an Rhein und Donau. In: U. Gross (Hrsg.), Frühe Pfalzen – Frühe Städte. Neue Forschungen zu zentralen Orten des Früh- und Hochmittelalters in Süddeutschland und der Nordschweiz. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 58 (Stuttgart 2009) 103–136.

Röber 2009f: R. Röber, Abschlusskommentar zu den Vorträgen von Sektion 3. Innovation, Kommunikation, Interaktion. In: In: B. Scholkmann/S. Frommer/Chr. Vossler/M. Wolf (Hrsg.), Zwischen Tradition und Wandel. Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts. Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 3 (Büchenbach 2009) 271–274.

Berszin/Röber/Röber 2009: C. Berszin/R. Röber/Monika Röber, Kloster, Dorf und Vorstadt Petershausen – Ergebnisse und Ausblick. In: Röber 2009a, 265–271.

Heiligmann/Röber 2009: J. Heiligmann/R. Röber, Römischer Strand und frühmittelalterliche Bischofsburg. Die Grabung 1995 in der Hofhalde 8 in Konstanz. In: J. Biel/J. Heiligmann/D. L. Krause (Hrsg.), Landesarchäologie. Festschrift für Dieter Planck zum 65. Geburtstag. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 100 (Stuttgart 2009), 603–626.

2010

Röber 2010a: R. Röber, Historische Ansichten als Quelle zur Rekonstruktion von Baubefunden – Hilfsmittel oder Illusion? Das Beispiel Kloster Petershausen. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 22, 2010, 101–110.

Röber 2010b: R. Röber, Rezension Ch. Krauskopf, Tric-Trac, Trense, Treichel. Untersuchungen zur Sachkultur des Adels im 13. und 14. Jahrhundert. Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung A 11 (Braubach 2005). Miteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 22, 2010, 275—283.

Röber/Röber 2010: J. Röber/R. Röber, Mittelalterliche Umweltverschmutzung und ihre Auswirkungen auf den Menschen. Jahrbuch Heidenheim an der Brenz 13, 2009/10, 62–74.

Löbbecke/Röber 2010: F. Löbbecke/R. Röber, Vom spätantiken Kastell zur neuzeitlichen Schanze: Das Befestigungswesen der Stadt Konstanz. In: Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum VII: Die Befestigungen (Lübeck 2010) 493–516.

2011

Heiligmann/Röber 2011: J. Heiligmann/R. Röber, Im See – Am See. Archäologie in Konstanz (Friedberg 2011).

Jansen/Röber 2011: M. Jansen/R. Röber, Stadtarchäologie immer für Überraschungen gut: die ersten Konstanzer Töpferöfen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2010, 2011, 234–237.

Löbbecke/Röber 2011: F. Löbbecke/R. Röber, Zwischen Schutz und Repräsentation. Zum Stand der Erforschung der mittelalterlichen und neuzeitlichen Konstanzer Stadtbefestigungen. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 129, 2011, 3–38.

2013

Röber 2013a: R. Röber, Konstanz um 1200 – Strukturwandel oder Kontinuität: eine siedlungsgeografisch-baugeschichtliche Studie. In: Igel et al. 2013, 333–358.

Röber 2013b: R. Röber, Spätantike Voraussetzungen und die älteste Bischofskirche. In: U. Laule (Hrsg.), Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche (Regensburg 2013) 18–21.

Röber 2013c: R. Röber, Archäologische Erkenntnisse zum Kreuzgang und zu den angrenzenden Gebäuden. In: U. Laule (Hrsg.), Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche (Regensburg 2013) 288–290.

Röber 2013d: R. Röber, Rezension Siedlungsbefunde und Fundkomplexe der Zeit zwischen 800 und 1350. Akten des Kolloquiums zur Mittelalterarchäologie in der Schweiz (Basel 2011). Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 25, 2013, 256–257.

Von der Osten-Woldenburg/Röber 2013: H. von der Osten-Woldenburg/R. Röber, Die Radarmessungen im Bereich des kleinen Münsterfriedhofes. In: U. Laule (Hrsg.), Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche (Regensburg 2013) 393–394.

Bibby/Röber 2013: D. Bibby/R. Röber, Der Untere Münsterfriedhof. In: U. Laule (Hrsg.) Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche, (Regensburg 2013) 395–399.

Igel et al. 2013: K. Igel/M. Jansen/R. Röber/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96 (Stuttgart 2013).

2014

Röber 2014a: R. Röber, Konstanz im 10. Jahrhundert – Zwischen Roma secunda und Ungarnsturm. In: Chr. Kleinjung/S. Albrecht (Hrsg.), Das lange 10. Jahrhundert. Struktureller Wandel zwischen Zentralisierung und Fragmentierung, äußerem Druck und innerer Krise. RGZM-Tagungen 19 (Mainz 2014) 203–223.

Röber 2014b: R. Röber, Zur inneren Sicherheit im frühen und hohen Mittelalter – eine archäologische Fallstudie zur Verwendung von Schloss und Schlüssel. In: A. Falk/U. Müller/M. Schneider (Hrsg.), Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser (Lübeck 2014) 559–572.

Röber 2014c R. Röber, Rezension D. Bulach, Handwerk im Stadtraum. Das Ledergewerbe in den Hansestädten der südwestlichen Ostseeküste (13.–16. Jahrhundert). Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte N. F. 45 (Köln/Weimar/Wien 2013). Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 26, 2014, 170–175.

Röber 2014d: R. Röber, Rezension M. Schneider, Das frühmittelalterliche Dorf von Borken-Südwest in Westfalen. Landeskundliches Institut Westmünsterland, Quellen und Studien 22 (Vreden 2013). Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 27, 2014, 260–263.

Röber 2014e: R. Röber (Mitwirkender), Ein großer Klang für Petershausen. Die Gebhardsorgel. Festbuch zur Weihe der neuen Orgel, St. Gebhardskirche Konstanz-Petershausen, 13. Juli 2014 (Konstanz 2014).

2015

Röber 2015a: GlasKlar. Archäologie eines kostbaren Werkstoffes in Südwestdeutschland, zusammengestellt von R. Röber. Begleitband zur Ausstellung (Friedberg 2015).

Röber 2015b: R. Röber, Glasbläser, Glaser, Glasmaler – Innovation und Tradition im Handwerk. In: Röber 2015a, 60–67.

Röber 2015b: R. Röber, Auf der Tafel und im Vorratsschrank – Wandel in Form und Design. In: Röber 2015a, 82–91.

Röber 2015d: R. Röber, „Wer trübe Fenster hat, dem erscheint alles grau". Fensterverglasung im Mittelalter. In: Röber 2015a, 206–209.

Röber 2015e: R. Röber, Nicht nur für Tote – Reliquiengläser, Grabkelche und ein gläserner Christus. In: Röber 2015a, 220–222.

2016

Röber 2016a: R. Röber, Die Belastung von Boden und Wasser in der mittelalterlichen Stadt: Einzelfall oder Paradigma. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 29, 2016, 21–36.

Röber 2016b: R. Röber, Konstanz: Bischofs- und Bürgerstadt in schriftlichen Quellen und archäologischem Befund. In: Manfred Gläser/Manfred Schneider (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum X: Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung (Lübeck 2016) 385–394.

2017

Röber 2017a: R. Röber, Adler, Löwe, Bandschlinge – gestempelte Fußbodenfliesen aus dem Konstanzer Boden. In: Chr. Rinne/J. Reinhard/E. Roth Heege, St. Teuber (Hrsg.), Vom Bodenfund zum Buch. Archäologie durch die Zeiten, Festschrift für Andreas Heege. Historische Archäologie Sonderband (Bonn 2017) 429–449.

Röber 2017b: R. Röber, Die renaissancezeitliche Fensterverglasung von Schloss Horst, Gelsenkirchen. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 13, 2017, 345–364.

Röber 2017c R. Röber, Keramik und Glas als Medium heraldischer Tierdarstellungen. Beispiele aus Südwestdeutschland. In: V. Brieske/A. Dickers/M. M. Rind, Tiere und Tierdarstellungen in der Archäologie. Beiträge zum Kolloquium in Gedenken an Torsten Capelle, 30.–31. Oktober 2015 in Herne. Veröffentlichungen der Altertumskommission für Westfalen 22 (Münster 2017) 389–402.

2018

Röber 2018a: R. Röber, Sehen und Gesehen werden – eine Detailstudie zur Fensterverglasung im mittelalterlichen Bürgerhaus. In: Kemkes et al. 2018, 222–235.

Röber 2018b: R. Röber, Zwischen Überfluss und Mangel: Wasserversorgung im mittelalterlichen Konstanz. In: W. Melzer (Hrsg.), Lebensmittel im Mittelalter und in der frühen Neuzeit: Erzeugung, Verarbeitung, Versorgung. Beiträge des 16. Kolloquiums zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 15 (Soest 2018) 53–70.

Röber 2018c: R. Röber, Mittelalterliche Lastschiffe auf dem Bodensee: die Immenstaader Lädine im Archäologischen Landesmuseum. In: H. Derschka/J. Klöckler (Hrsg.), Der Bodensee − Natur und Geschichte aus 150 Perspektiven. Jubliäumsband des internationalen Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 1868–2018 (Ostfildern 2018) 60−61.

Kemkes et al. 2018: M. Kemkes/P. Rau/R. Röber/P. Schlemper/B. Theune-Großkopf (Hrsg.), Ob res prospere gestas – wegen erfolgreich ausgeführter Taten. Festschrift für Jörg Heiligmann (Friedberg 2018).

2019

Röber 2019a: R. Röber, Der ewige Nuppenbecher – archäologische und bildliche Datierungen im Vergleich. In: G. Dethlefs/W. Kramer/Chr. Leiber/H. Wessling (Hrsg.), Grabung – Forschung – Vermittlung. Gedenkschrift für Peter Steppuhn, Wuppertal 2019, 108−123.

Röber 2019b: R. Röber, Minne und Mystik. Eine Christus-Johannes-Gruppe aus Konstanz. Archäologische Nachrichten aus Baden 95, 2019, 31−35.

Hald/Röber 2019: J. Hald/R. Röber, Neue geophysikalische und archäologische Untersuchungen im Klosterareal Konstanz-Petershausen – Kirche und römischer Brückenkopf? Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2018, 2019, 309−313.

2020

Röber 2020a: R. Röber (Hrsg.), Die Grabung Konstanz, Obere Augustinergasse: ein Hinterhofquartier und sein historisch-bauhistorisches Umfeld. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 18 (Wiesbaden 2020).

Röber 2020b: R. Röber, Einleitende Bemerkungen zum Projekt „Obere Augustinergasse". In: Röber 2020a, 11−14.

Röber 2020c: R. Röber, Von Grundstückgrenzen, Brunnen und Latrinen – Archäologie in einem Hinterhofquartier. In: Röber 2020a, 26−43.

Röber 2020d: R. Röber, Spielzeug, Waffen, Werkzeug – Alltägliches aus Eisen und Buntmetall. In: Röber 2020a, 329−346.

Röber 2020e: R. Röber, Archäologie in einem Hinterhofquartier: zusammenfassende Ergebnisse. In: Röber 2020a, 368–373.
Röber 2020f: R. Röber, Hohl- und Flachglas aus einer frühneuzeitlichen Erfurter Latrine. Neue Ausgrabungen und Funde in Thüringen, Bd. 10, 2018/2019 (2020), 121–151.
Röber 2020g: R. Röber, Rezension F. Rösch, Das Schleswiger Hafenviertel im Hochmittelalter. Entstehung, Entwicklung, Topographie. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beih. 26 (Bonn 2018). Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 33, 2020, 349–357.
Derschka/Röber 2020: H. Derschka/R. Röber, Die hochmittelalterlichen Aufschüttungen an der Seeseite der Stadt Konstanz – archäologische und rechtsgeschichtliche Aspekte. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 33, 2020, 29–36.

2021

Röber 2021a: R. Röber, Bauer, Ackerbürger, Städter – agrarökonomische Evidenz in der Stadt des Mittelalters. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 34, 2021, 9–20.
Röber 2021b: R. Röber, Der anonyme Handwerker oder Werbung am Werk. In: J. Ricken (Hrsg.), Archäologie in Soest und anderswo. Festschrift für Walter Melzer. Soester Beiträge zur Archäologie 17 (Soest 2021) 191–202.
Röber 2021c: R. Röber, Modepüppchen aus Konstanz. Archäologische Nachrichten aus Baden 97, 2021, 53–59.
Röber 2021d: R. Röber, Stadtarchäologie in Konstanz. Ein Forschungsüberblick. In: D. Ade/S. Frommer/T. Marstaller/A. K. Scholz/M. Terp-Schunter/C. Vossler-Wolf/M. Wolf (Hrsg.), Sachgeschichte(n) Beiträge zu einer interdisziplinär verstandenen Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift für Barbara Scholkmann zum 80. Geburtstag (Tübingen 2021) 425–442.
Röber 2021e (Mitverfasser): Mittelalter am Bodensee. Wirtschaftsraum zwischen Alpen und Rheinfall [Ausstellungskatalog], herausgegeben vom Amt für Archäologie des Kantons Turgau, (Frauenfeld 2021).

2022

Röber 2022a: R. Röber, Ein umfangreiches Glasinventar aus einer Ulmer Latrine. In: Jenisch et al. 2022, 229–274.
Röber 2022b: R. Röber, Das bunte Mittelalter – auch in Konstanzer Stuben? Archäologische Nachrichten aus Baden 98, 2022, 37–45.
Röber/Crivellari 2022: R. Röber/F. Crivellari, Der Förderverein des ALM. Fördern als Vereinsaufgabe. In: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg 30 Jahre (Konstanz 2022), 32–35.
Röber/Großkopf 2022: R. Röber/B. Theune-Großkopf, Sonderausstellungen. Landesweit, regional, überregional, international. In: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg 30 Jahre (Konstanz 2022), 52–69.
Röber et al. 2022: R. Röber/J. Volck/A. Zimmermann, Biertrinker im Weinparadies: Ein Glaskomplex der frühen Neuzeit vom Grundstück Marktstätte 13 in Konstanz. In: Jenisch et al. 2022, 307–324.
Jenisch et al. 2022: B. Jenisch/R. Röber/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Glaswerk. Beiträge zur Erforschung von Glas und Glashütten. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 23 (Wiesbaden 2022).
Kemkes et al 2022: M. Kemkes/R. Röber/B. Theune-Großkopf, Forschung am Objekt. Grundlagen schaffen. In: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg 30 Jahre (Konstanz 2022), 156–162.

2023

Röber 2023a: R. Röber: Hafen, Markt, Gasthaus - Die Infrastruktur für Handel und Transport der Bischofsstadt Konstanz. In: D. Rieger/H. Floss (Hrsg.), Vom Ende her denken: Beiträge zur Archäologie im Hanseraum und darüber hinaus. Festschrift für Manfred Schneider (Rahden/Westf. 2023) 235–246.
Röber 2023b: R. Röber: Röber: Konstanz und das *Imperium Romanum*. Zugehörigkeit und Nachleben. In: J. Klöckler (Hrsg.), Konstanz und Italien. Transalpine Beziehungen durch die Jahrhunderte. Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz 23 (München 2023), 15–34.

2024

Röber 2024: Ralph Röber: Mit himmlischer Hilfe – Schreiben leichtgemacht? Archäologische Nachrichten aus Baden 2024 (in der Redaktion).
Röber 2024: R. Röber: Die Bauverträge von Schloss Horst. Eine unterschätzte Quelle der Forschung. In: Festschrift Sabine von Heusinger. Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte (in der Redaktion).
Röber 2024: R. Röber: Wie baut man ein Renaissanceschloss. Die Versorgung mit Baustoffen im Spiegel

der Schriftquellen zu Schloss Horst, Gelsenkirchen. Burgen und Schlösser 2024 (in der Redaktion).

Röber 2024: R. Röber: Münster Asche, Grabung Straßenbereich (in der Redaktion).

Röber 2024: R. Röber: Duesminde. In: THE hidden LÄND. Wir im ersten Jahrtausend. Begleitkatalog zur Großen Landesausstellung in Stuttgart 2024 (im Druck).

Röber 2024: R. Röber: Ringe der Macht. In: THE hidden LÄND. Wir im ersten Jahrtausend. Begleitkatalog zur Großen Landesausstellung in Stuttgart 2024 (im Druck).

Haasis-Berner et al. 2024: A. Haasis-Berner, C. Kneppe, H.-W. Peine, R. Röber mit Beiträgen von D. Hopp, R. Klostermann, A. Pesch und B. Stapel, Forschungen zu Haus Horst in Gelsenkirchen: Befunde und Fundmaterialien. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen-Lippe 49.1 (im Druck).

Lappe/Röber 2024: U. Lappe/R. Röber, Die Glasfunde des 13. bis 17. Jahrhunderts von Erfurt – Typologie und Chronologie. Weimarer Monographien zur Ur- und Frühgeschichte (Langenweißbach 2024, im Druck).

Röber/Röber 2024: M. Röber und R. Röber: Eine befestigte Hofanlage in Münster-Handorf. Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte des Münsterlands. Offa 2024 (im Druck).

Röber/Scheschkewitz 2024: R. Röber und J. Scheschkewitz, Orte der Macht. In: THE hidden LÄND. Wir im ersten Jahrtausend. Begleitkatalog zur Großen Landesausstellung in Stuttgart 2024 (im Druck).

Literatur

ALM 2022: Förderverein Archäologisches Landesmuseum und Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg.): Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg 30 Jahre (Konstanz 2022).

Heege 2007: A. Heege, Töpferöfen-Pottery kilns-Fours de potiers. Die Erforschung frühmittelalterlicher bis neuzeitlicher Töpferöfen (6.–20. Jh.) in Belgien, den Niederlanden, Deutschland, Österreich und der Schweiz. Basler Hefte zur Archäologie 4 (Basel 2007).

Jenisch et al. 2022: B. Jenisch/R. Röber/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Glaswerk. Beiträge zur Erforschung von Glas und Glashütten. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 23 (Wiesbaden 2022).

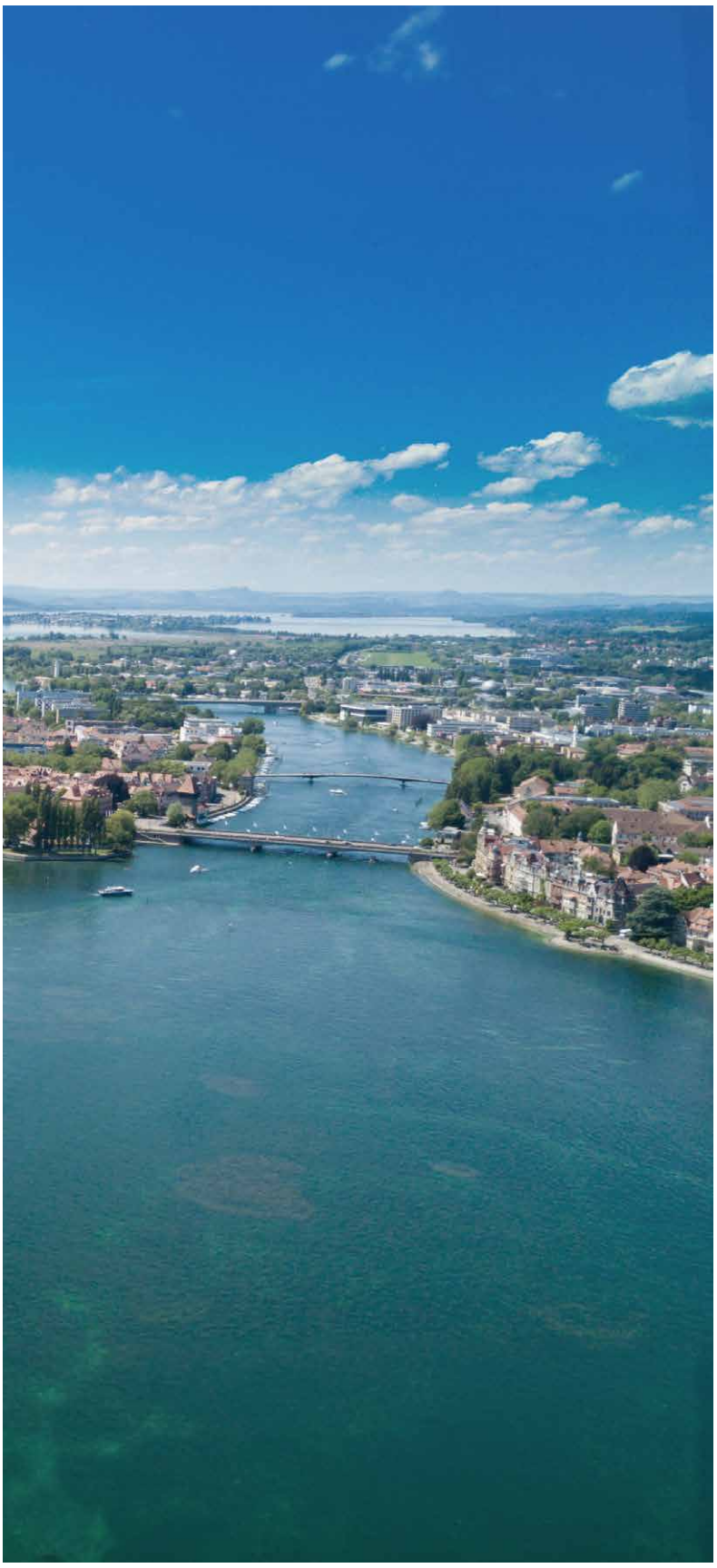
Melzer 2004: W. Melzer (Hrsg.), Schmiedehandwerk in Mittelalter und Neuzeit. Beiträge des 6. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 5 (Soest 2004).

Melzer 2005: W. Melzer (Hrsg.), Mittelalterarchäologie und Bauhandwerk. Beiträge des 8. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 6 (Soest 2005).

Melzer 2008: W. Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk. Eine Standortbestimmung. Beiträge des 10. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 9. (Soest 2008).

Melzer 2018: W. Melzer (Hrsg.), Lebensmittel im Mittelalter und in der frühen Neuzeit: Erzeugung, Verarbeitung, Versorgung. Beiträge des 16. Kolloquiums zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 15 (Soest 2018).

Weltecke 2017: D. Weltecke, Zu Gast bei Juden. Leben in der mittelalterlichen Stadt (Konstanz 2017).



I.

STADT – LAND – KIRCHE – HERRSCHAFT

Vielerlei Städte oder einfach nur STADT

Ein Essay über den Umgang mit dem Stadtbegriff der Mittelalterforschung

Karsten Igel und Michaela Jansen-Igel

Zusammenfassung

Die Definition oder zumindest die annähernde Beschreibung, was eine Stadt im Mittelalter war, ist eigentlich seit Anbeginn der Stadtgeschichtsforschung ein zentraler Diskussionspunkt, zumal in der Kontextualisierung von archäologischen und schriftlichen Quellen. Obgleich spätestens seit der Jahrtausendwende zunehmend ein offenerer, vom Stadtrecht und der Gemeindebildung geschiedener Stadtbegriff vertreten wird, zeigt ein Blick in die jüngere Forschung, dass noch immer genau diese Kriterien als wesentliches Kennzeichen von Stadt begriffen werden. Stadtbildung und Gemeindebildung bedingen sich allerdings nicht. Die frühen Städte des Früh- und frühen Hochmittelalters geraten so häufig aus dem Fokus und verhindern so ein einheitliches Fundament für die vergleichende Stadtgeschichtsforschung.

Einleitung

Beschäftigen wir uns mit dem Stadtbegriff oder der Stadtdefinition in heutiger Zeit, so stehen einem gut die gegenwärtigen Strömungen des politischen wie geisteswissenschaftlichen Diskurses von Wandel, Transformation, Dekonstruktion, die verschiedenen Turns von Linguistic über Spatial bis hin zum Material Turn oder eine eher konservative Sichtweise des Beharrens und Bewahrens der vermeintlich guten alten Zeiten vor Augen. Während die einen fest umschriebenen Definitionen folgen, befinden sich andere in einem fluiden Zustand. Das Zitat „Stadt ist, was sich Stadt nennt“ (Haase 1969, 70) entspricht dieser Fluidität, klare Merkmalskataloge dagegen einem festen Korsett. Dies erinnert ein wenig an die heutige Genderdebatte, die jedoch klar zwischen dem fluiden sozialen (gender) und dem deterministischen biologischen Geschlecht (sex) unterscheiden kann. Während die Biologie sex über die Keimzellenproduktion (Samen- und Eizelle) in männlich oder weiblich unterscheidet, erweitert gender das starre Gerüst, das sich biologisch allein an der Fortpflanzung definiert. Lösen wir allerdings diese beiden wissenschaftlichen Klassifikationen auf bzw. erkennen sie nicht an, geraten wir in einen Stellungskrieg mit all seinen Folgen. Hier mag jedem überlassen bleiben, wie relevant er die

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 31–40.

Keimzellenproduktion als Kriterium seines eigenen Ichs/seiner eigenen Identität ansieht, jedoch war sie bis zur künstlichen Befruchtung und Retortenbabys maßgeblich für das menschliche Fortbestehen.

Der Stadtbegriff hingegen entbehrt einer festen Definition, alles erscheint an ihm in Zeit und Raum fließend. Und dennoch hat vermutlich jeder ein mehr oder minder ausgeprägtes intuitives Gespür dafür, was Stadt ist und was nicht – oder meint dies zu haben. Ein Gespür lässt sich freilich nur begrenzt und wenn, dann eher nur unscharf in Worte fassen. Das persönliche Gespür für Stadt dürfte sich aus dem eigenen Erfahrungshorizont nähren, also den zeitgenössisch erlebbaren Städten von der Kleinstadt bis zur Megacity, von Slums und Schlafsiedlungen an Stadträndern, bis hin zu boomenden oder darbenden Innenstädten. Dazu treten, zumal in unserem mitteleuropäischen Raum, die erhaltenen oder bildlich überlieferten Stadtbilder der spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Städte, die ein, auf manche romantisierend wirkendes, Gegenbild zur Moderne bieten und zugleich Traditionen der gegenwärtigen Stadt begründen. Ist Stadt also etwas Gefühltes so wie das soziale Geschlecht, ist Stadt also mehr gender als sex? Und wie weit macht es dann überhaupt Sinn, Stadt einer festen Definition zu unterziehen, falls dies denn überhaupt möglich ist?

Der Einstieg in diesen Beitrag zur Stadt mag etwas ungewöhnlich oder irritierend erscheinen, vielleicht provoziert er auch zugleich die aufstöhnende Frage, warum schon wieder der Stadtbegriff als Thema – wo soll darin der Sinn liegen? Das haben sich die Autorin und der Autor im Übrigen auch im Vorfeld und während dessen Abfassung gefragt. Aber beim Durchblättern selbst der jüngsten Literatur fällt immer wieder auf, wie schwer es noch immer den Forschern und Forscherinnen fällt, gerade die frühen Städte als solche zu benennen. Doch dazu unten mehr.

Stadtdefinitionen

Der Versuch Stadt zu bestimmen ist letztlich so alt wie die Stadtgeschichtsforschung. Alfred Heit (Heit 1978; Heit 2004) wählte in seinen Überblicken den Osnabrücker Staatsmann, Juristen und Historiker Justus Möser (1720–1794) als ersten Fixpunkt. Für diesen war noch die Befestigung das wesentliche Kriterium. Die zeitgleiche Aufklärung und die aufkommenden Revolutionen betonten hingegen in Abgrenzung zu Aristokratie und Klerus das Bürgertum als wesentliches Element der Stadt, insbesondere die Gemeinde und die Kaufmannschaft. Diese frühe Stadtgeschichtsforschung suchte ihre Wurzeln jedoch nicht nur in der mittelalterlichen Stadt, sondern ihre Protagonisten waren in ihrem Wirken häufig auch noch nah an den fortlebenden mittelalterlichen Verfassungsstrukturen oder gar in ihnen verwurzelt, die viele Städte noch bis an das Ende des alten Reiches prägten. Der genannte Justus Möser schrieb um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einer Stadt, deren Verfassung noch tief im Spätmittelalter verankert war und die über eine Autonomie und Autokephalie verfügte (Igel 2016), wie sie geradezu dem imaginierten Idealbild einer mittelalterlichen Stadt entsprach. Kein Wunder also, dass gerade dem Recht und der Gemeinde eine zentrale Rolle bei der Beschreibung mittelalterlicher Städte zukommen sollten. Vielleicht im Zuge der Rückbesinnung auf das römische Recht, gegen das aufklärerische Vernunftrecht des ausgehenden 18. Jahrhunderts, kam es im 19. Jahrhundert zu einer starken Betonung der rechtlichen Verfasstheit und der baulichen Befestigung, also des abgeschlossenen Rechtsraums. Maßgeblich werden hier die klar differenzierten römischen Stadtrechtstypen (*civitas*, *municipium*, *colonia*, *oppidum*, *vicus*) gewesen sein, deren Verfasstheit jedoch im Laufe der mehrere Jahrhunderte dauernden Geschichte des Römischen Reichs nicht feststehend war, sondern sich änderte. Anfang des 20. Jahrhunderts fügten Werner Sombart (Sombart 1907) und Max Weber (Weber 1921) wirtschaftliche und soziologische Ansätze hinzu. Die okzidentale Stadt Max Webers bietet als Idealtypus bis heute reiche Anregungen als Diskussionsgrundlage für wissenschaftliche Forschung und akademische Lehre (Isenmann 2012, 46–48). Zugleich ist aber klar, dass sie eben nur ein Ideal skizziert, das nur für eine kleine Zahl von Städten und nur für eine bestimmte Zeitphase zutraf. Geradezu treffend hat dies Gerhard Dilcher aus der rechtshistorischen Perspektive zugespitzt, indem er die hochmittelalterliche Bischofsstadt nach Weber als asiatische Stadt klassifizierte, in ihrer spätmittelalterlichen, von der Kommune geprägten Ausformung dann aber als okzidentale Stadt (Dilcher 2002, 23–28).

In den 1930er Jahren entwickelte der Geograf Walter Christaller (Christaller 1968) die Zentralortstheorie, die sowohl von der Geschichtswissenschaft (Schlesinger 1969b, 251; Ennen 1969, 418; Mitterauer 1980, 24–25) als auch der Archäologie (Piekalski 2001; Steuer 2007; Jansen 2014) aufgegriffen wurde. Das Modell des Zentralorts ermöglicht es, den Stadtbegriff aus seinem historischen Kontext zu lösen und das Phänomen in unterschiedlichen Zeiten und Räumen zu untersuchen, in dem es auf einer theoretischen Ebene Kriterien und Funktionen erarbeitetet, die einen ‚zentralen Ort' definieren. Der Zentralort schließt die Stadt zwar mit ein, ist aber nicht unbedingt mit dieser gleichzusetzen, so dass wir wieder am Anfang wären: der Frage, was eine Stadt denn ausmacht? Carl Haase erweiterte in den 1950er Jahren die verschiedenen Ansätze zu einem kombinierten Stadtbegriff und entwarf einen Kriterienkatalog zur Bestimmung, was Stadt sei (Haase 1984), den Monika Escher und Frank Hirschmann Anfang der 2000er Jahre durch eine Quantifizierung zu präzisieren versuchten (Escher/Hirschmann 2005). Von

Franz Irsigler stammt wohl die am weitesten angenommene Form der Stadtdefinition. In ihrer ursprünglichen, so noch 2001 publizierten Form lautet sie:

> „Stadt ist eine vom Dorf und nichtagrarischen Einzwecksiedlungen unterschiedene Siedlung relativer Größe mit verdichteter, gegliederter Bebauung, beruflich spezialisierter und sozial geschichteter Bevölkerung und zentralen Funktionen politisch-herrschaftlich-militärischer, wirtschaftlicher und kultisch-kultureller Art für eine bestimmte Region oder regionale Bevölkerung. Erscheinungsbild, innere Struktur sowie Zahl und Art der Funktionen sind nach Raum und Zeit verschieden: Die jeweilige Kombination bestimmt einmal die Individualität der Stadt, zum anderen ermöglichen typische Kombinationen die Bildung von temporären und regionalen Typen oder Leitformen, je nach den vorherrschenden Kriterien“ (Irsigler 2001, 63).

In diesem Wortlaut findet sich die Definition heute beispielsweise im vom Münsteraner Institut für vergleichende Städteforschung betriebenen ‚Portal Städtegeschichte‘, das eine für Zeiten und Räume offenere Diskussion des Stadtbegriffs anbietet (Lampen/Schmidt 2014). Allerdings passte Franz Irsigler 2003 seine Definition noch einmal, auf eine kritische Anmerkung von Klaus Flink eingehend, es würde der rechtliche Aspekt fehlen, mit einem ergänzenden Einschub an: „[… Bevölkerung], Selbstverwaltungsorganen, einer auf Gemeindestrukturen aufbauenden, freie Lebens- und Arbeitsformen sichernden Rechtsordnung sowie [zentralen Funktionen …]“ (Irsigler 2010, 27–28). Damit war in die bis dahin auch für andere Zeiten und Räume offenere Beschreibung der Stadt Irsiglers das Recht und die Gemeinde eingeführt worden und ihre Gültigkeit damit deutlich beschnitten. Die von Haase und Irsigler angeführten Kriterienkataloge waren allerdings ohnehin mit der Einschränkung versehen, dass sie je nach Zeit und Region variieren, und zudem ausgehend von der Stadt der Zeit um 1200 entwickelt seien: der staufischen Stadt, aus der in ihrer wissenschaftlichen Betrachtung ein Idealbild geschaffen wurde. Dies gilt für den ergänzten Stadtbegriff Irsiglers umso mehr und so ist darin eigentlich auch kaum ein Fortschritt zu sehen.

Archäologie und Stadtbegriff

Eine rein archäologische Definition des Stadtbegriffs gibt es im deutschsprachigen Raum nicht, was vor allem daran liegen mag, dass es sich um eine alte Fragestellung der Stadtgeschichtsforschung handelt. Die Archäologie zeigte vielmehr, dass die Kriterien der Stadtgeschichtsforschung zu ihren Befunden nicht passen oder nur eingeschränkt heranzuziehen sind. Vielmehr wird hier die Interdisziplinarität aus Geschichtswissenschaft, Archäologie, Kunstgeschichte, Bauforschung, Archäobotanik und -zoologie betont, die sich aber letztendlich nicht von den Kriterien der Stadtgeschichtsforschung lösen kann. Aus der archäologischen Perspektive hat sich im deutschsprachigen Raum allein Heiko Steuer mit dem Stadtbegriff beschäftigt und einen entsprechenden Kriterienkatalog vorgestellt (Steuer 2004). Die Archäologie entwarf vor allem Bilder der mittelalterlichen Stadt, so um 1100 (Hartmann et al. 1991; Steuer 1995), 1200 (Steuer 1986) und 1300 (Stadtluft 1992).

Doch wie sahen die städtischen Verhältnisse davor und danach aus, wie um 800, 900, 1000, 1400, 1500? Ist vor der staufischen, kommunalen Idealstadt überhaupt von Stadt zu sprechen? Allen obigen Versuchen der Stadtdefinitionen ist gemein, dass sie die Stadtqualität bzw. den Grad der Urbanität meinen, messen zu können. Welche Kriterien oder welche Kombinationen von Kriterien sind aber entscheidend dafür, dass von Stadt gesprochen werden kann oder darf (Isenmann 2012, 39–52; Jansen 2013a, 14–17)? So verweigerte Heinz Stoob noch in einem letzten *postum* erschienen stadtgeschichtlichen Aufsatz den Städten des 10. und 11. Jahrhunderts die Zuschreibung als Stadt, vielmehr bezeichnete er sie durchweg als „Großsiedlungen“ (Stoob 1998, 13). Doch hat sich im letzten Vierteljahrhundert einiges in der Diskussion der an der Stadtgeschichtsforschung beteiligten Disziplinen und im Blick auf die frühe Stadt gewandelt. Dies zeigt sich in jüngeren Überblicken (Opll 2005) und Einführungen in die Stadtgeschichte (Schmieder 2005; Hirschmann 2009; ders. 2011). Aber obwohl durchaus Einigkeit besteht, dass es Städte schon vor dem 12./13. Jahrhundert gab, ist die Hemmschwelle anscheinend noch immer groß, sie dann auch explizit so zu benennen. Stattdessen wird gerne von frühstädtisch und praeurban, Stadtwerdungs- oder Urbanisationsprozessen gesprochen, wenn der Begriff „städtisch“ nicht ganz umgangen wird. Es werden Vor- und Frühformen der Stadt, Minderformen der Stadt, *emporia*, Handelsstätten des Nord- und Ostseeraums oder Marktsiedlungen angeführt und über die Bedeutung der zeitgenössischen Bezeichnung von *civitas*, *oppidum*, *burg* oder *villa* diskutiert (bspw. Jankuhn et al. 1973/74; Steuer 2004; Schlesinger 1969a; ders. 1973; Schmieder 2005, 16). Was aber ist frühstädtisch? Welchen evolutionstheoretischen Entwicklungsprozess soll die europäische Stadt durchlaufen haben? Und wohin verlief oder verläuft dieser? War der Prozess mit der Kommune oder spätmittelalterlichen Stadt im 13. Jahrhundert abgeschlossen, zu einer Zeit, in der mit dem Aufkommen der Klein- und der sogenannten Minderstädte (Ehbrecht 2006) die kommunale Stadt – zumal jene im Weberschen Sinne – wieder *ad absurdum* geführt wurde? Und was ist mit jenen Gebilden, die nicht als Stadt bezeichnet werden, aber in ihrer Struktur Stadt sind, wie Michael Mitterauer (Mitterauer 1980) für die

österreichischen Marktorte oder Wilfried Ehbrecht für Friesland herausarbeiteten (Ehbrecht 2002, 418–452)?

Der zurückhaltende Umgang mit dem Begriff Stadt auch in der jüngeren Forschung kann hier nur knapp und beispielhaft illustriert werden. Ein Blick lohnt in die Blätter des Deutschen historischen Städteatlas sowie des Historischen Atlas westfälischer Städte, in denen sich gerade während der vergangenen beiden Jahrzehnte darum bemüht wurde, wie von Heiko Steuer gefordert, ein möglichst breites Bild der Stadtentwicklung auf der Basis archäologischer, bauhistorischer und historischer Befunde und Quellen herauszuarbeiten.

Im 2013 publizierten Städteatlas zu Braunschweig zeigt sich eine vielleicht als klassisch zu bezeichnende Abfolge der Begriffe zur Stadtwerdung. Mit dem Ausbau Braunschweigs zum brunonischen Herrschaftsmittelpunkt im 11. Jahrhundert, zu dem mehrere Kirchengründungen zählten, begann laut den Autoren die frühstädtische Phase. Angesichts der planmäßigen Anlage des damaligen breiten Straßenmarktes und der umgebenden Bebauung zitieren sie aus der archäologischen Auswertung immerhin den dort benannten „städtischen Charakter" des Areals. Noch vor 1100 soll sich dann in einer dynamischeren Entwicklung die „frühe Stadt" abgezeichnet haben. Erst mit der Gründung des später als Altstadt bezeichneten Weichbilds durch Lothar von Süpplingenburg in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts sehen die Verfasser dann ein erstes „städtisches Gebilde" entstehen, die weitere Förderung des Ortes habe dann vor allem unter den Welfen begonnen und damit auch die Entwicklung zur „Rechtsstadt" (Meibeyer et al. 2013, 5–6.). Die Autoren und die Autorin des drei Jahre später erschienen Blattes zu Soest sehen hingegen für Soest noch vor der Jahrtausendwende „das Bild einer auch andernorts entdeckten Stadt vor der salisch-staufischen Gemeindebildung". Das Zitat will nicht nur darauf verweisen, das vergleichbare archäologische Befunde städtischer Strukturen an anderen Orten belegt sind, sondern sie auch als Stadt angesprochen werden. Die Soester Befunde sollen hier nicht weiter ausgeführt werden, belegen aber unter anderem schon früh differenziertes Handwerk, Handel und sakrale Bauten (Ehbrecht et al. 2016, 3–5). In dem 2018 publizierten Blatt des Deutschen historischen Städteatlas zu Dortmund tritt die Stadt dann wiederum erst recht spät in Erscheinung. Hier soll nach Ansicht der Verfasser „in ungefährer zeitlicher Koinzidenz mit der Ausbildung der Stadtgemeinde […] um 1200 ein baulicher Wandel in der Dortmunder Siedlungsstruktur [erfolgt sein], der als Teil der Stadtwerdung gelten muss" und somit sei „aus dem locus der vorstaufischen Zeit […] eine Stadt geworden" (Mühlhofer et al. 2018, 8–9). Das Bild, das im Städteatlas und, unter anderem auf diesem aufbauend, im 2023 erschienenen Band zu Westfalen der Deutschen Königspfalzen zur Dortmunder Frühgeschichte gezeichnet wurde (Lampen 2023), fügt sich allerdings durchaus zum benachbarten Soest. Bereits im 9. und 10. Jahrhundert wurden Straßen planmäßig mit Gräben und Kiesbelag ausgebaut und der Markt wohl noch vor der Jahrtausendwende mit einer Kiesschicht befestigt. Eine Wall-Graben-Anlage scheint um das Jahr 1000 als Befestigung des Ortes angelegt worden zu sein, zudem bestanden verschiedene Handwerksbereiche, vor allem zur Buntmetallproduktion, wenigstens zwei Sakralbauten und natürlich die königliche Pfalz. Das Recht der Dortmunder Kaufleute war schon 990 Vorbild für eine Rechtsverleihung Ottos III. an Gandersheim, zehn Jahre später für Helmarshausen. Zwischen 983 und 996 wurde eine königliche Münze eingerichtet. Die Benennung Dortmunds als *urbs* durch Widukind von Corvey für das Jahr 939 passt so eigentlich gut in das beschriebene Bild. Der Begriff der Stadt fällt hingegen für die frühe Phase, eigentlich sogar bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, nicht. Dagegen begegnet die „Marktsiedlung" und selbst noch um 1200 sind es „diese wachsenden Siedlungen", die „schließlich mit einer Mauer umschlossen und befestigt" wurden – erst danach erscheint die Stadt (Mühlhofer et al. 2018, 5–9; Lampen 2023, 58–60, 68–70). Warum wurde Soest bereits um die Jahrtausendwende als Stadt angesprochen und Dortmund nicht? Wenn wir um das Jahr 1000 von Städten reden wollen, dann zählte Dortmund nach den vorliegenden Indizien wohl doch dazu.

Ein ähnliches Bild der Begrifflichkeiten findet sich, in diesem Falle aus archäologischer Perspektive, in einem 2016 erschienenen Lübecker Sammelband zur Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung von Städten im Mittelalter (Gläser/Schneider 2016). Wenn es sich nicht ohnehin um jüngere Gründungen handelt, scheint auch hier immer wieder eine deutliche Zurückhaltung der Benennung als Stadt durch. Der folgende Überblick dazu beschränkt sich auf ausgewählte Beispiele aus dem deutschsprachigen Raum in ihrer Reihenfolge innerhalb des Bandes. Die Schwierigkeiten der Deutung zeigen sich bereits für Göttingen: Aufgrund der auffälligen Befunde und Funde stellt die Autorin fest, dass die Siedlung des 10. und 11. Jahrhunderts, die durchaus auch schon als Stadt in der Forschung angesprochen wurde, „mehr als ein einfaches Bauerndorf" war, in diesem Falle wird die Stadt Göttingen allerdings erst mit ihrer neuen Gründung durch Heinrich den Löwen neben der bestehenden Siedlung angesetzt (Arndt 2016, 130–131). Für Münster sehen der Autor und die Autorin des Beitrages im 11. Jahrhundert noch keine Stadt, sondern einen burgartigen Bischofssitz, von dessen umgebenden Siedlungsbereichen sich nur der Markt von den sonstigen ländlichen Siedlungen unterschied, die Stadtwerdung wird in der Mitte des 12. Jahrhunderts verortet (Austermann/Dickers 2016, 150–151). In Hamburg soll der erste Schritt zur Stadtwerdung erst mit Gründung der Neustadt im späten 12. Jahrhundert begonnen haben (Först 2016, 179). Für Braunschweig

ähnelt das dort beschriebene Bild der Entwicklung und Benennung des Ortes (Geschwinde 2016) jenem, das oben für den Städteatlas skizziert wurde. Ganz anders dann zu Bremen: Die Begriffe Stadt und Stadtentwicklungen werden hier schon für die Anfänge in karolingischer Zeit herangezogen (Halle 2016, 235–241). Für Köln wiederum wird eine durchgehende Existenz als Stadt seit römischer Zeit dargestellt (Höltken 2016, 245–248) und Ulm für das 10. Jahrhundert als eine frühe Stadt (Kottmann/Scheschkewitz 2016, 266–268) bezeichnet. Der Beitrag zu Soest umgeht anders als der im selben Jahr erschienene Städteatlas eine explizite Benennung als Stadt, verweist aber auf den passenden Quellenbegriff *civitas* für Soest aus der Zeit um 980 (Melzer 2016, 289–291). Das slawische Brandenburg wird als frühstädtisches Herrschaftszentrum angesprochen, die folgende frühe „deutsche" Besiedlung als *suburbium* und Marktsiedlung, erst mit Gründung der Neustadt 1196 erscheint dann die Stadt (Müller 2016a, 323–326). Haithabu wird der Forschungstradition folgend als *emporium* oder auch Protostadt bezeichnet, für das nachfolgende Schleswig die Stadtwerdung als Prozess in den Verlauf des 12. Jahrhunderts gelegt (Müller 2016b, 339, 352). Auch für Rostock wird die Stadtwerdung mit der Stadtrechtsbestätigung im Jahr 1218 als wichtige Zäsur in einem fließenden Prozess beschrieben, die slawische Vorbesiedlung hingegen als Siedlungskammer angesprochen (Mulsow 2016, 360–364). Für Konstanz schließlich wird zwischen der bereits bestehenden Bischofsstadt und ihrer bürgerlichen Seite geschieden, die sich im Laufe des 12. Jahrhunderts im Zusammenspiel mit dem Bischof herausbildete (Röber 2016, 385). Die Unterschiede in der Ansprache des städtischen Charakters offenbaren, dass hier nicht von einer einheitlichen Grundlage, was denn zu welcher Zeit Stadt gewesen sei, ausgegangen wurde. Dies drückt sich auch in einem fehlenden Überblicksbeitrag zur Fragestellung des Bandes aus oder auch nur einer diese skizzierende Einleitung – es scheint für nicht notwendig befunden worden zu sein.

In den hier vorgestellten, letztlich natürlich willkürlich ausgewählten Beispielen zeigt sich – von einzelnen Fällen abgesehen – überwiegend ein nach wie vor zurückhaltender Umgang mit dem Begriff Stadt für die Zeit vor dem 12. Jahrhundert, auch wenn zahlreiche Indizien dafürsprechen, ihn verwenden zu können oder zu sollen. Dies dürfte nicht nur für den Bischofssitz Münster gelten, sondern wohl ebenso für das slawische Brandenburg, das vermutlich selbst schon im 10. Jahrhundert Bischofssitz wurde, oder den Handelsplatz Haithabu, vielleicht für das frühe Braunschweig oder auch die Vorgängersiedlungen von Rostock und möglicherweise Göttingen. Die Vorsicht, dies auszusprechen bzw. niederzuschreiben, dürfte im gewohnten wissenschaftlichen Vorgehen der archäologischen wie historischen Stadtgeschichtsforschung begründet liegen, sich nicht zu eindeutig festzulegen, ehe nicht endgültige Sicherheit besteht. Daraus folgen entsprechende Umschreibungen, die sich dem eigentlichen Kern annähern, ihn aber nicht deutlich benennen. Ein Vorgehen, von dem sich auch die Autorin und der Autor dieses Beitrages sicherlich nicht freisprechen können. Vielleicht ist es aber an der Zeit, Stadt eben auch Stadt zu nennen. Nur wenn die – mitunter vielleicht mutig erscheinende – Festlegung erfolgt, lässt sich damit ein Vergleichsmaßstab bestimmen. Es scheint jedoch offenkundig durch, dass noch immer die Gemeinde oder zumindest der Hinweis auf den ordnend eingreifenden Stadtherrn erwartet wird, um sicher von Stadt sprechen zu können. Die Gemeinde also, die im ursprünglichen Kriterienkatalog Irsiglers gar nicht genannt wurde, dann aber heimkehrte.

Gemeinde und Stadt

Gegen diese Beharrung auf der Gemeinde als anscheinend wesentlichem Kriterium hat bereits Wilfried Ehbrecht im 2010 erschienen ersten Band der Soester Stadtgeschichte aufbegehrt: „Man täte sicherlich gut daran, entsprechend zwischen Stadt- und Gemeindebildung zu trennen" (Ehbrecht 2010, 316). Damit ist nicht gemeint, dass die Stadt völlig von den rechtlichen Dingen zu scheiden ist. Vielmehr ist davon auszugehen, dass ein verdichtetes und komplexer werdendes Zusammenleben und Wirtschaften wie es sich in Städten, aber ebenso in zumindest größeren Dörfern, entwickelte, immer auch die Schaffung eines Regelwerkes und ordnender Instanzen erforderte, um aufkeimende Konflikte zu vermeiden oder zu lösen. Ganz gleich ob dies unter der gestaltenden Hand einer Herrschaft oder von innen heraus geschah, die Stadt war ein Katalysator zur Entwicklung von Recht und so auch zur Bildung von Gemeinschaften und schließlich Gemeinden. Dass diese Entwicklungen zudem auch in Deutschland deutlich früher einsetzten und so auch im Blick auf vorhandene Vorläufer oder Frühformen von städtischen Gemeinschaftsbildungen den Städten des 11. Jahrhunderts dieser Status nicht verweigert werden kann, hat Gerold Bönnen in den vergangenen Jahren eindrücklich gezeigt (Bönnen 2010; ders. 2020; Igel 2013). Letztlich machte aber nicht die Kommune die Stadt, sondern die Stadt brachte die Kommune hervor und die Kommune wurde zudem nicht notwendig deckungsgleich mit der Stadt – weder räumlich noch personell (Igel 2011, 23; Igel 2013, 38–39; Jansen 2013b, 50–51). Die Frage nach dem Huhn oder Ei stellt sich in der Stadt also nicht. In anderer, aber nicht unähnlicher Form geschah dies freilich auch im Dorf. So eignet sich die Gemeinde ohnehin nur begrenzt als Kriterium der Differenzierung, zumal zwischen kleiner Stadt und großer Landgemeinde.

Die Scheidung zwischen Stadt und Gemeinde, darauf verwies Ehbrecht ebenfalls, würde dann auch Vergleiche mit Städten anderer Kulturkreise erlauben,

„in denen es nicht zur ›abendländischen‹ Gemeindebildung gekommen ist oder gekommen zu sein scheint“ (Ehbrecht 2010, 316 Anm. 36). Einen vergleichbaren Weg hatte zuvor schon frühzeitig Winfried Schich mit der Differenzierung zwischen vorkommunaler und kommunaler Stadt beschritten (Schich 1980, 38). Insbesondere verwies er aber auf die slawischen Städte, die es eben schon vor der deutschrechtlichen Überformung gab. So stellte er 2003 fest, „daß seit einiger Zeit eine von Vorurteilen freie Diskussion über die Entstehung des Städtewesens im westslawischen Raum leicht möglich ist, wenn einerseits anerkannt wird, daß sich im slawischen Herrschafts- und Siedlungsbereich ein autochthones Städtewesen entfaltet und dieses auch Einfluß auf die Herausbildung der mittelalterlichen Stadt genommen hat, und wenn andererseits nicht bestritten wird, daß mit der Privilegierung nach deutschem Recht […] ein neuer Typ der Stadt entstanden ist“ (Schich 2003, 139). Der forschungsgeschichtliche Faden, dass in den Augen einer Stadtgeschichtsforschung, die zu Teilen ihre Wurzeln in der Hamburger Schule um Hermann Aubin, mithin eines der Protagonisten der deutschen Ostraumforschung (Johanek 2010, 56–57), hatte, wohl slawische Städte keine wirklichen Städte sein konnten, weil sie slawisch waren und eben noch nicht deutschrechtlich, soll hier nicht weitergesponnen werden. Es zeigt sich hierin aber ein Beispiel, durch welche Brillen die Sicht auf die frühen Städte, die eben nicht nur Vor- oder Frühformen der Stadt waren, getrübt wurde.

Schließlich gab es auch nach der kommunalen Wende des ausgehenden 12. und des beginnenden 13. Jahrhunderts weiterhin Städte, die sich nicht in das Schema des kombinierten Stadtbegriffes einfügen ließen. Genau einen solchen, die Problematik instruktiv illustrierenden Vergleich stellte Wilfried Ehbrecht im Blick auf die friesischen Städte an, also ganz ohne das eigentliche Gebiet der okzidentalen Stadt zu verlassen. In dem Raum zwischen Groningen und Bremen wurde in den einschlägigen Übersichten allein Emden und Norden vor 1290 der Charakter von Minderstädten zugebilligt. Der missverständliche und unpassende Begriff der Minderstadt (Ehbrecht 2002, 423; ders. 2006) folgt dann bis 1520 als Einstufung unter anderem für Leer, Oldersum, Marienhafe oder Aurich. Allerdings waren viele dieser Orte bereits im Spätmittelalter nach ihren baulichen, gesellschaftlichen, kirchlichen und wirtschaftlichen Strukturen Städte, wie Wilfried Ehbrecht zeigen konnte, nur waren sie eben keine eigenständigen Kommunen, sondern als zentrale Orte in die friesischen Landgemeinden eingebunden. Die gänzlich anderen Verfassungsstrukturen dieser Landschaft unterbanden also, die dortigen Städte als das anzuerkennen, was sie bereits seit mittelalterlicher Zeit waren (Ehbrecht 2002, 418–452).

Schlussbetrachtung

Von diesen letzten Beispielen ausgehend, versuchen wir nun, zu einem Schluss zu gelangen. Unsere Überlegungen zum Begriff der Stadt im Mittelalter konnten und sollten in diesem Rahmen nur beispielhaft und zugespitzt sein. Wo gelangen wir also mit diesen hin bzw. gelangen wir überhaupt irgendwo hin? Die eingangs angesprochene Definition „Stadt ist, was sich Stadt nennt“ geht bereits auf ein durch Carl Haase überliefertes Zitat Erich Keysers zurück (Haase 1969, 70). Armand Baeriswyl griff diese Definition auf und stellte vier Punkte auf: „Erstens: Stadt ist, was Stadt heißt, was die Bezeichnung Stadt trägt. Zweitens: Stadt ist das, was vom Stadtherren gegründet wird, in der Absicht, eine Stadt zu gründen. Drittens: Stadt ist eine Siedlung, deren Bürger sich in ihrem Selbstbewusstsein als Stadtbürger empfinden. […Viertens]: Stadt ist, was von der ländlichen Umgebung als Stadt angesehen wird“ (Baeriswyl 2003, 24–25). Diese vier Punkte als mögliche Kennzeichnungen von Stadt werden vielleicht eher deren Wandel und dem jeweiligen zeitgenössischen Empfinden und Beschreiben von Stadt gerecht als die eher statischen Kriterienbündel. So schlüssig und einfach diese vorgeschlagenen Punkte sich anhören mögen, so lösen sie aber auch nicht alle Probleme und Fragen auf. Auch hier stellt sich die Frage, worin die Grundlage für diese (Selbst)Einschätzung liegt. Dies mag für das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit unproblematischer sein, für die hier gerade interessierenden Städte der Zeit vor dem ausgehenden 12. Jahrhundert dürfte dies denn doch kaum oder nur schwer zu beantworten sein. Zumal sich diese Frage schwerlich auf Basis archäologischer Befunde auflösen lässt.

Wenn ein Werdener Mönch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts Essen als eine *civitas* benannte (Schilp 1995, 86), so liegt damit zwar vermutlich eine derartig gewünschte Einschätzung vor – doch worauf gründete sie? Nahm er dafür einen Vergleichsmaßstab unter den Bischofssitzen, die ja von ihren kirchenrechtlichen Voraussetzungen her *civitates* waren, und wenn ja, war sein Bild im Kopf von den westfälischen Kathedralstädten wie dem näher gelegenen Münster geprägt oder von Köln? Oder waren es die anderen Städte am Hellweg wie das nahe Dortmund und Soest? Auch hier ist eine Grenze der Bestimmbarkeit erreicht, wenn nicht bestimmte Kriterien des Vergleichs auf der Basis archäologischer und historischer Quellen erfasst und genutzt werden können. Es wird dabei aber immer eine mehr oder minder ausgeprägte Unschärfe der Befunde und der darauf aufbauenden Kriterien bleiben, die wir annehmen müssen.

Der Begriff der Stadt entzieht sich somit wohl letztlich jeglicher eindeutiger wie kompakter Definition und auch die Kriterienbündel des sogenannten kombinierten Stadtbegriffs weisen ihre Grenzen auf – umso mehr, umso

weiter durch Zeit und Raum geschaut und verglichen wird. Doch bedürfen wir überhaupt dieses Begriffes oder sollten wir die Stadt nicht einfach Stadt sein lassen? Dies ist jedoch keinesfalls als Dekonstruktion des Stadtbegriffes zu verstehen, denn eine im Grunde genommen nicht wirklich bestehende eindeutige Definition lässt sich auch nicht dekonstruieren. Hier trifft also nicht die Postmoderne auf die Vormoderne wie es mit dem einführenden Vergleich zur Genderforschung angeklungen sein mag, vielmehr ist ohnehin evident, dass Stadt durch die Zeit hindurch ein Konstrukt ist. Unser Ziel war es denn auch nicht, die mittelalterliche Stadt einem weiteren Versuch der Definition zu unterziehen. Vielmehr wäre ein unbefangenerer Umgang mit dem Begriff der Stadt wünschenswert, denn wie sich zeigte, wird dieser doch noch immer häufig mit dem Recht, der Gemeinde und Kommune oder dem nachweisbaren Einfluss eines ordnenden Stadtherrn verbunden – obgleich genau dies schon lange in Teilen der stadtgeschichtlichen Forschung hinterfragt wurde. Wir sollten mutig sein, die Städte des Früh- und Hochmittelalters Städte zu nennen und unseren Horizont zu weiten.

Literatur

Arndt 2016: B. Arndt, Gutingi – Gudingin – Göttingen. Die frühe Entwicklung Göttingens. In: Gläser/Schneider 2016, 123–141.

Austermann/Dickers 2016: M. Austermann/A. Dickers, Aus „Mimigernaford“ wird „Monestere“ – Archäologische Aspekte der „Stadtwerdung“ Münsters. In: Gläser/Schneider 2016, 143–158.

Baeriswyl 2003: A. Baeriswyl, Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter. Archäologische und historische Studien zum Wachstum der drei Zähringerstädte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 30 (Basel 2003).

Bönnen 2010: G. Bönnen, Gemeindebildung und kommunale Organisation in Worms und Speyer (1074 bis ca. 1220). Rheinische Vierteljahrsblätter 74, 2010, 19–56.

Bönnen 2020: G. Bönnen, Die Anfänge kommunaler Führungsgremien in Worms (1180 bis 1233) in vergleichendem Blick: Befunde und Thesen zur frühen Ratsbildung. urn:nbn:de:bsz:16-heidok-290759. Stand 21.02.2024.

Christaller 1968: W. Christaller, Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen (Darmstadt 1968[2]).

Dilcher 2002: G. Dilcher, Die Bischofsstadt. Zur Kulturbedeutung eines Rechts- und Verfassungstypus. Das Mittelalter 7, 2002, 13–38.

Ehbrecht 2002: W. Ehbrecht, civile ius per novos iurantes consuetum est ab antiquo novari in terra Fivelgoniae. Merkmale nichtagrarischer Siedlungen im mittelalterlichen Friesland zwischen Lauwers und Weser. In: W. Ehbrecht/A. Lampen/F.-J. Post/M. Siekmann (Hrsg.), Der weite Blick des Historikers. Einsichten in Kultur-, Landes- und Stadtgeschichte. Peter Johanek zum 65. Geburtstag (Köln/Weimar/Wien 2002) 409–452.

Ehbrecht 2006: W. Ehbrecht, ‚Minderstadt‘, ein tauglicher Begriff der vergleichenden historischen Städteforschung? In: H. Knittler (Hrsg.), Minderstädte – Kümmerformen – gefreite Dörfer: Stufen zur Urbanität und das Märkteproblem. Studien zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 20 (Linz 2006) 1–50.

Ehbrecht 2010: W. Ehbrecht, Einwohner und Bürger. Von der Stadt- zur Gemeindebildung. Soest in spätsalischer und staufischer Zeit (etwa 1100 bis 1250). In: W. Ehbrecht/G. Köhn/N. Wex (Hrsg.), Geschichte der Stadt Soest, Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter. Topographie, Herrschaft, Gesellschaft (Soest 2010) 311–427.

Ehbrecht et al. 2016: W. Ehbrecht/M. Siekmann/T. Tippach, Soest. Historischer Atlas westfälischer Städte 7. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen NF 30 (Münster 2016).

Ennen 1969: E. Ennen, Die Stadt zwischen Mittelalter und Gegenwart. In: Haase 1969, 416–435.

Escher/Hirschmann 2005: M. Escher/F. Hirschmann (Hrsg.), Die urbanen Zentren des hohen und späten Mittelalters. Vergleichende Untersuchungen zu Städten und Städtelandschaften im Westen des Reiches und in Ostfrankreich, 3 Bde. Trierer Historische Forschungen 50, 1–3 (Trier 2005).

Först 2016: E. Först, Die Stadtentwicklung Hamburgs im Mittelalter in der Zusammenfassung alter und neuer Ausgrabungsergebnisse. In: Gläser/Schneider 2016, 179–193.

Geschwinde 2016: M. Geschwinde, Braunschweig und die Erfindung der mittelalterlichen Stadt: Die archäologische Perspektive. In: Gläser/Schneider 2016, 195–210.

Gläser/Schneider 2016: M. Gläser/M. Schneider (Hrsg.), Vorbesiedlung, Gründung und Entdeckung. Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum 10 (Lübeck 2016).

Haase 1969: C. Haase (Hrsg.), Die Stadt des Mittelalters 1: Begriff, Entstehung und Ausbreitung. Wege der Forschung 243 (Darmstadt 1969).

Haase 1984: C. Haase, Die Entstehung der westfälischen Städte. Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Reihe 1, Heft 11 (Münster 1984[4]).

Halle 2016: U. Halle, „in loco, qui Brema dicitur“ – Die mittelalterliche Stadt Bremen: Ihre Wurzeln, ihre Gründung und ihre frühe Entwicklung. In: Gläser/Schneider 2016, 231–244.

Hartmann et al. 1991: F. Hartmann/P. Lavicka/D. Rippmann/J. Tauber, Die salische Stadt – ein Idealbild. Entworfen nach archäologischen Befunden vornehmlich in Basel. In: H. W. Böhme (Hrsg.), Siedlungen und Landesausbau zur Salierzeit, Teil 2: In den südlichen Landschaften des Reiches. Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien 28 (Sigmaringen 1991) 177–194.

Heit 1978: A. Heit, Die mittelalterlichen Städte als begriffliches und definitorisches Problem. Die Alte Stadt 5, 1978, 350–408.

Heit 2004: A. Heit, Vielfalt der Erscheinung – Einheit des Begriffs? Die Stadtdefinition in der deutschsprachigen Stadtgeschichtsforschung seit dem 18. Jahrhundert. In: Johanek/Post 2004, 1–12.

Hirschmann 2009: F. Hirschmann, Die Stadt im Mittelalter. Enzyklopädie Deutscher Geschichte 84 (München 2009).

Hirschmann 2011: F. Hirschmann, Die Anfänge des Städtewesens in Mitteleuropa, 3 Bde. Monographien zur Geschichte des Mittelalters 59, 1–3 (Stuttgart 2011–12).

Höltken 2016: T. Höltken, Köln – Von der römischen Stadt zur spätmittelalterlichen Metropole. In: Gläser/Schneider 2016, 245–257.

Igel 2011: K. Igel, Die Neue Stadt Osnabrück. Stadtgründung und Stadtentwicklung um St. Johann. In: H. Queckenstedt/H. Wie (Hrsg.), 1000 Jahre St. Johann. Die Stiftskirche in der Osnabrücker Neustadt und ihre Geschichte (Osnabrück 2011) 23–36.

Igel 2013: K. Igel, Gesellschaftlicher Wandel – städtischer Wandel? Zur Formierung urbaner Gesellschaften im 12. Jahrhundert. In: Igel et al. 2013, 31–46.

Igel 2016: K. Igel, Städtische Herrschaft im Hochstift. Handlungsräume des Osnabrücker Rates im spätmittelalterlichen Territorium. In: K. Igel/T. Lau (Hrsg.), Die Stadt im Raum. Vorstellungen, Entwürfe und Gestaltungen im vormodernen Europa. Städteforschung A/89 (Köln/Weimar/Wien 2016) 261–280.

Igel et al. 2013: K. Igel/M. Jansen/R. Röber/ J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96 (Stuttgart 2013).

Irsigler 2001: F. Irsigler, Die Stadt im Mittelalter. Aktuelle Forschungstendenzen. In: C.-H. Hauptmeyer/J. Rund (Hrsg.), Goslar und die Stadtgeschichte. Forschungen und Perspektiven 1399–1999 (Bielefeld 2001) 57–74.

Irsigler 2010: F. Irsigler, Annäherungen an den Stadtbegriff. In: Opll/Sonnlechner 2010, 15–30.

Isenmann 2012: E. Isenmann, Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550 (Köln/Weimar/Wien 2012).

Jankuhn et al. 1973/74: H. Jankuhn/W. Schlesinger/H. Steuer (Hrsg.), Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter, 2 Bde. Bericht über ein Symposium in Reinhausen bei Göttingen vom 18. bis 24. April 1972. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, philologisch-historische Klasse, 3. Folge 83/84 (Göttingen 1973, 1974).

Jansen 2013a: M. Jansen, Baulicher Wandel – städtischer Wandel? Die Bauliche Umgestaltung der Stadt im 12. Jahrhundert. In: Igel et al. 2013, 13–30.

Jansen 2013b: M. Jansen, Stadtumgestaltung zwischen Stadtherr und Kommune. Die hochmittelalterlichen Stadtumstrukturierungen und ihre Initiatoren und Organisatoren. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 25, 2013, 43–54.

Jansen 2014: M. Jansen, Stadtumgestaltung im Hochmittelalter. Die Städte Esslingen, Breisach und Zürich im Vergleich. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 35 (Darmstadt 2014).

Johanek 2010: P. Johanek, Stadtgeschichtsforschung – Ein halbes Jahrhundert nach Ennen und Planitz. In: Opll/Sonnlechner 2010, 45–92.

Johanek/Post 2004: P. Johanek/F.-J. Post (Hrsg.), Vielerlei Städte. Der Stadtbegriff. Städteforschung A61 (Köln/Weimar/Wien 2004).

Kottmann/Scheschkewitz 2016: A. Kottmann/J. Scheschkewitz, Die Anfänge Ulms – Eine frühe Stadt. In: Gläser/Schneider 2016, 259–274.

Lampen 2023: A. Lampen, Dortmund. In: M. Balzer/P. Johanek/A. Lampen (Hrsg.), Die deutschen Königspfalzen, Bd. 6,3: Westfalen (Göttingen 2023) 53–114.

Lampen/Schmidt 2014: A. Lampen/Ch. Schmidt, Stadtbegriff. https://www.uni-muenster.de/Staedtegeschichte/portal/einfuehrung/Definitionen.html. Stand 02.02.2024

Meibeyer et al. 2013: W. Meibeyer/H. Steinführer/D. Stracke, Braunschweig. Deutscher historischer Städteatlas 4 (Münster 2013).

Melzer 2016: W. Melzer, Die Stadt Soest – Ihre Wurzeln und ihre Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. In: Gläser/Schneider 2016, 289–304.

Mitterauer 1980: M. Mitterauer, Markt und Stadt im Mittelalter. Beiträge zur historischen Zentralitätsforschung. Monographien zur Geschichte des Mittelalters 21 (Stuttgart 1980).

Mühlhofer et al. 2018: S. Mühlhofer/T. Schilp/D. Stracke, Dortmund. Deutscher historischer Städteatlas 5 (Münster 2018²).

Müller 2016a: J. Müller, Brandenburg an der Havel – Von der Frühstadt zur Planstadt. In: Gläser/Schneider 2016, 321–337.

Müller 2016b: U. Müller, Haithabu – Schleswig. In: Gläser/Schneider 2016, 339–357.

Mulsow 2016: Gründung und Entwicklung der mittelalterlichen Stadt Rostock. In: Gläser/Schneider 2016, 359–372.

Opll 2005: F. Opll, Das Werden der mittelalterlichen Stadt. Historische Zeitschrift 280, 2005, 561–589.

Opll/Sonnlechner 2010: F. Opll/C. Sonnlechner (Hrsg.), Europäische Städte im Mittelalter. Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 52 (Innsbruck 2010).

Piekalski 2001: J. Piekalski, Von Köln nach Krakau. Der topographische Wandel früher Städte. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 13 (Bonn 2001).

Röber 2016: R. Röber, Konstanz: Bischofs- und Bürgerstadt in schriftlichen Quellen und archäologischen Befunden. In: Gläser/Schneider 2016, 385–394.

Schich 1980: W. Schich, Die slawische Burgstadt und die frühe Ausbreitung des Magdeburger Rechts ostwärts der mittleren Elbe. In: D. Willoweit/W. Schich (Hrsg.), Studien zur Geschichte des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Deutschland und Polen. Rechtshistorische Reihe 10 (Frankfurt a. M. 1980) 22–61.

Schich 2003: W. Schich, Die Bildung der Städte im westslawischen Raum in der Sicht der älteren und der jüngeren Forschung.

In: E. Müller-Mertens/H. Böcker (Hrsg.), Konzeptionelle Ansätze der Hanse-Historiographie. Hansische Studien 14 (Trier 2003) 115–140.

Schilp 1995: T. Schilp, Überlegung zur Stadtwerdung. Vom locus des Frauenstifts zur civitas in der Mitte des 13. Jahrhunderts. In: J. Gerchow (Hrsg.), Die Mauer der Stadt Essen vor der Industrie 1244 bis 1865 (Essen 1995) 83–93.

Schlesinger 1969a: W. Schlesinger, Stadt und Burg im Lichte der Wortgeschichte. In: Haase 1978, 95–121.

Schlesinger 1969b: W. Schlesinger, Über mitteleuropäische Städtelandschaften der Frühzeit. In: Haase 1969, 239–273.

Schlesinger 1973: W. Schlesinger, Der Markt als Frühform der deutschen Stadt. In: Jankuhn et. al. 1973/74, I, 262–293.

Schmieder 2005: F. Schmieder, Die mittelalterliche Stadt (Darmstadt 2005).

Sombart 1907: W. Sombart, Der Begriff der Stadt und das Wesen der Städtebildung. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 25, 1907, 1–9.

Stadtluft 1992: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300, hrsg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und der Stadt Zürich. Ausstellungskatalog (Stuttgart 1992).

Steuer 1986: H. Steuer (Hrsg.), Zur Lebensweise in der Stadt um 1200. Ergebnisse der Mittelalter-Archäologie. Bericht über ein Kolloquium in Köln vom 31. Januar bis 2. Februar 1984. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 4 (Köln 1986).

Steuer 1995: H. Steuer, Freiburg und das Bild der Städte um 1100 im Spiegel der Archäologie. In: H. Schadek/Th. Zotz (Hrsg.), Freiburg 1091–1120. Neue Forschungen zu den Anfängen der Stadt. Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 7 (Sigmaringen 1995) 79–123.

Steuer 2004: H. Steuer, Überlegungen zum Stadtbegriff aus der Sicht der Archäologie des Mittelalters. In: Johanek/Post 2004, 30–51.

Steuer 2007: H. Steuer, Zentralorte. Reallexikon der Germanischen Altertumskunde XXXV, 2007, 878–914.

Stoob 1998: H. Stoob, Über den Aufbruch zur Städtebildung in Mitteleuropa. In: J. Jarnut/P. Johanek (Hrsg), Die Frühgeschichte der europäischen Stadt im 11. Jahrhundert. Städteforschung A/43 (Köln/Weimar/Wien 1998) 1–20.

Weber 1921: M. Weber, Die Stadt. Eine soziologische Untersuchung. Archiv für Sozialgeschichte und Sozialpolitik 47, 1920/21, 621–772.

Adresse

Dr. Karsten Igel & Dr. Michaela Jansen-Igel
Hof Igel
Im Eikrode 10
49565 Bramsche-Engter
hof-igel@baumschule-igel.de

Konstanz, archäologisches Eldorado des Südwestens

Caroline Bleckmann

Zusammenfassung

In Konstanz wurde bereits seit den 1980er Jahren ein Forschungsschwerpunkt zur Stadtkernarchäologie eingerichtet. Damals wurden ganze Viertel in der Altstadt saniert und umgebaut. Mittlerweile hat sowohl die Bauaktivität für große Projekte als auch die Investition in die Stadtkernarchäologie nachgelassen. Dennoch sind in den ersten 20 Jahren des 21. Jahrhunderts zahlreiche Fundstellen dokumentiert worden, die neue Erkenntnisse lieferten. Der als Aufsatz verfasste Stadtrundgang durch die nördliche Altstadt stellt einige dieser Fundstellen vor: Von dem nördlichen Rheintorturm über den Münsterplatz zu den Hauptzugängen der Stadt im Westen vom Paradies und im Osten vom See aus konnten viele offene Fragen zur Stadtentwicklung beantwortet werden.

Einleitung

1860 veröffentlichte Johann Marmor – von 1859 bis 1879 Stadtarchivar und engagierter Denkmalschützer aus Konstanz – seine „Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und Ihrer Umgebung“. Viel Wasser floss seitdem den Rhein hinunter und viel passierte in der archäologischen Erkundung der Stadt. Baubeobachtungen und kleinere Ausgrabungen durch die Familie Leiner, Paul Revellio, Alfons Beck, Alfons Zettler, Conrad Beyerle und Hans Stather füllten nach und nach Wissenslücken und zeigten neue Fragen auf. Mit Judith Oexle kam frischer Wind in die Stadtkernarchäologie und die Außenstelle des LAD in Konstanz wurde 1984 als Schwerpunktprojekt der Landesarchäologie eingerichtet, später von Marianne Dumitrache, Jörg Heiligmann und ab dem Ende der 1990er bis 2005 von dem Jubilar selbst geleitet. Als erster Band der Archäologischen Stadtkataster erschien im Jahr 2000 der Archäologische Stadtkataster der Stadt Konstanz. Obwohl die Stadtkernarchäologie nicht mehr in dem Maße im Mittelpunkt der Förderung steht wie in den 1990er Jahren, so haben die archäologischen Ausgrabungen der letzten zwei

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 41–52.

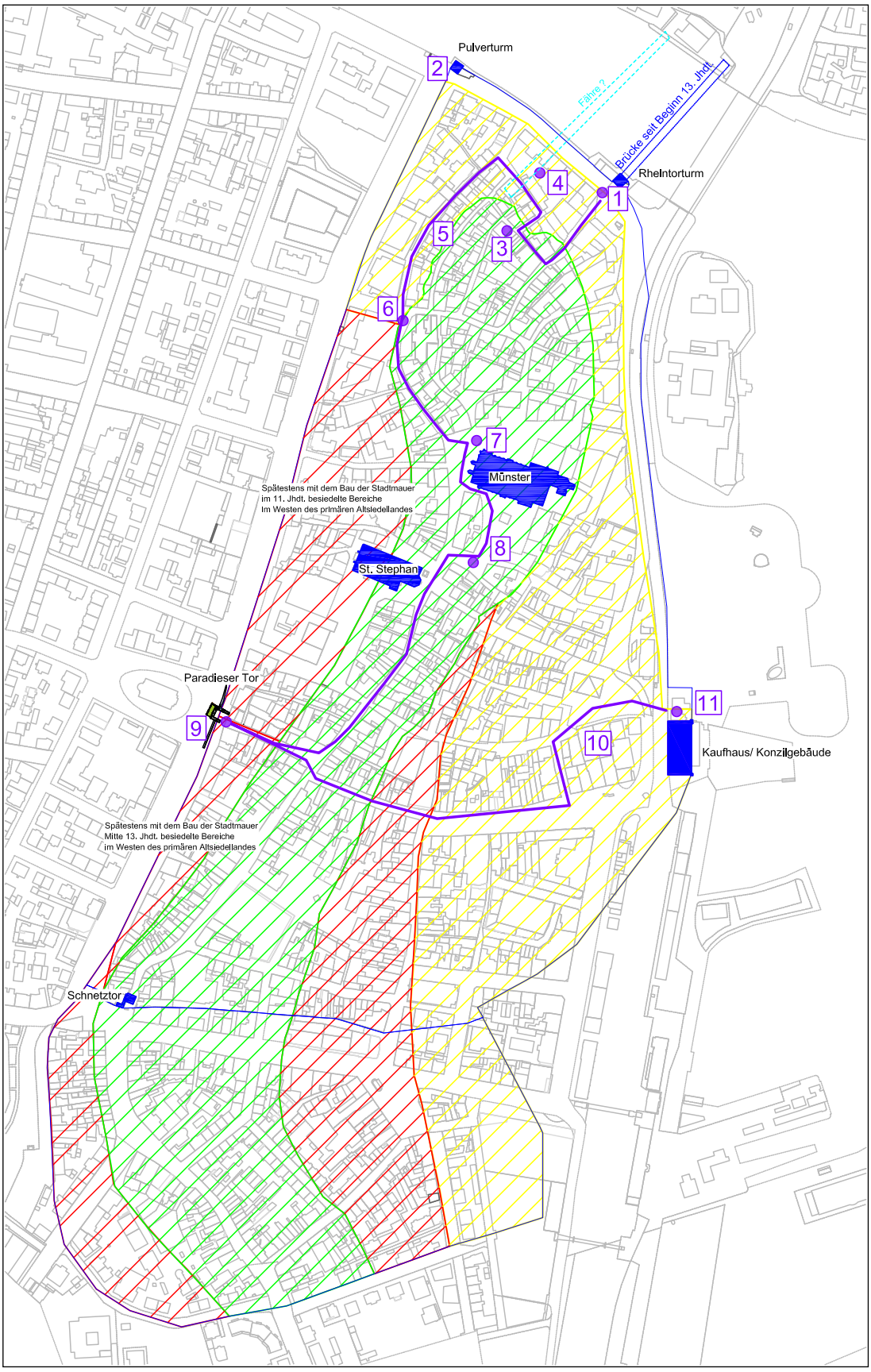

Pulverturm
2
Fähre?
Brücke seit Beginn 13. Jhdt.
Rheintorturm
4
1
5
3
6
7
Münster
Spätestens mit dem Bau der Stadtmauer
im 11. Jhdt. besiedelte Bereiche
im Westen des primären Altsiedellandes
St. Stephan
8
Paradieser Tor
9
11
10
Kaufhaus/ Konzilgebäude
Spätestens mit dem Bau der Stadtmauer
Mitte 13. Jhdt. besiedelte Bereiche
im Westen des primären Altsiedellandes
Schnetztor

Abb. 1 Plan der Stadt Konstanz mit topographischer Entwicklung und Lage der angesprochenen Fundstellen. Grüne Schraffur: Primäre Siedlungsstandorte, Endmoränenrücken. Rote Schraffur: Sekundäre Siedlungsstandorte in Uferzonen/Feuchtgebieten. Gelbe Schraffur: Auffüllungen ab 1200, abgeschlossen um 1400. Dunkelblaue Linie: Verlauf der spätmittelalterlichen Stadtmauer. Lila Linie: Rundgang (Bearbeitete digitalisierte Grundrissdaten der amtlichen Flurkarte des Amtes für Liegenschaften und Geoinformation sowie Orthobild der Stadt Konstanz – Stand 14.02.2023. Bearbeitung Landesamt für Denkmalpflege, C. Bleckmann).

Jahrzehnte trotzdem unsere Kenntnisse über die Entwicklung der Stadt Konstanz erweitern und verfeinern können.

Ralph Röber selbst trägt mit zahlreichen Publikationen und Auswertungen zu unserem heutigen Erkenntnisstand bei, doch soll es hier nicht das Ziel sein, seine Werkgenese zu erstellen. Vielmehr soll dieser Beitrag die neueren Grabungen und die damit verbundenen Überlegungen vorstellen, ein Dank an ihn für seine Unterstützung, seine Anregungen und seine Arbeit auch in den Jahren seitdem er nicht mehr offiziell für die Stadtkernarchäologie zuständig ist. Wenngleich viele Ausgrabungen noch auf ihre detaillierte Auswertung warten, so sollen hier, dem Vorbild Marmors folgend, die wichtigsten Ergebnisse in Form eines kleinen archäologisch-historischen Stadtrundgangs vorgestellt werden (Abb. 1).

Am Rheintorturm, es werden Brücken geschlagen

Wir starten unseren Rundgang am Rheintorturm (Abb. 1, Nr. 1), zugleich Beginn der Kilometrierung des Rheins und Startpunkt unseres Porträts der archäologischen Stadtgeschichte. Der Standort Konstanz hat große verkehrs- und siedlungstopographische Vorteile. Die Stadt ist auf einem Endmoränenrücken gegründet, an der Engstelle, wo der Bodensee wieder zum Rhein wird. Sie ist auf einer der Routen der ehemaligen Nord-Süd-Passagen über die Alpen gelegen und verfügt über die Kontrolle der Wasserwege in Ost-West-Richtung. Über die Vorzüge der Lage auf dem Endmoränenrücken wurde bereits regelmäßig berichtet: Der Untergrund aus Sand und feinem Kies zieht sich von Süden nach Norden und bietet dadurch festen und bis in unmittelbarer Wassernähe trockenen Baugrund. Wir wissen, dass der Endmoränenrücken bis ins Hochmittelalter nicht so weit in den Rhein hineinragte wie heute, auch war die schmalste Stelle nicht auf Höhe des Rheintorturms, sondern weiter westlich am Seerhein gelegen (Abb. 1, grüne Schraffur).

Gregor Mangold berichtet in seiner Chronik zur Geschichte der Stadt Konstanz, Graf Eberhardt von Rohrdorf habe 923 eine Rheinbrücke zu Konstanz gestiftet (Mangold 1544, 22 ½). Diese frühe Brücke ist am Standort Konstanz jedoch nie belegt worden, vielmehr wissen wir von einer Fähre, die im 11. Jahrhundert die Ufer verband (siehe unten). Marmor verortet diese frühe Brücke weiter westlich rheinabwärts, zwischen dem Lohnerhof und der Wirtschaft zum Rheingarten (im heutigen Stadtbild auf Höhe der 2021 neu errichteten Bürotürme am Seerhein, westlich von der Schänzlebrücke und dem Schifffahrtsamt der Stadt) aufgrund der Tatsache, dass noch im 19. Jahrhundert bei niedrigem Wasserstand Reste eben jener ersten steinernen Brücke zu sehen gewesen sein sollen (Marmor 1860, 20–21). Welcher Art diese Reste waren, erläutert Marmor nicht weiter. Seit dem 17. Jahrhundert ist jedoch in keiner Darstellung der Stadt eine andere Brücke als die (heute so genannte) alte Rheinbrücke zu erkennen. Archäologisch wurde der von Marmor erwähnte Bereich nie untersucht, gelegentliche Blicke in die Baugrube anlässlich des Neubaus 2021 zeigten allerdings durchgängig ungestörte Seesedimente. Auf dem „Plan der Statt Constanz“ von Johann Baptist Gumpp von 1706, sowie in einem Plan von Johannes Noetzlinus von 1733, ist ungefähr an gleicher Stelle eine Rheinsperre in Form einer Palisade eingezeichnet. Vielleicht sah Marmor Überreste dieser Pfähle und interpretierte sie als Fundamente dieser Brücke.

Auf der Höhe von Konstanz, am Übergang vom nördlichsten Punkt des Endmoränenrückens zum Nordufer des Seerheins, gab es wie erwähnt einen im 11. Jahrhundert gesicherten Fährbetrieb. Dabei handelte es sich um eine „Zwangsfähre“, die dem Bischof gehörte (Fickler 1859, 71). Durch einen Tauschvertrag zwischen Bischof Diethelm (Freiherr von Krentingen) und Graf Mangold von Rohrdorf, der von König Philipp von Schwaben zwischen 1198 und 1205 bestätigt wurde, verzichtete der Bischof auf seine Zwangsfähre (und den entsprechenden Wegezoll) zugunsten der von Mangold neu errichteten Brücke an der heutigen Stelle. Natürlich nicht kostenlos: Letzterer musste dem Bischof ein Gut in Frastenz (in der Nähe von Feldkirch, Walgau, Österreich) überschreiben und sich dazu verpflichten, die ihm als Lehen übergebene Stadt Meersburg im Falle seines Todes ohne männliche Nachkommen an das Bistum zurückfallen zu lassen (Fickler 1859, 71). Ob und wie lange Fähre und Brücke gleichzeitig bestanden, ist unbekannt, doch dürfte die Fährverbindung spätestens mit dem Bau der Stadtmauer „in den See“ in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufgegeben worden sein.

Forschungsgeschichtlich eng mit der Überquerung des Rheines verbunden ist die Frage nach der Erbauung der Stadtbefestigung mit ihren Toren. Konstanz wies im 18. Jahrhundert insgesamt etwa 30 Stadttore und -türme auf, von denen heute nur vier erhalten geblieben sind (der Grieseckturm im Paradies, der Pulverturm, das Schnetztor und der Rheintorturm, vgl. Abb. 1). Für das Schnetztor im Süden und den Rheintorturm im Norden wissen wir, dass ohne das Eingreifen von Ludwig Leiner

Abb. 2 Vogelschau der Stadt Konstanz von Nikolaus Kalt, um 1600. Deutlich ist der blau eingefärbte Wassergraben zwischen Stadtbebauung und Stadtmauer zu erkennen (Rosgarten Museum Konstanz, Inv. Nr. T 572).

Abb. 3 Nordseite der Wassergrabenmauer am Rheinsteig, Arbeitsaufnahme. Links ist die Mauerschale aus Sandsteinen zu sehen, die Pforte/Öffnung wurde in der Neuzeit mit Backsteinen zugemauert (Landesamt für Denkmalpflege, U. Jondral).

und Johann Marmor auch diese Tore, wie die Stadtmauer und alle anderen Tore und Türme bis auf die vier oben genannten, den Modernisierungen des 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen wären.

Von einem Tor am Seerhein wissen wir erstmals aus einer Urkunde aus dem Jahre 1255 (Beyerle 1902, 43–45): Um 1250 wollte der Stadtrat den Grundbesitz des Bischofs, seine Dienstleute und die Domherren besteuern. Auch sollten sie wie die Stadtbürger Wachdienste in der Stadt übernehmen. Der Bischof weigerte sich und es kam zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit den Bürgern. Dabei wurde Eigentum des Bischofs beschädigt. Der Abt von Sankt Gallen wurde zum Schiedsrichter in dem Streit bestellt und fällte einen Schiedsspruch. In ihm werden die „Mure in dem Se“ und die Rheinbrücke aufgezählt, jedoch wird nur von den „kettenne am tor uff der brugge“ gesprochen (Beyerle 1902, 43–45). Den Rheintorturm in seiner heutigen Gestalt hat es anscheinend nicht gegeben, er ist wohl nachträglich erhöht oder errichtet worden. Archäologische Untersuchungen am Turmfundament gibt es nicht, dendrochronologische Daten aus dem Aufgehenden des Turmes weisen auf eine Erbauungszeit in den Jahren 1359/60 (Dumitrache 2000, 203).

Wenn man den Rheinsteig nach Westen hinunterschaut, erblickt man an der nordwestlichen Ecke der ehemaligen Stadtbefestigung den Pulverturm (Abb. 1, Nr. 2). Er wurde 2022 bauhistorisch untersucht und dendrochronologisch beprobt. Die Aufmauerung bis zur Höhe des 2. Geschosses erfolgte demnach nach dem Jahr 1373, der Dachstuhl entstand erst im 17. Jahrhundert (Bericht von Burkhardt Lohrum, Juni 2022). Auch hier können wir nur postulieren, dass die Stadtmauer bereits gestanden haben wird und der Turm nachträglich aufgesetzt wurde.

Eine Besonderheit an der Stadtbefestigung von Konstanz ist im Norden und Osten der innenliegende Wassergraben in den Bereichen, wo die Stadtmauer direkt am Ufer des Rheins oder des Bodensees liegt. Die Reisenden, die das Konstanzer Stadtgebiet durch das Fischbrucktor beim Kaufhaus, das Predigertor an der Dominikanerinsel oder den Rheintorturm betraten, überquerten vom Wasser kommend zunächst innerstädtisch eine weitere Brücke (Abb. 2). 2017 wurden bei der Neugestaltung des Rheinsteigs südlich des Rheintorturmes die Fundamente dieser Brücke dokumentiert und die südliche Wassergrabenmauer über fast die gesamte Straßenlänge freigelegt. Die Wassergrabenmauer/Uferbefestigung wurde bereits an mehreren Stellen weiter südlich angetroffen, und vermutlich falsch als „im Kern wohl die Hochmittelalterliche Stadtmauer“ interpretiert (Dumitrache 2000, Fundstellen 7, 86 und 60).

Unser Weg führt uns vom Rheintorturm stadteinwärts, entlang einer der mittelalterlichen Hauptstraßen (heute Rheingasse, früher Rheinstraße) von Norden in die Stadt hinein. Nach nur wenigen Metern biegen wir die erste Straße rechts in die Niederburggasse ein. Eine Baubegleitung zwischen Mai 2017 und Februar 2021 in der Niederburggasse 9 ermöglichte die Beobachtung eines natürlichen Bachlaufs, der an der Nordseite des Münsterhügels in den Rhein mündete (Abb. 1, Nr. 3). Die Sedimente des Bachs waren fundleer. Ein Keramikensemble aus darüber liegenden Schichten stammt aus dem 13. Jahrhundert, eine Zeit, deren Funde bisher in Konstanz nur in geringem Umfang publiziert sind. Der Bach konnte an zwei weiteren Stellen bei der Baubegleitung auf dem Gelände des ehemaligen Klosters St. Peter an der Fahr weiterverfolgt werden. Sein damaliger Verlauf könnte sich in einer kleinen Gasse widerspiegeln, die in alten Plänen östlich der Klostermau-

er zu erkennen, aber im heutigen Stadtbild nicht erhalten ist. Die Gasse führt zu einer kleinen, später zugemauerten Pforte in der Wassergrabenmauer am Rheinsteig (Abb. 3). Von der Niederburggasse nach Norden gelangen wir in die Klostergasse und stehen vor der Kapelle des ehemaligen Frauenklosters St. Peter an der Fahr, Klostergasse 4 (Abb. 1, Nr. 4).

St. Peter an der Fahr, bewegte Geschichte

Hinter dem Haus Klostergasse 4, nach Norden zum Seerhein hin, sehen wir einen massiven Gebäudekomplex, den Neubau eines Pflegeheimes der Caritas. Auf diesem Areal stand bis in das ausgehende 18. Jahrhundert das Nonnenkloster St. Peter an der Fahr. Zwar heute nicht mehr erkennbar, doch nur leicht weiter westlich, an der Kreuzung zwischen Klostergasse und Konradigasse, lag im Mittelalter die engste Stelle zwischen dem Endmoränenrücken im Süden und dem Südende des Bodanrücks im Norden. Der Bodanrück ist ein Molasserücken, der von West-Nordwest nach Ost-Südost zieht und den Bodensee in den Überlinger See und den Untersee aufteilt. Das Südostende des Bodanrücks bildet auf der Höhe von Konstanz das Nordufer des Seerheins, der Endmoränenrücken das Südufer. Der Namenszusatz des Klosters „an der Fahr“ weist darauf hin, dass sich wohl hier die bereits erwähnte Zwangsfähre des Bischofs befand.

Heute noch sichtbar verbirgt sich hinter der Klostergasse Nr. 4 die Kapelle des ehemaligen Frauenklosters St. Peter an der Fahr. Aus einer Urkunde von 1252 kann entnommen werden, dass sich eine Beginengemeinschaft an der „Fahr“ niederließ, in einem Areal, das zuvor von einer anderen Schwesterngemeinschaft bewohnt worden war: der Frauensammlung an der Brücke (Bucelin 1667, 269; Wilts 1994, 360). Die einstige Beginengemeinschaft nahm wenige Jahre danach die Augustinerregel an (für 1257 ist bereits eine Priorin belegt), doch bis ins 14. Jahrhundert hinein blieb es beginisch geprägt. Erst ab dem 14. Jahrhundert ist hier von einem Kloster mit allen Implikationen zu reden: Bestätigung der Augustinerregel als Lebensgrundlage des Konvents, Einkleidung der Schwestern mit geweihter Kleidung und Schleiern, förmliche Unterstellung unter die Konstanzer Dominikaner, Anstellung eines Kaplans, Einführung der Klausur (Wilts, 1994, 360–361). Das Kloster etablierte sich im 14. und 15. Jahrhundert als Kloster für die Töchter des reichen Bürgertums. Die reformatorischen Bewegungen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts führten dazu, dass einige Schwestern den Orden verließen. Die übriggebliebenen Nonnen verpflichteten sich der protestantischen Lehre, doch als die Stadt 1548 österreichisch wurde und das Kloster 1549 dem katholischen Glauben wieder restituiert werden sollte, verließen auch sie das Kloster.

Ein städtischer Verwalter übernahm die Aufsicht über das Klostergut bis 1574 entschieden wurde, das Kloster wieder zu besiedeln (Heim 2009, 36). Hierfür nahm der Stadtrat von Konstanz Kontakt zu dem Dominikanerinnenkonvent St. Agnes in Freiburg im Breisgau auf, um dafür zu sorgen, dass sieben Töchter aus guten Konstanzer Häusern im Klosterleben unterwiesen wurden. Diese kehrten 1577 als ausgebildete Dominikanerinnen aus Freiburg in das Kloster St. Peter an der Fahr zurück. Das Kloster florierte die nächsten 200 Jahre erneut, bis es im Zuge der Josephinischen Säkularisierung 1785 zunächst mit dem Kloster Zoffingen (Konstanz, Brückengas-

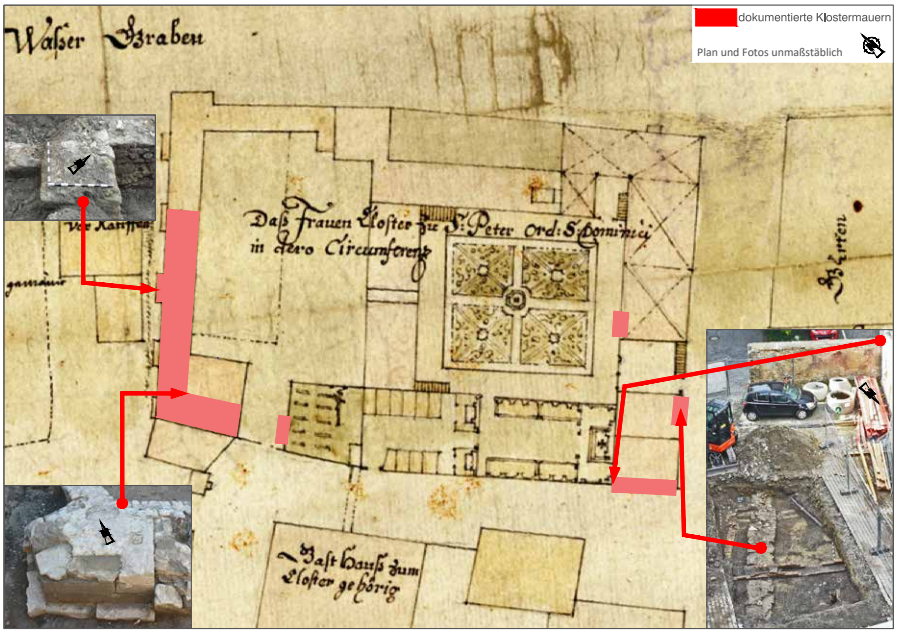


Abb. 4 Federzeichnung der Klosterumrisse von St. Peter an der Fahr aus dem 18. Jahrhundert mit Überlagerung der freigelegten Mauern und Befunde (U. Jondral und C. Bleckmann, Landesamt für Denkmalpflege auf Grundlage Federzeichnung Stadtarchiv StAKN Z I altA21_7.2.).

se) vereint und schließlich 1789 ganz aufgelöst wurde (Heim 2009, 43). Die Klostergebäude wurden noch vor 1825 mit Ausnahme der Kapelle abgerissen.

Die Bauarbeiten zur Errichtung des neuen Pflegeheims auf dem ehemaligen Klosterareal wurden von 2017 bis 2021 abschnittsweise baubegleitend archäologisch betreut. Dabei konnten unterschiedliche Mauerzüge und Punktfundamente dokumentiert werden, die zu der Klosterumfassungsmauer gehörten (Abb. 4). Wegen fehlender Funde lassen sich die Mauern nicht sicher datieren. Die Bauart der Mauern und das verwendete Material lassen eine Entstehung im 16. oder 17. Jahrhundert vermuten. Unter einem Strebepfeiler an der Westseite der Außenmauer kam als Unterbau in 4 m Tiefe ein Pfahlbündel aus Erlenstämmen zum Vorschein, ein ^{14}C-Datum weist auf eine Datierung zwischen AD 1496 und 1640 (2sigma kalibriert). Es ist gut vorstellbar, dass diese Mauern Umbauarbeiten – möglicherweise in größerem Umfang – oder einer Vergrößerung des Klosterareals zuzurechnen sind. Nach fast 30 Jahren Leerstand zwischen 1549 und 1577 waren die früheren Gebäude sicher renovierungsbedürftig. Spuren einer früheren Bebauung des Areals wurden bei der Baubegleitung nicht gefunden.

Wir gehen die Klostergasse entlang nach Westen, wenden uns an deren Ende nach Süden und laufen entlang der Schreibergasse in Richtung Gerichtsgasse, Ecke Inselgasse. Wir blicken nach links auf die westliche Häuserfront der Schreibergasse, die gegebenenfalls den Verlauf einer alten Stadtbefestigung verrät (Abb. 1, Nr. 5). Schon seit dem Häuserbuch 1908 wird aufgrund der Straßenverläufe und alter Gemäuer hier eine gemauerte Stadtbefestigung aus dem 10. Jahrhundert postuliert (Beyerle/Maurer 1908, 167–168). Archäologische Belege für eine Mauer aus dieser Zeit in diesem Abschnitt gibt es jedoch nicht, nur für die Umwehrung der Bischofsburg südlich des Münsters in der 2. Hälfte des 9. oder zu Beginn des 10. Jahrhunderts (Löbbecke/Röber 2011, 9). Eine Alternative zum Verlauf der gemauerten Stadtbefestigung wäre, den Verlauf der spätrömischen Kastellmauer nach Norden im Bereich der Schreibergasse zu verorten und nicht, wie bisher angenommen, nach Osten abbiegend in der Inselgasse. Doch auch dies beruht bislang nur auf neuen Überlegungen zur Form des spätantiken Kastells, nicht auf archäologische Tatsachen.

Gerichtsgasse, Ecke Inselgasse: frühe Stadtbefestigungen

Bei der Begleitung von Kanalarbeiten in der Gerichtsgasse 2014 wurde an der Kreuzung Gerichtsgasse-Inselgasse ein Teil einer massiven Steinmauer entdeckt, die in etwa in Ost-West-Richtung verlief (Abb. 1, Nr. 6). Dieses Mauerstück ist ein Teil der im späten 11. Jahrhundert errichteten Erweiterung der Schutzmauer nach Süden und Westen der Bischofsburg (Dumitrache 2000, 50–51; Löbbecke/Röber 2011, 10). Nach Osten führte ein Tor in die Niederburg hinein: das innere Schottentor oder auch Bischofstor (Beyerle/Maurer 1908, 167). Wie Stadtansichten aus der Neuzeit bezeugen, blieb dieses Tor bestehen, auch als es Ende des 13./Anfang des 14. Jahrhunderts wegen der letzten Erweiterung des Mauerrings nach Westen und nach Norden bis an den Rhein längst keine fortifikatorische Funktion mehr hatte. Wir folgen weiter der Gerichtsgasse nach Süden bis hoch zum Münsterplatz und erleben mit unseren Füßen, wie sich die Straße zum höchsten Hügel der Stadt anhebt.

Der Münsterplatz, die Bühne der Geschichte

Sicherlich das Highlight bei den Ausgrabungen der letzten 20 Jahren war der Fund des römischen Kastells bei der Neugestaltung des Münsterplatzes (Abb. 1, Nr. 7). Lange gesucht, seit Leiners Zeiten hier postuliert, in über 100 Jahren Forschungsgeschichte durch viele Befunde römischer Gräben „angekündigt“, wurde das spätrömische Kastell von Konstanz im Zuge dieser Ausgrabungen schließlich entdeckt (Abb. 5).

Doch kehren wir in der Geschichte der Stadtentwicklung etwas zurück zu den frühesten Besiedlungsspuren, um chronologisch vorzugehen. Erst ab der späten Eisenzeit beginnt die danach weitgehend lückenlose Besiedlung des Endmoränenrückens, fassbar durch Spuren keltischer Siedler auf dem Münsterhügel und im nördlich vorgelagerten Bereich der Niederburg. Die gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. gegründete Siedlung bestand bis zum Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. Von dieser wurden vor allem Einzelfunde geborgen, die außerhalb ihres originalen Fundzusammenhanges in später angelegten Strukturen nachgewiesen wurden. Eindeutig der Spätlatènezeit zuweisbare Befunde sind selten und liegen nur in Form einzelner Abfallgruben rund um den Münsterhügel, Grubenhäuser, Kulturschichten und einem Befestigungsgraben mit entsprechendem Fundmaterial vor (Heiligmann 2009; Dumitrache 2000).

Der Münsterplatz wurde offensichtlich mehrmals in der Geschichte der Stadt planiert, erstmals von den Römern. Die Erdmassen wurden von der Spitze des Münsterhügels nach Norden und Westen geschoben, so dass z. B. in der Brückengasse keltische Befunde in 2,5 m Tiefe lagen, am Pfalzgarten jedoch befanden sich die ältesten Befunde bereits knapp unter dem modernen Platzbelag.

In Konstanz stammen die ersten Belege römischer Präsenz aus der Verfüllung des keltischen Grabens, in Form von Fragmenten römischer Keramik aus augusteisch/frühtiberischer Zeit. Die frühe Bebauung des Platzes lässt sich nur noch anhand von Überresten aus einer ersten Planierung des Münsterhügels in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts.

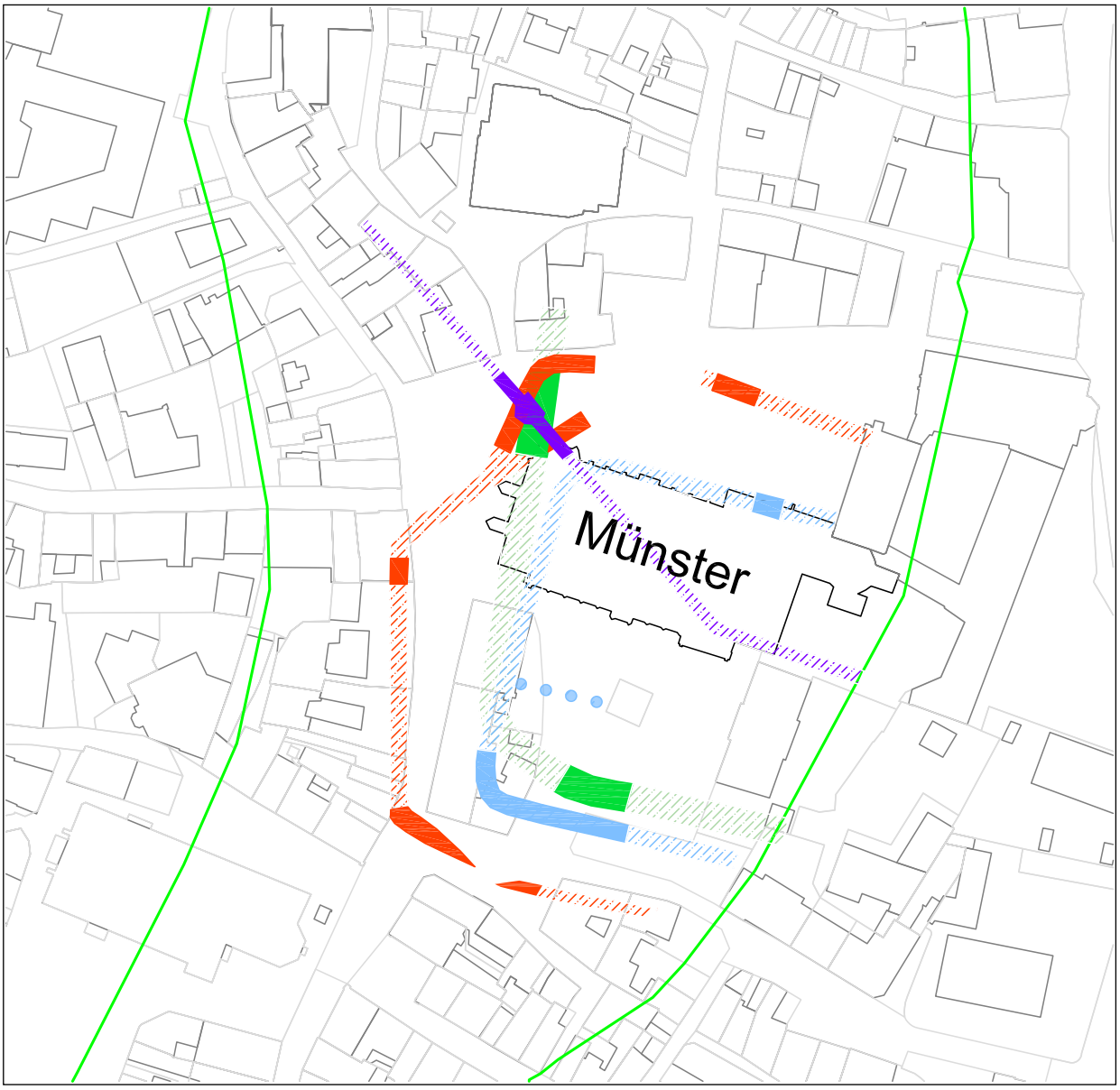


Abb. 5 Gesamtplan der Wehranlagen auf dem Münsterhügel. Grüne Linie: Primäre Siedlungsfläche/Endmoränenrücken. Grüne Schraffur: Keltischer Wehrgraben. Hellblaue Schraffur: Wehrgraben 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Rote Schraffur: Römischer Wehrgraben 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts. Lila Schraffur: Spätrömisches Kastell. Feste Schraffuren zeigen den archäologischen Befund. Gestrichelte Schraffuren zeigen die postulierten Verläufe (Bearbeitete digitalisierte Grundrissdaten der amtlichen Flurkarte des Amtes für Liegenschaften und Geoinformation sowie Orthobild der Stadt Konstanz – Stand 14.02.2023. Bearbeitete Abbildung aus Heiligmann 2009, Abb. 5, Bearbeitung Landesamt für Denkmalpflege, C. Bleckmann).

n. Chr. erahnen. Die erste belegbare großflächige Besiedlung des Platzes, sowie eine Graben-Wall-Anlage mit einem rechteckigen Grundriss von 110 x 80 m, stammen aus tiberischer Zeit, zwischen 14 und 37 n. Chr. Nach Heiligmann wurde dieses Kastell unmittelbar nach Abzug der Truppen abgebrochen und der Münsterhügel erneut planiert. In den darauffolgenden zwei Jahrhunderten entwickelte sich über ein Areal von etwa 300 x 150 m, also über die Ausdehnung der frühen Kastellanlage hinaus, eine zivile Bebauung. Diese bestand zuerst aus Holz-Fachwerkbauten, die mehrmals abbrannten, ab der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. zunehmend aus Steinbauten (Heiligmann 2011, 43).

Als das römische Reich gezwungen wurde, seine Nordgrenzen zurück nach Süden zu verlegen, lag Konstanz nicht mehr im gesicherten Binnenland. Es entstand das spätrömische Kastell, dessen westliche Umfassungsmauer

teilweise bei Arbeiten auf der Rückseite der Grundstücke in der Gerichtsgasse und auch bei den Ausgrabungen 2003 bis 2005 am Münsterplatz freigelegt wurde. Man geht derzeit von einer kontinuierlichen Besiedlung des Areals innerhalb der erhaltenen Kastellmauern auch nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches und bis ins Frühmittelalter hinein aus. Um 600 wurde innerhalb dieser alten Befestigungsmauern das Bistum Konstanz mit Sitz in Konstanz gegründet. Es wird eine kleine Kirche an Stelle des heutigen Münsters vermutet (Dumitrache 2000, 29). Wir laufen nun südlich am Münster vorbei, über den Pfalzgarten nach Süden zur Hofhalde (Abb. 1, Nr. 8).

Station Pfalzgarten und Hofhalde: 2000 Jahre Geschichte auf 70 cm Tiefe

Im 9.–10. Jahrhundert wuchs die Stadt und musste neu organisiert werden. Die Bischöfe Salomon I. (838–871) und Salomon III. (879–919) erwarben Reliquien für das Münster, um so den Ort liturgisch aufzuwerten, erste Münzen für den Fernhandel wurden unter Bischof Salomon III. geschlagen. Ihre Amtsnachfolger Konrad I. (934–975) und Gebhard I. (979–995) wünschten die Errichtung eines „Roma Secunda“ am Rhein, was neben den bereits bestehenden Bauten des Marienmünsters und dem Vorgänger der St. Stephans-Kirche zur Gründung einer ganzen Reihe von Kirchen und Klöstern führte, wie St. Paul und St. Lorenz außerhalb der Befestigungsmauern, St. Johann am Münsterhügel sowie jenseits des Rheins, in vergleichbarer Lage wie der Petersdom, die Kirche St. Peter des Klosters Petershausen (Maurer 1989). In seinen Räumlichkeiten sind heute das Stadtarchiv und das Archäologische Landesmuseum beherbergt. In dieser Zeit wurde vermutlich auch die Bischofspfalz unmittelbar südlich am Münster befestigt. Von dieser Befestigung sind gegebenenfalls 1956 von Beck Überreste der Ostseite freigelegt worden (Dumitrache 2000, Fundstelle 82). In den Grabungen von Revellio 1931, Erdmann 1977 und in einer Grabungskampagne 2014–2015 an der westlichen Hofhalde und am Pfalzgarten wurden ältere Mauern mit sorgfältig verlegter Außenschale aus Geröllen dokumentiert, die möglicherweise zu dieser Pfalz gehörten (Erdmann 1979, 184; Löbbecke/Röber 2011, 9).

Auf dem südlich dem Pfalzgarten vorgelagerten Platz, der heutigen westlichen Hofhalde, wurden bei der Grabung 2014/2015 mehrere Platzbefestigungen aus Kiesrollierungen beobachtet. Unter der untersten Lage wurden insgesamt zehn Feuergruben freigelegt, vermutlich Buntmetallschmelzöfen, die anhand von Radiocarbonuntersuchungen dem 11. und 12. Jahrhundert zugewiesen werden können. Seitdem war dieser Platz immer unbebaut geblieben, geschuldet vermutlich der Lage im unmittelbaren Eingangsbereich südlich der Bischofspfalz. Aus dem Frühmittelalter stammen vier beigabenlose Gräber (8. Jahrhundert, ^{14}C-Datierungen) und ein Teil eines römischen Grabens mit Zangentor, der dank der Münzfunde aus der Verfüllung einer bereits bekannten Wehranlage aus der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts zugeordnet werden kann, der letzten vor der Errichtung des zuvor beschriebenen spätantiken Kastells (Bleckmann 2015) (vgl. Abb. 5).

Folgen wir jetzt in Richtung Süden der Wessenbergstraße, die als Hauptstraße von Nord nach Süd durch die Altstadt führt. Ihr Verlauf entspricht wahrscheinlich in etwa dem der ehemaligen römischen Straße, da sie auf dem natürlichen Höhenrücken liegt. An der Paradiesstraße biegen wir nach rechts ab und gehen in Richtung des ehemaligen Paradieser Tores auf den Westrand der Altstadt zu.

Auf den Spuren von Jan Hus ins Paradies

Wir stehen an der Kreuzung Paradiesstraße-Obere Laube und blicken nach Westen auf die von 1865 bis 1873 errichtete Lutherkirche. Die „Laube“ bildet heute die Grenze zwischen der Konstanzer Kernstadt und dem Stadtteil Paradies. Sie überdeckt im Westen den ehemaligen Stadtgraben und im Osten die Abrisskrone der Stadtmauer aus dem 13. Jahrhundert. Die „Obere Laube“ bezeichnet die so entstandene südliche Hälfte der Straße, von der Lutherkirche bis zum Schnetztor. Der nördlich von der Lutherkirche bis zum Pulverturm reichende Abschnitt nennt sich „Untere Laube“. Am Treffpunkt der Oberen auf die Untere Laube, an der Einmündung zur Paradiesstraße, stand bis in das 19. Jahrhundert das Paradieser Tor (Abb. 1, Nr. 9). Von November 2012 bis August 2013 wurde die Obere Laube in Konstanz auf gesamter Länge von etwa 300 Metern saniert. Der Erdabtrag unter den vier Fahrspuren und dem Mittelstreifen betrug bis zu 70 cm, in den Leitungsgräben erreichten die Eingriffe bis zu zwei Metern Tiefe. Die Sanierung wurde archäologisch betreut und im Bereich des Tores fand eine – mit baubedingten Unterbrechungen – dreimonatige Grabung statt (Bleckmann 2014).

Historischen Berichten zufolge war dies das mächtigste und eindrucksvollste Tor der Stadt, mit vielen verschiedenen Namen versehen: es heißt zeitgleich Geltinger-, Hegelins-, Hägelis-, Rindporter-, Rintburger-, Rhineburger- und seit dem 18. Jahrhundert auch Paradieser Tor. Bei der Rettungsgrabung 2013 wurde die Gründungstiefe des Turmes nicht erreicht, sodass dessen Erbauungszeit nicht zu klären war. Anzunehmen ist, dass es in etwa zeitgleich zu den anderen Stadttoren und -türmen errichtet wurde. Dendrochronologische Untersuchungen an drei der vier heute noch erhaltenen Tore/Türme (Pulverturm, Rheintorturm und Schnetztor) weisen auf Erbauungszeiten zumindest der unteren Geschosse im Laufe des 14. Jahrhunderts hin.

Die bei der Ausgrabung freigelegte Brücke über den Stadtgraben wurde später im Westen an das Paradieser

Abb. 6 Brücke über den Stadtgraben beim Paradieser Tor. Arbeitsfoto auf der Ausgrabung, Blickrichtung Süden. Links die Turmmauer, rechts der daran angesetzte steinerne Bogen (Landesamt für Denkmalpflege, C. Bleckmann).

Tor angebaut, da das Gewölbe aus Rorschacher Sandsteinen nicht mit der Turmmauer verzahnt ist (Abb. 6). Funde aus den Auffüllungen, wo das Gewölbe an die Westwand des Turmes stößt, datieren die Steinbrücke in das späte 15. oder frühe 16. Jahrhundert. Dies deckt sich mit den für das Jahr 1522 in den Baubüchern verzeichneten Bautätigkeiten am Paradieser Tor: „Im 1522 Jar, ward das Bollwerk vom hägelis thor durch den graben […] gemacht, und als man den grund zu der mur und zu dem gwelb gesucht hat man zwen schuch tieff graben, und da ain bösen schwarzen boden funden, daruff hat man ain Erline ram gelegt, und die ram mit Erlinen pfälen usgestift, und das gwelb und die mur daruff gesezt“ (Baubuch M3, 55).

Da wegen des Stadtgrabens eine Brücke auch für die Zeit vor 1522 vorauszusetzen ist, kann diese meines Erachtens nur aus Holz bestanden habe. Diese Annahme wird durch eine Meldung in der Richenthal Chronik zum Konstanzer Konzil gestützt. Richenthal berichtet im Zusammenhang mit der Hinrichtung von Jan Hus, der durch das Paradieser (damals Geltinger) Tor aus der Stadt geführt wurde, dass ein solcher Andrang an Schaulustigen bestanden habe, dass „man die lüt uff der brugg am Geltinger Tor halten [musste], das je ain schar hinüber kam und vorcht man die brugg bräch (Buck 2010, 65; Richental 1465, 57r). Es wurde befürchtet, die Brücke könne wegen der Menschenmenge zusammenbrechen, was eigentlich nur auf eine Holzbrücke hindeuten kann. Wäre das steinerne Gewölbe, so wie es sich im archäologischen Befund präsentiert, bereits vorhanden gewesen, wäre diese Furcht sicherlich unbegründet gewesen.

Wenden wir uns nun nach Osten, zurück entlang der Paradiesstraße, und biegen schräg in die Kanzleistraße ein, um zur Marktstätte und über die Brotlaube zu dem nördlich davon gelegenen Fischmarkt zu gelangen (Abb. 1, Nr. 10). Die dort durchgeführten ersten großen Grabungen in Konstanz in den 1980er und 1990er Jahren brachten bedeutende Erkenntnisse nicht nur zur Entstehungsgenese der Stadt, sondern zeigten auch das Potenzial der Stadtkernarchäologie (Dumitrache 2018; Oexle 1993). Östlich davon wird der Blick auf das ehemalige Konstanzer Kaufhaus gezogen, umgangssprachlich seit den 1930er Jahren auch „Das Konzil“ oder „Konzilgebäude“ genannt, da in diesen Hallen im November 1417 die Papstwahl von Papst Martin V. stattfand, die das abendländischen Schisma und somit auch das über drei Jahre andauernde Konstanzer Konzil beendete.

Das Konstanzer Kaufhaus und der Bau der Stadtmauer

Im Zuge der Vorbereitungen zum Konzilsjubiläum 2014–2018 wurde das Konstanzer Kaufhaus saniert. Da unter dem Vorplatz im Norden eine neue Toilettenanlage und Technikräume entstehen sollten, fanden in dem bis dato größtenteils ungestörten Bereich von 2010 bis 2011 Ausgrabungen statt. Sie ermöglichten es, die Geschichte des Areals ab dem frühen 13. Jahrhundert bis in die Moderne am archäologischen Befund zu rekonstruieren (Abb. 1, Nr. 11).

Bis in das späte 13. Jahrhundert stand, ungefähr auf Höhe des Haupteingangs im Norden des Gebäudes, ein hölzernes Sperrwerk, das in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet wurde und eine Reparaturphase um 1295 aufweist (Abb. 7). Erst danach wurde die Stadtmauer errichtet. Westlich wurde eine Berme gegen die Stadtmauer angeschüttet, darin enthaltene hölzerne Strukturen konnten den Bau der Stadtmauer an dieser Stelle auf einen Zeitraum zwischen 1300 und 1340 eingrenzen. Das von 1388 bis 1391 errichtete Kaufhaus nutzte die bereits stehende Stadtmauer als Grundlage für seine seeseitige Wand. Im Zuge der Ausgrabungen konnten auch die nachfolgend an das Kaufhaus und an das Fischertor angesetzte Gebäude und Umbauphasen datiert und zugeordnet werden (Bleckmann/Jansen 2013).

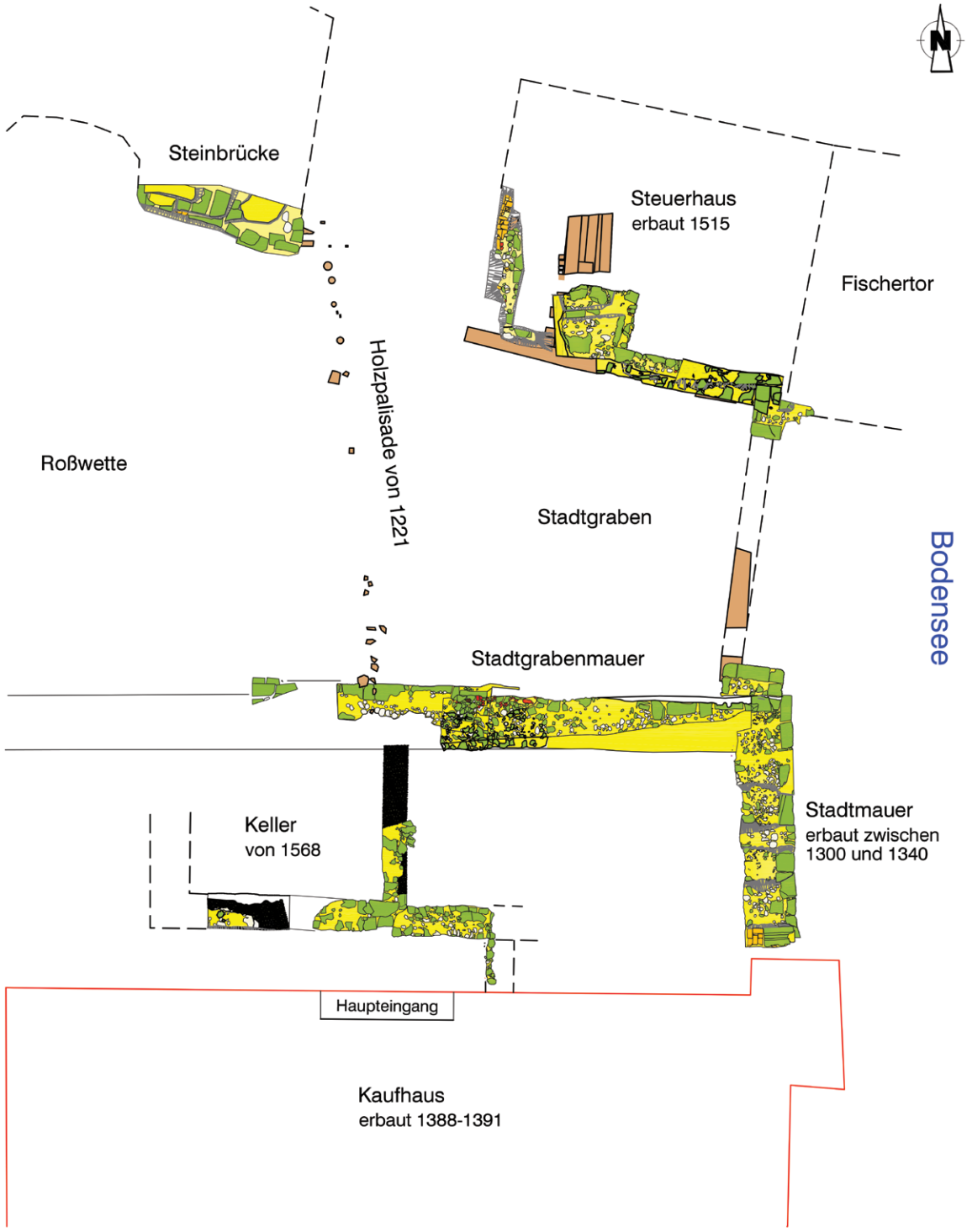


Abb. 7 Hauptbefunde der frühen Bauphasen am nördlichen Vorplatz des Kaufhauses (Planzeichnung: Landesamt für Denkmalpflege, M. Jansen und C. Bleckmann).

Veränderungen bis in die Gegenwart

Verbunden mit aufwändigen Trassierungsarbeiten wurde Konstanz 1861–63 an die Badische Hauptbahn angeschlossen. Dem Gleiskörper und der ihn begleitenden Eisenbahnstraße (heutige Konzilstraße) mussten mehrere Bürgerhäuser, das Kapuzinerkloster und das untere Kornhaus weichen, der Jesuitengraben wurde vom Pulverturm im Nordosten bis zum Fischtor am Kaufhaus zugeschüttet und die seeseitige Stadtmauer ab dem Rheintorturm nach Süden hin abgerissen. Damit veränderte sich die Seeansicht der Stadt entscheidend und es entstand das heutige, vertraute Bild mit Stadtgarten und Hafenanlagen.

Hier endet unser Stadtrundgang. Vieles gäbe es noch zu berichten und viel wird sicherlich im Laufe der kommenden Jahre noch aufgearbeitet werden. Auch wenn die Ära der großen Bauprojekte und archäologischen Ausgrabungen im Bereich der Innenstadt von Konstanz vorbei ist, die über die Jahre angesammelten Erkenntnisse runden immer weiter das Bild dieser historisch so bekannten und doch noch so rätselhaften Stadt ab.

Literatur

Baubuch M 3: Bauamt der Stadt Konstanz, Stadtarchiv Konstanz, M Band 3, 1536–1570.

Beck 1953: A. Beck, Konstanz bis zum Ende der Römerherrschaft. Badische Heimat 38, 1958, 224–235.

Beyerle 1902: K. Beyerle, Grundeigentumsverhältnisse und Bürgerrecht im mittelalterlichen Konstanz 2: Die Konstanzer Grundeigentumsurkunden der Jahre 1152 bis 1371 (Heidelberg 1902).

Beyerle/Maurer 1908: K. Beyerle/H. Maurer, Konstanzer Häuserbuch. Festschrift zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Stadt Konstanz mit dem Hause Baden 2: Geschichtliche Ortsbeschreibung (Heidelberg 1908).

Bleckmann 2014: C. Bleckmann, „Tor zum Paradies“ in Konstanz freigelegt. Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 2013, 2014, 214–218.

Bleckmann 2015: C. Bleckmann, Ausgrabungen an der Hofhalde und am Pfalzgarten in Konstanz. Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 2014, 2015, 262–265.

Bleckmann/Jansen 2013: C. Bleckmann/M. Jansen, Bauen, gebaut, abgerissen. Die bauliche Entwicklung am Konstanzer Kaufhaus. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 131, 2013, 3–32.

Bucelin 1667: G. Bucelin, Constantia Rhenana (Frankfurt 1667).

Buck 2010: T. M. Buck (Hrsg.), Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418 von Ulrich Richental. Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen XLI (Ostfildern 2013³).

Dumitrache 2000: M. Dumitrache, Konstanz. Archäologischer Stadtkataster 1 (Stuttgart 2000).

Dumitrache 2018: M. Dumitrache, Die Konstanzer Marktstätte im Mittelalter und in der Neuzeit. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 5 (Wiesbaden 2018).

Fickler 1859: C. B. A. Fickler, Quellen und Forschungen zur Geschichte Schwabens und der Ost-Schweiz (Mannheim 1859).

Erdmann 1979: W. Erdmann, Zur archäologischen und baugeschichtlichen Erforschung der Pfalzen im Bodenseegebiet. In: Deutsche Königspfalzen 3. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 11/3 (Göttingen 1979) 135–210.

Heiligmann 2009: J. Heiligmann, Der Konstanzer Münsterhügel. Seine Besiedlung in keltischer und römischer Zeit. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 127, 2009, 3–24.

Heiligmann 2011: J. Heiligmann, Auf festem Boden. In: Heiligmann/Röber 2011, 28–61. Heiligmann/Röber 2011: Im See – Am See. Archäologie in Konstanz (Friedberg 2011).

Heim 2009: A. Heim, Kloster St. Peter an der Fahr in Konstanz. Hegau-Frauen-Geschichte. Hegau Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee 66, 2009, 25–44.

Löbbecke/Röber 2011: F. Löbbecke/R. Röber, Zwischen Schutz und Repräsentation. Zum Stand der Erforschung der mittelalterlichen und neuzeitlichen Konstanzer Stadtbefestigungen. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 129, 2011, 3–38.

Mangold 1544: G. Mangold, Kurze Chronic der loblichen frey und kirchstat Costanz (Konstanz 1544).

Marmor 1860: J. Marmor, Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und Ihrer Umgebung, mit besonderer Berücksichtigung der Sitten- und Kulturgeschichte derselben (Konstanz 1860).

Maurer 1989: H. Maurer, Geschichte der Stadt Konstanz. Konstanz im Mittelalter 1: Von den Anfängen bis zum Konzil (Konstanz 1989).

Oexle 1993: J. Oexle, Konstanz. In: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Katalog zur Ausstellung (Stuttgart 1993) 53–68.

Richental 1465: U. Richental, Chronik des Konzils zu Konstanz 1414–1418. Konstanz um 1465. Faksimile der Konstanzer Handschrift (Darmstadt 2013).

Wilts 1994: A. Wilts, Beginnen im Bodenseeraum. Bodensee-Bibliothek 37 (Sigmaringen 1994).

Adresse

Caroline Bleckmann, M.A.
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.2 Operative Archäologie
Dienststelle Konstanz
Stromeyersdorfstaße 3
78467 Konstanz
Caroline.bleckmann@rps.bwl.de

„Uralte im 12ten, 14ten und 15ten seculo erbaute Mauren, Bruckhen und Thor“

Die Befestigungsanlagen in Kirchheim unter Teck

Birgit Kulessa

Zusammenfassung

Teile der Stadtbefestigung von Kirchheim sind heute stellenweise noch deutlich im Stadtbild präsent. Dies gilt vor allem für die frühneuzeitliche Landesfestung wie die massiven Bastionen, Gräben und das Schloss, welches einen Bestandteil der Festungsanlage bildete. Anders verhält es sich mit den mittelalterlichen Bauten, die vor allem durch archäologische Befunde zu Tage kamen. Da Schriftquellen nur spärlich sind, und neuzeitliche Karten nur den letzten Zustand wiedergeben, liegt die Baugeschichte im Detail teils im Dunkeln. Dies gilt vor allem für die älteste Entstehungsgeschichte, die sicher im Kontext mit dem Stadtwerdungsprozess zu sehen ist. Allein durch archäologische Befunde, wie die Entdeckung von präurbanen Grubenhäusern, wurde erkennbar, dass das Siedlungsgefüge sich über die Fläche des später ummauerten Stadtkerns hinaus ausdehnte. Bemerkenswert ist, dass schon im Jahrhundert vor dem Stadtmauerbau Siedlungsverlagerungen in Gang kamen. Die Stadtmauer wurde im 13. Jahrhundert erbaut und im 14. Jahrhundert durch eine Zwingeranlage ergänzt. Dies deutet sich in den Schriftquellen an und wird durch archäologische Befunde verifiziert. Ein von Seiten der Stadtgeschichtsforschung vermuteter älterer Vorgänger ließ sich zumindest im Bereich des späteren Mauerverlaufs nicht feststellen. Bei Grabungen kamen aber an zwei Stellen Mauerreste zu Tage, die auf Grund ihrer Lage, der stratigrafischen Zuordnung und Massivität als Teile einer ältesten Befestigungsanlage gedeutet werden können. Die Anlage steht wahrscheinlich mit den Siedlungsverlagerungen im 12. Jahrhundert im Zusammenhang.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 53–64.

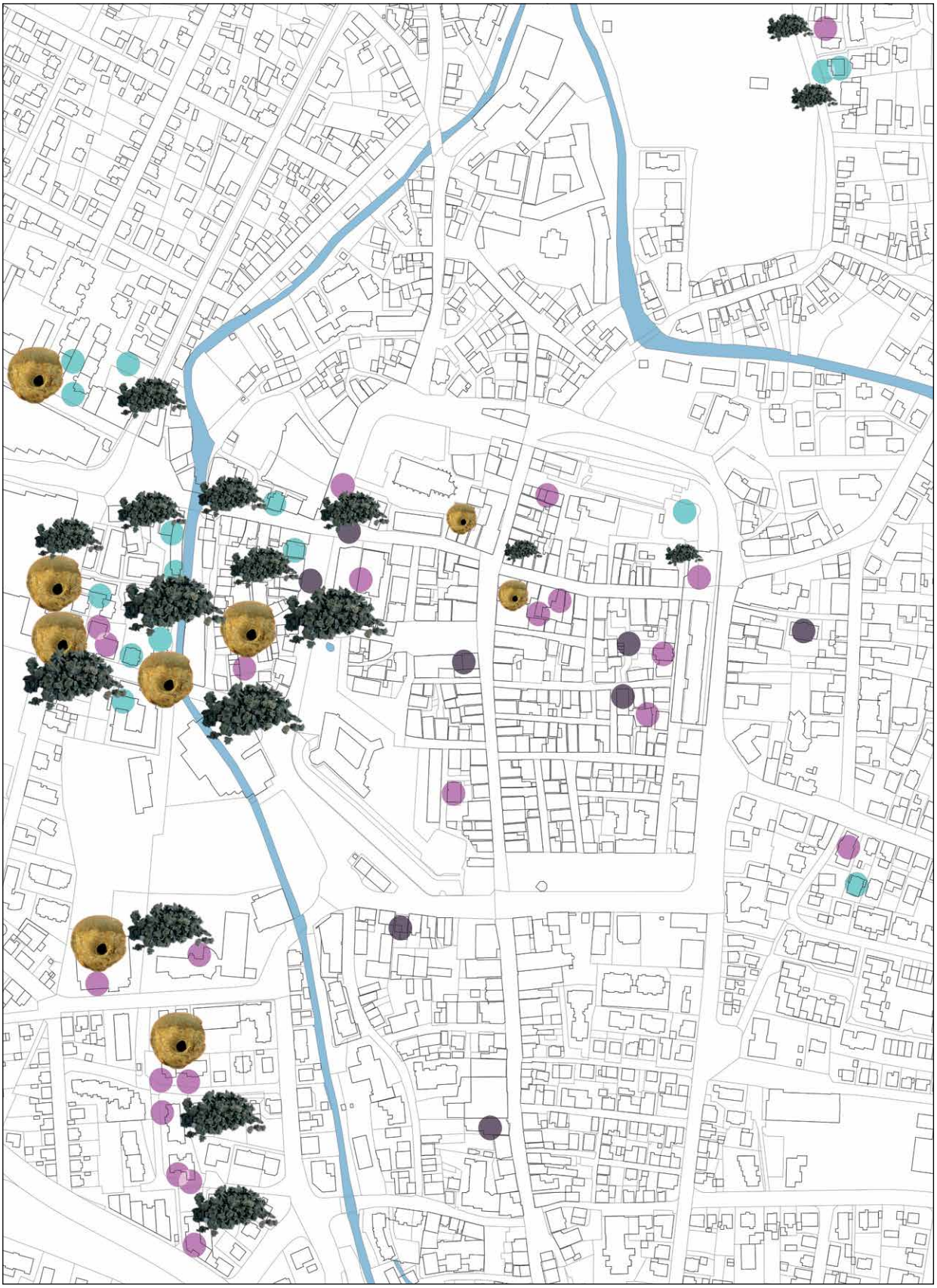


Abb. 1 Fundstellen mit hochmittelalterlichen Grubenhausbefunden sowie Funden von Schlacke und Webgewichten. Violett: spätestens um 1200 aufgegeben; türkis: im 13./14. Jahrhundert aufgegeben; grau: Zeitpunkt der Aufgabe nicht datiert (Grafik Birgit Kulessa, Kartengrundlage: © Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg, www.lgl-bw.de, Az. 2851.9-1/20).

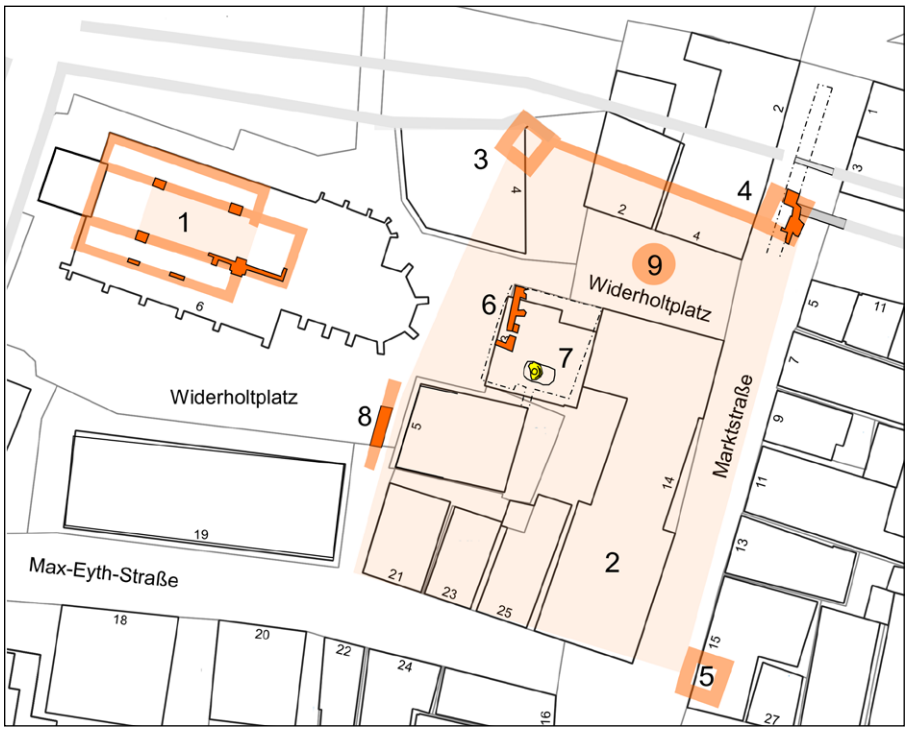


Abb. 2 Hochmittelalterliche Bebauung am Widerholtplatz. Dunkelorange: Mauerwerksbefunde; hellorange: rekonstruierte Fundamente; hellgrau: Stadt- und Zwingermauerverlauf; 1: Kirchenbauten des 8./9.–12. Jahrhunderts; 2: Befestigung/Hofstatt; 3: Turm im Pfarrhof; 4: Unteres Tor; 5: Bürgerturm; 6: hochmittelalterliche Gebäudereste; 7: Mörtelmischanlage; 8: Befestigungsmauer; 9: Kelter; hellgrau: spätmittelalterliche Stadtmauer (Grafik Birgit Kulessa).

Die präurbane Phase

Die Ursprünge der Stadt Kirchheim unter Teck, die in geschützter Lage zwischen den Flüssen Lauter und Lindach entstand, sind in der Merowingerzeit bzw. in frühalamannischer Zeit zu suchen.[1] Dies belegen Siedlungsfunde sowie auch zahlreiche merowingerzeitliche Grabfunde, teils von hoher Qualität in ihrer Beigabenausstattung (Böhme 2011). Diese kamen vor allem im Bereich großer Reihengräberfelder in den Gewannen „Paradiesle“ und „Rauner“ zu Tage, welche ab der Zeit um 500 n. Chr. belegt wurden. Ab dem 6. Jahrhundert ist im Kirchheimer Stadtkern, südlich der Martinskirche am ehemaligen Krautmarkt eine kontinuierliche Besiedlung archäologisch nachgewiesen (Baur 1997; Kulessa et al. 2022, 170–172). Allerdings liegt der Schwerpunkt des Fundmaterials eindeutig im jüngeren 6. Jahrhundert (Gross 2011, 70–79). Dieser frühesten präurbanen Phase, welche sich gesichert bis in die Zeit um 1000 abgrenzen lässt, sind mehrere Grubenhäuser zuzuordnen. In die Merowingerzeit datierende Siedlungsbefunde wurden auch unmittelbar östlich der Martinskirche festgestellt (Laskowski 1992, 11, 15–16; Schäfer 1987, 270–274). Zeitgleiche Bestattungen im Kircheninneren lassen erkennen, dass die Kirchengründung in diese Zeit zurückreicht (Koch 1971, 309–337; Laskowski 2011, 49–66). Diese Beobachtungen zeigen, dass an dieser Stelle ein Hof in unmittelbarer Nähe der Gräber lag, und für verschiedene Personenkreise bzw. Familien separate Grablegen angelegt wurden. Im Umfeld der Kirche ist also ein früher Siedlungskern zu lokalisieren. Dabei ist es gut möglich, dass dieser älter als die Kirchengründung ist, und der Platz von den Kirchenstiftern bewusst zentralörtlich gewählt wurde.

Auch im Westen jenseits der Lauter gab es merowingerzeitliche Ansiedlungen. Zu diesen Siedlungen gehörte das Gräberfeld im „Paradiesle“ (Kulessa et al. 2022, 181–185). Die Belegung dort setzte spätestens in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ein und dauerte das ganze 7. Jahrhundert hindurch an, also bezeugt es gewissermaßen schon einen ersten Ausbau des mittelalterlichen Aufsiedlungsprozesses. Südlich in der Nähe des Gräberfeldes findet sich eine im 6. Jahrhundert angelegte Siedlung (Laskowski 2006, 71–76). Diese bestand sicher bis in die Stadtgründungszeit. Dort wurden Siedlungs- und Pfostengruben sowie etliche Grubenhäuser freigelegt. Jüngere Grubenhäuser sowie ein hochmittelalterlicher Steinkeller und ein Brunnen bezeugen den längeren, kontinuierlichen Bestand dieser Siedlung. Noch weiter südlich von diesem Gebiet streuten weitere wohl kleine Ansiedlungen.

Im Laufe des Hochmittelalters verdichteten sich diese Siedlungsplätze. Vor allem östlich der Lauter ist anzunehmen, dass die einzelnen Hofgruppen zu einer zusammenhängenden zentralörtlichen Siedlung zusammenwuchsen. Die Grabungsbefunde, insbesondere die Entdeckung zahlreicher Grubenhäuser (Abb. 1), ließen erkennen, dass die hochmittelalterliche Besiedlung in ihrer Ausdehnung in verschiedenen Bereichen deutlich über den späteren Altstadtkern hinausging (Kulessa et al. 2022, 96). In dieser präurbanen Phase sind keine fortifikatorischen Maßnahmen erkennbar. Die weite, lockere Ausdehnung der besiedelten Areale war für die Anlage von Befestigungsanlagen ungeeignet. Auch wenn bisher keine detaillierten Auswertungen erfolgt sind, zeigt die Fundverteilung bestimmter

1 Für zahlreiche Hinweise zu diesem Beitrag danke ich Michael Baur, Rainer Laskowski und der Kirchheimer Archäologie AG.

Fundgattungen, dass sich im westlichen Siedlungsbereich an der Lauter, insbesondere westlich des Flusses, spezialisierte Handwerkssiedlungen herausgebildet hatten. Dies gilt vor allem für Funde von Webgewichten, die z. T. auch im Kontext von Grubenhäusern mit Standspuren von Webstühlen geborgen wurden (Kulessa et al. 2022, 94 u. Fundstellen 22, 23, 31, 35, 90, 91, 199). In denselben Siedlungsbereichen wurden ferner auffällige Konzentrationen von Schlackeresten, teils in erheblicher Menge sowie auch mehrere Ofenbefunde dokumentiert (Gassmann 2011, 106–107; Kulessa et al. 2022, Fundstellen 18, 23, 31). Demnach wurde in diesem Siedlungsteil auch eine umfangreiche Metallproduktion nachgewiesen. Es zeigt sich, dass in Kirchheim bereits im Hochmittelalter eine auf Spezialisierung basierte, sozialtopografisch differenzierte zentralörtliche Siedlung entstanden war, die über ein spezielles Gewerbegebiet verfügte. Die Kartierung der Funde hochmittelalterlicher Webgewichte und Schlacken macht den Standort dieses Gewerbegebietes erkennbar (vgl. Abb. 1).

Präurbane Marktsiedlung im Kontext einer Burg

Östlich der Kirche, am Widerholtplatz, kamen einige Befunde zutage, die zumindest fragmentarisch ein Licht auf die hochmittelalterliche Entwicklung einer hier vermuteten adeligen Niederlassung werfen (Abb. 2). Darunter fanden sich Reste eines zweiphasigen Steinbaus (Abb. 2,6), dessen Befunde von der spätmittelalterlichen Friedhofsmauer überlagert wurden (Schäfer 1987, 270–274; Kulessa et al. 2022, 88). Bemerkenswert ist eine in der Nähe freigelegte hochmittelalterliche Mörtelmischanlage (Abb. 2,7). Solche Mörtelmischer sind europaweit im Kontext herrschaftlicher Großbauten wie Kirchen oder Burgen bekannt und datieren in das Hochmittelalter, sind aber nach etwa 1100 nicht mehr belegt (Hüglin 2011, 206–209). Im Hinblick auf die Datierung ist es in Kirchheim schwierig, diesen Befund mit einem Kirchengroßbau in Verbindung zu bringen. Demnach müssen eher andere Zusammenhänge in Betracht gezogen werden. Es finden sich einige Indizien dafür, dass der am Widerholtplatz vermutete adelige Hof zu einer Burg ausgebaut wurde (Dinkel 2001, 427–436; Kulessa et al. 2022, 88–90). Beispielsweise wurde ein ca. 2,3 m breites Mauerfundament entdeckt (Abb. 2,8), das aus stratigrafischen Gründen in präurbane Zeit einzuordnen ist (Kulessa et al. 2022, 196–197). Die immense Mauerstärke spricht für eine Befestigungsmauer. Möglicherweise ist sie als Relikt einer befestigten Hofstatt oder Burganlage zu deuten. Außerdem wurde bei Leitungsarbeiten in der Marktstraße festgestellt, dass die archäologischen Reste des dort lokalisierten Unteren Tors, nicht wie erwartet am Straßenverlauf ausgerichtet sind (Dinkel 2001, 433). Das Tor war deutlich schmäler und stand leicht schräg (Abb. 2,4), was vermuten lässt, dass an dieser Stelle offensichtlich eine ältere Torsituation existierte, möglicherweise wurde ein bereits vorhandenes älteres Tor später in die im Spätmittelalter erbaute Stadtmauer integriert (Laskowski 1999).[2] Außerdem ist noch auf der Urkatasterkarte von 1828 sichtbar, dass die Stadtmauer in der Nähe weiter westlich einen deutlichen Knick aufweist. Historische Karten, insbesondere die Urkatasterpläne des 19. Jahrhunderts, zeigen zwar den damaligen Zustand, jedoch entspricht dieser oft noch in großen Teilen einer deutlich älteren Vergangenheit. Auf der Kirchheimer Karte sind noch umfangreiche Teile der inzwischen nicht mehr erhaltenen Stadtmauer dargestellt (Abb. 2, hellgrau). Reste der Mauer existieren heute noch in und an der Nordwand des Dekanatsgebäudes (Widerholtplatz 4) bzw. als Hofmauer des Pfarrhofs. Auch der in der Karte von 1828 deutlich erkennbare Knick im Mauerverlauf ist an der Nordostecke des Gebäudes noch vorhanden. Offenbar befand sich an dieser Stelle beim ehemaligen Pfarrhaus ein Turm, der zweifellos Teil der spätmittelalterlichen Stadtmauer war (Abb. 2,3). Archivalisch belegt ist dieser Turm allerdings erst zur Zeit seines Abbruchs. Er wurde im Zuge des Festungsbaus im 16. Jahrhundert durch das sogenannte Notzinger Rondell ersetzt, erscheint aber noch 1552 mit der Bezeichnung „thurn im pfarrhoff“ (Kulessa et al. 2022, 278). Der auffällige Standort unweit des Unteren Tores wirft die Frage auf, ob nicht an diesem Platz ebenfalls schon ein älterer Vorgänger bestand, der später in die Stadtummauerung einbezogen wurde. Nicht unbeachtet sollte auch die Überlegung bleiben, ob nicht ein weiterer bekannter Turm – der sogenannte Bürgerturm – eventuell ursprünglich Teil einer solchen Befestigungsanlage gewesen sein könnte. Dieser Turm lag am Markt im Innern der Ringmauer (Abb. 2,5). Die Lokalisierung ist aus der Überlieferung bekannt. Sein Standort war, abgesehen von einer zeitweiligen Nutzung als Hochwacht, fortifikatorisch funktionslos (Dinkel 2001, 427–436; Kulessa et al. 2022, 88). Er blieb bis zur Zeit des Stadtbrandes 1690 erhalten, weil er als Gefängnis genutzt wurde und findet sich auf verschiedenen Stadtansichten des 17. Jahrhunderts noch dargestellt.

Insgesamt zeichnen sich im Bereich östlich der Kirche Hinweise auf eine größere Befestigungsanlage bzw. Burg ab, die älter als die Stadtummauerung ist, aber in der Überlieferung kaum in Erscheinung tritt. Noch im 14. Jahrhundert besaßen die Herzöge von Teck am Kirchhof einen Hof, wahrscheinlich ein Relikt dieser älteren Befestigung (Kulessa et al. 2022, 103). 1059 wird ein Münzrecht für Kirchheim erwähnt (Kulessa et al. 2022, 59). Dieses Recht, auch wenn es nicht ausgeübt wurde, wurde im Zusam-

2 Rekonstruktion des Tores und Mauerverlaufs nach Rainer Laskowski, basierend auf Befundbeobachtungen von 1934 und 1999 sowie der Urkatasterkarte von 1828.

menhang mit einer Burg und Marktstätte gesehen. Der Kirchheimer Straßenmarkt lag bezeichnenderweise unmittelbar südlich vor der vermuteten Burg. Noch heute verbreitert sich die Marktstraße südlich der Kreuzung mit der heutigen Max-Eyth-Straße beträchtlich. Der nördliche Teil der Marktstraße hieß noch im 19. Jahrhundert Schmiedgasse, war deutlich schmäler und zweifellos kein Bestanteil des Straßenmarkts. Insgesamt ergibt sich damit das klassische Siedlungsbild einer präurbanen Marktsiedlung im Kontext einer Burg, wie es auch andernorts bekannt ist.

Der Stadtwerdungsprozess und eine Vorgängerbefestigung

Es liegt nahe, dass die bauliche Situation im Kirchheim des 12. Jahrhunderts nicht nur die zentralörtliche Bedeutung widerspiegelt, sondern auch im Zusammenhang mit dem Stadtwerdungsprozess zu beurteilen ist. In der stadtgeschichtlichen Forschung Kirchheims wird die Stadtgründung in die 1230er Jahre datiert, ein konkretes Datum ist nicht überliefert. Eine Quelle des 16. Jahrhunderts nennt Herzog Konrad I. als Stadtgründer (Kulessa et al. 2022, 61). Schon in präurbaner Zeit kam es zu einigen strukturellen Veränderungen, wie z. B. Siedlungsverlagerungen. Deutlich wird dies vor allem durch die Untersuchung der zahlreichen Grubenhausbefunde. Auch wenn die Bauzeit der Grubenhäuser nicht immer sicher zu bestimmen ist, so lassen die Funde in den Verfüllungen der Gruben, den Zeitpunkt von deren Aufgabe erkennen (vgl. Abb. 1). Dabei fällt auf, dass ein Großteil der Grubenhäuser bereits im 12. Jahrhundert verlassen wurde (Kulessa et al. 2022, 96–97). Das bedeutet, dass sich die Siedlungsstruktur schon lange vor der eigentlichen Stadtgründung und dem Bau der Stadtmauer im 13. Jahrhundert veränderte. Komplett aufgegeben wurde offenbar der südwestlich der Altstadt gelegene Siedlungskern. Möglicherweise kam es schon in präurbaner Zeit zu einer Siedlungsverdichtung im Bereich des späteren Altstadtkerns zwischen Lauter und Lindach. Am Krautmarkt wurde auch ein Brunnen freigelegt, der offenbar im 12. Jahrhundert zugeschüttet und viel später von der Stadtmauer überbaut worden ist (Baur 1997, 15–16; Kulessa et al. 2022, 170–172). Die Grabungsbefunde lassen erkennen, dass auch hier ein Siedlungsbereich aufgegeben worden war, lange bevor die Stadtmauer gebaut wurde.

Insgesamt lässt sich beobachten, dass nicht in allen Arealen außerhalb des späteren Stadtkerns die Besiedlung abzubrechen scheint. Es fällt auf, dass der Siedlungsteil, der durch Funde von Webgewichten und Schlacke als Gewerbestandort charakterisiert ist, offenbar länger Bestand hatte (Abb. 1, Fundstellen türkis). Auffällig ist auch, dass dieser Bereich bis in die Stadtgründungszeit noch außerhalb des ummauerten Stadtbereichs weiter existierte. Ein möglicher Grund ist eventuell darin zu sehen, dass sich die bestehende Infrastruktur mit Webhäusern und Öfen weniger leicht verlagern ließ als einfache Wohnhäuser. Dies zeigt zugleich auch, wie deutlich die sozialtopografische Untergliederung in präurbaner Zeit bereits ausgeprägt war.

Zu dieser Phase der Umstrukturierung gehört möglicherweise ein Kirchenneubau im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts. Datiert ist dieser Bau im Wesentlichen durch Funde zweier Säulenbasen, die stilistisch mit einem um 1130 datierten Vorgängerbau des Freiburger Münsters vergleichbar sind (Götz 2006, 123–124; Laskowski 2011, 56). In diesen Zeitraum gehören auch Funde romanischer Dachziegel, die in den Zwickeln über der Sakristei gefunden wurden. Zweifellos stammen diese Ziegel von einer romanischen Kirchendachdeckung, die offenbar noch vorhanden war als im Spätmittelalter die Sakristei an den Chor angebaut wurde (Kulessa et al. 2022, 195–196). So lassen sich durch die Funde konkrete Erkenntnisse zur Datierung und Abfolge der Kirchenbauphasen gewinnen. Zeitlich passt dies mit dem Übergang Kirchheims in den Besitz der Zähringer zusammen (Götz 2006, 116–119). Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Herrschafts- und Besitzwechsel Innovationen und bauliche Investitionen nach sich zog. Auch wenn die Zähringer sicher zu Recht nicht als die Stadtgründer Kirchheims gesehen werden, ist anzunehmen, dass sie wesentliche Grundsteine für den Urbanisierungsprozess gelegt haben.

Die Stadtmauer wird erst 1293 schriftlich erwähnt, die Stadttore werden sogar erst im frühen 14. Jahrhundert genannt, also deutlich später als die vermutete Stadtgründungszeit. Archäologische Funde lassen erkennen, dass die Stadtmauer zweifellos nicht vor dem 13. Jahrhundert erbaut wurde. Eine differenzierte zeitliche Einordnung oder sogar des Prozesses des Mauerbaus lassen sich nach bisherigen Erkenntnissen jedoch nicht bestimmen. In der Kirchheimer Stadtgeschichtsforschung wird in der Stadtgründung, insbesondere im Stadtmauerbau die Ursache für die Siedlungskonzentration gesehen, was demzufolge im Wesentlichen im 13. Jahrhundert geschehen sein müsste. Dagegen bezeugen die vielen schon im 12. Jahrhundert aufgegebenen Grubenhäuser aber, dass dieser Prozess schon viel früher in Gang kam. Es stellt sich die Frage, wieso solche deutlichen Veränderungen der Siedlungsstruktur schon lange Zeit vor der Stadtgründung einsetzten. Eine Erklärung für die teilweise Siedlungsverlagerung in das Areal zwischen den Flüssen, könnte ein erhöhtes Schutzbedürfnis gewesen sein. Fraglich wäre also, ob die Stadtmauer eventuell eine ältere Vorgängerbefestigung hatte. Die Existenz einer älteren Wallanlage ist von Seiten der Stadtgeschichtsforschung vermutet worden (Drüppel 1984, 35). Aus Mangel an Belegen fand diese Hypothese allerdings nur wenig Beachtung. An den Fundstellen, an denen die Stadtmauer archäologisch un-

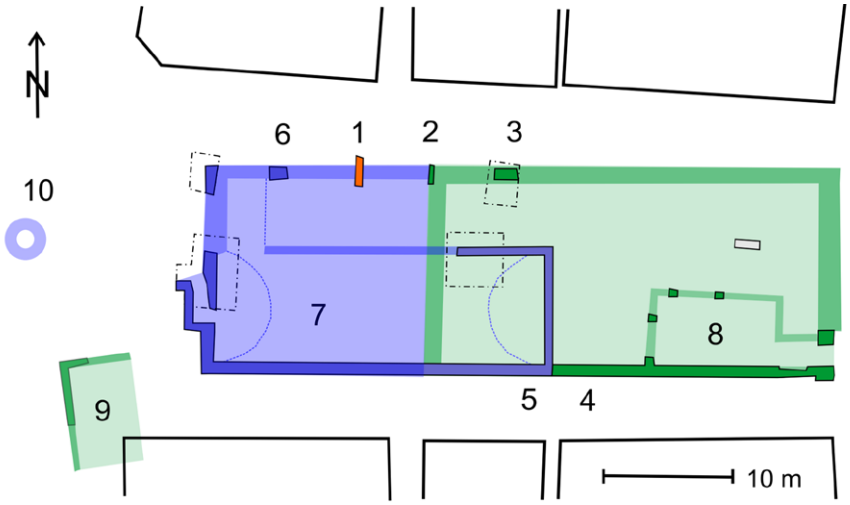


Abb. 3 Befundplan der freigelegten Fundamente des alten Rathauses auf dem Marktplatz. Grün: spätmittelalterliche Gebäude; blau: Rathauserweiterung 16. Jahrhundert; 1: Fundament 2,2 m lang, 2,0 m tief; 2: Fundament 1,5 m lang, 0,9 m tief; 3: Fundament 0,8 m breit, 1,0 m tief; 4: Fundament 1,0 m tief; 5: Fundament 3,20 m tief; 6: Fundament 1,1 m breit, 0,9 m tief; 7: Keller 16. Jahrhundert; 8, 9: mittelalterlicher Keller; 10: alter Marktbrunnen (Umzeichnung nach Peter Schorer in Laskowski 1988).

tersucht wurde, gab es zudem keinerlei Hinweise auf solch eine Vorgängerbefestigung (Kulessa et al. 2022, Fundstellen 18, 86, 106, 114, 117, 118, 165, 189, 193, 194). Demnach könnte für diese, wenn überhaupt, nur ein anderer Verlauf angenommen werden. In diesem Zusammenhang ist das schon erwähnte massive Mauerstück am Widerholtplatz (Abb. 2,8) näher zu betrachten. Mit einer Breite von 2,30 m übertrifft dieses die Stadtmauer, was für eine fortifikatorische Funktion spricht. Die über die abgebrochene Mauerkrone ziehenden Schichten datieren in spätmittelalterliche Zeit. Damit wird deutlich, dass die Mauer bereits zur Zeit der mittelalterlichen Kirchhofnutzung abgebrochen war. Somit ist sie in hochmittelalterliche Zeit einzuordnen, ohne dass ihre genaue Bauzeit zu bestimmen wäre.

Im Hinblick auf diese Beobachtungen sind ferner Grabungsbefunde am Marktplatz bemerkenswert. Dort befand sich bis zur Zeit des großen Kirchheimer Stadtbrandes von 1690 das in spätmittelalterliche Zeit zurückgehende erste Rathaus. Es diente zunächst als Kaufhaus und erscheint mit dieser Bezeichnung auch in der Überlieferung. In mehreren kleinen Sondagen wurden die Fundamente dieses Bauwerks an verschiedenen Stellen freigelegt. Dabei wurden einige auffällige Mauerwerksbefunde im Fundament der Nordwand beobachtet (Abb. 3). An einer Stelle wurde ein Mauerabschnitt ausgegraben, der im Gegensatz zu den übrigen Teilen der Nordwand mehr als doppelt so tief fundamentiert war (Laskowski 1988, 13 und 28, Taf. 10, Fundstelle c). In einer nur kleinen Sondage wurde diese Mauer in einer Breite bzw. Länge von 2,2 m erfasst, während die Fundamentbreite der Rathausnordwand ansonsten nur 80 cm betrug (Abb. 3,1). Von den Ausgräbern wurde festgestellt, dass hier älteres Mauerwerk in das Rathausgebäude mit einbezogen wurde, ohne dass damals eine nähere Deutung möglich gewesen wäre. Weiter im Osten wurde zudem ein zur Rathausnordwand ebenfalls orthogonal ausgerichtetes Mauerstück dokumentiert (Abb. 3,2). Dieses war 1,15 m breit und passte von der Fundamenttiefe zur Rathausnordwand, dürfte also zum Gebäude zugehörig sein. Offenbar war das mittelalterliche Rathaus in der frühen Neuzeit umgebaut und wohl auch nach Westen erweitert worden. Eine im Fundamentbereich der Westwand gefundene Münze datiert diese Maßnahme in die Zeit des Ausbaus zur Landesfestung um 1540 (Laskowski 1988, 14–15). Im Zuge dieses Umbaus wurde auch ein großer Gewölbekeller angelegt. Es ist also davon auszugehen, dass das mittelalterliche Kaufhausgebäude ursprünglich kleiner war. Das 1,15 m lange Mauerstück ist als ein Rest der alten Westwand zu deuten (Abb. 3,2). Westlich des Gebäudes verliefen also eine Mauer und dazwischen eine schmale Gasse. Die Fortsetzung dieser Gasse nördlich und südlich des Marktplatzes ist heute noch sehr rudimentär erhalten.

Deutlich erkennbar ist diese Gasse noch auf alten Stadtplänen des 19. Jahrhunderts, wo sie noch vorhanden war und sich bis zum Widerholtplatz verfolgen lässt (Abb. 4). Bei der Gasse handelt es sich mutmaßlich um einen in den frühneuzeitlichen Lagerbüchern als „Kaufgasse“ bezeichneten Weg. Benannt war die Gasse also nach dem hier gelegenen mittelalterlichen Kauf- und Rathaus (Kulessa et al. 2022, 98 mit Anm. 368).

Es ist zu bemerken, dass sich in der Urkatasterkarte von 1829 in diesem Bereich eine auffällige Parzellierungsgrenze abzeichnet (Kulessa et al. 2022, 99). Diese zieht von Nord nach Süd leicht gebogen von der Max-Eyth-Straße nach Süden bis zu den heutigen Gebäuden Brandstraße 3 und dem Hinterhaus von Marktstraße 36. Die schräge Nordwest-Südostausrichtung der Gebäude südlich des Marktplatzes fällt besonders auf. Markant ist außerdem, dass sowohl die Mauer auf dem Marktplatz als auch das Mauerstück am Widerholtplatz genau im Verlauf dieser Parzellierungslinie liegen (vgl. Abb. 4). Zudem verläuft diese Mauer westlich neben der Flucht der ehemaligen Kaufgasse. Damit ergibt sich die Vermutung, dass eine Verbindung, d. h. vielleicht eine durchgehende Mauer, bis

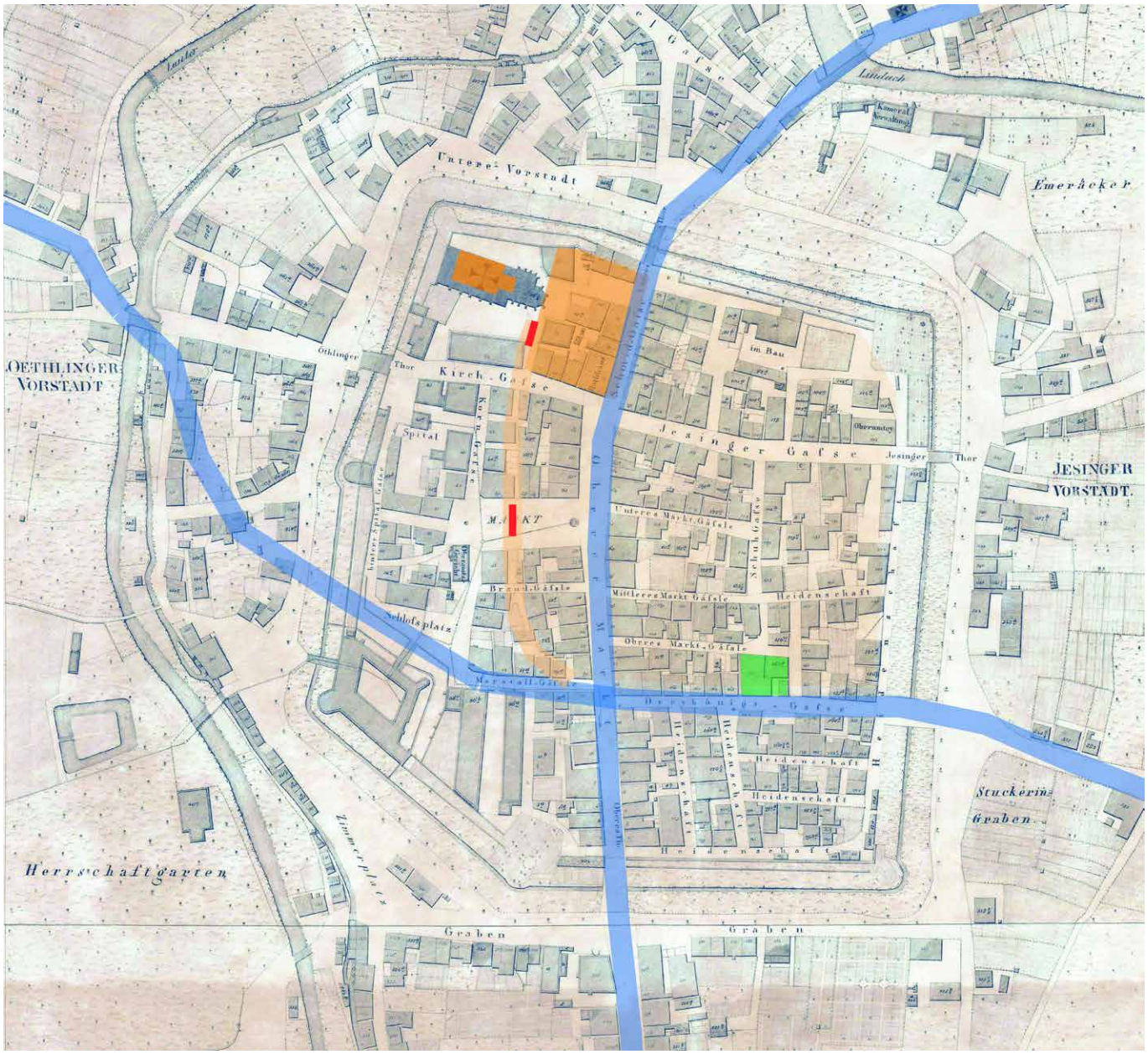


Abb. 4 Urkatasterkarte von 1828 mit Projektion archäologisch nachgewiesener Mauerreste (rot), Rekonstruktion der ältesten Befestigungsanlage, hochmittelalterlicher Kirche (orange) und präurbaner Fernstraßen (blau) sowie Lage des ältesten Kirchheimer Gasthofs (grün) (Grafik Birgit Kulessa).

zu dem auf dem Widerholtplatz freigelegten Mauerstück bestand. Auch der Standort des Turms im Pfarrhof und der bis heute noch erkennbare Knick in der Stadtmauer könnten damit in einem Zusammenhang gesehen werden (vgl. Abb. 2,3).

Obwohl die Befunde nur ausschnitthaft und in kleinen Sondagen erfasst wurden, sind sie doch in der Zusammenschau mit der schriftlichen und kartografischen Überlieferung ein relativ sicheres Indiz dafür, dass die spätmittelalterliche Bebauung sich noch an einer älteren Struktur orientierte. Diese war wohl so massiv, dass sie nur mit größerem Aufwand hätte beseitigt werden können, was für eine Deutung als Befestigungsmauer spricht. Ein weiteres Indiz für diese Annahme sind die fehlenden Unterkellerungen der östlichen, d. h. hinteren Hausteile der Gebäude an der Kornstraße. Auch wurden Reste von mittelalterlichen Kellern freigelegt, die sich in der Ausrichtung an dieser Struktur orientierten (Abb. 3,9). Demnach sind das Mauerstück am Widerholtplatz und die Mauer am Marktplatz als Reste einer Befestigungsmauer zu deuten. Offenbar existierte in diesem Bereich, als im Spätmittelalter unterkellerte Wohnhäuser und das Kaufhaus gebaut

Abb. 5 Stadtmauer aus Arietenkalkstein im Bereich des ehem. Krautmarkts, westlich vorgelagert die Zwingermauer aus Angulatensandstein, von Norden (Landesdenkmalamt Stuttgart, 1987).

wurden, noch der Rest einer Mauer mit Mauergasse, die durch den Bau der Stadtmauer aber damals schon fortifikatorisch funktionslos geworden war.

Eine solche Vorgängerbefestigung wäre auch eine Erklärung für die bereits im 12. Jahrhundert erfolgten Siedlungsverlagerungen und Umstrukturierungen. Die Frage, inwieweit die Siedlung in dieser Phase bereits einen urbanen Charakter hatte, könnte ein Gegenstand zukünftiger Forschungen sein. Die südliche Grenze des befestigten Areals könnte evtl. entlang der heutigen Dreikönigstraße zu suchen sein. Diese entspricht der Fortsetzung der alten Jesinger Straße und war somit Teil des alten West-Ost verlaufenden Fernweges. Möglicherweise bildete die alte Kreuzung mit der Nordsüdstraße eine alte Grenze für das Marktzentrum (vgl. Abb. 4).

Auch die Lage eines Gasthofs, das spätere Wirtshaus „Dreikönig“, passt dazu, denn die Wirtshäuser lagen üblicherweise an den Fernstraßen, oft am Ortsrand oder außerhalb. Möglicherweise ist ein Vorläufer der Dreikönigswirtschaft identisch mit einer schon 1339 genannten Herberge neben einem in der sogenannten Heidenschaft gelegenen Haus (Kulessa et al. 2022, 102). Zumindest handelt es sich dabei um die älteste Erwähnung einer Herberge in Kirchheim. Auffällig ist auch, dass es im Verlauf der alten Jesinger Straße in der mittelalterlichen Stadtmauer kein Stadttor gab. Stattdessen finden sich das Jesinger Tor weiter

Abb. 6 Unterer Teil des Kirchturms aus Sandsteinquadern mit Zangenlöchern und frühgotischen Schlitzfenstern, welche ebenfalls die wehrhafte Funktion belegen, von Süden (Birgit Kulessa, 2021).

nördlich an einer Straße, die nicht nach Jesingen führt. Dies lässt die Vermutung aufkommen, dass es vielleicht ein altes Jesinger Tor an anderer Stelle, nämlich an der Straße nach Jesingen gegeben hat, welches später verlegt wurde.

Die vermutete älteste Befestigungsanlage dürfte zeitlich in das 12. Jahrhundert gehören, was durch neue Untersuchungen überprüft werden könnte. Auch die genaue Ausdehnung der befestigten Siedlungsfläche sowie der exakte Verlauf der Befestigung müssten noch mit Hilfe neuer Befunde erforscht werden. Fraglich ist z. B., ob dieser Vorläufer der Stadtmauer überhaupt vollendet wurde oder ob es im Zuge der fortschreitenden Urbanisierung zu einer Planungsänderung kam. Erst mit dem Stadtmauerbau des 13. Jahrhunderts und der Neuanlage des Jesinger Tors im Nordosten, wurde die vor allem durch den alten Verlauf der Fernstraßen geprägte Struktur grundsätzlich verändert.

Die mittelalterliche und neuzeitliche Stadtbefestigung

In den Stadt- und Amtspflegrechnungen von 1750 wird die Stadtbefestigung als *uralte in 12ten, 14ten und 15ten seculo erbaute Mauren, Bruckhen und Thor* bezeichnet (Kulessa et al. 2022, 102 mit Anm. 385). Ob man damals noch eine genauere Kenntnis der Bauzeit hatte, lässt sich nur bedingt überprüfen, es fällt aber auf, dass das 12. Jahrhundert explizit für die älteste Phase genannt wird. Zumindest datiert eine Ausbauphase sicher in die 60er Jahre des 14. Jahrhunderts, da aus dieser Zeit Baukostenrechnungen überliefert sind (Kulessa et al. 2022, 107). Es ist anzunehmen, dass es sich dabei um den Bau des Zwingers handelt. Die Grabungsbefunde zeigten, dass für die Zwingermauern ein anderes Steinmaterial verwendet wurde (Abb. 5).

Diese Anlage machte zugleich auch Neubauten der Tore notwendig, die in den Zwinger vorverlagert wurden. Im 14. Jahrhundert, mutmaßlich in der Zeit um 1320, wurde an den bestehenden Kirchenbau ein massiver Kirchturm angebaut (Laskowski 2011, 51–52). Dieser stand direkt an der Stadtmauer und wurde als Verstärkung der Nordwestecke integraler Bestandteil der Befestigungsanlage (Abb. 6). Zugleich kam ihm die Funktion als Hochwacht zu, die noch bis in die Neuzeit tradiert wurde (Reichelt 2006, 286–287). Es ist wahrscheinlich, dass mehr oder weniger kontinuierlich bauliche Verbesserungen an der Anlage ausgeführt wurden, auch wenn sich diese nicht immer in der Überlieferung nachvollziehen lassen. Defizite betrafen vor allem die ungeschützt außerhalb

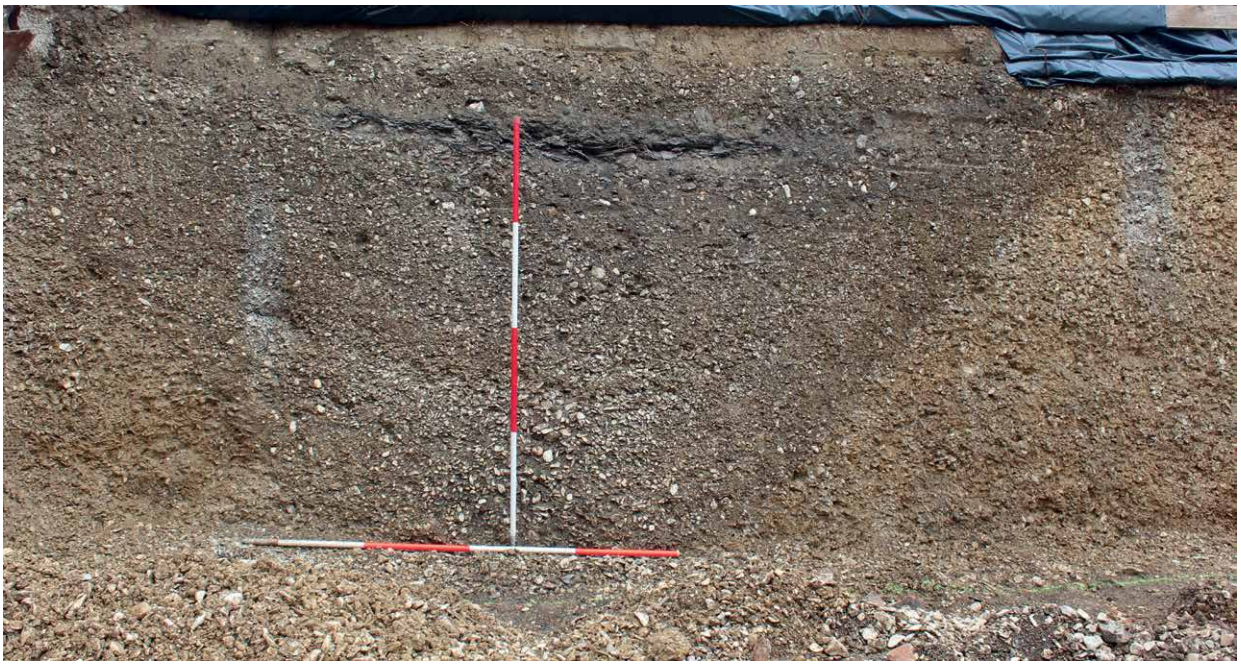


Abb. 7 Profilschnitt durch den sog. Stuckeringraben auf dem Grundstück Jesinger Straße 10, von Süden (Archäologie-AG Kirchheim, 2015).

gelegenen Siedlungsteile. Während im Norden noch die beiden Flüsse ein gewisses Hindernis bildeten, waren vor allem die östlichen Bereiche inklusive des außerhalb der Stadtmauer gelegenen Dominikanerinnenklosters und die südliche Vorstadt ungeschützt. Relevant wurde diese Tatsache, als das Kloster in den 1480er Jahren zum Gegenstand eines gewalttätigen Konflikts zwischen Eberhard d. J. und seinem Vetter Eberhard im Bart wurde (Götz 2006, 188–193). Das Kloster wurde zeitweise belagert und von der Versorgung abgeschnitten. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob es in der Folge dieser Ereignisse zu weiteren fortifikatorischen Ausbauten kam.

Oft sind auch Sachverhalte, insbesondere bauliche Anlagen, in der Überlieferung nur unklar bekannt. In diesem Zusammenhang können archäologische Befunde neue Deutungsmöglichkeiten und Erkenntnisse zur Datierung und Funktion liefern. In Kirchheim erscheint ab 1492 immer wieder ein sogenannter Stuckeringraben in verschiedenen Quellen.[3] Heute erinnert noch der Straßenname „Stuckerinweg“, der auf eine alte Flurbezeichnung zurückgeht, an diesen Graben. Dabei handelt es sich um einen Graben, dessen Verlauf durch etliche Ortsangaben in frühneuzeitlichen Lagerbüchern und auch noch durch Parzellengrenzen auf der Urkatasterkarte überliefert ist (Kulessa et al. 2022, 118–119). Demnach begann er im Süden am von der Lauter abgeleiteten Mühlkanal, umfasste den Süd- und Ostrand der Dettinger Vorstadt, folgte der östlichen Grenze der Jesinger Vorstadt und dem Rand des Klosterareals bis an die Lindach. In der heimatgeschichtlichen Forschung gibt es aber kaum Erkenntnisse, wann der Graben angelegt oder aufgegeben wurde und vor allem, welchen Zweck er erfüllte. Vermutet wurde u. a. eine Funktion zur Wiesenbewässerung (Laskowski 2016, 186). Bei neueren Grabungen wurde der Graben inzwischen sowohl in der Limburgstraße als auch an der Jesinger Straße freigelegt und im Profil dokumentiert (Abb. 7; Kulessa et al. 2022, 119, Fundstellen 20, 95). Damit ließ sich einerseits sein vermuteter Verlauf verifizieren, andererseits wurden aber auch erstmals seine beachtlichen Dimensionen bekannt. Der Graben war bis zu 8 m breit und über 3 m tief. Vor allem die Breite und Tiefe des Grabens machen es wahrscheinlich, dass es sich hierbei um eine fortifikatorische Anlage handelt. Ein bereits in den 1950er Jahren im Verlauf der Teckstraße freigelegtes Quadermauerwerk könnte zu einer Grabenmauer gehört haben. Demnach sicherte die Anlage die südliche und östliche Vorstadt sowie das Kloster. Einige spätmittelalterliche Keramikscherben von der Grabensohle bezeugen, dass er spätestens in dieser Zeit erbaut wurde. Sicher wurde er vor seiner Ersterwähnung 1492 angelegt, ob allerdings ein Zusammenhang mit der Klosterbelagerung anzunehmen ist, müsste noch näher erforscht werden. Dasselbe gilt auch für die Frage, ob der Graben bewässert war. In den bekannten Befunden sind keine Sedimente erkennbar, der Verlauf vom Mühlkanal bis zur Lindach

3 1492 im Lagerbuch des Dominkanerinnenklosters erstmals erwähnt: *ein Garten gelegen hinder vnser frowen kirch, stost an der stuckerin graben*, außerdem ein Zins aus einem Garten gelegen an *der stuckerin graben by sant Wendels bild* (Hauptstaatsarchiv Stuttgart: H 102/36, Bd. 1, 8^{v}, 9^{v}).

lässt zumindest vermuten, dass eine Bewässerung möglich bzw. vorgesehen war. In der Frühen Neuzeit wurde er aufgegeben und verfüllt. In der Jesinger Straße war in 1,25 m Tiefe ein mutmaßlich frühneuzeitliches Straßenpflaster festgestellt worden, das über der Grabenverfüllung lag. Der genaue Zeitpunkt lässt sich bisher nicht datieren, zumal kein entsprechendes Fundmaterial geborgen wurde, vorstellbar wäre vielleicht, dass er zur Zeit des Festungsausbaus um 1540 zugeschüttet wurde. Die von Herzog Ulrich begonnene Festung Kirchheim sollte neben sechs weiteren Landesfestungen vor allem der strategischen Sicherung des Herzogtums dienen, vollendet wurde sie unter Ulrichs Nachfolger Herzog Christoph (Götz 2006, 259–265; Reichelt 2006, 278–288). Eine Funktion der Landesfestung war es aber u. a. auch, den außerhalb der Stadtbefestigung angesiedelten Einwohnern eine Zuflucht zu bieten. Möglicherweise hielt man nach dem Festungsbau einen Graben zum Schutz der außerhalb gelegenen Siedlungsteile nicht mehr für notwendig bzw. für hinderlich. Durch seine Verfüllung konnten wieder Anbauflächen bzw. neues Gartenland gewonnen werden. Es zeigte sich aber bald, dass Kirchheim keine große Bedeutung als Festung zukam. Etliche Ausbaupläne wurden nicht verwirklicht (Fleischhauer 1968).

Schon durch Ulrichs Nachfolger Christoph wurden zusätzlich Ausbauten notwendig, weil die Festung damals schon viele Mängel aufwies. Unter archäologischen Gesichtspunkten sind vor allem die heute nicht mehr erhaltenen Teile von Interesse, die z. T. bei den Grabungen freigelegt wurden. Aber auch in der jetzt noch bestehenden Bastion wurden interessante Befunde freigelegt, die baugeschichtliche Erkenntnisse lieferten (Laskowski 2003, 29–31). Es zeigte sich z. B., dass die mittelalterliche Stadtmauer nicht abgebrochen, sondern in das Innere der Bastion integriert worden war. Reste von Steinen mit Grabinschriften bezeugen, dass Grabplatten des Klosterfriedhofs als Baumaterial verwendet wurden. Ein Stein mit der Jahreszahlinschrift von 1780 datiert eine Reparaturphase, die auch aus den städtischen Rechnungsbüchern bekannt ist. Offensichtlich handelt es sich um genau den Inschriftenstein, für dessen Herstellung ein Maurer namens Johann Jakob Kübel der Stadt 50 Kreuzer in Rechnung stellte (Drüppel 1984, 35–36, 45). Die Befunde in der Bastion sind erhalten geblieben, weil hier nach dem 18./19. Jahrhundert praktisch keine baulichen Veränderungen mehr erfolgten.

Insgesamt zeigt sich vor allem auch durch die archäologischen Befunde, dass die Kirchheimer Stadtbefestigung mehrfach massive Ausbauphasen erlebte. Die Grabungsergebnisse deuten zudem an, dass die Anfänge eines fortifikatorischen Ausbaus noch in die Phase des Stadtwerdungsprozesses zurückreichen. Zugleich wird das Zusammenwirken von Strukturveränderungen, Sozialtopografie und Befestigungsausbau für die Siedlungsentwicklung nachvollziehbar.

Literatur

Baur 1997: M. Baur, Grabung Krautmarkt 1986/87 in Kirchheim unter Teck: Vorbericht zu den früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsperioden. Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim 21 (Kirchheim 1997) 3–60.

Böhme 2011: H. W. Böhme, Die Region um Kirchheim zwischen Völkerwanderungs- und Merowingerzeit. In: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Kirchheim unter Teck um 1000 n. Chr.: Geschichte und Archäologie. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 62 (Esslingen 2011) 10–41.

Dinkel 2001: T. Dinkel, Gab es in Kirchheim unter Teck und in Aulendorf ottonische Befestigungen zur Sicherung des Wegs nach Italien? Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 60, 2001, 427–436.

Drüppel 1984: C. J. Drüppel, Die Kirchheimer Ringmauern und ihre Unterhaltung durch Stadt und Amt. Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim 2 (Kirchheim 1984) 31–60.

Fleischhauer 1968: W. Fleischhauer, Die Befestigung der Stadt Kirchheim im 16. Jahrhundert. Schwäbische Heimat 19, 1968, 139–148.

Gassmann 2011: G. Gassmann, Eine Spurensuche. Früh- und hochmittelalterliche Eisenproduktion im mittleren Albvorland. In: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Kirchheim unter Teck um 1000 n. Chr.: Geschichte und Archäologie. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 62 (Esslingen 2011) 96–110.

Götz 2006: R. Götz, Von der ersten urkundlichen Nennung im Jahr 960 bis zur Mitte des 16. Jahrhundert. In: R. Kilian (Hrsg.), Kirchheim unter Teck. Marktort, Amtsstadt, Mittelzentrum (Kirchheim unter Teck 2006) 97–274.

Gross 2011: U. Gross, Zur früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsgeschichte von Kirchheim. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Kirchheim unter Teck um 1000 n. Chr.: Geschichte und Archäologie. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 62 (Esslingen 2011) 68–81.

Hüglin 2011: S. Hüglin, Medieval Mortar Mixers Revisited Basle and Beyond. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 39, 2011, 189–212.

Koch 1971: R. Koch, Die merowingerzeitlichen Grabfunde aus St. Martin zu Kirchheim unter Teck (Kr. Nürtingen). Fundberichte aus Schwaben N. F. 19, 1971, 309–337.

Kulessa et al. 2022: B. Kulessa/A. Schneider/M. Baur, Kirchheim unter Teck. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 43 (Filderstadt 2022).

Laskowski 1988: R. Laskowski, Bodenfunde in Kirchheim unter Teck (Teil II). Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim 7 (Kirchheim 1988) 7–35.

Laskowski 1999: R. Laskowski, Verlauf der Kirchheimer Stadtmauer endgültig gesichert. Beiträge zur Heimatkunde im Bezirk Kirchheim N. F. 63, 1999, 3–6.

Laskowski 2006: R. Laskowski, Vor- und Frühgeschichte. In: R. Kilian (Hrsg.), Kirchheim unter Teck. Marktort, Amtsstadt, Mittelzentrum (Kirchheim 2006) 9–96.

Laskowski 1992: R. Laskowski, Verzeichnis neuer Bodenfunde auf dem Gebiet der Stadt Kirchheim unter Teck. Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim 15 (Kirchheim 1992) 7–36.

Laskowski 2003: R. Laskowski, Mit Wallbüchsen auf Angreifer im Graben bei der Bastion. Beiträge zur Heimatkunde im Bezirk Kirchheim N. F. 67, 2003, 29–31.

Laskowski 2011: R. Laskowski, Frühe Kirchen im Vorland der Kirchheimer Alb: die Kirchheimer Pfarrkirche „St. Martin“ als Forschungsaufgabe. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Kirchheim unter Teck um 1000 n. Chr.: Geschichte und Archäologie. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 62 (Esslingen 2011) 42–66.

Laskowski 2016: R. Laskowski, Das ehemalige Dominikanerinnenkloster in Kirchheim unter Teck. In: S. Hirbodian/P. Kurz (Hrsg.), Die Chronik der Magdalena Kremerin im interdisziplinären Dialog. Schriften zur Südwestdeutschen Landeskunde 76 (Ostfildern 2016) 183–193.

Reichelt 2006: R. Reichelt, Eine Württembergische Amtsstadt von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des Herzogtums 1803. In: R. Kilian (Hrsg.), Kirchheim unter Teck. Marktort, Amtsstadt, Mittelzentrum (Kirchheim 2006) 275–478.

Schäfer 1987: H. Schäfer, Stadtarchäologische Untersuchungen in Kirchheim/Teck, Kreis Esslingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1986, 1987, 270–274.

Adresse

Dr. Birgit Kulessa
Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Dienstsitz Esslingen
Berliner Str. 12
73728 Esslingen
birgit.kulessa@rps.bwl.de

Dorfarchäologie im Hegau

Ein Überblick zu hochmittelalterlichen Siedlungsspuren im ländlichen Kontext

Jürgen Hald

Zusammenfassung

Die zunehmende Nachverdichtung hat in den Hegaudörfern zahlreiche Einblicke in die frühen Besiedlungsphasen ermöglicht. Während frühmittelalterliche Funde in den Ortskernen meist fehlen, lassen sich häufig Siedlungsbefunde des Hochmittelalters in verschiedenen Lagen nachweisen. Eine Siedlungsverdichtung und Konstanz der Ortsmitte scheint sich nicht vor dem 11./12. Jahrhundert abzuzeichnen.

Einleitung

Der Landkreis Konstanz, dessen Ausdehnung sich über weite Strecken mit den Grenzen des historischen Hegaus deckt, gehört zu den archäologisch fundreichsten Regionen in Südwestdeutschland. Die intensive Bautätigkeit in diesem Gunstraum erbrachte in den vergangenen Jahrzehnten eine Vielzahl von archäologischen Entdeckungen, meist in neu erschlossenen Neubau- und Gewerbegebieten außerhalb bzw. am Rand der bestehenden Dörfer und Städte, in Kiesgruben sowie in geringerem Maße auch bei Straßenbauprojekten. Hinzu kommen die zahlreichen Stadtkerngrabungen in den mittelalterlichen Zentren von Konstanz und Radolfzell.

Archäologische Ausgrabungen in den alten Dorfkernen waren hingegen selten (Ade-Rademacher et al. 1997) und standen meist in Zusammenhang mit Untersuchungen in und bei Kirchen oder Klosteranlagen wie in Öhningen (Jenisch et al. 2023) oder Radolfzell-Möggingen (Hald 2011). Untersuchungen von (früh)mittelalterlichen bis neuzeitlichen Siedlungsresten innerhalb der Orte, wie beispielsweise 1996 in Steißlingen (Hoeper/Krause 1997) oder 1992/93 in Hilzingen-Weiterdingen (Aufdermauer 1993) bildeten eine Ausnahme. Die mit dem Bauboom der letzten 15 Jahren einhergehende Verknappung von Bauflächen hat insbesondere in den letzten fünf Jahren zu einer auffälligen Zunahme von Bauvorhaben in den Ortszentren der Hegaudörfer geführt. Einerseits handelt es sich dabei um investorenfinanzierte größere Bauvorhaben nach Abriss älterer Anwesen, andererseits um kleinere private Neubauten im Zuge der Nachverdichtung auf noch vorhandenen Freiflächen. Die mit diesen Eingriffen einhergehenden Rettungsgrabungen,

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 65–84.

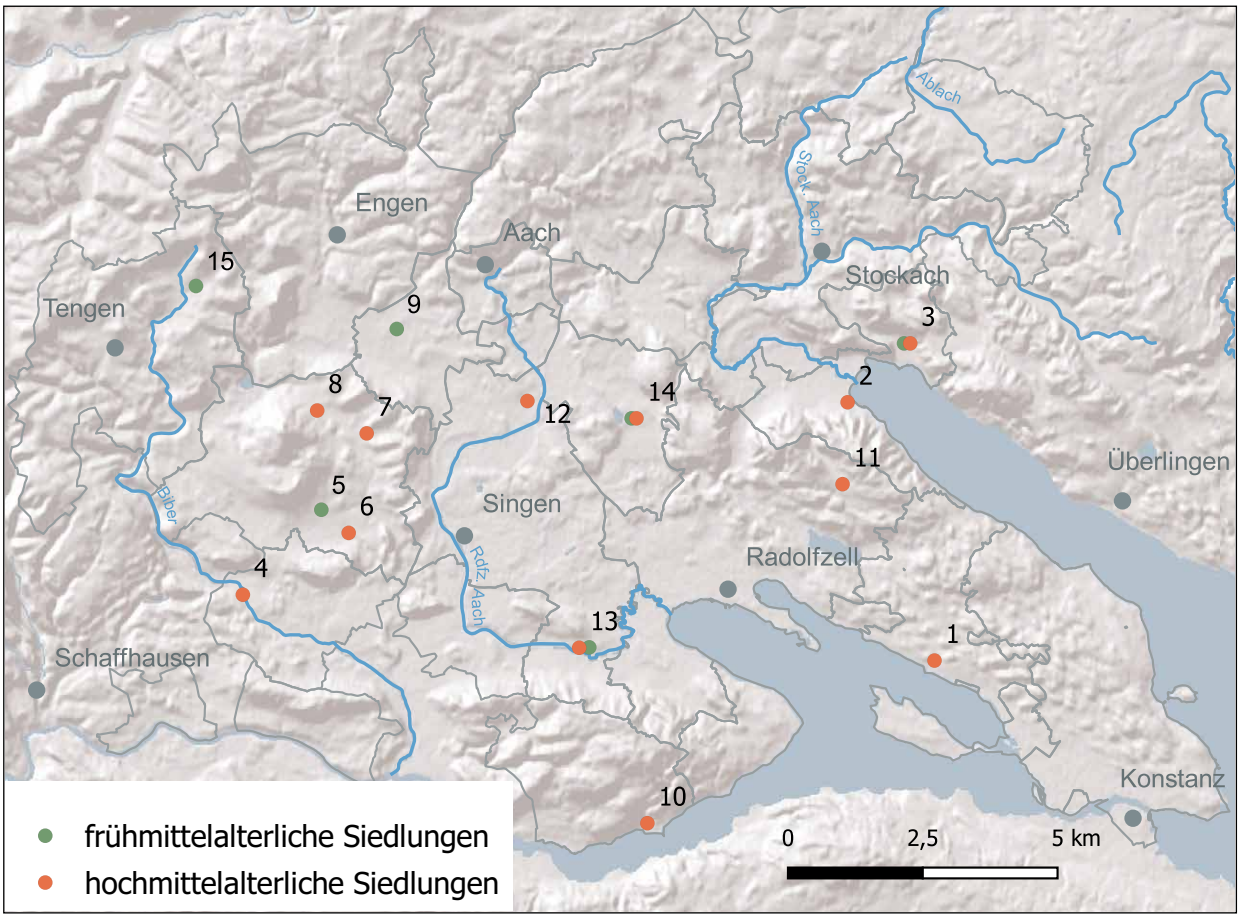


Abb. 1 Kartierung der im Beitrag vorgestellten Fundstellen mit früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsbefunden im Landkreis Konstanz. 1 Allensbach; 2 Bodman-Ludwigshafen (Gemarkung Bodman); 3 Bodman-Ludwigshafen (Gemarkung Ludwigshafen); 4 Gottmadingen-Bietingen; 5 Hilzingen (Beim Steppbachwiesle); 6 Hilzingen (Killwies); 7 Hilzingen-Duchtlingen; 8 Hilzingen-Weiterdingen; 9 Mühlhausen-Ehingen (Gemarkung Ehingen); 10 Öhningen-Wangen; 11 Radolfzell-Liggeringen; 12 Singen-Beuren an der Aach; 13 Singen-Bohlingen; 14 Steißlingen; 15 Tengen-Watterdingen (Landratsamt Konstanz, Bearbeitung: Jürgen Hald).

die von der Kreisarchäologie des Landratsamtes Konstanz in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege und teils auch mit archäologischen Grabungsfirmen durchgeführt wurden, haben eine Reihe neuer Aufschlüsse ländlicher Siedlungsstrukturen des Mittelalters ergeben. Einige dieser Grabungen in den Dörfern und Erschließungsgebieten, ergänzt durch ältere Notbergungen, sollen in diesem Überblicksbeitrag kurz vorgestellt werden, wobei sich diese Zusammenschau auf die ersten Ergebnisse aus den Grabungs- und publizierten Vorberichten ohne detaillierte Auswertung der meist umfangreichen Grabungsdokumentation und des Fundmaterials beschränken muss. Interessanterweise konnte eine Reihe von mittelalterlichen Siedlungsstellen auch außerhalb der historischen Dorfmitte festgestellt werden, so dass die nun vorzustellenden Fundplätze nach Lage und Entfernung zum spätmittelalterlich-neuzeitlichen Ortskern aufgeführt sind. Eine Kartierung der immer aufgrund von Baumaßnahmen untersuchten Fundstellen zeigt dadurch eine willkürliche Verteilung über den gesamten Landkreis Konstanz mit dem zentralen Hegaubecken, dem westlichen Hegau und dem Hegaukegelbergland, der Höri sowie dem sich zwischen Untersee und Überlinger See erstreckenden Bodanrück (Abb. 1).

Lage im spätmittelalterlichen/ neuzeitlichen Ortskern (bis 150 m Entfernung von der Ortskirche)

Bietingen

Gemeinde Gottmadingen; Erstnennung 892 als *Puatinga* (Abb. 1,4)

Die Fundstelle befindet sich 140–150 m westlich der Kirche St. Gallus (Vorgängerbau spätestens 1498 errichtet) in der Dorfstraße 21a direkt an der Biber. Für den Bau eines

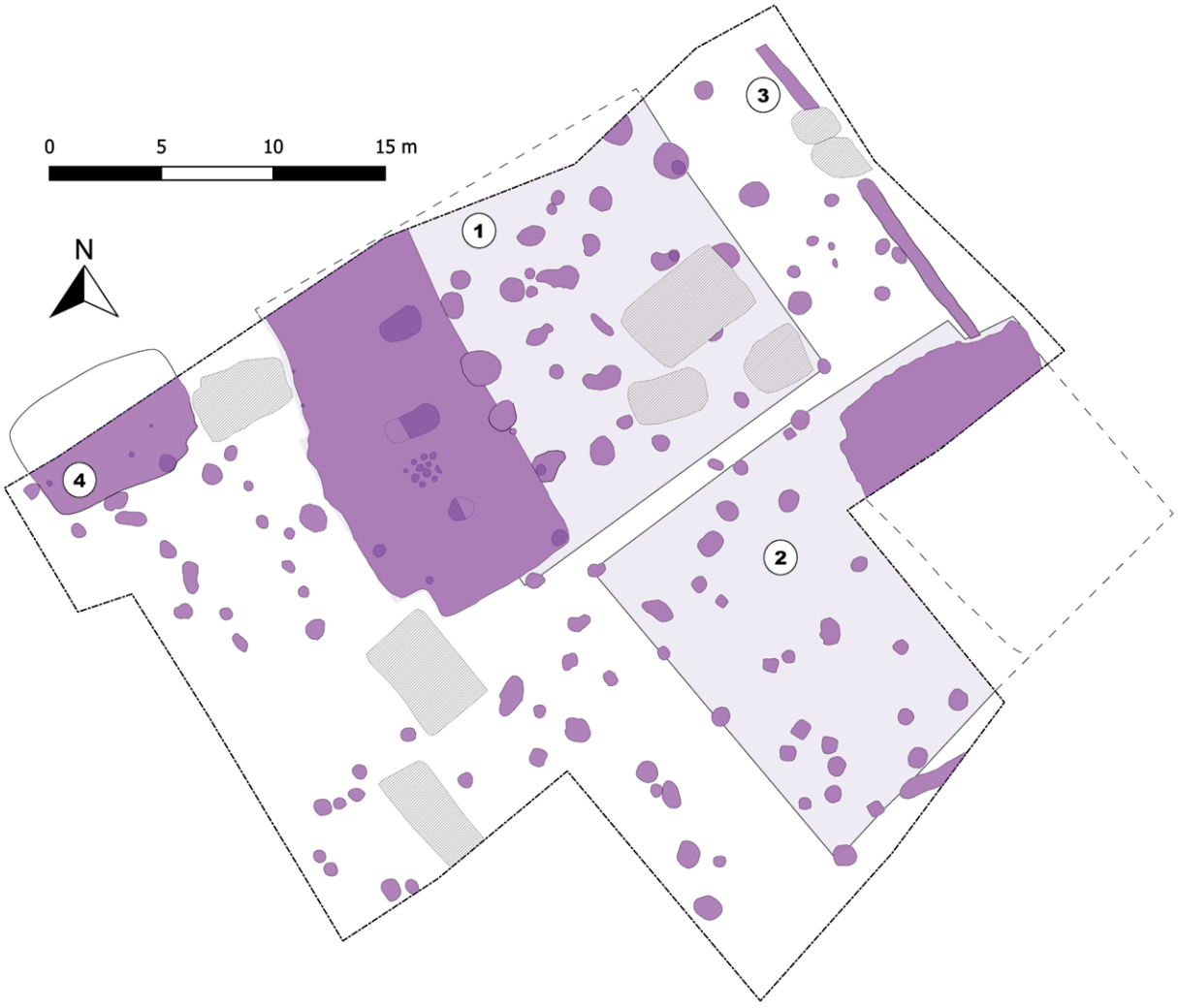


Abb. 2 Gottmadingen-Bietingen, Dorfstraße 21a. Gesamtplan der Ausgrabungsfläche mit den Siedlungsbefunden des 12. Jahrhunderts. 1–2 mögliche Hausstandorte mit Erdkeller; 3 Zaungräbchen; 4 Grubenhaus; Störungsbereiche grau schraffiert (Landesamt für Denkmalpflege, Plan: Archaeotask GmbH, G. Demele/T. Ruske).

Mehrfamilienhauses wurden im Jahr 2020 ca. 300 m² Fläche archäologisch untersucht (Ruske et al. 2021). Der Gesamtplan zeigt dichte Pfostenstellungen, die auf ein Gehöft aus mehreren Pfostenbauten in NO-SW- und W-O-Ausrichtung schließen lassen (Abb. 2,1–2). Nur zu Teilen blieben zwei Erdkeller (L. mind. 7,8 m; B. 4,4–4,9 m; NNW-SSO) mit Erdtreppe erhalten, die vermutlich zur Vorratshaltung genutzt wurden. Ergänzt wird das Ensemble durch ein NO-SW-orientiertes Grubenhaus (3,9 x mind. 1,3 m; Abb. 2,4). Am NO- und SW-Rand der Grabungsfläche waren schmale Gräbchen, vermutlich für einen Zaun, nachweisbar (Abb. 2,3). Keramikfragmente von nachgedrehter Ware und älterer Albware datieren die Siedlungsstelle einheitlich ins 12. Jahrhundert. Hinzu kommen neben Tierknochen ein Eisenmesser, Eisenschlacken und Mühlsteinfragmente.

Bohlingen

Stadt Singen; Erstnennung 773 als *Wobolginga* (Abb. 1,13)

Der oberhalb der Radolfzeller Aach gelegene Ort, besaß im Ortszentrum bei der St.-Pankratius-Kirche (1496) wohl seinen ältesten Kern mit Kelhof und einer vermutlich im 12. Jahrhundert erbauten Burganlage, die im 17. Jahrhundert geschleift wurde. Unmittelbar südlich des 1686 erbauten Barockschlosses des Konstanzer Bischofs Franz Johann Praßberg wurden in den Jahren 2020 und 2021 in der Schloßstraße, ca. 150 m nordöstlich der Kirche, mehrere neue Wohnbauten errichtet. Bei den damit einhergehenden Rettungsgrabungen (Hald/Jenisch 2022) konnten auf insgesamt 620 m² ergrabener Fläche noch vier etwa W-O und SW-NO orientierte Grubenhäuser (L. 2,1–3,4 m; B. 1,6–2,4 m) nachgewiesen werden (Abb. 3,1–4). Spuren deuten auf den Standort eines

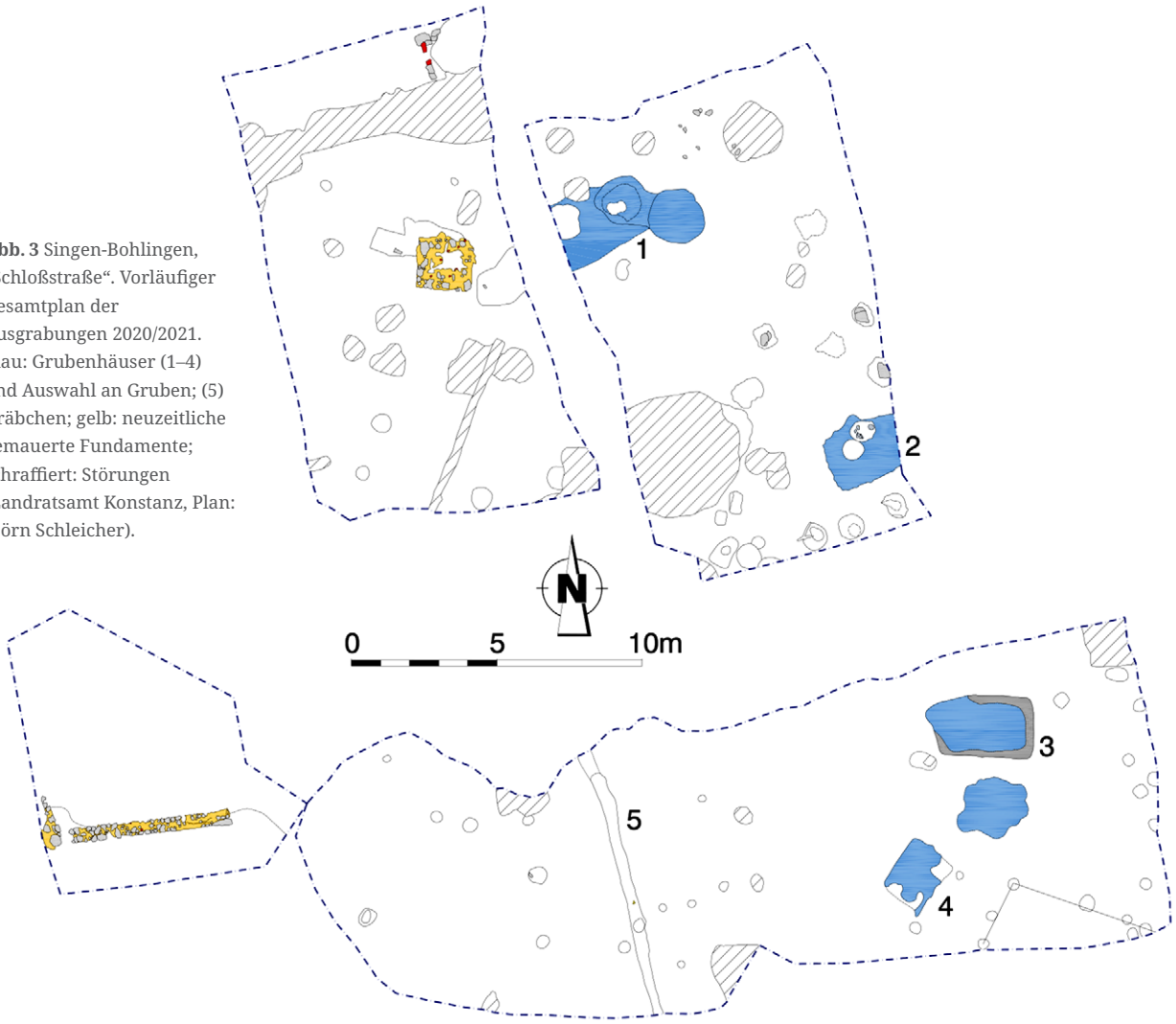


Abb. 3 Singen-Bohlingen, „Schloßstraße“. Vorläufiger Gesamtplan der Ausgrabungen 2020/2021. Blau: Grubenhäuser (1–4) und Auswahl an Gruben; (5) Gräbchen; gelb: neuzeitliche gemauerte Fundamente; schraffiert: Störungen (Landratsamt Konstanz, Plan: Björn Schleicher).

Gewichtswebstuhls hin. Hinzu kommen zwei Gruben sowie etliche Pfostengruben, die jedoch nur in einem Fall zu einem Teilgrundriss eines NW-SO-orientierten Pfostenbaus rekonstruiert werden können, sowie ein schmales Zaungräbchen (Abb. 3,5). Das keramische Fundmaterial aus den Grubenhäusern, zu dem auch nachgedrehte Ware mit Wellenband- oder Rollrädchenzier und graue Drehscheibenware gehören, kann in das 12. und 13. Jahrhundert eingeordnet werden.

Duchtlingen

Gemeinde Hilzingen; Erstnennung 764 als *Duhtarinca* (Abb. 1,7)

Bei verschiedenen Rettungsgrabungen in den Jahren 2014, 2021 und 2022 wurden an der Hegau- und Grünenbergstraße Teile einer hochmittelalterlichen Siedlung auf insgesamt etwa 1300 m² Fläche aufgedeckt (Hald et al. 2022a; Hald 2023). Die drei Grabungsbereiche, die vermutlich zu einem zusammenhängenden Siedlungsareal

Abb. 4 ▷ (oben) Hilzingen-Duchtlingen. Luftbild von Südwest mit Lage der hochmittelalterlichen Siedungsreste und der Ruine Mägdeberg im Hintergrund: (1) St. Galluskirche mit altem Ortskern auf Geländeerhöhung; (2) Rettungsgrabungen Grünenbergstraße (2014 und 2022); (3) Rettungsgrabung Hegaustraße (2021) (Kreisarchäologie Landratsamt Konstanz, Foto: Björn Schleicher; Grafik: Jürgen Hald).

Abb. 5 ▷ (unten) Hilzingen-Duchtlingen. Vorläufiger Plan der Rettungsgrabung 2021 in der Hegaustraße mit dichter Befundstreuung einer mehrphasigen hochmittelalterlichen Siedlung. Gelb: Grubenhäuser; blau: Grundrisse Pfostenbauten; Störungen schraffiert (Plan: Archaeotask GmbH, Steven Bosch/ Landratsamt Konstanz, Björn Schleicher).

gehören, liegen in einem etwa 150 breiten, W-O-verlaufenden Geländeabschnitt nördlich des heute verdolten Bachs aus dem Osterwiesengraben, der diesen Bereich von der heutigen Dorfmitte mit der höher gelegenen Kirche St. Gallus (vermutl. 15. Jahrhundert; Weihung

2
3
1

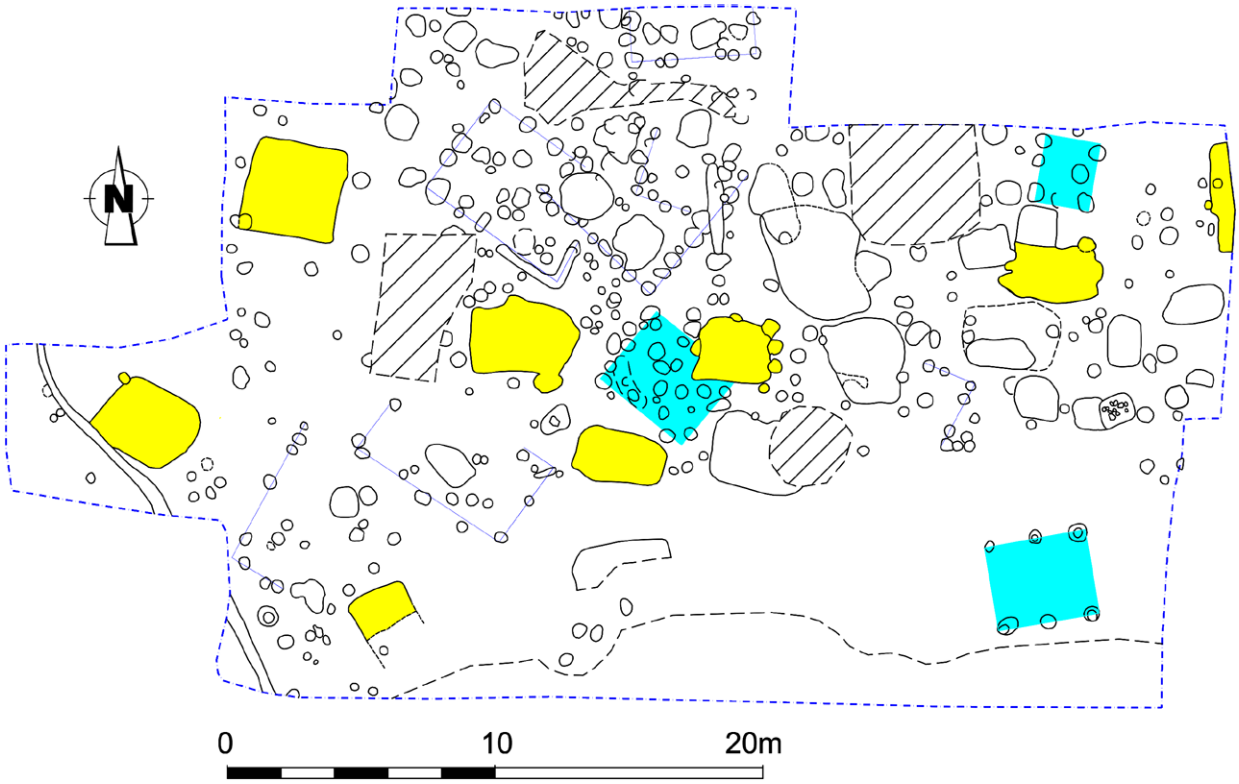

N
0
10
20m

Abb. 6 Radolfzell-Liggeringen, Oberdorf. Übersichtsbild von Süden. (1) Lage der Ausgrabungen „Dettelbachstraße 2/4“; (2) Kirche „St. Georg“. Zwischen der Kirche und der Grabungsfläche an der Dettelbachstraße verläuft der „Gässlebach“ (Landratsamt Konstanz, Foto/Grafik: Jürgen Hald).

einer St.-Gallus-Kapelle 1342) trennt (Abb. 4). Die Entfernung der drei Siedlungsfundstellen zur Ortskirche beträgt zwischen 100 m und 150 m. In den Ausgrabungen konnten mindestens 12 Grubenhäuser mit Ausmaßen von 2,7–4,2 m Länge und 2,0–2,8 m Breite, eine quadratisch geformte Werkhütte mit 3,5 m Seitenlänge sowie wohl ein Erdkeller von 5,6 × 2,5 m Ausdehnung erkannt werden. Die Exposition dieser Bauten variiert um W-O, N-S, NW-SO und NO-SW.

In der insbesondere im Westen sehr dichten Pfostenstreuung zeichnen sich mindestens drei Gebäudestandorte, davon zwei Speichergebäude, mit variierenden Orientierungen und Längen von 2,2–4,0 m und Breiten von 2,5– 3,30 m ab (Abb. 5). Reste eines Gräbchen in NW-SO-Richtung können von einem Zaun stammen. Das vergleichsweise wenige keramische Fundgut datiert wohl überwiegend in das 12. Jahrhundert. Hierzu gehören auch Scherben der nachgedrehten Ware, die teilweise Wellendekor besitzen. Hinzu kommen Einzelfunde, die in das 10. Jahrhundert weisen. Bemerkenswert sind Funde von Becherkacheln des beginnenden 13. Jahrhunderts aus der weiter östlich gelegenen Grünenbergstraße, in der auch der oben genannte Erdkeller erfasst wurde. Die Kacheln belegen die frühe Existenz von Kachelöfen auch im ländlichen Raum.

Liggeringen

Stadt Radolfzell; Erstnennung 946 als *Liutegarninga* (Abb. 1,11)

Im Jahr 2020 wurden in der Dettelbachstraße im Zuge zweier Bauvorhaben 1200 m² einer etwa 0,7 ha großen Anhöhe in der heutigen Ortsmitte archäologisch untersucht (Bosch et al. 2021). Die 90 m südöstlich gelegene Kirche St. Georg geht auf einen gotischen Vorgängerbau zurück. Dazwischen verläuft der tief eingeschnittene Gässlebach (Abb. 6). Eine weitere Kirche lag wohl am nordöstlichen Ortsrand und wurde spätestens im 18. Jahrhundert abgerissen.

In der großflächig durch jüngere Bauten gestörten Grabungsfläche konnten neben verschiedenen Abfall- und Pfostengruben noch zwei kleinere grubenhausartige

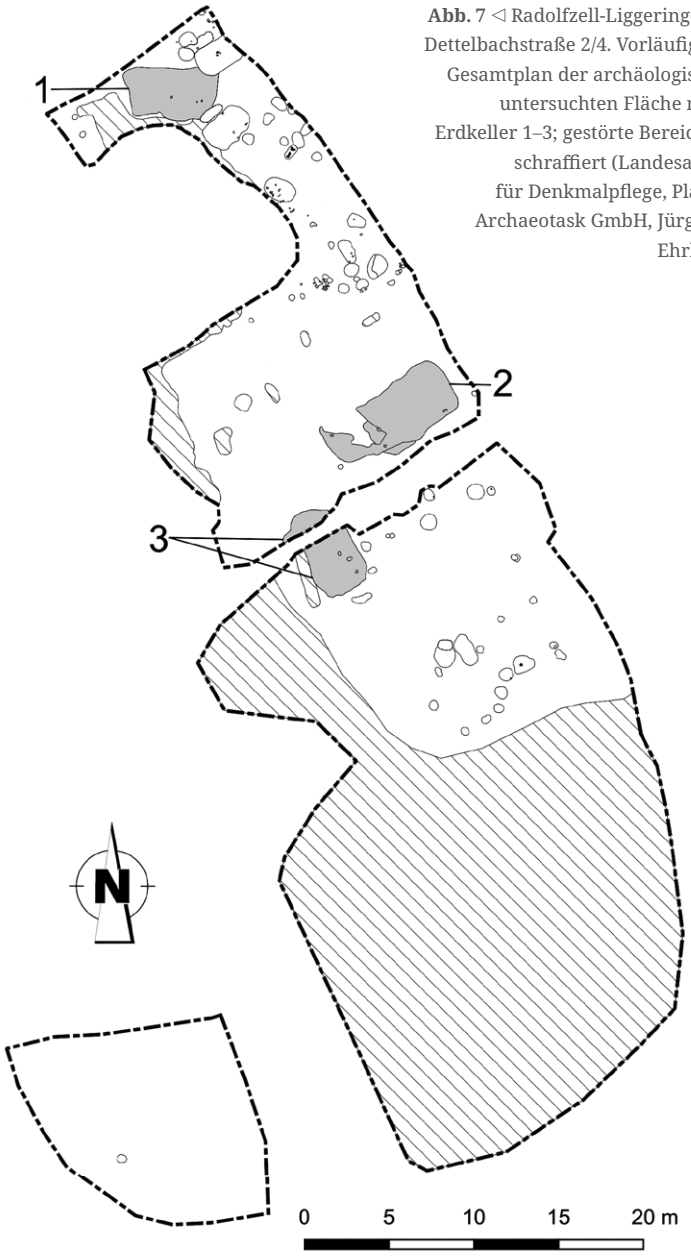


Abb. 7 ◁ Radolfzell-Liggeringen, Dettelbachstraße 2/4. Vorläufiger Gesamtplan der archäologisch untersuchten Fläche mit Erdkeller 1–3; gestörte Bereiche schraffiert (Landesamt für Denkmalpflege, Plan: Archaeotask GmbH, Jürgen Ehrle).

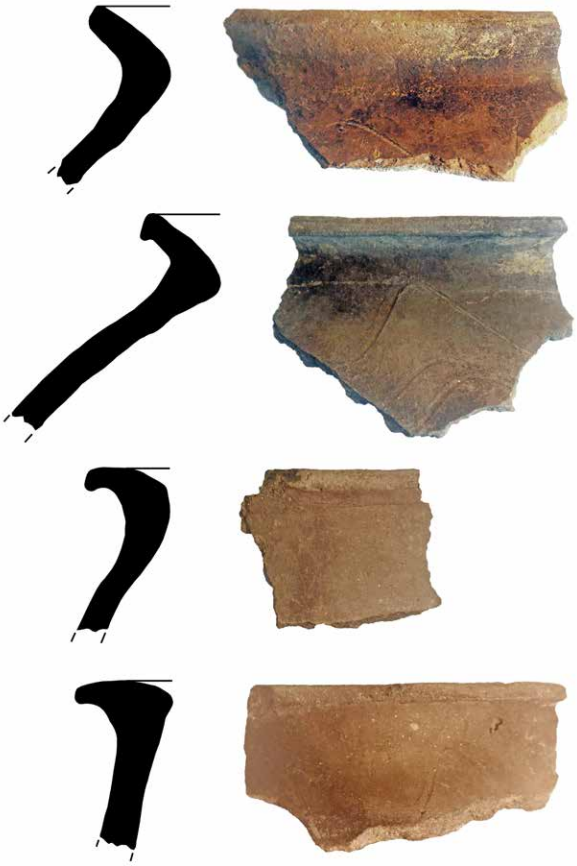


Abb. 8 △ Radolfzell-Liggeringen, Dettelbachstraße 2/4. Randscherben von nachgedrehter Ware aus Erdkeller 3 (12./13. Jahrhundert n. Chr.) (Landesamt für Denkmalpflege, Foto/Grafik: Archaeotask GmbH, Georg Häußler).

Befunde (L. 2,9 m, B. 1,7 m) ohne Pfosteneinbauten sowie drei Erdkeller (L. 5,5–8,0 m; B. 3,0–3,5 m) nachgewiesen werden (Abb. 7). Die Verteilung der etwa NW-SO, NO-SW und W-O orientierten Bauten deutet auf eine gehöftartige Struktur der Siedlung hin.

Die wenigen, teils mit Wellendekor verzierten Keramikfunde von nachgedrehter Ware datieren die Siedlung ins 12. bis frühe 13. Jahrhundert (Abb. 8). Bemerkenswert sind Spuren von hölzernen Pfosten und Staketen in einem der Erdkeller, die wohl zu einer technischen Vorrichtung, möglicherweise einem Trittwebstuhl, gehören, was sich allerdings erst bei einer ausführlichen Auswertung der Befunde genauer verifizieren lässt.

Weiterdingen

Gemeinde Hilzingen; Erstnennung 779 als *Witartinga* (Abb. 1,8)

In der Amtshausstraße wurden in den Jahren 1992 und 1993 vorgeschichtliche, mittelalterliche und frühneuzeitliche Siedlungsbefunde in einer etwa 300 m² großen Baugrube untersucht (Dieckmann/Aufdermauer 1992; Aufdermauer 1993). Die Fundstelle liegt 240 m nordwestlich der Pfarrkirche zum heiligen Mauritius (1357 genannt). Diese wurde aber südlich des Ortskerns, hoch über dem mittelalterlichen Dorf errichtet, so dass sich die Befunde der Amtshausstraße noch innerhalb des eigentlichen Dorfzentrums befinden. Neben einigen Pfostengruben wurden bei den Ausgrabungen vier bis fünf etwa NW-SO und N-S orientierte Grubenhäuser (L. ca. 3,1–4,2 m; B. ca. 2,3–2,7 m) sowie ein wohl eher als Erdkeller (3,0 × 2,6 m) anzusprechender Befund erfasst. Dieser wies eine organische Wandverkleidung, eine randliche Grube mit inkohltem Hafergetreide, einen estrichartigen Boden sowie vier Pfosten eines Webstuhls auf. Die wenigen, aus den Gruben-

Abb. 9 Öhningen-Wangen, Zum Schiener Berg. Vorläufiger Gesamtplan der 2021 archäologisch untersuchten Fläche (Landesamt für Denkmalpflege am Regierungspräsidium Stuttgart, Plan: Andrej Girod).

häusern geborgenen Keramikfragmente, zu denen auch Scherben jüngerer Drehscheibenware gehören, datieren ins 12./13. Jahrhundert. Die bei Aufdermauer 1993, 231 irrtümlich abgebildeten Scherben stammen aus Konstanz (Schreg 2006, 540 Anm. 42).

Lage nahe des spätmittelalterlichen/neuzeitlichen Ortskerns (150 m bis 250 m Entfernung von der Ortskirche)

Steißlingen

Gemeinde Steißlingen, sichere Erstnennung 1155 als *Stuzelingen* (Abb. 1,14)

240 m südwestlich der Kirche St.-Remigius (15. Jahrhundert mit romanischem Turmuntergeschoss) wurden 1995/96 an der Radolfzeller Straße auf einer etwa 500 m² großen Fläche archäologische Untersuchungen im Bereich einer größeren Baumaßnahme durchgeführt (Hoeper/Krause 1997). Neben Befunden anderer Epochen konnten zwei W-O-orientierte Grubenhäuser (4,2 × 2,7 m; 3,8 × 2,3 m) des 7./8. Jahrhunderts mit Eckpfosten freigelegt werden. Eine teilweise ergrabene Kellergrube mit dem Fragment eines Tonwebgewichts sowie mehrere Gruben datieren anhand der Keramikfunde in das 11./12. sowie das 12./13. Jahrhundert. Aus einer der Gruben stammt auch das Fragment einer Ofenkachel. Die Befunde markieren die hochmittelalterliche Besiedlung, die sich an dieser Stelle wohl bis ins 16. Jahrhundert fortsetzte.

Abb. 10 Öhningen-Wangen, Zum Schiener Berg. Hochmittelalterlicher Erdkeller mit einschaliger Auskleidung der Grubenwände mit Steinwacken. Im Nordosten ist der Zugang als dunkle streifenförmige Verfärbung erkennbar (Landesamt für Denkmalpflege am Regierungspräsidium Stuttgart, Foto: Archaeotask GmbH, Andrej Girod).

Wangen

Gemeinde Öhningen; Erstnennung 1155 (Abb. 1,10)

Im Jahr 2021 wurde für ein großes Bauvorhaben mit zentraler Tiefgarage eine Fläche von 3.000 m² auf einem bislang unbebauten plateauartigen Geländeabschnitt oberhalb des Ortskerns archäologisch untersucht (Hald et al. 2022b). Das Areal „Zum Schienerberg" liegt etwa 230 m nordwestlich der Kirche St. Pankratius (15. Jahrhundert) direkt am hier tief eingeschnittenen Tobelbach. Die bislang erkennbaren Pfostengrundrisse zeigen einheitliche Ausrichtungen etwa N-S bzw. rechtwinklig hierzu etwa W-O (Abb. 9). Hierzu gehören mindestens zwei Sechs-Pfosten-Grundrisse mit 3,3 × 2,8 m und 3,5 × 2,5 m Ausdehnung, bei denen es sich möglicherweise um Speicherbauten handelte sowie weitere Teilgrundrisse.

Die sechs Grubenhäuser von 3,7–3,9 m Länge und 1,8–2,9 m Breite waren in WSW-ONO-Richtung erbaut worden. Bei vier Grubenhäusern handelte es sich wohl um Firstpfostenbauten, bei einem um einen Bau mit Eckpfosten. Der Fund eines Spinnwirtels in einer dieser Werkhütten darf als Hinweis auf Textilarbeiten gewertet werden. Hinzu kommen zwei etwa W-O orientierte Erdkeller mit einer einschaligen, mauerartigen Steinverblendung der Grubenwände (Abb. 10). Die vergleichsweise lockere Ver-

Abb. 11 Wangen, Zum Schiener Berg. Hochmittelalterliche Keramik und Ofenkacheln des 12./13. Jahrhunderts aus verschiedenen Befunden (Landratsamt Konstanz, Foto: Jürgen Hald).

teilung der Befunde deutet auf eine eher gehöftartige Struktur der Siedlung hin.

Die Keramikfunde der Siedlung lassen sich zeitlich in das 12. und das beginnende 13. Jahrhundert einordnen. Hierzu gehören auch Fragmente nachgedrehter Ware, von denen einige die für diese Ware typischen Bodenzeichen aufweisen. Hervorzuheben ist das Vorkommen von mehreren Becherkacheln im Fundgut (Abb. 11).

Lage an der Peripherie des Ortes

Allensbach

Gemeinde Allensbach, Erstnennung 12. Jahrhundert verfälscht auf 724 als *Alaholfespach* (Abb. 1,1)

Bei einer Rettungsgrabung konnten im Jahr 2018 etwa 500 m nordöstlich der Kirche (18. Jahrhundert; Vorgängerkapelle St. Nikolaus 1337 ersterwähnt) in der Hegner Straße und damit außerhalb der heutigen historischen Ortsmitte hochmittelalterliche Siedlungsspuren auf einer Kiesterrasse unmittelbar westlich des Mühlbachs dokumentiert werden (Jenisch/Laschinger 2019). Die kürzeste Entfernung zum heutigen Ufer des Bodensees (Gnadensee) beträgt etwa 440 m. Auf der etwa 2500 m² großen Grabungsfläche ließen sich mindestens sieben Grubenhäusern nachweisen, die bis auf eine Ausnahme WNW-OSO ausgerichtet waren (Abb. 12).

Vorgelagerte Pfostengruben an den Längsseiten einiger der Grubenhäuser deuten auf Eingangsbereiche oder zusätzliche Dachanbauten hin (Abb. 13). Die Grubenhütten liegen in Abständen von etwa 5 bis 18,5 m zueinander. Einige sind auch vergleichsweise dicht benachbart.

Spuren von Gewichtswebstühlen sowie der Fund von Webgewichten und eines Webbrettchens in einigen der Grubenhäuser zeugen von lokaler Tuchproduktion (Abb. 14). Weitere Pfostengruben aus dem Grubenhausareal lassen sich bislang nicht zu vollständigen Hausgrundrissen rekonstruieren. Im Norden des Grabungsgebiets waren noch Pfostenreihungen sowie Teilgrundrisse von Pfostenbauten, ebenfalls in WNW-OSO-Orientierung, vorhanden. Hierzu gehören auch mindestens drei Vierpfosten-Speicher. Dort ist wohl mit einer dichteren Bebauung mit Pfostenhäusern und gestelzten Speichern in einheitlicher Orientierung zu rechnen. Das keramische Fundmaterial von nachgedrehter Ware, teilweise mit Wellendekor, erlaubt eine vorläufige zeitliche Einordnung der Siedlung ins 11./12. Jahrhundert.

Beuren an der Aach

Stadt Singen; sichere Erstnennung 1228 als *Burron* (Abb. 1,12)

Im Jahr 2022 konnten im Vorfeld der Erschließung 7.500 m² des etwa 3 ha großen Neubaugebiets „Engener Straße“ am nordwestlichen Ortsrand archäologisch untersucht werden (Hald et al. 2023a). Die Entfernung dieses Siedlungsplatzes zum historischen Ortszentrum mit der Kirche St. Bartholomäus (Pfarrkirche 1275 sicher nachweisbar) beträgt etwa 500 m. Befundkonzentrationen deuten auf mindestens drei räumlich voneinander getrennte Hofstel-

Abb. 12 Allensbach, Hegner Straße 7–10. Luftbild von Nordost mit Grubenhäusern und Pfostengruben als dunkle Verfärbungen (Landesamt für Denkmalpflege am RP Stuttgart, Foto: Archaeotask GmbH).

Abb. 13 Allensbach, Hegner Straße 7–10. Grubenhaus mit Pfostengruben im Planum (Landesamt für Denkmalpflege am RP Stuttgart, Foto: Archaeotask GmbH).

Abb. 14 Allensbach, Hegner Straße 7–10. Ein etwa 2,5 cm breites Webbrettchen aus einem Grubenhaus (Landesamt für Denkmalpflege am RP Stuttgart, Foto: E. Capelletto; Bearbeitung: Jürgen Hald).

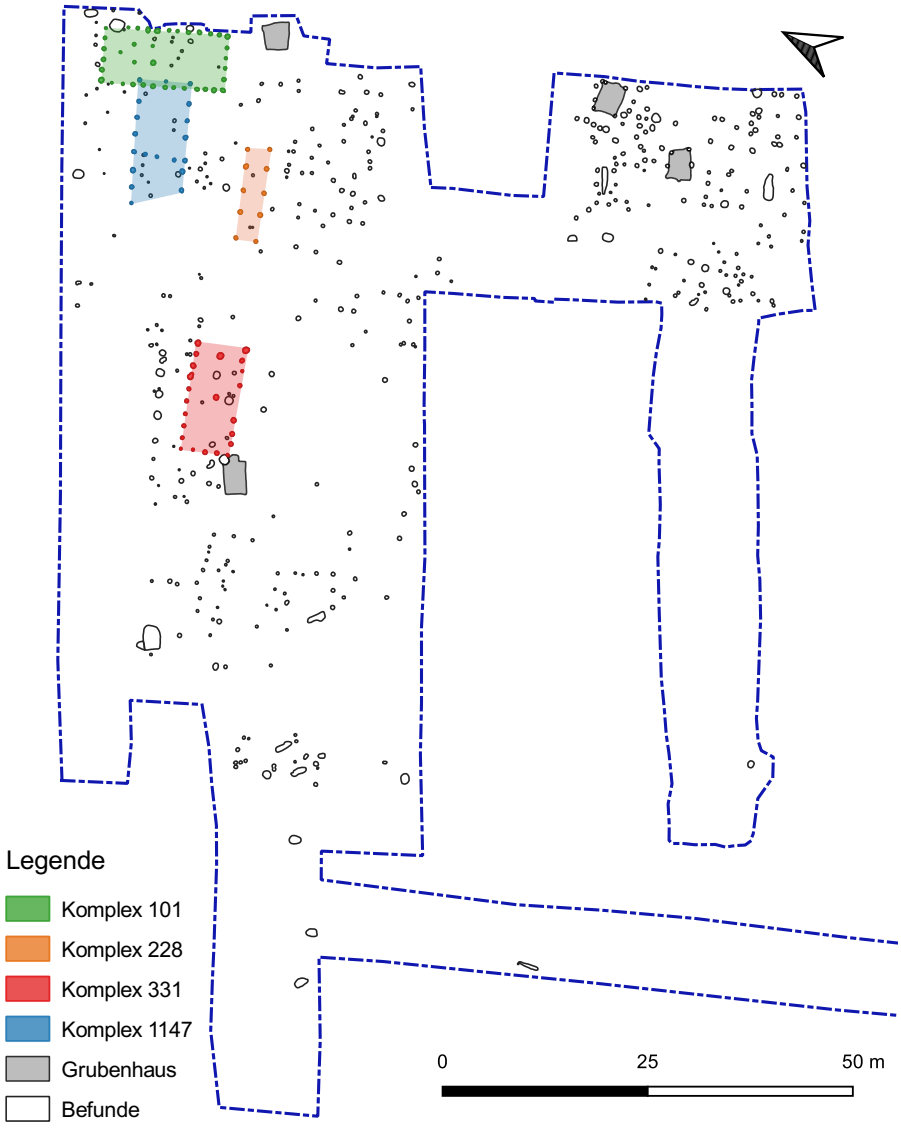


Abb. 15 Singen-Beuren an der Aach, Engener Straße. Vorläufiger Gesamtplan der Ausgrabung 2022 mit markierten Pfostengrundrissen und Grubenhäusern (Landesamt für Denkmalpflege, Plan: E&B Excav GbR, Thomas Banholzer/ Benjamin Hamm).

Abb. 16 Singen-Beuren an der Aach, Engener Straße. Ausgenommene Pfostengruben im südlichen Teil des insgesamt ca. 15,40 × 6,80 m großen Hauses (Komplex 101) im Nordosten der Grabungsfläche (Landesamt für Denkmalpflege, Foto: E&B Excav GbR, Davide Rossini).

len mit Pfosten- und Grubenhäusern hin, die einheitlich NNW-SSO-ausgerichtet oder rechtwinklig hierzu orientiert waren (Abb. 15).

Die bislang erkennbaren Grundrisse stammen von ein- bis zweischiffigen Pfostenhäusern von 13,5–15,4 m Länge und 6,4–6,8 m Breite (Abb. 16). In einem Fall lässt ein zurückgesetzter Firstpfosten die Abwalmung eines der Hausgiebel vermuten. Die vier etwa W-O ausgerichteten Grubenhäuser (L. 3,7–3,9 m; B. 2,7–2,9) zeigen einen ähnlichen Aufbau mit Pfostenstellungen in den Ecken und auf den Langseiten. Vereinzelt konnten mittig liegende Pfostenstellungen nachgewiesen werden. Dabei schwankt die Größe der Innenfläche zwischen 9 und ca. 11 m². Welche handwerklichen Tätigkeiten in den Werkhütten ausgeübt wurden, ist bislang nicht ersichtlich. Die wenigen keramischen Funde des Fundplatzes gehören zur grautonigen nachgedrehten Ware oder zeigen Ähnlichkeiten zur älteren Albware. Hinzu kommen einzelne Fragmente von grauer Drehscheibenware, die auch mit Wellendekor verziert sein können. Zeitlich lassen sich die Siedlungsbefunde damit zwischen dem späten 11. und dem 13. Jahrhundert einordnen.

Ludwigshafen

Gemeinde Bodman-Ludwigshafen; Erstnennung 1145 als *Sernotingen* (Abb. 1,3)

Im Jahr 2017 wurden am nordwestlichen Rand des 1826 in Ludwigshafen umbenannten Ortes 4000 m² der Erschließungstrassen im Neubaugebiet „Haiden“ sowie in den Folgejahren mehrere Baugruben untersucht (Gutekunst/Hald 2018). Dabei konnten auch früh- und hochmittelalterliche Siedlungsbefunde, etwa 300 m nordwestlich der Kirche St. Otmar (Teile aus dem 13./14. Jahrhundert; möglicherweise am Ort einer 1155 genannten, zum Kelhof gehörigen Kapelle) dokumentiert werden (Abb. 17). Vier NW-SO orientierte Grubenhäuser (L. 2,7–4,1 m; B. 2,2–3,2 m) mit First- und teils auch Eckpfosten dürften zu zwei separierten, etwa 80 m voneinander liegenden Gehöften gehören.

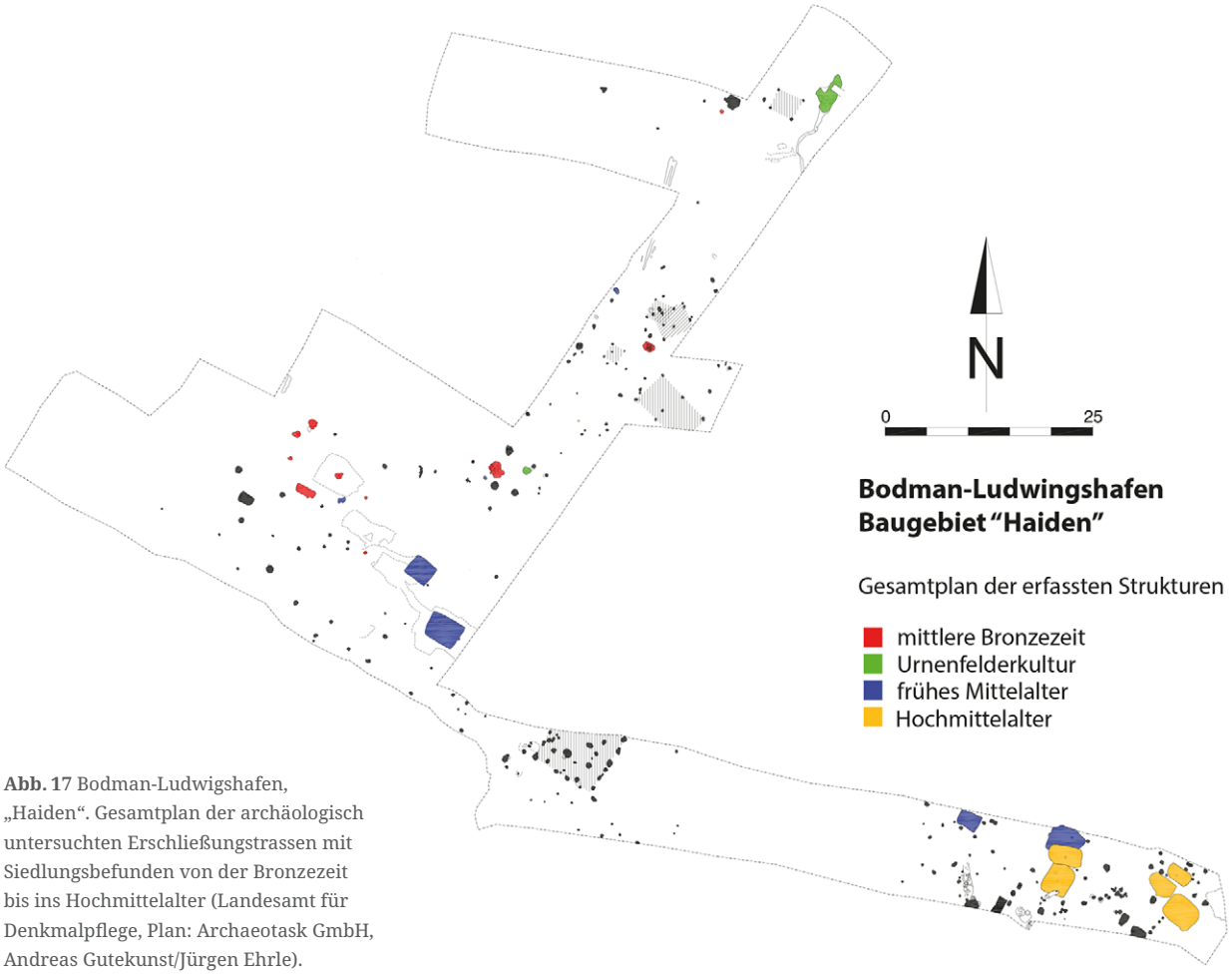


Abb. 17 Bodman-Ludwigshafen, „Haiden". Gesamtplan der archäologisch untersuchten Erschließungstrassen mit Siedlungsbefunden von der Bronzezeit bis ins Hochmittelalter (Landesamt für Denkmalpflege, Plan: Archaeotask GmbH, Andreas Gutekunst/Jürgen Ehrle).

Abb. 18 Bodman-Ludwigshafen, „Haiden". Typische Webgewichte aus einem Grubenhaus der Merowingerzeit (ca. 6. bis 8. Jahrhundert n. Chr.) (Landratsamt Konstanz, Foto: Jürgen Hald).

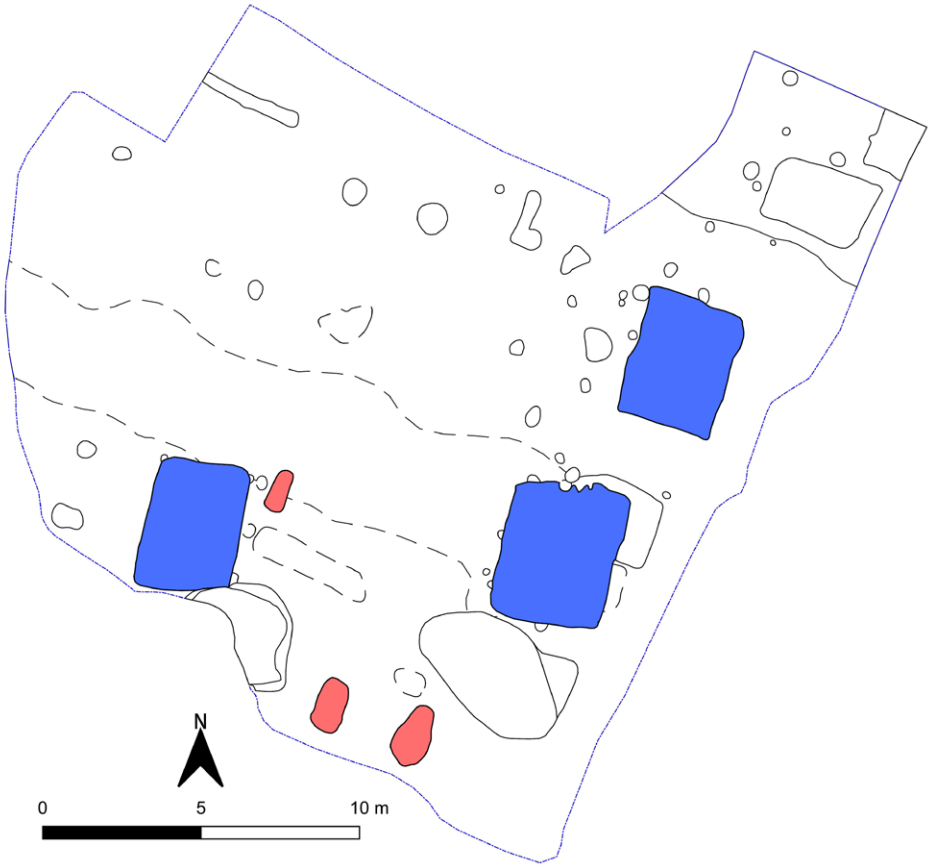


Abb. 19 Bodman-Ludwigshafen, „Im Weiler“. Vorläufiger Gesamtplan mit Grubenhäusern (blau) und Feuergruben (rot) (Landesamt für Denkmalpflege, Plan: Archaeotask GmbH, Simon Rottler).

Spuren von Webstühlen und Webgewichte belegen Tuchherstellung (Abb. 18). Der Siedlungsplatz kann anhand weniger Scherben von jüngerer rauwandiger Drehscheibenware ins 6. bis 8. Jahrhundert datiert werden. Ganz im Osten des Untersuchungsbereichs gruppierten sich auf einer Fläche von etwa 40 × 40 m zahlreiche Strukturen des hohen Mittelalters mit einer mindestens fünfphasigen Bauabfolge. Es handelte sich vor allem um die Reste von sechs Grubenhäusern in W-O- und NNW-SSO-Ausrichtung (L. 3,1–4,2 m; B. 1,7–3,0 m), teils mit First- und Eckpfosten. Auf der Sohle einer Grubenhütte ließen sich wieder Spuren von Webstuhlinstallationen beobachten. Hinzu kommt ein 3,2 × 4 m großer, NNO-SSW orientierter Erdkeller, der noch über einen Meter tief war. Ein zwischen den früh- und hochmittelalterlichen Befunden nur teilweise erfasster, vermutlich dreischiffiger Pfostenbau von 8 m Breite lässt sich bislang nicht genauer datieren. Das Fundmaterial aus den hochmittelalterlichen Befunden umfasste neben wenigen Fragmenten der älteren gelben Drehscheibenware vor allem Keramik der nachgedrehten Ware des 11./12. Jahrhunderts. Wenige bei Baumaßnahmen im Jahr 2012 dokumentierte Befunde in der etwa 200 m südöstlich gelegenen Eggerstraße sind möglicherweise ebenfalls der hochmittelalterlichen Besiedlung zuzurechnen. Zudem konnten im Jahr 2020 etwa 550 m südwestlich Fundmaterial des 12. Jahrhunderts sowie Hölzer aus dem 11. Jahrhundert, die möglicherweise zu einem Mühlenkanal gehören, dokumentiert werden (Bleckmann et al. 2021). Neufunde aus dem Jahr 2023 deuten auf eine weitere hochmittelalterliche Siedlungsstelle am südwestlichen Ortsrand an der Sommerhalde (Ausläufer der Gemarkung Bodman) hin.

Eigenständige Lage

Bodman

Gemeinde Bodman-Ludwigshafen; Erstnennung 724 verfälscht aus dem 12. Jahrhundert *in fisco Potamico* (Abb. 1,2)

Am westlichen Rand von Bodman, im Ortsteil Weiler, steht eine im 15. Jahrhundert erbaute und im 17. Jahrhundert neu gestaltete Kapelle. Sie liegt 1,4 km nordwestlich der nahe dem karolingerzeitlichen Pfalzkomplex erbauten Kirche St. Peter und Paul (1155, Vorgängerbauten aus dem 7./8. Jahrhundert), etwa 230 m vom heutigen Ufer des Überlinger Sees entfernt. Direkt südlich des kleinen Gotteshauses in Weiler kamen im Jahr 2022 bei Baumaßnahmen unter bis zu 2 m mächtigen Erosionsschichten Siedlungsbefunde des Mittelalters zutage (Hald et al. 2023b). Auf der 450 m² großen Grabungsfläche ließen sich drei Grubenhäuser sowie zwei weitere Rechteckgruben nachweisen (Abb. 19). Die drei Grubenhäuser (L. 4,0–4,6 m; B.

Abb. 20 Bodman-Ludwigshafen, „Im Weiler“. Gefäßscherbe von nachgedrehter Ware mit Wellendekor aus einem Grubenhaus (Landratsamt Konstanz, Grafik: Simon Rottler / Jürgen Hald).

Abb. 21 Hilzingen, „Killwies-Bütze“. Ausschnitt aus dem vorläufigen Gesamtplan mit möglichen Grundrissen von Pfostenhäusern und Speicherbauten. 1 Sodbrunnen; 2/3 Kellergruben; 4 flache Mulde mit mittelalterlichen Funden (Landratsamt Konstanz, Plan: Jürgen Hald/Georg Häußler).

3,0–3,6 m) zeigen eine einheitliche Orientierung in NNO-SSW-Richtung und liegen nur wenige Meter voneinander entfernt. In einer Werkhütte fanden sich Spuren eines Gewichtswebstuhls. Hinzu kommen drei rechteckig-ovale Feuerstellen (L. 1,4–2,0 m; B. 0,6–1,1 m) mit Spuren starker Hitze auf der Grubensohle und in der anstehenden Geologie. Möglichweise stehen sie in Zusammenhang mit handwerklichen Arbeiten in den benachbarten Grubenhütten.

Keramikfunde der nachgedrehten Ware, teilweise mit Wellendekor auf der Schulter, erlauben eine zeitliche Einordnung der Siedlung in das 11./12. Jahrhundert (Abb. 20).

Hilzingen

Gemeinde Hilzingen, Erstnennung 1005 verfälscht aus dem 12. Jahrhundert als *Hiltesinga* (Abb. 1,6)

Außerhalb des Ortes wurde ab dem Jahr 2014 das Gewerbegebiet „Killwies-Bütze“ erschlossen und in den Folgejahren bebaut (Häußler et al. 2021). Die bis ins Jahr 2020 damit einhergehenden Rettungsgrabungen führten zur Entdeckung von vorgeschichtlichen Befunden sowie einer sich mindestens über eine Fläche von 80 × 130 m erstreckenden Siedlung, die etwa 700 m südlich der 1275 erstmals urkundlich genannten und um 1820/25 abgebrochenen Pfarrkirche lag. Auch ohne detaillierte Auswertung lassen sich bereits jetzt 16 Grundrisse oder Teilgrundrisse von einfachen ein- bis zweischiffigen Pfostenbauten (L. 4,2–12,7 m; B. 3,9–6,3 m) mit überwiegend W-O oder N-S-Orientierung im Grabungsplan erkennen (Abb. 21). Mehrere kleinere Vier- bzw. Sechspfostengrundrisse markieren vermutlich Speicherbauten. Hinzu kommen vereinzelte Gruben sowie ein Sodbrunnen mit 2 m Durchmesser und 1,3 m Tiefe (Abb. 21,1). Grubenhäuser fehlen. Brunnen, Gruben und Hausgrundrisse lassen sich bislang noch nicht genauer zeitlich einordnen, da insgesamt nur wenig Fundmaterial vorhanden war. Aus Pfostengruben sowie einer flachen etwa 10 × 5 m großen Mulde (Abb. 21,4) westlich des Brunnens stammen u. a. Eisenschlacken, Mühlsteinfragmente aus Randengrobkalk, ein kleiner Feuerstahl sowie ein mit konzentrischen Kreisen verzierter Knochenspinnwirtel, Wandscherben von hart gebrannter und mit feinem Quarz gemagerter Gebrauchskeramik sowie eine Randscherbe von nachgedrehter Ware des 11./12. Jahrhunderts. Es ist zu vermuten, dass die zahlreichen Gebäude mit ihrer einheitlichen Bauweise und Orientierung zu einer planvoll angelegten hochmittelalterlichen Siedlung gehören, die wüst gefallen ist.

Fazit

Versucht man diese ersten Einblicke in die hochmittelalterlichen Siedlungsstellen im Hegau zusammenzufassen, so lässt sich feststellen, dass sich die einstige Ausdehnung der Siedlungsplätze meistens nicht genauer einschätzen lässt. Großflächige Untersuchungen wie in Beuren an der Aach, Hilzingen und Wangen zeigen jedoch, dass es sich dabei auch um ausgedehnte Siedlungsareale von 0,3–0,8 ha Mindestgröße handeln kann. Ein durch einen Zaun begrenzter Dorfetter wie in spätmittelalterlichen Siedlungen ist anhand der bisherigen Einblicke in die Siedlungsstrukturen des 11.–13. Jahrhunderts im Hegau nicht nachweisbar. Reste von Zaungräbchen in Bietingen, Bohlingen und Duchtlingen dürften eher zu Einhegungen einzelner Höfe innerhalb des Siedlungsplatzes gehören. In Siedlungen mit wenigen Bauphasen wie in Beuren an der Aach, Bohlingen, Hilzingen, Liggeringen und Wangen deutet sich eine gehöftartige Binnengliederung der Siedlungsareale an. Zu einer solchen Hofstelle gehören wohl meist mehrere Pfostenbauten sowie ein bis zwei Grubenhäuser und/oder kleinere Speicherbauten. Sofern Grubenhäuser vorhanden sind, dürften sie in etwa die Standorte der Höfe, die durch Freiflächen voneinander abgesetzt sein können, markieren. Siedlungspläne mit zahlreichen Pfostenstellungen wie in Duchtlingen weisen auf mehrere, sich überlagernde Siedlungsphasen mit teils dichterer Bebauung hin.

Die an den verschiedenen Fundstellen zu beobachtende einheitliche Orientierung der Gebäude deutet auf eine planerische Hand am jeweiligen Ort hin. Wer sich dahinter verbirgt, lässt sich anhand der Bodenfunde nicht entscheiden. Herausragende Einzelfunde fehlen, und große, architektonisch auffällige Gebäude, die sich mit einem Herrenhof oder dem Sitz eines Verwalters in Verbindung bringen lassen könnten, sind in den bisher aufgeschlossenen Siedlungsbereichen, mit Ausnahme vielleicht von Beuren an der Aach, beim jetzigen Auswertungsstand nicht erkennbar. Die Funde von Becherkacheln in Duchtlingen und Wangen und damit der indirekte Nachweis von Kachelöfen in ländlichen Siedlungen spätestens zu Beginn des 13. Jahrhunderts sind hervorzuheben und bestätigen einmal mehr die zunehmende Kachelofenverbreitung auch im ländlichen Raum ab diesem Zeitpunkt. Aus diesen Siedlungen sind auch Erdkeller mit und ohne einfacher Steinauskleidung bekannt, was Gebäude mit besserer Ausstattung anzeigen könnte.

Die Pfostenhäuser lassen sich aufgrund der oft nur lückenhaften Überlieferung bislang nur grob charakterisieren. Es scheint sich überwiegend um ein- bis zweischiffige Pfostengebäude unterschiedlicher Größe zu handeln, die wie in Beuren an der Aach bis 15,4 m Länge und bis zu 6,8 m Breite erreichen können, oft aber deutlich kleiner waren. Die Orientierungen variieren je nach den örtlichen Gegebenheiten. Steinfundamente für Gebäude sind bislang nicht nachgewiesen. Die oft mit First- und/oder Eckpfosten versehenen Grubenhäuser scheinen in den Siedlungen des 11.–13. Jahrhunderts noch üblich gewesen zu sein. Auch sie zeigen unterschiedliche Größen, überschreiten normalerweise aber nicht Dimensionen von etwa 4,2 m

Länge und 3 m Breite. Einige der in den Siedlungen einsetzenden Erdkeller besitzen schon etwas größere Dimensionen von 5,5 bis 8 m Länge und bis zu 4,9 m Breite und weisen vereinzelt einfache Steinauskleidungen auf. Das Vorkommen von Erdkellern könnte indirekt auf erste Ständerbauten auf Schwellbalken über den Kellern hinweisen, wobei aber auch hierzu die detaillierte Auswertung der Grabungsbefunde abzuwarten bleibt.

Die Wasserversorgung der Siedlungen war meist durch naheliegende Fließgewässer gesichert. Ein Brunnen mit unsicherer Datierung konnte bislang nur in Hilzingen nachgewiesen werden. Bei weit von Fließgewässern entfernten Siedlungsstellen wie in Beuren an der Aach ist in den noch nicht untersuchten Bereichen mit Brunnen, die Schichtwasser fassen, zu rechnen. Latrinenartige Befunde lassen sich bislang an keinem Fundplatz erkennen.

Auffällig ist bei nahezu allen bisher untersuchten hochmittelalterlichen Siedlungsstellen die Fundarmut der freigelegten Befunde. Das Fundinventar der Siedlungen setzt sich oft nur aus wenigen Keramikscherben und Tierknochen sowie vereinzelten Metallfunden zusammen, was weitergehende Aussagen zur Wirtschaftsgrundlage der Siedlungsgemeinschaften stark einschränkt. Dennoch dürften Ackerbau und Viehzucht in den ländlich geprägten Siedlungen die wichtigste Wirtschaftsgrundlage dargestellt haben. Münzen, Gewichte, Teile von Waagen oder ähnliche Funde, die mit Handelstätigkeiten in Verbindung gebracht werden könnten, fehlen bislang. Handwerkliche Tätigkeiten, insbesondere die Textilproduktion, zeichnen sich hauptsächlich anhand der Grubenhäuser mit Spuren von Gewichtswebstühlen sowie Funden von Spinnwirteln, Webgewichten und einem Webbrettchen ab. Vereinzelt sind im Fundgut Eisenschlacken, die auf Schmiedetätigkeiten hinweisen, vertreten. Es ist zu vermuten, dass bei diesen handwerklichen Tätigkeiten meist die Eigenversorgung der Bewohner im Vordergrund stand. Bei den Siedlungen von Bodman-Weiler und Allensbach deuten die Konzentrationen von Grubenhäusern und Feuerstellen hingegen schon auf spezialisierte Handwerkerbereiche in den Siedlungen hin. Möglicherweise hat die Nähe dieser Siedlungsplätze zum See und damit zu günstigen Verkehrswegen und Handelsmöglichkeiten im Umfeld der bedeutenderen Siedlungen von Allensbach und Bodman Anreiz für verstärkte handwerkliche Tätigkeit geboten.

Die spannende Frage, wie man sich die Genese der mittelalterlichen Hegaudörfer nun vorzustellen hat, kann bei derzeitigen Auswertungsstand nicht erschöpfend beantwortet werden. Zumindest lassen sich jedoch einige erste Beobachtungen anführen. Bislang sind in den heutigen Ortskernen und deren Randbereichen Siedlungsbefunde meist erst ab dem 11./12. Jahrhundert nachweisbar. Obwohl in den letzten Jahren häufig Baustellen in den Ortskernen überwacht wurden, war bei den daraus resultierenden Rettungsgrabungen meist kein frühmittelalterlicher Fundniederschlag zu verzeichnen. Die frühmittelalterlichen Siedlungen, die man immer unter den alten Dorfkernen vermutete, wurden im Hegau mehrheitlich an der Peripherie oder außerhalb der heutigen Orte entdeckt. Als Beispiele lassen sich die großflächig archäologisch untersuchten Siedlungen von Mühlhausen-Ehingen (Bücker et al. 1997, 314; Hald 2015), Hilzingen (Gutekunst/Hald 2020, 133), Singen-Bohlingen (Gutekunst/Hald 2017, 229–230) und Tengen-Watterdingen (Hald 2013a; Hald 2013b; Bräuning/Hald 2013) nennen. Auf den oft fehlenden frühmittelalterlichen Siedlungsniederschlag in den Ortskernen hat bereits R. Schreg in seiner richtungsweisenden Studie zur Dorfgenese in Südwestdeutschland hingewiesen (Schreg 2006, 269). Merowingerzeitliche und hochmittelalterliche Siedlungsbefunde am selben Platz, wie in Steißlingen und Ludwigshafen, bilden bislang eher die Ausnahme. Auch die hochmittelalterlichen Siedlungsfundstellen des 11./12. Jahrhunderts sind nicht auf die Ortskerne beschränkt, sondern ebenfalls an der Peripherie oder sogar außerhalb der Hegaudörfer feststellbar. In seiner Studie zeigt Schreg, dass anhand der archäologischen Quellen das Modell einer semikonstanten und semikontraktiven Siedlungskonzentration am besten den lang andauernden Prozess der mittelalterlichen Dorfentstehung abbildet (Schreg 2006, 353–354). Die damit verbundenen kleinräumigen Siedlungsverlagerungen um den späteren Ortskern scheinen sich auch für den Hegau abzuzeichnen. Das von Schreg aufgezeigte Einsetzen einer Siedlungsverdichtung bereits ab der Karolingerzeit lässt sich hier aufgrund des dürftigen Fundniederschlags des 9./10. Jahrhunderts bislang nicht feststellen. Vielmehr hat man den Eindruck, dass in den in diesem kleinen Überblick behandelten Dörfern eine Siedlungsverdichtung und Konstanz der Ortsmitte nicht vor dem 11./12. Jahrhundert oder gar erst danach eintritt. Hierbei dürfte die Errichtung der jeweiligen Ortskirche nicht der alleinige aber ein ausschlaggebender Faktor gewesen sein.

Literatur

Ade-Rademacher et al. 1997: D. Ade-Rademacher/M. Dumitrache/U. Gross/B. Jenisch/St. Kaltwassser/Ch. Keller/R. Marti/Ch. Matt/J. Pfrommer/R. Röber, Mittelalterliche Keramik in Baden-Württemberg und den Schweizer Kantonen Basel-Stadt, Baselland und Schaffhausen. Fundstellen und Forschungsstand (Hertingen 1997).

Aufdermauer 1993: J. Aufdermauer, Ein mittelalterlicher Keller mit Spuren eines Webstuhls aus Hilzingen-Weiterdingen, Kreis Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992, 1993, 267–271.

Bleckmann et al. 2021: C. Bleckmann/T.-J. Sauerländer/S. Million/R. Vogt, Hinweise auf eine frühe Wassermühle in Bodman-Ludwigshafen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2020, 2021, 318–320.

Bosch et al. 2021: St. Bosch/St. Kramp/J. Hald/B. Jenisch, Mittelalterliche Siedlungsspuren in Liggeringen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2020, 2021, 257–260.

Bräuning/Hald 2013: A. Bräuning/J. Hald, Vom Weiler zum Dorf. Siedlungen des 5.–8. Jhs. im Bodenseeraum. In: Amt für Archäologie des Kantons Thurgau (Hrsg.), Römer, Alamannen, Christen. Frühmittelalter am Bodensee. Ausstellungskatalog (Sulgen 2013) 32–43.

Bücker et al. 1997: Ch. Bücker/M. Hoeper/M. Höneisen/M. Schmaedecke, Hof, Weiler, Dorf. Ländliche Siedlungen im Südwesten. In: K. Fuchs (Hrsg.), Die Alamannen (Stuttgart 1997) 311–322.

Dieckmann/Aufdermauer 1992: B. Dieckmann/J. Aufdermauer, Urgeschichtliche, mittelalterliche und frühneuzeitliche Siedlungsbefunde aus Hilzingen-Weiterdingen, Kreis Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1991, 1992, 229–233.

Gutekunst/Hald 2017: A. Gutekunst/J. Hald, Eine frühe alamannische Siedlung bei Bohlingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2016, 2017, 227–230.

Gutekunst/Hald 2018: A. Gutekunst/J. Hald, Eine neue Siedlung des Mittelalters und der Bronzezeit in Ludwigshafen am Bodensee. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2017, 2018, 242–246.

Gutekunst/Hald 2020: A. Gutekunst/J. Hald, Eine frühkeltische Wegtrasse bei Hilzingen – weitere Ausgrabungen im Wohnbaugebiet „Beim Steppbachwiesle“. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2019, 2020, 133–136.

Häußler et al. 2021: G. Häußler/St. Bosch/St. Kramp/J. Goldhammer/J. Hald, Frühkeltische Gräber und mittelalterliche Gehöfte. Weitere archäologische Untersuchungen in Hilzingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2020, 2021, 34–37.

Hald 2011: J. Hald, Ein barockes Klostergebäude in Möggingen am Mindelsee. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2010, 2011, 278–280.

Hald 2013a: J. Hald, Weitere archäologische Ausgrabungen in der frühmittelalterlichen Siedlung von Watterdingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2012, 2013, 227–229.

Hald 2013b: J. Hald, Die frühmittelalterliche Siedlung von Watterdingen. In: Alfred Gschlecht, Watterdingen und seine wechselvolle Geschichte. Hegau-Bibliothek Bd. 156 (Konstanz 2013) 23–26.

Hald 2015: J. Hald, Weitere Ausgrabungen im bronze- bis merowingerzeitlichen Siedlungsareal von Ehingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2014, 2015, 250–251.

Hald 2023: J. Hald, Weitere mittelalterliche Siedlungsreste in Hilzingen-Duchtlingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2022, 2023, 272–274.

Hald et al. 2022a: J. Hald/St. Bosch/G. Häußler/B. Jenisch/Julia Goldhammer, Neue vorgeschichtliche und mittelalterliche Siedlungsspuren in Hilzingen-Duchtlingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2021, 2022, 54–57.

Hald et al. 2022b: J. Hald/A. Girod/B. Jenisch, Beheizte Stuben im Dorf – Mittelalterliche Siedlungsfunde in Wangen am Bodensee. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2021, 2022, 262–266.

Hald et al. 2023a: J. Hald/B. Hamm/B. Jenisch, Eine hochmittelalterliche Gehöftsiedlung bei Beuren an der Aach. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2022, 2023, 264–268.

Hald et al. 2023b: J. Hald/S. Rottler/B. Jenisch, Mittelalterliche Siedlungsfunde an der Weilerkapelle in Bodman. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2022, 2023, 268–271.

Hald/Jenisch 2022: J. Hald/B. Jenisch, Mittelalterliche Gehöfte am Schloss in Bohlingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2021, 2022, 260–262.

Hoeper/Krause 1997: M. Hoeper/G. Krause, Zu den frühmittelalterlichen Siedlungsbefunden im Ortsbereich in Steißlingen, Kreis Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1996, 1997, 188–192.

Jenisch et al. 2023: B. Jenisch/B. Laschinger/J. Hald, Frühe Steinbauten und Friedhof mit Seeblick. Archäologische Untersuchungen am Augustiner-Chorherrenstift Öhningen. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2023, Heft 1, 54–61.

Jenisch/Laschinger 2019: B. Jenisch/B. Laschinger, Mittelalterliche Tuchproduktion in Allensbach. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2018, 2019, 234–235.

Ruske et al. 2021: T. Ruske/B. Jenisch/J. Hald, Ein Gehöft aus den Anfängen des Dorfes Bietingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2020, 2021, 255–256.

Schreg 2006: R. Schreg, Dorfgenese in Südwestdeutschland: Das Renninger Becken im Mittelalter. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 76 (Stuttgart 2006).

Adresse

Dr. Jürgen Hald
Landratsamt Konstanz
Kreisarchäologie
Am Schlossgarten 2
78224 Singen
Juergen.Hald@LRAKN.de

Ein Fragment zur Finanzierung des Konstanzer Domes: Eine Spendenkampagne 1481

Mark Mersiowsky

Zusammenfassung

Ein 2003 über Ebay verkauftes Einbandfragment ohne frühere Provenienz ist ein einst versiegeltes Schreiben des Generalvikars des Konstanzer Bischofs Otto in geistlichen Dingen vom 14. November 1481 an alle Kleriker in Stadt und Diözese Konstanz. Aufgrund nachlassender Spenden wurde an die Ablässe der Päpste Martin V. und Sixtus IV. für die Konstanzer Kirche erinnert, ihre Verkündung in allen Pfarren und Kapellen des Bistums angeordnet und die Einnahme der Spenden geregelt. Solche Dokumente wurden wie dieses nach Gebrauch makuliert und sind deshalb selten überliefert. Das Fragment bietet einen blitzlichtartigen Einblick in eine spätmittelalterliche Ablasskampagne für den Konstanzer Dom.

Einleitung

Der Titel dieses Beitrages ist mehrdeutig, und er soll dies sein. Wie in der Archäologie stößt der Historiker bzw. die Historikerin ab und zu auf Fragmente, die er/sie jeweils in ihrem Kontext sichten und bewerten und dazu den genauen materiellen Befund erheben muss, um solchen Fragmenten alle Aussagemöglichkeiten zu entlocken und sie adäquat interpretieren zu können. Es geht im Konkreten um ein Pergamentfragment einer mittelalterlichen Urkunde, die vermutlich obsolet und dann wohl als Einband wiederverwendet wurde (Abb. 1). Das ist eine Form von Recycling des wertvollen Werkstoffs Pergament,

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 85–92.

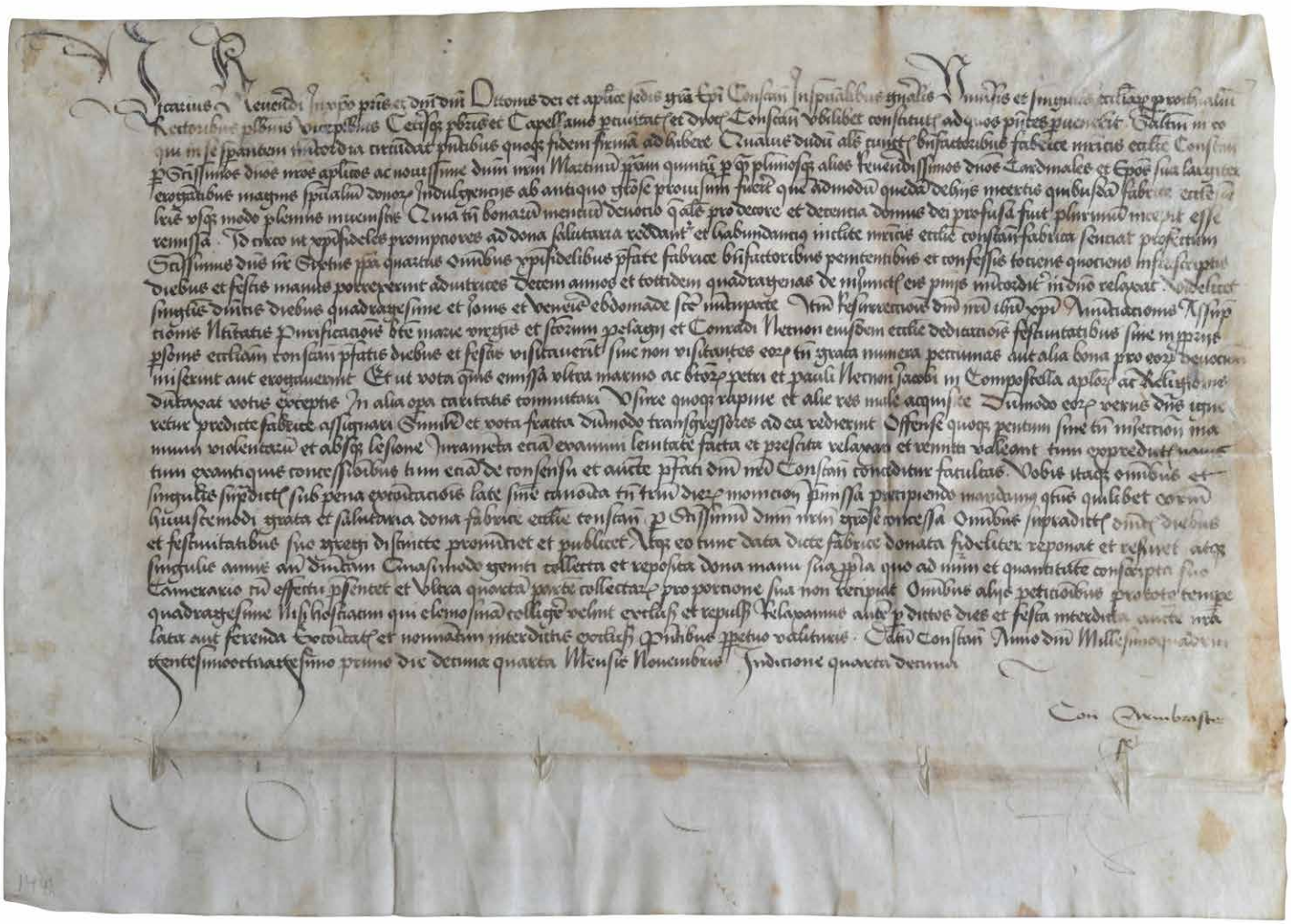


Abb. 1 Urkunde des Konstanzer Generalvikars von 14. November 1481, Spendenaufruf für das Konstanzer Münster, Vorderseite (Privatsammlung Mark Mersiowsky, Urk. 1481 Nov. 12).

die weit bis ins 19. Jahrhundert hinein üblich war.[1] Es ist aber noch in weiterer Hinsicht ein Fragment, denn die Urkunde ist im Zuge eines Spendenaufrufes gefertigt worden, um Baumaßnahmen am Konstanzer Münster zu finanzieren, um dessen Erforschung sich der Jubilar seit Jahrzehnten verdient gemacht hat (Röber 2013a; Röber 2013b; Röber 2020). Und diese Baumaßnahmen sind natürlich wiederum nur ein Fragment in der seit der Spätantike andauernden und bis heute reichenden Baugeschichte des Konstanzer Domes. Dem Jubilar war seit seiner Studienzeit interdisziplinäre Zusammenarbeit eine Herzensangelegenheit. Dies zeigen nicht nur seine Publikationen und Führungen, sondern ich kann dies als Studienkollege aus den numismatischen Seminaren von Peter Berghaus bezeugen.

Die Provenienz der Urkunde

Wie Archäologinnen und Archäologen bei Objekten aus Raubgrabungen haben auch Historikerinnen und Historiker manchmal das Problem, dass wichtige Zeugnisse nicht in ihrem eigentlichen Kontext studiert werden können, der Befund zerstört und allein der Fund geblieben ist. Leider handelt es sich bei dem hier vorzustellenden Fragment um einen solchen Fund, der deshalb nicht innerhalb einer größeren Überlieferung verortet werden kann. Er ist isoliert und ohne jegliche Hinweise auf seinen ursprünglichen Fundort überliefert. Er stammt nämlich aus dem Bestand des lange in Schweden tätigen Antiquitätenhändlers Gunnar Hillenbrand (1947–2004). Hillenbrand wohnte kurz nach der letzten Jahrtausendwende in Limburg a. d. Lahn und bot auf der Verkaufsplattform Ebay unter dem Verkäufernamen Adgh 2002 und 2003 Handschriftenmakulatur an. Anders als viele Verkäufer, die komplette oder zumindest umfassendere Handschriften günstig ankauften, sie gewissenlos zerlegten und Blatt für Blatt mit großem Gewinn verkauften, waren Hillenbrands

1 Zum Recycling mittelalterlicher Handschriften und Dokumente vgl. Mersiowsky 2014; Mersiowsky 2022, 6–8, 13–29.

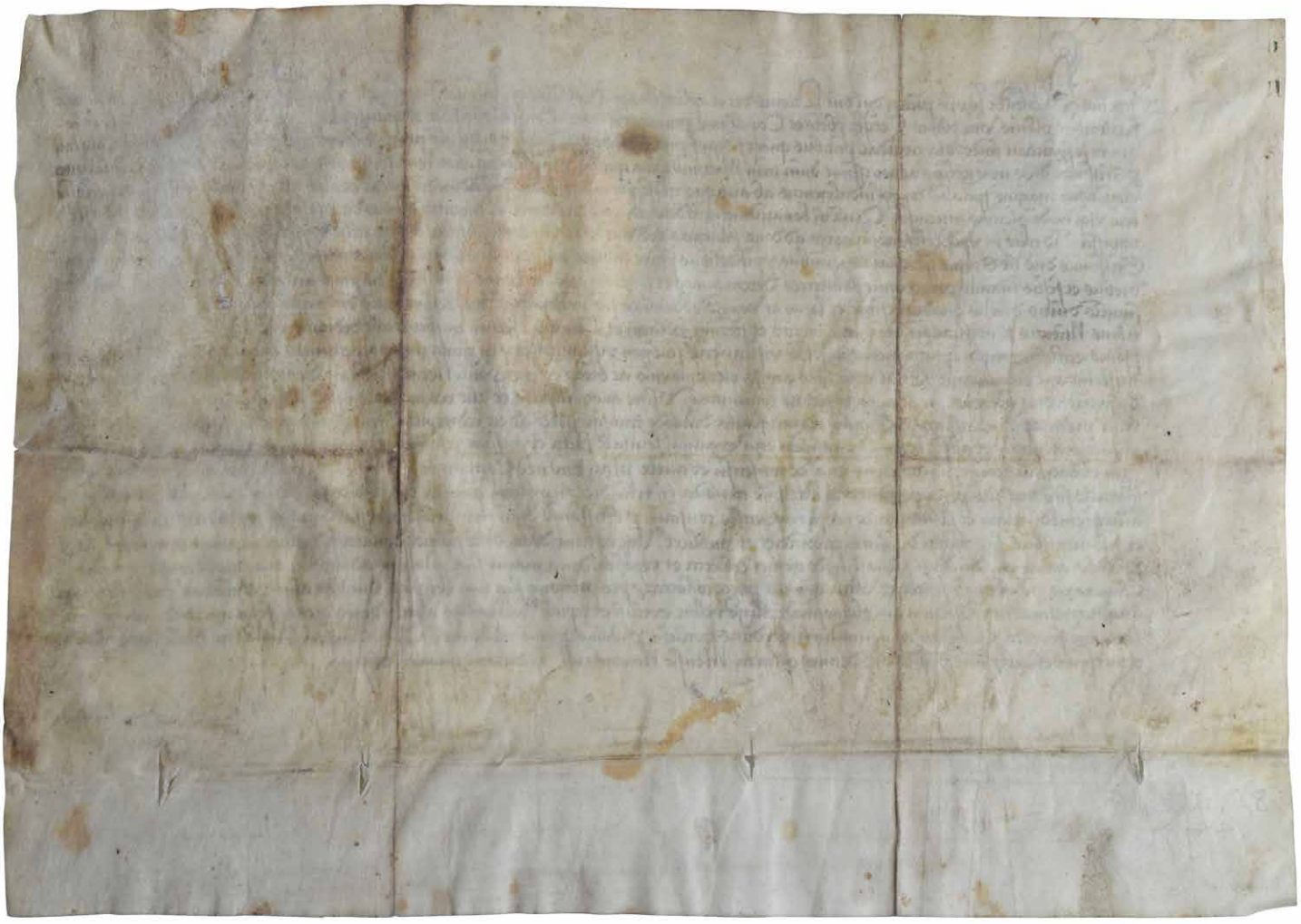


Abb. 2 Urkunde des Konstanzer Generalvikars von 14. November 1481, Spendenaufruf für das Konstanzer Münster, Rückseite (Privatsammlung Mark Mersiowsky, Urk. 1481 Nov. 12).

Fragmente wirkliche Einbandmakulatur. Seine wie üblich über 7 oder 10 Tage laufenden Versteigerungen boten einzelne Fragmente an, er hatte immer mehrere Angebote laufen und stellte gleich nach dem Ablauf der Auktion ein weiteres Fragment ein. Im März 2003 stand das hier vorgestellte Blatt ohne genauere Beschreibung auf Ebay zum Verkauf und ich konnte es erwerben. Adgh verkaufte auf Ebay auch vier Blätter der Musterbriefe des Nikolaus von Schweidnitz. Wie er mir mitteilte, stammte alles aus einem größeren Makulaturbestand. Zur Finanzierung einer dringend anstehenden Operation versuchte Hillenbrand im gleichen Monat 2003 den ganzen erheblichen Restbestand en bloc zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich den Bestand in Limburg sehen, durfte ihn aber leider nicht dokumentieren. Es war ein ganzer Archivkarton voller Buchbinderfragmente, ausgelöste Vorsatzblätter und Spiegel oder abgelöste Umschlagsbezüge, meist Pergament, aber auch Papier, zeitlich gestreut vom 12. bis ins 16. Jahrhundert. Fragmente, an die ich mich erinnere, sind ein weiteres Blatt der Musterbriefe des Nikolaus von Schweidnitz und zwei Blätter eines deutschsprachigen Stadtbuches. Diese Blätter tauchten 2022 mit einer Vielzahl anderer Fragmente in einem Londoner Auktionshaus auf und wurden versteigert, leider ohne Provenienzangabe (Bloomsbury 2022, 72, lot 73). Hillenbrand war lange in Schweden tätig. Woher er die Fragmente hatte und seit wann, lässt sich nicht mehr eruieren.[2] Es ist aber durchaus möglich, dass er sie in Schweden zusammengetragen oder en bloc gekauft hat. Schon im Spätmittelalter kamen über Studenten oder Kaufleute Handschriften

2 Bekannt ist sein für Händler und Sammler bestimmtes Standardwerk Hillenbrand 1992; Hinweise auf seinen Kunsthandel finden sich ab und zu in Provenienzangaben als Kunsthandel Gunnar Hillenbrand, Tyresö (Schweden), etwa in https://www.neumeister.com/en/artwork-search/artwork-database/ergebnis/291-20/Georges-Desmar%25C3%25A9es/. 2001 erwarben Hillenbrand und seine Ehefrau Vildan das Siebenlasterhaus aus dem 16. Jh. in Limburg an der Lahn und betrieben dort einen Antiquitätenhandel, vgl. die im Internetarchiv gespeicherte ehemalige Homepage https://web.archive.org/web/20150329012828/http://www.haus-der-sieben-laster.de/aktuelles.html.

aus Frankreich und Deutschland nach Schweden. Große Bestände an Handschriften und Büchern mit Einbandfragmenten im Zuge der Bibliotheksplünderungen wurden während des Dreißigjährigen Kriegs direkt durch die Truppen oder indirekt durch Ankäufer nach Schweden verbracht.[3] Ab dem 19. Jahrhundert traten Sammler dazu, die frühe Fragmente erwarben und deren Sammlungen zu ihren Lebzeiten oder später nach Schweden gerieten (Niblaeus 2013, 212). So lässt sich die Provenienz des hier zu behandelnden Stückes leider nicht über Gunnar Hillenbrand hinaus zurückverfolgen. Seit März 2003 ist es unter seinem Ausstellungsdatum Teil meiner privaten Sammlung von Originalurkunden und wurde 2004 in der Ausstellung zum 800jährigen Jubiläum des Tübingen Teilorts Hirschau und 2023 auf der Innsbrucker Euroantik in einer Ausstellung zum Thema Glaube und Aberglaube präsentiert (Mersiowsky 2023, 43–44).

Die Form der Urkunde

Mit dem weitestgehenden Ausfall der Provenienz sind wir auf die Analyse des Fragmentes und seines Textes angewiesen. Die Urkunde (vgl. Abb. 1 und 2) ist ein parallel zur Längsseite beschriebenes querrechteckiges, regelmäßig zugeschnittenes weißgelbes Pergamentblatt nördlichen Charakters, d.h. mit beidseitiger Bearbeitung und weitmöglicher Angleichung von Haar- und Fleischseite. Ausweislich der gut sichtbaren Faltungen ist es kaum nachträglich beschnitten. Es gibt zwei vertikale und eine horizontale Faltung, die aber geglättet erscheinen und daher wohl ursprünglich sind. Einige Zentimeter oberhalb des unteren Randes läuft, quer über die ältere Faltung, eine starke Faltung. Das obere mittlere Drittel der Rückseite weist in seiner linken Hälfte eine spitzovale gelb-rötliche Verfärbung auf, deren Oberfläche sich auch vom Umfeld unterscheidet. Da der Text keine Corroboratio aufweist und es keine Spur einer Plica oder eines Einschnittes für einen Siegelstreifen gibt, war die Urkunde nicht mit einem anhängenden oder abhängenden Wachssiegel versehen. Die Form der Verfärbung lässt auf ein möglicherweise ursprünglich papiergedecktes rotes Wachssiegel, das auf den Rücken aufgebracht und mit einer Schnur oder einem Pergamentstreifen die gefaltete Urkunde verschloss, schließen. Es musste zur Öffnung des Schriftstücks aufgebrochen werden, weshalb es verloren ist. Sekundär wurde das Pergamentblatt als Innendeckelbeklebung eines Einbandes gebraucht, wie die waagerechte Faltung und vier zu ihr rechtwinklig verlaufende kleine Einschnitte sowie Leimspuren auf der Rückseite und die Verfärbung der gesamten rechten Seite durch das Einbandleder zeigen. Die Urkunde war also eine *Littera clausa*, ein verschlossener Brief, dessen Inhalt nur gelesen werden konnte, wenn das Verschlusssiegel aufgebrochen wurde.[4]

Der Text ist dicht in einer zeittypischen Urkundenschrift in schwarzbrauner Tinte niedergeschrieben, nur die Buchstaben der ersten beiden Wörter *V(icarius)* und *R(everendi)* sind cadellenartig weit in die Oberlänge initial ausgeschmückt, etwas weniger dann der Beginn der Adresse, *U(niversis)*, in der letzten Zeile sind die Unterlängen von *g* und *I* lang unter die Zeile ausgezogen, zwei Schmuckstriche dienen als Zeilenfüller, beides, um nachträgliche Hinzufügungen unmöglich zu machen. Satz- und Worttrennung sind konsequent durchgeführt, der Text ist leicht lesbar in einem Block ausgeführt, rechts darunter eine Unterschrift. Eine Untersuchung der Hände, die die Urkunden des Konstanzer Generalvikars geschrieben haben, gibt es nicht. Klarer ist der Vermerk rechts unter dem Text. Die Unterschrift des Konrad Armbroster kann autograph sein, wie der Vergleich mit einem 1471 ausgestellten Dokument des Konstanzer Generalvikars zeigt. In dieser Urkunde bezeichnet sich Conradus Armbroster als Zürcher Notar, was auch anderweitig belegt ist.[5]

Der Inhalt der Urkunde

Der Inhalt dieser Urkunde lässt sich folgendermaßen zusammenfassen. Der Generalvikar des Konstanzer Bischofs Otto in geistlichen Dingen teilt mit Urkunde vom 14. November 1481 allen Rektoren von Pfarrkirchen, Pfarrern, Vizepfarrern, den übrigen Priestern und Kaplänen in Stadt und Diözese Konstanz mit, dass die der Kirchenfabrik der Konstanzer Domkirche, dem heutigen Konstanzer Münsters[6], wegen der spirituellen Gaben und Indulgenzen Papst Martins V., von Kardinälen und Bischöfen zugewandten Spenden der Wohltäter an diese zu Unterhalt und Schmuck stark zurückgegangen seien. Daher hat Papst Sixtus IV. einen Ablass verliehen. Wer an den Sonntagen in der Fastenzeit, Mittwoch und Donnerstag und Freitag in der heiligen Woche, an den Festen der Wiederauferstehung Christi, der Verkündigung und der Empfängnis Mariä, an Mariä Geburt, an Mariä Reinigung und an den Festen der Heiligen Pelagius und Konrad, zusammen mit Maria den Konstanzer Patronen, sowie am

3 Zur Einbandmakulatur und Fragmenteforschung in Schweden Abukhanfusa et al. 1993; Abukhanfusa 2004; Karlsen 2007; Brunius 2005; Brunius 2017; Ferm 2017. Zu Fragmenten aus Deutschland Brunius 2013; Brunius 2014, 53–57.

4 Zu Formen spätmittelalterlicher Briefe Mersiowsky 2017, 187–204, zu geschlossenen Briefen 187–191, 195–196.

5 Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Ludwigsburg, B 530 S U 93, Digitalisat unter http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=2-5681441-1. Weitere Urkunden des Conradus Armbroster für den Generalvikar von Konstanz StiASG, Urk. O4 Zz1, vgl. http://scope.stiftsarchiv.sg.ch/detail.aspx?ID=35781; REC 13862 und 13866 (1471). Erwähnt auch in REC 12860 (1464), 13443 (1468), 13541 (1469).

6 Zum Begriff *matrix ecclesia* Maurer 2013b, 38.

Kirchweihfest[7] reuig und nach Ablegung der Beichte das Konstanzer Münster entweder persönlich besucht oder aber die Kirchenfabrik durch willkommene Schenkungen von Geld oder anderer Güter unterstützt, erhält einen Ablass von 10 Jahren und 40 Tagen. Ausgenommen von Gelübden in das Heilige Land, für die Heiligen Petrus und Paulus in Rom oder an den Heiligen Jakob in Santiago und geistliche Gelübde können auch Wucher, Gestohlenes oder unrecht Erworbenes, solange der wahre Eigentümer nicht bekannt ist, der Kirche zugeeignet werden. Gebrochene Gelübde, sobald sie fortan gehalten werden, bestimmte Eidbrüche können ohne Strafe für die Eidbrüchigen geheilt werden, was der Konstanzer Bischof bestätigt und autorisiert. Diese vom Papst zugestandene Gnade sollen die Geistlichen der Diözese Konstanz an allen genannten Festen und Feiertagen ihren Pfarrkindern verkünden, an den betreffenden Tagen Sammlungen durchführen und diese eigenhändig mit genauer Angabe der Höhe jährlich zum Sonntag Quasimodo geniti dem zuständigen Kämmerer übereignen und nicht mehr als ein Viertel als Anteil davon behalten, und zwar unter Androhung der Exkommunikation bei Zuwiderhandlung.

Ablässe und Spendenkampagnen

Solche Spendenaufrufe sind typisch für das Spätmittelalter, eine Zeit intensiver Frömmigkeit. Hinter dem Ablass stand der Gedanke, dass die Verdienste der Heiligen einen quantifizierbaren Heilsschatz angesammelt hatten, über den die Amtskirche verfügen konnte. Der Mensch musste nach spätmittelalterlichem Denken nach seinem Tod für seine lässlichen Sünden eine bestimmte Zeit im reinigenden Fegefeuer verbringen, bis er dann rein von den lässlichen Sünden vor das Jüngste Gericht treten kann. Diese Verweildauer im Fegefeuer konnte – nach damaligem Denken – nun dank des angesammelten kirchlichen Heilsschatzes um bestimmte Fristen verkürzt werden. Eine der Möglichkeiten war der Erwerb gegen Geldzahlungen an die Kirche. Die Verleihung von 10 Jahren Ablass war nur dem Papst möglich. Das 4. Laterankonzil hatte genaue Bestimmungen festgelegt: der Papst konnte unbegrenzten Ablass verleihen, Kardinäle 100 Tage, Bischöfe normalerweise nur 40 Tage, aber es gab eine Ausnahme bei Kirchweihen, da konnte auch der Ortsbischof 100 Tage gewähren. Bei Sammelindulgenzen ging man ohne klare kirchenrechtliche Grundlage davon aus, dass jeder der beteiligten Kardinäle je 100 Tage Ablass gewähren konnte.[8] Die nur als Fragment erhaltene Urkunde gibt einen interessanten und sonst sehr selten möglichen Einblick in eine frühe spätmittelalterliche Ablasskampagne. Ein Ablass Martins V. von 40 Tagen für die Besucher des Münsters wurde am 22. April 1418 auf der Abschlussveranstaltung des Konstanzer Konzils erlassen, und als Littera cum filo serica mit der Bulle an Seidenfäden ausgefertigt.[9] Zur Zeit des Konstanzer Konzils war der Dom noch stark romanisch geprägt. Die große gotische Ausbauphase des Konstanzer Münsters scheint erst durch das Konzil angeregt worden zu sein und begann mit Umbau und Aufstockung der Margarethenkapelle um 1425.[10] Zur Deckung der Finanzlücken bei gewaltigen Kosten war die Intensivierung des Ablasswesens ein probates Mittel. Gegen Gebühren erhielten Bischöfe, Klöster, Wallfahrten und lokale Kirchen die Möglichkeit, Gläubigen Teile ihrer zu erwartenden Zeit im Fegefeuer zu erlassen. Dafür nutzte man multimediale Möglichkeiten der Kommunikation wie in heutigen Werbekampagnen. Ein wichtiges Medium war die Urkunde, die bei entsprechender Gelegenheit öffentlich ausgestellt, verlesen und übersetzt wurde. Doch das hier vorgestellte Fragment ist viel seltener als solche Ablassurkunden. Es diente ihrer Umsetzung.[11] Die im Text erwähnte Urkunde Papst Sixtus IV. ist im Original erhalten und stammt vom 23. Juni 1481.[12] Dem Text nach sollte diese Urkunde innerhalb der Diözese Konstanz verschickt werden, damit die örtlichen Kleriker für den Bau des Konstanzer Münsters Geld sammeln konnten – mit dem Versprechen, den Spendern für den guten Zweck ihren Aufenthalt im Fegefeuer zu verkürzen. Möglicherweise hängt der Spendenaufruf mit der am 24. September desselben Jahres in Konstanz abgehaltenen Synode Bischof Ottos zusammen (Reiners-Ernst 1956, 27 Nr. 197; Maurer 2013b, 38). Die urkundenartige Aufmachung und die Unterschrift Armbrusters lassen vermuten, dass es sich um ein für diesen Versand gefertigtes Original handelt, die Faltung und die Spuren der Besiegelung machen dies zur Gewissheit. Dieses Fragment war versiegelt und verschlossen versandt worden.

Man kann durchaus von einer Kampagne sprechen, wie sie im Zuge des späteren 15. Jahrhunderts immer häufiger wurden. Diese Praxis ermöglichte das gewaltige

7 Zu den Hochfesten in Konstanz Trennert-Helwig 2013, 54, zu den Patronen ebd.; Schuler 1979, 70; King 2015, 161.

8 Einen knappen Überblick zum Ablasswesen bieten Angenendt 1997, 652–657; Bünz/Kühne 2013; Laudage 2016; Angenendt 2017. Zu den Sammelindulgenzen grundlegend Seibold 2001.

9 Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, 5/8734; REC III Nr. 8635; vgl. Maurer 2013a, 155; Bihrer 2017, 27 Anm. 67. Zur Privilegierungstätigkeit auf dem Konzil überblickend Signori 2015, 67–73, zu der Urkunde Martins V. 71–72 mit Abb. 9.

10 Reiners-Ernst 1956, 19 Nr. 140; Maurer 1989, 133–135; Hanschke 2014; King 2015, 126; Bihrer 2017, 31.

11 Interessanterweise haben wir für die Urkunde Martins V., Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, 5/8734; REC III Nr. 8635 ebenfalls Informationen über ihre Publikmachung, vgl. Signori 2015, 72–73.

12 Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, 5/8746.

Maß kirchlicher Baumaßnahmen im süddeutschen Raum, geriet aber in der Reformation in die Kritik. Unser Aufruf fällt in die Zeit, in der auch die berühmten Kampagnen des Raimundus Peraudi begannen (Wiegand 2013; Rehberg 2017). Es scheint aber bereits eine ältere Praxis zu sein.[13] Ob wirklich alle Pfarren und Kapellen diese Urkunde erhielten? Das Bistum Konstanz war nach Passau das zweitgrößte deutsche Bistum und umfasste im 15. Jahrhundert über 1700 Pfarren, dazu noch eine Unzahl von Kapellen (Degler-Spengler 1994, 13; Schmid 2013, 13–16). In der Diözese Konstanz hatte man durchaus Erfahrungen mit flächenhaften Erfassungen zur Erhebung geistlicher Beträge (Person-Weber 2001, 107–110, 142–144). Wenn diese Urkunde ihren Zweck erfüllen sollte, muss es Massen von ihnen gegeben haben. Unsere ist nur erhalten, weil sie nach Gebrauch als Bucheinband zweitverwendet wurde. Eine weitere Überlieferung des Textes ist mir bisher nicht bekanntgeworden. Nach der Bewerbung der Spendenkampagne und der Abrechnung hatte die Urkunde ihren Zweck erfüllt und wanderte in den Abfallkorb – um als Einbandbezug wiederverwendet zu werden.

Quellen und Literatur

Abukhanfusa 2004: K. Abukhanfusa, Mutilated Book. Wondrous leaves from Swedish bibliographical history. Skrifter utgivna av Riksarkivet 23 = Stockholms Medeltidsmuseum, Exhibition catalogue 15 (Stockholm 2004).

Abukhanfusa et al. 1993: K. Abukhanfusa/J. Brunius/S. Benneth, (Hrsg.), Från mässböcker till munkepärmar (Stockholm 1993).

Angenendt 1997: A. Angenendt, Geschichte der Religiosität im Mittelalter (Darmstadt 1997).

Angenendt 2017: A. Angenendt, Die historische Entwicklung des Ablasses und seine bleibende Problematik. In: A. Rehberg (Hrsg.), Ablasskampagnen des Spätmittelalters. Luthers Thesen von 1517 im Kontext. Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 132 (Berlin/Boston 2017) 31–43.

Bihrer 2017: A. Bihrer: Eine Feier ohne den Hausherrn? Der Konstanzer Bischof Otto von Hachberg und das Konzil. In: K.-H. Braun/T. M. Buck (Hrsg.), *Über die ganze Erde erging der Name von Konstanz.* Rahmenbedingungen und Rezeption des Konstanzer Konzils. Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 212 (Stuttgart 2017) 13–34.

Bloomsbury 2022: Bloomsbury Auctions. Western manuscripts and Miniatures, London, 6 July 2022 (London 2022).

Brunius 2005: J. Brunius (Hrsg.), Medieval Book Fragments in Sweden. An international seminar in Stockholm, 13 – 16 November 2003. Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien, Konferenser 58 (Stockholm 2005).

Brunius 2013: J. Brunius, From Manuscripts to Wrappers. Medieval Book Fragments in the Swedish National Archives. Skrifter utgivna av Riksarkivet 35 (o.O. 2013).

Brunius 2014: J. Brunius, Zentrum und Peripherie. Fragmente deutscher Handschriften in Schwedisch-Finnland als Zeugnisse mittelalterlicher Buchkultur. In: P. Carmassi/E. Schlotheuber/A. Breitenbach (Hrsg.), Schriftkultur und religiöse Zentren im norddeutschen Raum. Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 24 (Wiesbaden 2014) 433–446.

Brunius 2017: J. Brunius, The recycling of manuscripts in sixteenth-century Sweden. In: Å. Ommundsen/T. Heikkilä (Hrsg.), Nordic Latin Manuscript Fragments. The Destruction and Reconstruction of Medieval Books (London/New York 2017) 66–81.

Bünz/Kühne 2013: E. Bünz/H. Kühne, Alltägliche Ablässe und Ablassmedien. In: H. Kühne/E. Bünz/T. T. Müller (Hrsg.), Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung „Umsonst ist der Tod“ (Petersberg 2013) 347–348.

Degler-Spengler 1994: B. Degler-Spengler, Das Besondere an der Diözese Konstanz. Der schweizerische Teil der ehemaligen Diözese Konstanz: Referate, gehalten an der Tagung der Helvetia Sacra in Fischingen/Thurgau vom 16.–18. September 1993. Itinera Fasc. 16 (Basel 1994) 11–26.

Ferm 2017: O. Ferm, The Missal's Path to Uppsala and Torstuna. In: G. Björkvall/O. Ferm/M. Åkestam (Hrsg.), The Torstuna Missal. A Dominican Manuscript Produced in 14th Century France and its Fate in Sweden. Sällskapet Runica et Mediævalia. Facsimilia 1 (Stockholm 2017) 32–37.

Hanschke 2014: J. Hanschke, „Vor der tagmess altar ward ain sitz gemacht.“ Die Konzilstagungen im Münster. In: Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Katalog. (Darmstadt 2014) 141–143.

Hillenbrand 1992: G. Hillenbrand, Bronzesignaturen und Giessereimarken (Augsburg 1992).

Karlsen 2007: E. Karlsen, Medieval Book Fragments in Sweden. Collegium medievale 20, 2007, 181–189.

King 2015: S. King: Südkapellen und Südportal des Konstanzer Münsters. Anmerkungen zur Bautechnik, zum Entwurfsprozess und zu den Baumeistern. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 133, 2015, 125–201.

Laudage 2016: C. Laudage: Das Geschäft mit der Sünde. Ablass und Ablasswesen im Mittelalter (Freiburg i. B. 2016).

Maurer 1989: H. Maurer, Konstanz im Mittelalter II. Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts (Konstanz 1989).

Maurer 2013a: H. Maurer, Die Stadt Konstanz und das Konzil. In: K.-H. Braun/M. Herweg/H. W. Hubert/J. Schneider/T. Zotz (Hrsg.), Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Essays (Darmstadt 2013) 151–156.

Maurer 2013b: H. Maurer, Das Konstanzer Münster als Mittelpunkt der spätmittelalterlichen Diözese. In: U. Laule (Hrsg.), Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche (Regensburg 2013) 38–40.

13 Darauf verweist REC 10570 aus der Engelberger Überlieferung.

Mersiowsky 2014: M. Mersiowsky, Wenn Buchmenschen zum Messer greifen. Zur Wiederverwendung mittelalterlicher Bücher. In: S. de Rachewiltz/A. Rauchegger/C. Ganner (Hrsg.), www.flick-werk.net. Die Kunst des Flickens und Wiederverwertens im historischen Tirol. Schriften des Landwirtschaftsmuseums Brunnenburg 15 (Brunnenburg 2014) 200–219.

Mersiowsky 2017: M. Mersiowsky, Papyrus, Pergament, Papier. Zur Materialität mittelalterlicher Briefe. In: E. Frauenknecht/G. Maier/P. Rückert (Hrsg.), Das Wasserzeichen-informationssystem (WZIS). Bilanz und Perspektiven (Stuttgart 2017) 175–215.

Mersiowsky 2022: M. Mersiowsky, Verlorene Schätze aus drei Jahrtausenden. Wertvolle Handschriften aus Mumienmaske, Bucheinband und Holzschnitt. Ausstellung aus Privatbesitz im Rahmen der Euroantik Innsbruck, 7.–9. April 2022 (Innsbruck 2022).

Mersiowsky 2023: M. Mersiowsky, Glaube und Aberglaube. Numinose Schätze aus fünf Jahrtausenden. Ausstellung aus Privatbesitz im Rahmen der Euroantik Innsbruck. 24.–26. November 2023 (Innsbruck 2023).

Niblaeus 2013: E. Niblaeus, De äldsta bibelfragmenten i Riksarkivet. In: M. Lennersand/Å. Karlsson/H. Klackenberg (Hrsg.), Fragment ur arkiven. Festskrift till Jan Brunius. Skrifter utgivna av Riksarkivet 37 (Stockholm 2013) 211–219.

Person-Weber 2001: G. Person-Weber, Der Liber Decimationis des Bistums Konstanz: Studien, Edition und Kommentar. Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 44 (Freiburg/München 2001).

REC: Regesta episcoporum Constantiensium. Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Constanz von Bubulcus bis Thomas Berlower 517–1496, 3. Bd. 1384–1436 (Innsbruck 1913); Regesta episcoporum Constantiensium. Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz. 4. Bd. 1436–1474 (Innsbruck 1941).

Rehberg 2017: A. Rehberg (Hrsg.), Ablasskampagnen des Spätmittelalters. Luthers Thesen von 1517 im Kontext. Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 132 (Berlin/Boston 2017).

Reiners-Ernst 1956: E. Reiners-Ernst (Red.), Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Münsters zu Konstanz. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Sonderheft 3 (Konstanz 1956).

Röber 2013a: R. Röber, Spätantike Voraussetzungen und die älteste Bischofskirche. In: U. Laule (Hrsg.), Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche (Regensburg 2013) 18–21.

Röber 2013b: R. Röber, Archäologische Erkenntnisse zum Kreuzgang und zu den angrenzenden Gebäuden. In: U. Laule (Hrsg.), Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche (Regensburg 2013) 288–290.

Röber 2020: R. Röber (Hrsg.), Konstanz, Obere Augustinergasse. Ein Hinterhofquartier und sein historisch-bauhistorisches Umfeld. Forschungen und Berichte der Archäologie in Baden-Württemberg 18 (Wiesbaden 2020).

Schmid 2013: Peter Schmid, Der Klerus des deutschen Teils der Diözese Konstanz am Ende des 15. Jahrhunderts. Nach den Steuerlisten des Gemeinen Pfennigs von 1495 (Regensburg 2013), online unter https://epub.uni-regensburg.de/31479/1/Di%C3%B6zese%20Konstanz.pdf.

Schuler 1979: M. Schuler, Zur Überlieferung des „Choralis Constantinus" von Heinrich Isaac. Archiv für Musikwissenschaft 36, 1979, 68–76.

Seibold 2001: A. Seibold, Sammelindulgenzen. Ablaßurkunden des Spätmittelalters und der Frühneuzeit. Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde. Beiheft 8 (Köln/Weimar/Wien 2001).

Signori 2015: G. Signori, Das Konstanzer Konzil als Privilegienbörse. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 133, 2015, 55–83.

Trennert-Helwig 2013: M. Trennert-Helwig: Kathedrale – Konzilsaula – Pfarrkirche. Die wechselvolle Liturgiegeschichte des Konstanzer Münsters. In: U. Laule (Hrsg.), Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche (Regensburg 2013) 54–59.

Wiegand 2013: P. Wiegand, Die Ablasskampagnen. In: H. Kühne/E. Bünz/T. T. Müller (Hrsg.), Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung „Umsonst ist der Tod" (Petersberg 2013) 362–363.

Adresse

Prof. Dr. Mark Mersiowsky
Universität Stuttgart, Historisches Institut,
Abteilung Mittlere Geschichte
Keplerstraße 17
70174 Stuttgart
mark.mersiowsky@hi.uni-stuttgart.de

Spurensuche zum vorbarocken Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald

Bertram Jenisch

Zusammenfassung

Die vorliegende Bestandserfassung stellt bislang unbeachtete Aspekte der vielschichtigen, mittelalterlichen Baugeschichte des Klosters St. Peter zusammen. Die Georadaruntersuchungen im Jahr 2022 haben neue Befunde zur vorbarocken Struktur des Klosters erbracht. Eine neue Erkenntnis ist der Umstand, dass die Klosterkirche kein Neubau der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist, sondern in wesentlichen Teilen Substanz des Vorgängerbaus bewahrt. Bislang unbekannte Konvents- und Wirtschaftsbauten konnten lokalisiert werden. In der Zusammenschau mit dem topographisch, kartographisch und ansatzweise auch archäologisch erschlossenen Brauchwassersystem lässt sich die vorbarocke Klosteranlage strukturieren. Unerwartet wurde ein großer Bestand von gestempelten Bodenfliesen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts erkannt, der in Zweitverwendung in der im 18. Jahrhundert errichteten „Zähringergruft“ verlegt ist. Der Befund weist auf ein abgegangenes Gebäude hin, das repräsentativ ausgestattet war. In der Zusammenschau mit Schriftquellen stellen diese Befunde eine wichtige Grundlage für weitere Forschungen zur vorbarocken Baugeschichte des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald dar.

(Bau-)Geschichte des Klosters St. Peter

Das Kloster St. Peter liegt ca. 14 km östlich von Freiburg im Breisgau auf einem Hochplateau 716 m über dem Meeresspiegel, oberhalb von Eschbach-, Glotter- und Ibental. Anstelle des 1093 geweihten Klosters befindet sich heute eine großzügig angelegte, barocke Anlage (Abb. 1). Im Gegensatz zur gut erforschten Geschichte des zähringischen Hausklosters[1] liegen bislang zu dessen mittelalterlichen Baugeschichte kaum Erkenntnisse vor.

1 Baumann 1881; Krimm-Beumann 2018; Krimm-Beumann 2021; Müller 1987; Mühleisen 1977; Mühleisen 1994; Mühleisen et al. 2001; Mühleisen/Zahlauer 2016.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 93–106.

Abb. 1 St. Peter im Schwarzwald. Luftbild der Klosteranlage von Südwest (Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Otto Braasch, L7914-040-01_51).

Für die nur unzureichend überlieferte Frühgeschichte der Abtei stellt der sogenannten Rotulus Sanpetrinus eine wichtige Quelle dar. Das Mitte des 12. Jahrhunderts nach älteren Vorlagen angelegte Güterverzeichnis, enthält ein nur darin überliefertes Schutzprivileg von Papst Urban II. (1088–1099) für St. Peter aus dem Jahr 1095. Demnach verlegte der damalige schwäbische Gegenherzog Bertold II. (1092–1111) das Priorat Weilheim in den Schwarzwald und gründete auf seinem Eigengut die Abtei zu Ehren des heiligen Petrus (Krimm-Beumann 2011, R 1). Sein Bruder, der Konstanzer Bischof Gebhard III. (1084–1110) weihte die erste Klosterkirche und begründete das Konventsleben. Zur Ausstattung steuerte Bertold alle Güter eines anderen *monasterium* bei, das sein Vater an einem anderen Ort erbaut hatte – gemeint ist das Gotteshaus in Weilheim am Rand der schwäbischen Alb, unterhalb der Limburg, der Stammburg des Geschlechts. Bertold II. verlegte sowohl Herrschaftssitz als auch Hauskloster vom Albtrauf weg und gründete 11 km östlich der für die Herzogsfamilie namengebenden Burg Zähringen das Hauskloster seiner Familie neu. Umfangreiche Waldschenkungen im Umkreis der neuen Zelle weisen auf deren Gründung in noch nicht erschlossenem Gebiet (Krimm-Beumann 2011). Im Jahr 1113, nur 20 Jahre nach der ersten Weihe der Klosterkirche, weihte der Churer Bischof Wido (1096–1122) das *monasterium cenobii*, wohl die inzwischen fertiggestellte Klosterkirche und/oder die Konventsgebäude (Krimm-Beumann 2011, R 106, Anm. 434). Weitere 40 Jahre später war das Münster bereits so baufällig, dass es von Grund auf restauriert werden musste. Die erneute Weihe spricht für seine deutliche, vielleicht repräsentativere Umgestaltung.

Entgegen älteren Annahmen war der Kirchenbau von 1093 wohl aus Stein errichtet und erhielt schrittweise seine Innenausstattung, die mit der Weihe der Altäre 1148 abgeschlossen wurde. Die Bestimmung als Familiengrablege der Zähringer legt eine repräsentative Ausstattung des Bauwerks nahe. Die Kirche des 12. Jahrhunderts war wohl eine dreischiffige, flach gedeckte Basilika mit halbrundem oder rechteckigem Chorschluss wie etwa Alpirsbach (1099 geweiht) oder Allerheiligen in Schaffhausen (1103 geweiht). Diese älteste Klosterkirche in St. Peter wurde bei einer Brandkatastrophe 1238 in Mitleidenschaft gezogen.

Herzog Bertold IV. machte nach seinem Herrschaftsantritt 1152 öffentlich in der Klosterkirche seinen alleinigen Anspruch auf die Klostervogtei zur Bedingung seiner Erneuerung der Klosterrechte. Sein Sohn, der letzte Zäh-

Abb. 2 Das Kloster St. Peter. Aquarellierte Federzeichnung des Klosters von 1718, im Hintergrund die brennende Klosteranlage (Generallandesarchiv Karlsruhe 65_529).

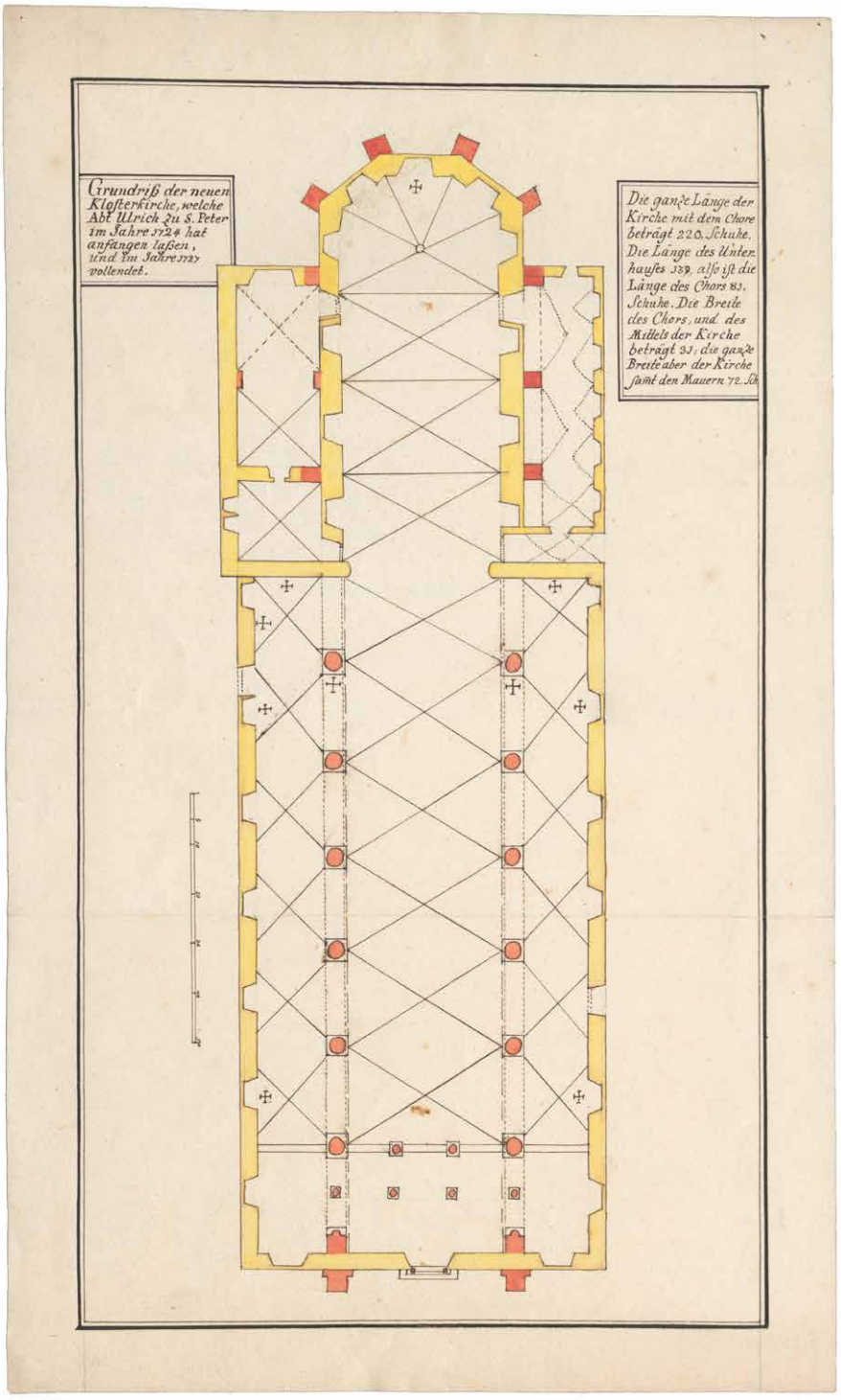


Abb. 3 St. Peter. Kirchengrundriss, kolorierte Federzeichnung 1727, unmittelbar vor dem barocken Neubau der Klosteranlage. Mit falscher Legende (Generallandesarchiv Karlsruhe G St. Peter Nr. 2).

ringerherzog Berthold V. zeigte bei der Wahl seiner Grabstätte in dem von ihm umgestalteten Freiburger Münster (Löbbecke 2008), wie wenig ihm das Hauskloster seiner Vorfahren bedeutete. Diese Entwicklung sollte sich unter den Erben der Zähringer nach 1218 als Landesherren im Breisgau, den Grafen von Freiburg, fortsetzen. Nach mehrfachem Wechsel der Vogteirechte wurde die Kastvogtei 1525 samt der Vogtei über die Täler und klosternahen Güter an den österreichischen Erzherzog verkauft und von der Abtei als Pfandschaft erworben. Der Kauf fiel dem Kloster vermutlich nicht leicht, denn 1438 hatte ein verheerender Klosterbrand zu seiner anhaltenden Verarmung geführt. Nach dem Wiederaufbau der Klostergebäude konnte das wohl erweiterte Münster erst

am 2. Oktober 1500 mit sechs Altären geweiht werden. Zudem hatten 1525 am Bauernkrieg beteiligte Sanpetriner Untertanen erneut die Klosterkirche beschädigt. Erst Abt Johannes Erb (1553–1566) ermöglichte deren Reparatur (Baumann 1881, 89–90).

Unter Abt Johannes Jacobus Pfeiffer (1601–1609) entstanden neue Klostertrakte im Osten und Süden. Eine 1624 datierte, kolorierte, naive, aber dennoch realistische Zeichnung benennt in ihrer Beschriftung die unter Abt Petrus IV. Münzer (1614–1634) bestehenden Klosterbauten. Die Anlage bestand aus drei Flügeln mit Satteldächern um den Kreuzgang, die an die basilikale Kirche mit polygonaler Chorapsis anschlossen. Im Süden der Kirche ist ein niedriger Chorflankenturm erkennbar, der auf anderen Darstellungen an der Nordseite des Chors steht.

Eine dauerhafte Konsolidierung der Klosterökonomie verhinderten die Kriege des 17. Jahrhunderts. Die gotisch überformte, vielleicht mit Renaissance-Elementen modernisierte Kirche wurde 1644 von französisch-schwedische Truppen zerstört und mehrere Jahre später wiederaufgebaut. Erst 1659 konnte man die Kirche mit dem Hochaltar sowie zwei Nebenaltäre neu weihen. Nach einem weiteren Brand 1678 infolge eines Angriffs kaiserlicher Truppen sorgte Abt Maurus Hess (1699–1719) für die Erneuerung des Klosters (Abb. 2): 1699 ließ er drei Altäre weihen. Zugleich schloss er einen Vertrag über einen neuen Klostertrakt. 1717–1718/19 wurde ein neuer Kirchturm errichtet und im folgenden Jahr das Fundament zu einer neuen Kirchenfassade gelegt.

Ein Grundriss von 1727 überliefert uns wie die Kirche unmittelbar vor dem barocken Neubau aussah (Abb. 3): Das dreischiffige Langhaus hatte sechs kreuzgrat- oder kreuzrippengewölbten Joche und im Westen eine Vorhalle. Im Osten lag ein dreijochiger Langchor mit polygonalem 5/8-Schluss. An der Nordwestseite befand sich ein zweijochiger und ein einjochiger Rechteckraum, auf der gegenüberliegenden Seite verband ein tonnengewölbter Gang die Kirche mit den Konventsbauten. Im Südosten schloss der Kreuzgang mit drei wohl zweigeschossigen Trakten an. Die Maße der Gesamtlänge werden mit 220 Schuh angegeben, dabei entfallen auf das Langhaus 139 Schuh und den Chor 81 Schuh. Die Breite des Langhauses betrug 72 Schuh, die des Mittelschiffes und Chores 31 Schuh.[2]

Eine durchgreifende Erneuerung erfuhr die Anlage ab 1724 unter Abt Ulrich Bürgi (1719–1739), der Peter Thumb (1681–1766) als planenden Architekten für eine Neukonzeption gewann. Sein Nachfolger Abt Philipp Jakob Steyrer (1749–1795) führte den begonnenen Neubau, der noch heute besteht, zu Ende. Die zweigeschossige Fassade der Abtei ist nun wie die Südseite von Eckpavillons gerahmt. Der nordöstliche Flügel des vorderen Hofs wurde verbreitert, um Repräsentationsräume aufzunehmen. Mit der Ausgestaltung der Kirche wurden bedeutende Künstler beauftragt (Brommer 1977).

Nach der Auflösung der klösterlichen Ökonomie Ende 1806 gliederte die badische Verwaltung die Besitzungen der Abtei in ihren Domänenbesitz ein. Die Kirche wurde zur Pfarrkirche, die Klostergebäude dienten zunächst als Beamtenwohnungen, ab 1813 als Militärlazarett. Ein bereits geplanter Abriss wurde vermieden, als die Anlage 1842 von der Erzdiözese Freiburg im Austausch gegen das Meersburger Seminar erworben und anschließend als Priesterseminar genutzt wurde. Seit 2006 dient St. Peter der Erzdiözese Freiburg unter dem Namen ‚Geistliches Zentrum St. Peter' als Tagungs- und Exerzitienhaus (Mühleisen/Zahlauer 2016).

Annäherung an den mittelalterlichen Baubestand

Auf der Grundlage der beschriebenen historischen Angaben zur Baugeschichte des Klosters ist mit einer vielschichtigen Bauentwicklung zu rechnen. Diese spiegelt sich aber derzeit weder in baugefügekundlichen Untersuchungen noch in archäologischen Ausgrabungen wider. Zu eindrucksvoll ist der barocke Neubau, als dass man an dessen Fassade kratzen wollte. Zum vorbarocken Kloster gibt es daher keine verlässlichen Pläne oder Abbildungen. Die Absicht des Vereins Zähringerzentrum e. V. gemeinsam mit der Gemeinde St. Peter die Baugeschichte des mittelalterlichen Klosters für ein im Aufbau befindliches Museum darzustellen, gaben den Anstoß alle zur Verfügung stehenden archäologischen Befunde zu sichten und weitere zerstörungsfreie Prospektionen und Dokumentationen vorzunehmen.

Georadaruntersuchungen

Die anteilig im Besitz der ehemaligen Klosteranlage befindliche politische Gemeinde St. Peter, die Pfarrgemeinde und das Erzbischöfliche Ordinariat (Bauamt) beauftragten auf Empfehlung der Denkmalpflege eine großflächige, zerstörungsfreie Untersuchung der Abtei mit Bodenradar. Ziel war es neue Erkenntnisse zur ehemaligen Bebauung des bedeutenden Klosters zu gewinnen. Die Maßnahme wurde von der Freiburger Firma GGH Solutions in Geosciences GmbH unter Verwendung einer 400 MHz Antenne mit einem TerraSIRch 4000 Messcomputer der

2 Es kann sich dabei nicht um das sonst gebräuchliche Wiener Schuhmaß von 0,31 m handeln, sonst wäre die Kirche doppelt so groß wie im Befund. Entweder handelt es sich um einen groben Messfehler, eine bewusste Falschangabe oder man legte ein Schuhmaß zwischen 0,16 bis 0,19 m zugrunde. Nach Krimm-Beumann 2018 hat die Zeichnung eine falsche Legende und stammt „womöglich" aus der Zeit nach den Bauernkriegen als Abt Johannes VII. (1553 bis 1566) sie reparieren ließ.

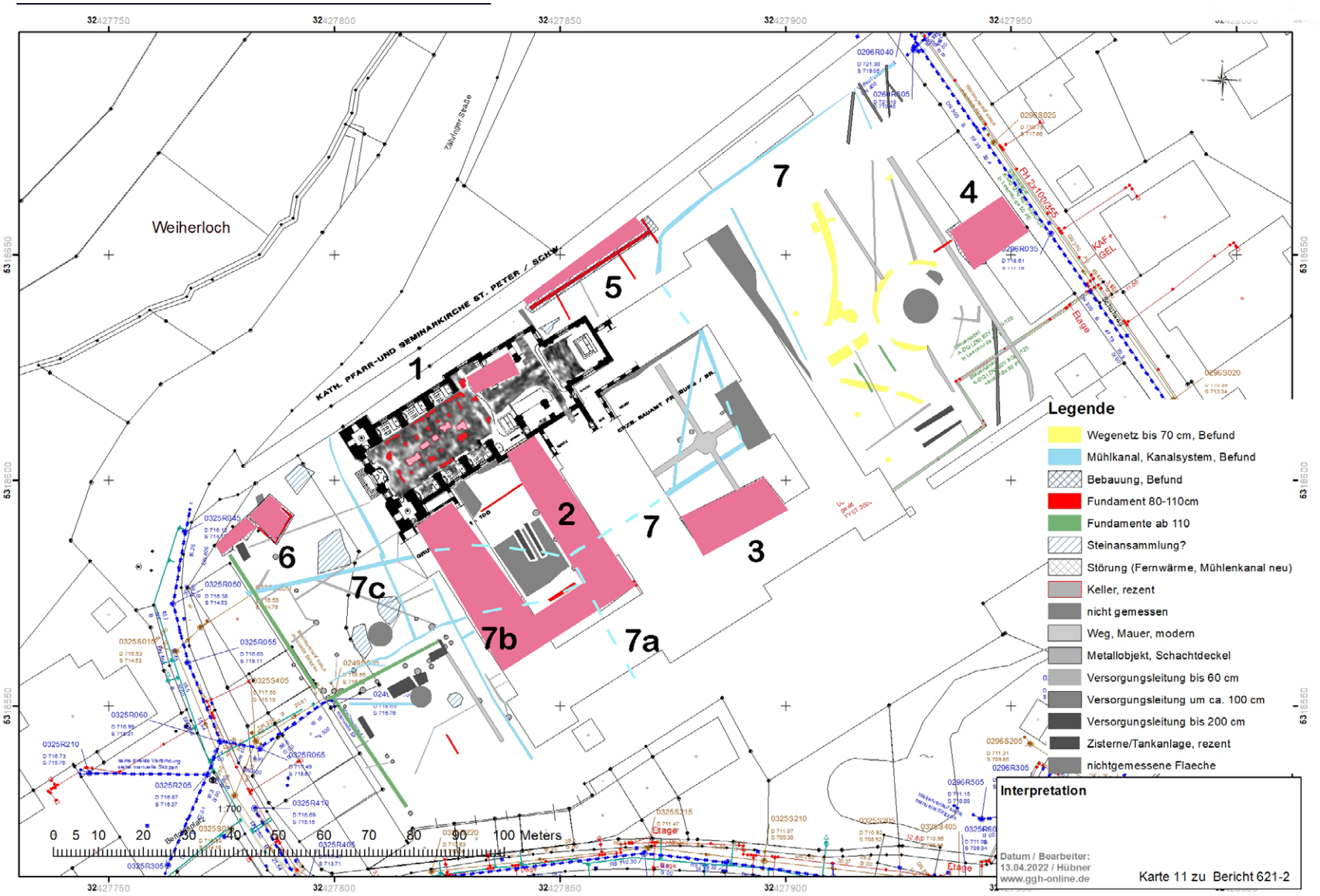


Abb. 4 St. Peter. Gesamtplan der geophysikalischen Untersuchung. 1: Kirche; 2: mittelalterliche Klausur; 3: großes Gebäude (Gästehaus?); 4: ehemaliger Torbau; 5: Nebengebäude; 6: Nebengebäude im Wirtschaftshof; 7: Brauchwasserkanal (Gesamtplan GGH Solutions in Geosciences GmbH, ergänzt durch Bertram Jenisch).

Firma GSSI in mehreren Abschnitten durchgeführt.[3] Am 17.02.2022 wurden zunächst drei Teilbereiche im Langhaus, vor dem Hochaltar und im Chor der Kirche auf einer Fläche von 533 m² kartiert. Die Messung wurde durch tatkräftige Unterstützung der Gemeindearbeiter ermöglicht, die das Kirchengestühl eigens für die Messung beiseite räumten. Am 04.03.2022 und 05.03.2022 wurde die 4026 m² große Fläche im Klostergarten vermessen. Hinzu kamen noch die Areale des Klosterhofs sowie der beiden Innenhöfe, so dass insgesamt die gesamte Freifläche von ca. 8.900 m² um die Klosterbauten mit Bodenradar vermessen wurde.

Die Messung in der Kirche schien zunächst kein konkretes Ergebnis zu bringen, da beim archäologisch nicht beobachteten Einbau einer Fußbodenheizung in den 1960er Jahren im neu verlegten Betonboden eine engmaschige Eisenarmierung und dicht verlegte Rohre für die Heizanlage eingebracht worden waren. Dies reduzierte die Eindringtiefe der Radarwellen (Nutzsignal) bis auf wenige Dezimeter. Erst nach erneuten Analysen zeichneten sich ab einer Eindringtiefe von 70–80 cm, besonders gut in der Tiefenscheibe -90 bis -110 cm, archäologisch relevante Anomalien ab (Abb. 4,1). Demnach war das Langhaus der Kirche ca. 21 m lang und 12 m breit. Im Osten wurde der Ansatz eines 7 m breiten eingezogenen Chors erfasst, dessen Länge und Abschluss durch die späteren Umbauten nicht mehr fassbar ist. Das Langhaus war durch die zwei parallelen Reihen von je sechs Pfeilerfundamenten im Abstand von ca. 6 m gegliedert. Der so ermittelte Grundriss der Klosterkirche entspricht sowohl in den Abmessungen als auch in der dreischiffigen Gliederung des Langhauses dem 1727 überlieferten Plan (vgl. Abb. 3). Mehr noch, der ermittelte Befund wirft ein Licht auf die unter Peter Thumb real ausgeführten Baumaßnahmen. Bislang ging man davon aus, dass er anstelle der vermuteten alten, vom heutigen Bestand abweichend Ost-West orientierten Kirche einen kompletten Neubau erstellt hat. Der geophysikalische Befund legt nun nahe, dass die alte Kirche zu großen Teilen bestehen blieb. Er wandelte jedoch die Basilika in eine Saalkirche um. Die Lastabtragung des Daches konnte nun allerdings nicht mehr über die niedergelegten Säulen erfolgen, sondern – entsprechend dem Vorarlberger Bauprinzip – über den an die alte Kirche angebauten Kranz von je drei Kapellen im Norden und Süden. Im Mittelschiff der nunmehr nachgewiesenen Vorgängerkirche fallen mehrere langrechteckige Gruben auf, die auf die dort historisch überlieferten Stiftergräber hinweisen könnten. Beim Umbau der Kirche im 18. Jahrhundert wurden die Gebeine der in der Kirche bestatteten Zähringer in den Bereich des neu erstandenen Langchores umgebettet. Die vor dem Hochaltar angelegte Gruft diente hingegen zur Bestattung von Mönchen des Klosters.

An die Klosterkirche schlossen sich im Südosten die um einen Innenhof gegliederten Klausurbauten an (Abb. 4,2). Der vorbarocke Innenhof war allerdings kleiner dimensioniert als der im 18. Jahrhundert entstandene Neubau um den nunmehr westlichen Innenhof. Flächige Anomalien sowie als Mauerreste zu interpretierende Spuren weisen im Innenhof auf die Baureste des Ost- und Südflügels hin. Der Großteil der alten Klausurbauten wurde überbaut. Es ist nicht auszuschließen, dass ähnlich wie bei der Kirche noch aufgehende Baureste im Bestand erhalten sind.

Östlich der Klausur fanden sich Hinweise auf weitere spätmittelalterliche Bauten. Hervorzuheben sind die Reste eines ca. 22 m x 10 m großen Gebäudes, das die Baufluchten der Kirche und Klausur aufnimmt **(**Abb. 4,3). Seine Funktion ist nicht geklärt, denkbar ist ein Speicherbau oder ein Gästehaus. Am östlichen Zugang zum Kloster lag im Zentrum des barocken Baukörpers ein kleiner dimensionierter, älterer etwa 15 m x 10 m großer Torbau (Abb. 4, 4). Nördlich des Kirchenchores erstreckte sich entlang der Hangkante ein langgestreckter, mindestens 35 m langer Baukörper unbekannter Funktion (Abb. 4,5). Weitere Bauten konnten im Klosterhof westlich der Kirche nachgewiesen werden. Angelehnt an die Umfassungsmauer gab es dort mehrere kleine Gebäude (Abb. 4,6), weitere Anomalien im Süden des Klosterhofs erlauben keine nähere Ansprache, sind aber als Relikte ehemaliger Bebauung zu werten.

Als prägnante lineare Struktur zeichnet sich ein Kanalsystem ab, das von Nordosten her Brauchwasser in das Kloster führte (Abb. 4,7). Der heute als Mühlegraben oder Mühlekanal genannte Zufluss erfolgte über einen geradlinig aufgeschütteten Damm entlang der Hangkante (s.u.). Der Kanal bog östlich der Kirche im rechten Winkel nach Süden ab, um dann wiederum um 90° nach Westen verschwenkt in den Osttrakt des Konventes geleitet zu werden. Dort verzweigte sich der Wasserlauf in drei Stränge. Ein Teil wurde nach Süden geleitet und diente zur Spülung der dort zu vermutenden Abortanlage (Abb. 4,7a). Zwei weitere Stränge wurden nach Westen durch die Küche in den Klosterhof geführt (Abb. 4,7b und 7c). Der durch die Bodenradarmessung nachgewiesene Verlauf des Kanalsystems deckt sich in frappierender Weise mit dem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gezeichneten Situationsplan der Abtei St. Peter (Abb. 5).[4]

Die Auswertung der geophysikalischen Messungen ist noch nicht abgeschlossen, doch zeichnen sich deutlich Reste der mittelalterlichen Kirche und Konventsbauten sowie weiterer bislang unbekannter Gebäude ab. Ferner

3 Berichte 620, 621 und 622 unter der Inv. Nr. 2022-0852 in den Ortsakten des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg.

4 Generallandesarchiv Karlsruhe H St. Peter 7.

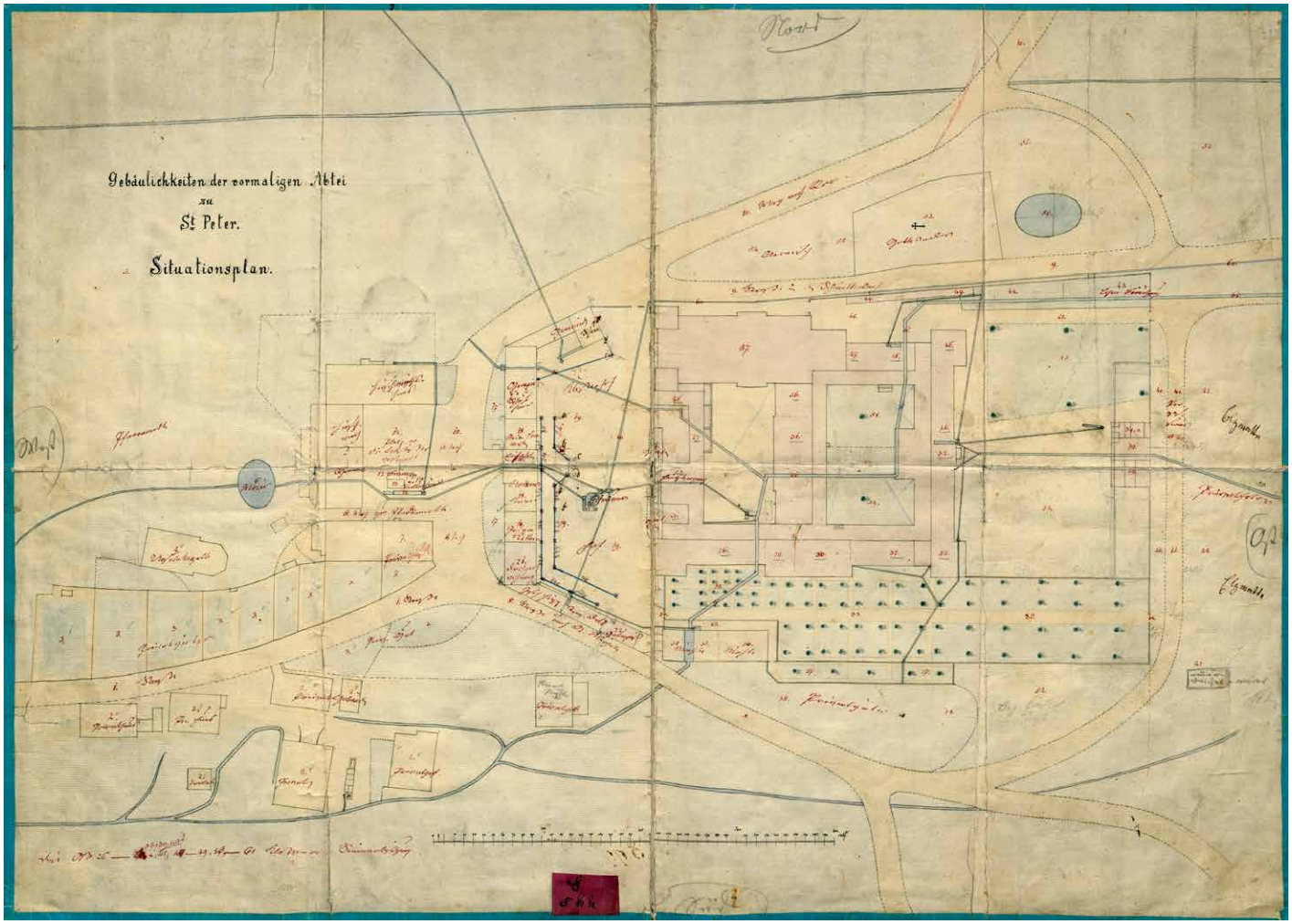


Abb. 5 Situationsplan der Abtei St. Peter zu Beginn des 19. Jahrhunderts (Generallandesarchiv Karlsruhe H_Sankt Peter 7).

ist das in der Frühzeit der Abtei entstandene Kanalsystem für Brauchwasser in großem Umfang fassbar.

Das Wassersystem – Schlüssel zum Verständnis der Anlage

Auf die Bedeutung der wasserbaulichen Anlagen für das Kloster St. Peter hat erstmals Petra Wichmann hingewiesen (Wichmann 2016). Ihr fiel auf, dass der heute als Mühlbach bezeichnete Wasserlauf der Überrest einer weitaus komplexeren Brauchwasserversorgung des Klosters ist. Der mit einem gleichmäßigen Gefälle angelegte, künstliche Kanal versorgte nicht nur das Kloster selbst, sondern speiste mehrere Weiher, die zur Fischzucht dienten, aber auch als Rückhalteweiher zum Antrieb der dort betriebenen Mühlen verwendet wurden. Woher stammt aber das Wasser für dieses Brauchwassersystem?

Der südlich des Weisenhof/Schmittenbach entspringende Mühlegraben würde dem natürlichen Gefälle folgend sein Wasser nach Süden über den Kreuzhofbach und Ibenbach der Dreisam zuführen. Vom natürlichen Bachlauf wurde aber nach nur etwa 300 m der Mühlebach abgezweigt und sein Wasser mit einem Kanal nach Nordwesten, über eine Wasserscheide hinweg, dem westlich davon liegenden Kloster St. Peter zugeführt. Sein künstlich geschaffener Lauf ist mit gleichmäßigem Gefälle im Gelände gut auszumachen und erreicht nach etwa 1700 m die Klostermauern. Dieser wohl in der Frühzeit des Klosters angelegte Kanal speist östlich des Klosters mehrere Weiher, spätestens 1722 gab es drei, im Laufe des 18. Jahrhunderts sogar fünf Weiher.

Innerhalb der Klostermauer floss der gemauerte Kanal, wie auch bei der Bodenradarmessung erfasst, teils überwölbt, von Nordosten nach Südwesten durch die Abtei. Im Versteigerungsprotokoll vom 25. September 1826 und dem anschließenden Kaufvertrag wird die Wasserführung beschrieben: *Der Mühlebach durchzieht in einem Quader Gewölb das ganze Kloster, reiniget die Kloaken und ist wegen Feuersgefahr mit drei Schleußen versehen, und pro aerario notwendig…* (Wichmann 2016, Anm. 5).

Teile der historischen Wasserleitungen wurden bei der Fundamentsanierung von Gebäuden im östlichen Innenhof des Klosters erfasst und am 25. Juli 2016 do-

Abb. 6 St. Peter. Baubegleitende Untersuchung bei der Fundamentsanierung 2016 (Urs Grabo, Landesamt für Denkmalpflege).

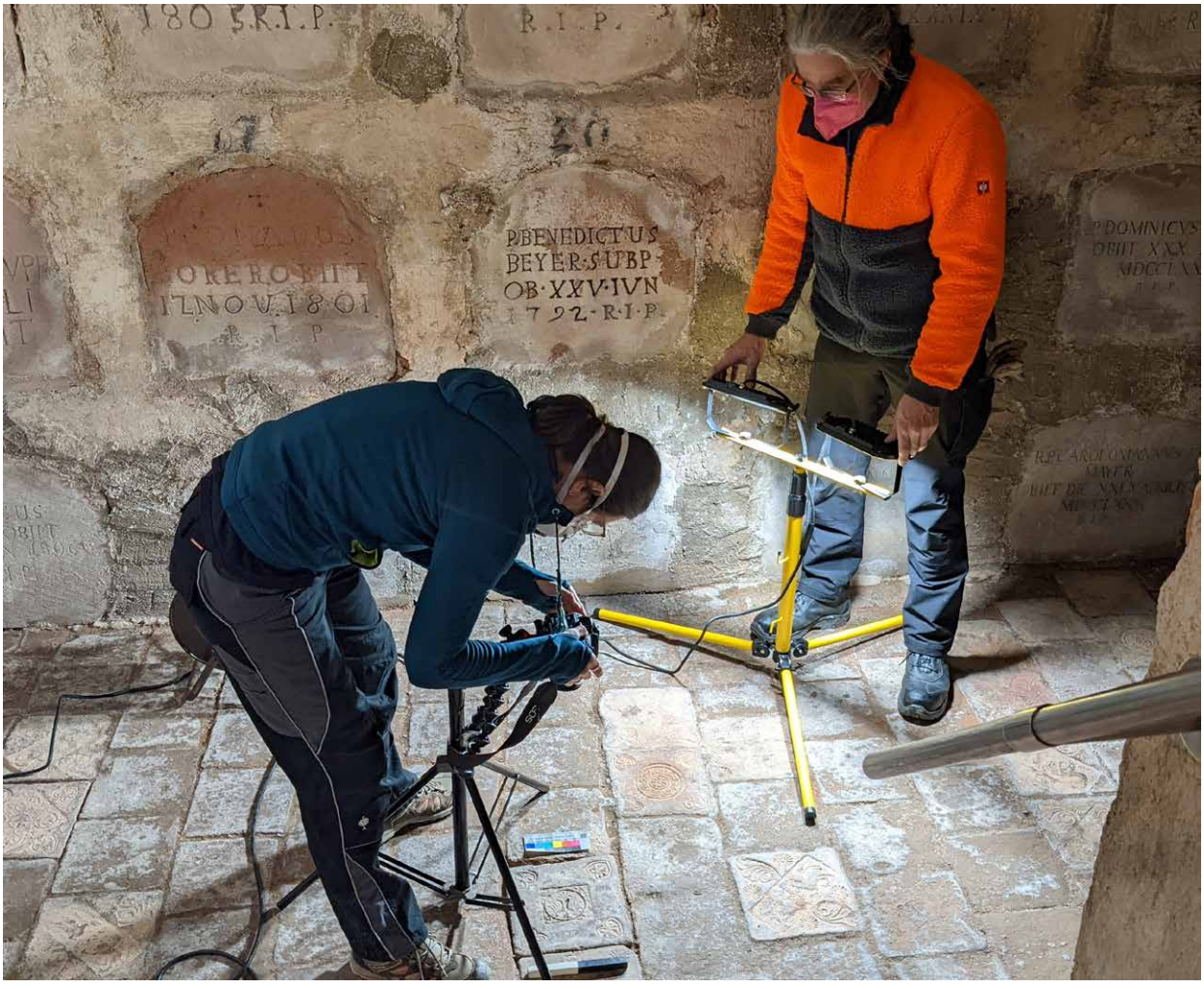


Abb. 7 St. Peter. Fotodokumentation der Gruft im ehemaligen Mönchschor der Klosterkirche (Jonce Minev, Landesamt für Denkmalpflege).

Abb. 8 St. Peter. Gruft im Chor der Klosterkirche. Gestempelte Bodenfliese Mitte 13. Jahrhundert, zentrales Motiv: Hirsch und Löwe (Erika Cappelletto, Landesamt für Denkmalpflege).

kumentiert.[5] Die etwa 60 cm breite Wasserführung war mit einem Backsteingewölbe überspannt und hatte eine Scheitelhöhe von ca. 85 cm (Abb. 6). Die Wände waren mit Bruchsteinen aus rotem Buntsandstein aufgemauert und mit einem stark verdichteten Verputz wasserdicht gemacht. Die Sohle der Wasserleitung hatte von Nordost nach Südwest ein leichtes, gleichmäßiges Gefälle.

Das Brauchwasser und die mit ihm gespeisten Weiher dienten verschiedenen Zwecken. Die Teiche dienten der Fischzucht, als Vorhalteweiher zum Betrieb von mehreren südlich und westlich des Klosters gelegenen Mühlen sowie dem Brandschutz. Die Kanäle führten dem Wirtschaftsbereich des Klosters Brauchwasser zu. An zwei Stellen diente der Kanal auch zum Reinigen der Kloaken, so in dem 1757 errichteten Treppenhausrisalit des Nordostflügels, wo der Kanal unmittelbar unter den neben dem Treppenhaus angelegten Toiletten verläuft. Im vorbarocken Kloster ist eine vergleichbare Situation an der Südostecke des Konventes zu vermuten (Abb. 4,7a). Hier sind ebenfalls am Ende des Dormitoriums, südlich der Verzweigung des Kanals die Latrinen zu erwarten. Ergänzend zum Brauchwassersystem konnten die historischen Trinkwasserquellen lokalisiert werden. Die Quellfassung liegt unterhalb des Berghofs 1 km nordöstlich des Klosters. Eine Leitung wurde spätestens im 18. Jahrhundert zum Kloster geführt und speiste dort mehrere Laufbrunnen.

Dokumentation der „Zähringergruft“

Die so genannte „Zähringergruft“ in der Chorerweiterung der barocken Klosterkirche ist normalerweise mit Bodenplatten verschlossen und wird jährlich anlässlich des „Zähringertags“ Anfang November für eine Woche geöffnet. Mit Führungen können die Gräber der dort bestatteten Mönche besucht werden. Ergänzend zur Erstellung des Messsystems für die geophysikalischen Untersuchungen wurde die im 18. Jahrhundert angelegte Gruft durch Mitarbeitende der Freiburger Denkmalpflege mit SFM dreidimensional vermessen (Abb. 7). Die vor dem Hochaltar des Mönchschors über die gesamte Breite des Chores quer gelagerte Gruft hat eine Grundfläche von 9,3 m x 2,3 m. Ihr etwa 3,5 m unter dem Kirchenboden liegendes Laufniveau ist über eine mittig angelegte Treppe mit neun Stufen von Westen her erschlossen. Das flache Gewölbe der Gruft ist an seiner höchsten Stelle 2,7 m hoch.

5 Grabungsdokumentation unter der Inv. Nr. 2016-0521 in den Ortsakten des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg.

Die Schmalseiten sind jeweils mit abgeschrägten Lichtöffnungen ausgestattet. An der östlichen Langseite befinden sich 36 Grabnischen, die in drei Reihen mit jeweils zwölf etwa 2 m tiefen Nischen angeordnet sind. An der westlichen Langseite befinden sich zu beiden Seiten der Treppe weitere 24 Grabnischen. Bis auf vier der Nischen sind alle mit einer Steinplatte verschlossen, die den Namen des Bestatteten und dessen Sterbedatum trägt. Einschließlich des Bauraums wurde bei der Anlage der Gruft im Bereich des neuen Chors eine Fläche von 9,5 m x 9–10 m abgegraben. Dies erklärt, warum hier keine geophysikalischen Befunde erkennbar waren.

Die eigentliche Überraschung der Befundaufnahme der Gruft war deren Boden, der mit ornamentierten Bodenfliesen ausgestattet ist, die weit älter als der Bau der „Zähringergruft“ sind (Abb. 8).

Zweitverwendete Bodenfliesen – Hinweise auf Gebäude des 13. Jahrhunderts

Die für den Belag des Fußbodens der Gruft verwendeten Fliesen waren ursprünglich andernorts verlegt. Offenbar war um 1350 ein nicht näher ansprechbarer Baukörper im Kloster damit ausgestattet und wohl im Zuge der Neubaumaßnahme abgebrochen worden. In Zweitverwendung wurde der Bodenbelag wenig sorgfältig in der Gruft verlegt. Etwa die Hälfte der Fliesen weist eine ornamentierte Verzierung auf, die anderen sind offenbar mit dem Bildmotiv nach unten verlegt worden.

Die quadratischen Fliesen aus rotem grob gemagertem Ton sind ca. 23 cm lang bzw. breit und ca. 5 cm stark. Sie sind mit immer wiederkehrenden Stempeln in verschiedenen Kombinationen verziert (Abb. 9). Neben kleinen stilisierten Blüten (Abb. 9,1–4) treten mit Linien gefüllte Dreiecke (Abb. 9,5), Endlosknoten (Abb. 9,6) und Flechtbandmotive (Abb. 9,7) auf. Etwas größer sind komplexere Blüten (Abb. 9,8–10) und Blattornamente (Abb. 9,11–13). Neben diesen einfachen Motiven treten auch komplexe symmetrische Stempel auf, die fast eine gesamte Platte verziert haben (Abb. 9,14–15). Hervorzuheben sind zwei heraldische Motive. Zum einen zwei antithetische Tiere. Links ein Hirsch mit zum Sprung erhobenen Vorderläufen, rechts ein Löwe mit geöffnetem Rachen, dazwischen eine Palmette (Abb. 9,16). Ferner tritt mehrfach ein nach rechts blickender Adler mit gespreizten Schwingen auf (Abb. 9,17). Die beschriebenen Motive sind in 20 verschiedenen Kombinationen auf Bodenfliesen vertreten. Es hat den Anschein, dass einzelne Bildmotive in der ursprünglichen Anordnung erst in einer Viererkombination das vollständige Bildmotiv ergeben haben. Längliche, friesartige Bildmotive (Abb. 9,18–21) bildeten offenbar den Rahmen der Komposition.

Die Bildmotive sind in Größe, Machart und Motiven identisch mit den durch Eleonore Landgraf in die Mitte des 13. Jahrhunderts datierten Bodenfliesen aus dem Haus „Zum Wolf“, Freiburg, Herrenstraße 45 (Landgraf 1993, Bd. 1, 31–32; Bd. 2, 665–675; Bd. 3, 85). Dieser Bestand wurde 1881 bei Bauarbeiten entdeckt. Das Anwesen grenzt an die Städtische Münze Freiburgs. Die Reste eines alten Fliesenbodens wurden in situ dokumentiert (Schneider 1882). Die Bodenfliesen befinden sich heute im Bestand des Augustinermuseums Freiburg.[6] Der Freiburger Bestand an Bodenfliesen war mit etwa 21 verschiedenen Stempeln in verschiedenen Kombinationen verziert, so dass etwa 30 unterschiedliche Plattenmuster entstanden sind. Im Gegensatz zum Bestand in St. Peter wurden die Freiburger Fliesen zwar auch nicht an ursprünglicher Stelle, aber in der originalen Verlegeweise angetroffen. Diese wurden in maßstäblichen Zeichnungen von Oskar Geiges dokumentiert und an die Publikation von Schneider angefügt. Dabei wird deutlich, dass es Fliesen gab, die in der Kombination von Stempeln ein in sich geschlossenes Einzelmotiv ergaben, andere wiederkehrende Motive ließen sich jedoch mit vier Platten über Eck, oder als bandförmige Streifen zu einem größeren Muster verlegen. Einige waren als Friese gedacht.

Diese beiden Fundkomplexe von nahezu identischen Fliesen aus St. Peter und Freiburg werfen natürlich die Frage auf, wo diese produziert worden sind. Eine Herstellung in der 14 km entfernten Stadt ist durchaus möglich. Etwa 1,5 km südlich des Klosters stehen aber ebenfalls geeignete Tonlagerstätten zur Verfügung, die noch bis in das 19. Jahrhundert zur Fabrikation von Ziegeln verwendet worden sind. Es ist daher ebenfalls möglich, dass die gestempelten Bodenfliesen im Wirtschaftsbereich des Klosters gefertigt und in die naheliegende Breisgaumetropole verhandelt wurden. Beim derzeitigen Forschungsstand ist dies nicht zu entscheiden.

Schlussbetrachtung

Es ist bemerkenswert, dass die Baugeschichte des bedeutenden Klosters St. Peter in den 713 Jahren seines Bestehens von 1093 bis 1806 bislang lediglich in Bezug auf seine jüngste Bauphase von 1727 bis 1806 intensiv und sehr profund erforscht worden ist (Mühleisen 1994; Mühleisen/Zahlauer 2016). Die längste Zeit seines

6 Augustinermuseum Freiburg i. Br., Inv. Nr. 04360, 04361, 04362, 04363, 04364, 04365, 04366, 04367, 04368, 04369, 04370, 03471, 04372, 04373, 04374, 04375, 04376, 04377, 04378, 04379, 04380, 04381, 04382, 04383, 04384, 04385, 04386, 04387, 04388, 04389, 04390, 04391, 04392, 04393, 04394, 04395. 04396, 04397 a, 04397 b, 04398, 04399, 04400, 04401, 04402, 04403, 04404, 04405, 04406, 04407, 04408, 04409. Dubletten gingen 1882 an das Badische Landesmuseum Karlsruhe und an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
14
11
12
13
15
16
17
18
19
20
21
10 cm

Abb. 9 ◁ St. Peter im Schwarzwald. Stempelmotive der im Bereich der Gruft erkannten ornamentierte Bodenfliesen um 1350, M. 1:2 (Foto und Montage: Erika Cappelletto nach Vorlage Bertram Jenisch, Landesamt für Denkmalpflege).

Bestehens – die 634 Jahre vor dem barocken Umbau – wurden bislang noch nicht eingehend erforscht. Aus der historischen Überlieferung erfahren wir, dass es in diesem Zeitraum mehrere Umbauten gegeben haben muss, die durch die Brände 1238, 1437, 1644 und 1678 aber auch durch eine Neuplanung um 1500 ausgelöst worden sind. Die vorliegende Spurensuche versucht einige Impulse zur Neubewertung der vielschichtigen, mittelalterlichen Baugeschichte des Klosters St. Peter zu geben.

Die Georadaruntersuchungen im Jahr 2022 haben neue Befunde zur vorbarocken Struktur des Klosters erbracht. Diese sind zwar nicht eindeutig datierbar, zeigen aber dennoch neue Informationen zur Topographie der Anlage. Es gibt bislang keine Hinweise auf einen Gründungsbau, doch ist eindeutig, dass der existente Barockbau auf den Fundamenten einer mittelalterlichen Kirche ruht. Diese ältere dreischiffige Basilika ist wie der bestehende Bau aus der Ostachse leicht nach Norden verschoben. Der Befund der Bodenradaruntersuchungen deckt sich in frappierender Weise mit dem überlieferten Plan von 1727, der nun erstmals georeferenziert werden kann. Klar ist nun auch, dass die barocke Umgestaltung durch Peter Thumb große Teile des bestehenden Gotteshauses in die Neugestaltung mit einbezogen hat. Er machte aus der Basilika durch das Anfügen eines Kapellenkranzes eine Saalkirche nach dem Vorarlberger Bauschema.

Die Klausurbauten der vorbarocken Klosteranlage schlossen sich unmittelbar südlich an die Kirche an und waren um einen Innenhof gruppiert, der deutlich kleiner als der heutige war. Im Osten und Westen der Klausur wurden mehrere Baukörper erfasst, deren Deutung noch offenbleiben muss. Der in Zweitverwendung in der Gruft erfasste Boden aus gestempelten Bodenfliesen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts verweist darauf, dass Teile des mittelalterlichen Baubestandes sehr repräsentativ ausgestattet waren. Wichtig für das Verständnis der Konzeption des Klosters ist das hoch entwickelte Brauchwassersystem. Es geht in seinen Grundzügen in die Gründungszeit von St. Peter zurück, dabei wurde aus einem Nachbartal das Wasser über eine Wasserscheide hinweg dem Kloster zugeführt. Das Kanalsystem speiste mehrere Weiher, die heute zum Teil noch erhalten oder durch Dämme im Gelände erkennbar sind. Die Leitungsführung im Kloster selbst ist neben der Geophysik auch durch historische Pläne und punktuell durch archäologische Sondagen gesichert.

Die neuen Befunde mögen der historischen Forschung Impulse geben den reichen Bestand an schriftlicher Überlieferung in Hinblick auf die Baugeschichte von St. Peter nochmals zu sichten. Es ist bedauerlich, dass die einschneidenden Bodeneingriffe in den 1960er Jahren ohne archäologische Begleitung erfolgt sind. Für künftige Baumaßnahmen im Bereich der Klosteranlage liefert die vorliegende Bestandsaufnahme eine gute Grundlage für eine systematische denkmalpflegerische Begleitung.

Literatur

Baumann 1881: F. L. Baumann, Geschichtliches aus Sanct Peter 13. bis 18. Jahrhundert. Freiburger Diözesan-Archiv 14, 1881, 63–95.

Brommer 1977: H. Brommer, Künstler und Kunsthandwerker im St. Petrischen Kirchen- und Klosterneubau des 18. Jahrhunderts. In: Mühleisen 1977, 50–91.

Krimm-Beumann 2011: J. Krimm-Beumann (Bearb.), Die ältesten Güterverzeichnisse des Klosters St. Peter im Schwarzwald. Der Rotulus Sanpetrinus und Fragmente eines Liber monasterii sancti Petri. Edition, Übersetzung, Abbildung (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe A/54) (Stuttgart 2011).

Krimm-Beumann 2018: J. Krimm-Beumann, Das Bistum Konstanz 7: Die Benediktinerabtei St. Peter im Schwarzwald. Germania Sacra. Dritte Folge 17 (Berlin/Boston 2018).

Krimm-Beumann 2021: J. Krimm-Beumann, Das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald und die Zähringer im Wandel der Zeit. Alemannisches Jahrbuch 67/68, 2021, 247–262.

Landgraf 1993: E. Landgraf, Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland 1150–1550. Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 14/1–3 (Stuttgart 1993).

Löbbecke 2008: F. Löbbecke, Der Chor in der Vierung. Bauarchäologische Untersuchungen im Freiburger Münster. In: S. Arnold (Hrsg.), Stratigraphie und Gefüge. Beiträge zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit und zur Bauforschung [Festschr, H. Schäfer]. Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 28 (Stuttgart 2008) 199–212.

Mühleisen et al. 2001: H.-O. Mühleisen/H. Ott/Th. Zotz (Hrsg), Das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald. Studien zu seiner Geschichte von der Gründung im 11. Jahrhundert bis zur frühen Neuzeit. Veröffentlichung des Alemannischen Instituts 68 (Waldkirch 2001).

Mühleisen 1977: H.-O. Mühleisen (Hrsg.), St. Peter im Schwarzwald. Kulturgeschichtliche und historische Beiträge anlässlich der 250-Jahrfeier der Einweihung der Klosterkirche (München/Zürich 1977).

Mühleisen 1994: H.-O. Mühleisen (Hrsg.), Das Vermächtnis der Abtei. 900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald. Ausstellungskatalog St. Peter 1993 (Karlsruhe 1994²).

Mühleisen/Zahlauer 2016: H.-O. Mühleisen/A. Zahlauer (Hrsg.), Kloster, Priesterseminar, Geistliches Zentrum. Von Kunst, Geschichte und Gegenwart der vormaligen Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald (Lindenberg 2016).

Müller 1987: W. Müller, St. Peter im Schwarzwald. In: F. Quarthal (Hrsg.), Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg. Germania Benedictina 5 (St. Ottilien 1987²) 475–483.
Schneider 1882: Fr. Schneider, Mittelalterliche Thonfließe aus Freiburg i. B. Schauinsland. Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins 1882, 51–58.
Wichmann 2016: P. Wichmann, „Der Mühlebach durchzieht in einem Quader Gewölb das ganze Kloster, reiniget die Kloaken und ist wegen Feuersgefahr mit drei Schleusßn versehen, und pro aerario notwendig…“. Neue Erkenntnisse zur Wasserbaulichen Anlage des Klosters St. Peter. In: Mühleisen/Zahlauer 2016, 202–207.

Adresse

Dr. Bertram Jenisch
Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Freiburg, Ref. 84.4
Günterstalstraße 67
79100 Freiburg
Bertram.jenisch@rps.bwl.de

Der unfertige Rundturm von Schloss Bümpliz (Schweiz, Kanton Bern)

Armand Baeriswyl

Zusammenfassung

Der Text beleuchtet die wechselvolle Geschichte des nahe bei Bern gelegenen Schlosses Bümpliz. Ein ursprünglich frühmittelalterlicher burgundischer Königshof, der später eine staufische Königsburg wurde, sollte in den Wirren des Interregnums zu einem Stützpunkt der Grafen von Savoyen ausgebaut werden. Man begann mit dem Bau eines Rundturms, brach diesen aber unfertig wieder ab und startete stattdessen die Errichtung einer Kastellburg. Aber auch dieses Unterfangen wurde bald wieder eingestellt. Der archäologische Befund spiegelt den Versuch der Savoyer wider, sich im schweizerischen Mittelland festzusetzen, und dessen Scheitern mit dem Tod von Graf Peter II. im Jahr 1268. An ihre Stelle traten die Habsburger und bald nach 1300 mehr und mehr der Stadtstaat Bern.

Einleitung

Bümpliz ist heute ein Quartier in der Stadt Bern, der Hauptstadt der Schweiz, dessen Gesicht durch die Architektur des 20. Jahrhundert geprägt wurde.[1] Die Geschichte der Siedlungstätigkeit in Bümpliz reicht aber weit zurück (Dubler 2017). Bereits in keltischer Zeit existierte an einem Bach, der Jahrtausende später «Stadtbach» genannt wurde, eine Siedlung. Sie befand sich im Vorfeld eines *oppidum* auf der sogenannten Engehalbinsel, einer rund 5 km nördlich von Bern gelegenen Aareschleife. Dort erhob sich in der römischen Epoche ein *vicus* (Lawrence/Rohrbach 2016). In ihrem Umland lagen mehrere Gutshöfe, unter anderem auch in Bümpliz. Die Palastvilla im Bereich des heutigen Bienzgutes ist mit einer Fläche von mehr als 2,5 ha eine der großen Villenanlagen im schweizerischen Mittelland (Rohrbach/Schäfer 2016). Sie hatte ihre Blütezeit um 200 n. Chr. und wurde im 4. Jahrhundert aufgegeben. Um 650 n. Chr.

1 Diesem Text liegt ein ohne wissenschaftlichen Apparat verfasster Artikel zugrunde, der erscheinen wird in: Max Werren, Bümplizer Geschichte(n), Band 3, Bern 2023.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 107–113.

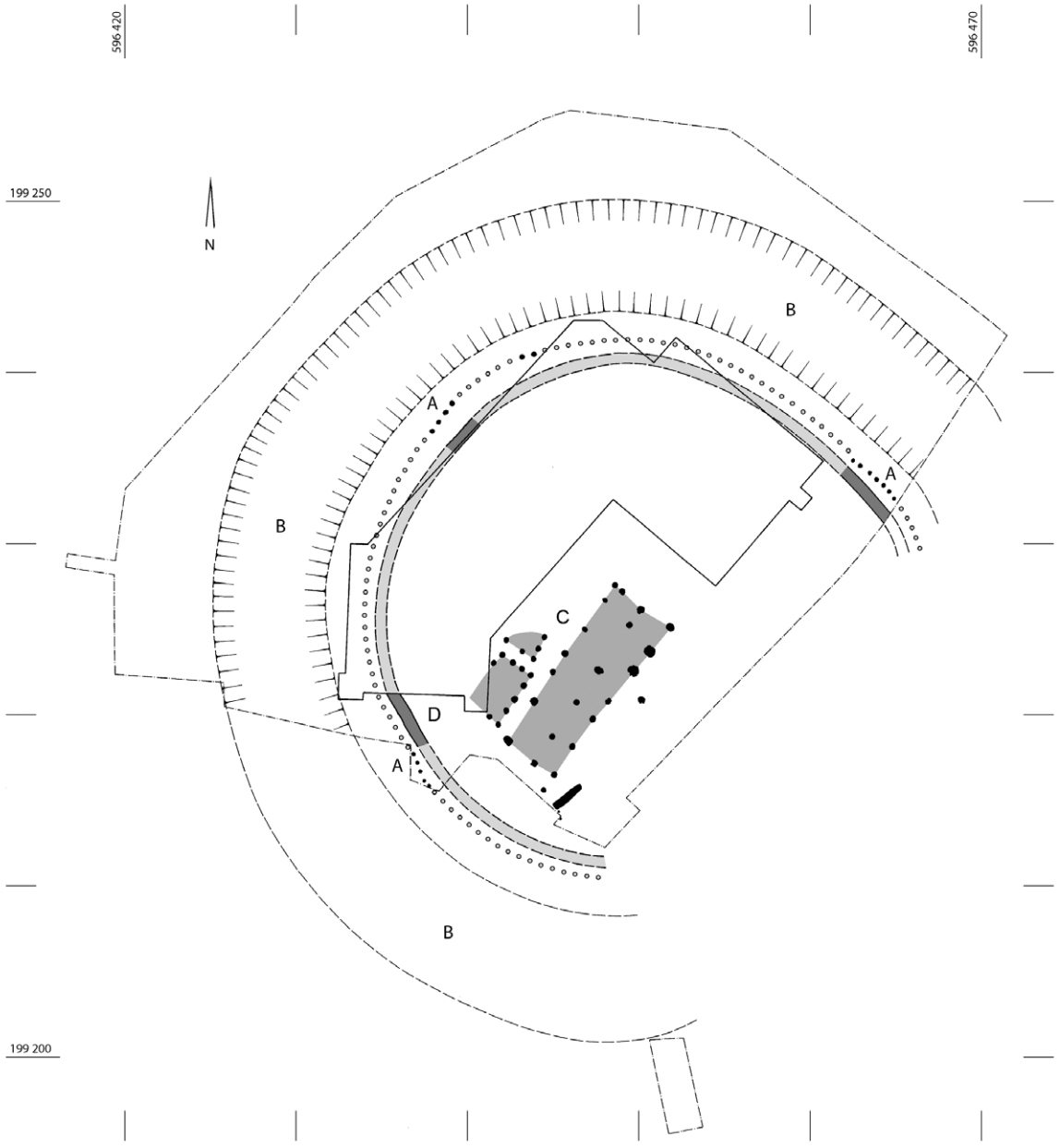


Abb. 1 Bern-Bümpliz, Schloss Die älteren Befunde: der frühmittelalterliche Graben (B), die Pfostenlochreihe der Palisaden (A) und die Pfostenbauten des befestigten Hofes (C) sowie die Ringmauer (D) des 12. Jahrhunderts (Archäologischer Dienst des Kantons Bern).

wurde in den Ruinen der Villa bestattet. Dieses Gräberfeld wurde im 8. oder 9. Jahrhundert Anknüpfungspunkt für eine dem heiligen Mauritius geweihte Kirche, die im Lauf der Zeit mehrfach erneuert wurde und heute im Wesentlichen Bausubstanz aus dem 18. Jahrhundert enthält. Knapp 400 m nördlich erhebt sich am Stadtbach heute noch das Schloss Bümpliz. Es besteht aus dem barocken Neuen Schloss sowie dem Alten Schloss, einem Bauensemble mit spätmittelalterlichen Resten, aber auch modernen Zutaten.

Das Alte Schloss – eine curtis imperii des burgundischen Königs

Dank Ausgrabungen und Bauforschungen von 1966 bis 1970 durch den Basler Historiker und Mittelalterarchäologen Werner Meyer ist die Baugeschichte des Alten Schlosses weitgehend geklärt (Meyer 1975). Auf einem Inselchen in einem Tümpel des Stadtbachs wurde im 10. Jahrhundert eine mit Palisaden bewehrte Siedlung errichtet, die aus mehreren Holzbauten in Pfostenbauweise bestand (Abb. 1).

Diese Anlage ist als *curtis*, als Herrenhof, zu interpretieren, wahrscheinlich dürften trotz der räumlichen Trennung die Mauritiuskirche und der befestigte Herrenhof Teil eines Herrschaftskomplexes im Besitz der burgundischen Könige gewesen sein, denn im frühen 11. Jahrhundert war mehrfach von einem *curtis imperii*, einem Königshof in Bümpliz die Rede (Schmid 1937). Aufenthalte von König Rudolf III. in Bümpliz sind 1016, 1019 und 1025 fassbar. Der Königshof war Zentrum eines burgundischen Herrschaftsgebiets unbekannter Ausdehnung zwischen Aare, Sense und Saane. Bümpliz war wahrscheinlich nicht der einzige Königshof in der Region, ein zweiter Hof dieser Art dürfte in Köniz gestanden haben, und zwar auf dem Areal des heutigen Schlosses und der Pfarrkirche (Utz Tremp 1977; Baeriswyl 2006b). Bümpliz war einer der vielen Königshöfe, von denen aus die verstreuten Königsgüter des von 888 bis 1032 bestehenden Königreichs Burgund verwaltet wurden. Es umfasste die Westschweiz einschließlich der heutigen Gebiete Basels, Solothurns, Berns und des Wallis' sowie die Franche-Comté und Savoyen mit dem Aostatal (Basel 2019).

Bümpliz als römisch-deutscher Königshof und als Königsburg

1033 fiel das Reich im Erbgang an den römisch-deutschen Kaiser Konrad II. Das Königreich Burgund bildete fortan innerhalb des römisch-deutschen Reiches den dritten Reichsteil neben dem deutschen Reichsteil und Reichsitalien (Ripart 2019). Damit gingen auch alle Königshöfe, Pfalzen und anderen königlichen Güter in den Besitz der römisch-deutschen Könige und Kaiser über. Es ist anzunehmen, dass von da an ein Freiadliger oder ein Graf den Hof und die Herrschaft verwaltete oder als Reichslehen innehatte. Das Königreich Burgund war damals weit weg von den zentralen Regionen des Reichs und es gab im Gegensatz zu anderen Reichsteilen keine Oberherren zwischen dem König und den Grafen und Freiherren.

Das änderte sich 1127, als König Lothar III. von Süpplingenburg die bisher nicht bestehende Funktion eines Rektorats von Burgund, die Stellvertretung des Königs im Königreich Burgund, schuf und dieses Herzog Konrad von Zähringen übertrug (Zotz 2018). Das bedeutete, dass die Zähringer Besitz und Rechte des Königs im Burgund für eigene Zwecke nutzen konnten. Ab 1157 versuchten sie denn auch, ausgehend vom Erbe der Rheinfelder, ein eigenes Machtgebiet aufzubauen, allerdings beschränkt auf die tatsächlich zähringischen Einflussgebiete zwischen Alpen und Jura einerseits, dem Breisgau und Schwarzwald andererseits. In diesem Zusammenhang und aus diesem Grund gründeten die Zähringer 1157 die Stadt Freiburg i. Ü. und um 1200 Burgdorf, beide Male auf einem Areal, das Eigengut war, sowie Bern, das allerdings auf königlichem Grund und Boden lag (Baeriswyl 2018). Es ist wahrscheinlich, dass die Halbinsel, auf der die Stadt Bern gegründet wurde, zuvor zur Herrschaft einer der Königshöfe gehört hatte. Vermutlich war es Köniz, denn die Stadtkirche von Bern war pfarrechtlich ursprünglich eine Filiale der Mutterpfarrei Köniz (Baeriswyl 2006a).

Als die Zähringer 1218 ausstarben, zerfiel ihr Herrschaftsgebiet in seine Einzelteile und verschwand. Das zähringische Eigengut ging vor allem an die Grafen von Kyburg, während das Königsgut zurück an das Reich fiel. Und da damals der Stauferkaiser Friedrich II. an dessen Spitze stand, wurde Bern zur staufischen Königsstadt, in der Stadtburg Nydegg dürfte ein staufischer Statthalter gesessen haben. Nicht nur der Herrschaftsbereich der Zähringer wurde damals aufgelöst, auch das Rektorat von Burgund verschwand bald darauf.

Das Interregnum als Zeit der Unsicherheit im Berner Raum

Das Ende der staufischen Königsherrschaft 1250 und die Konflikte um die Königsherrschaft, das sogenannte Interregnum zwischen 1246 und 1273, waren eine schwierige Zeit für Königsgut und Königsstädte wie Bümpliz und Bern (Kaufhold 2000). In dieser Periode erstarkten die regionalen Freiherren- und Grafengeschlechter, weil das deutsche Königtum nicht präsent war. So versuchten die durch das zähringische Erbe ab 1218 in unserem Raum präsenten Grafen von Kyburg, ihre Herrschaftsgebiete auf Kosten von Königsgut zu vergrößern (Grafen von Kyburg 2015). 1253 brachte Hartmann V. von Kyburg die Burg Laupen in seine Gewalt. Die Königsstadt Bern war stark verunsichert – es fehlte der schützende Stadtherr – und suchte nun Rückhalt beim anderen großen Grafengeschlecht, den Konkurrenten der Kyburger, den Grafen von Savoyen. Bern schloss 1255 ein Schutzbündnis mit Graf Peter II. von Savoyen (Tremp 2000). Das war eine zweischneidige Angelegenheit, da es faktisch bedeutete, dass die Savoyer während der Zeit des Bündnisses die Stadtherrschaft übernahmen; Graf Peter war Stadtherr mit allen Rechten und Einkünften, und in der Burg Nydegg saß ein savoyischer Vogt. Und allen war klar, dass hinter dem Schutz vor den aggressiv auftretenden Kyburgern die wahre Absicht der Savoyer darin lag, Bern langfristig in ihren Machtbereich einzugliedern.

Die Baustelle Burg Bümpliz

Zurück zu Bümpliz. Irgendwann im Hochmittelalter dürften, wie andernorts, gemauerte Gebäude die wohl mehrfach erneuerten hölzernen Vorgänger ersetzt haben. Archäologisch ist allerdings nur eine in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtete Ringmauer nachgewiesen. Ein weiterer Umbau ist archäologisch um die Mitte des 13. Jahrhunderts fassbar – offenbar war eine mächtige neue Burganlage geplant. Ihr Zentrum sollte ein

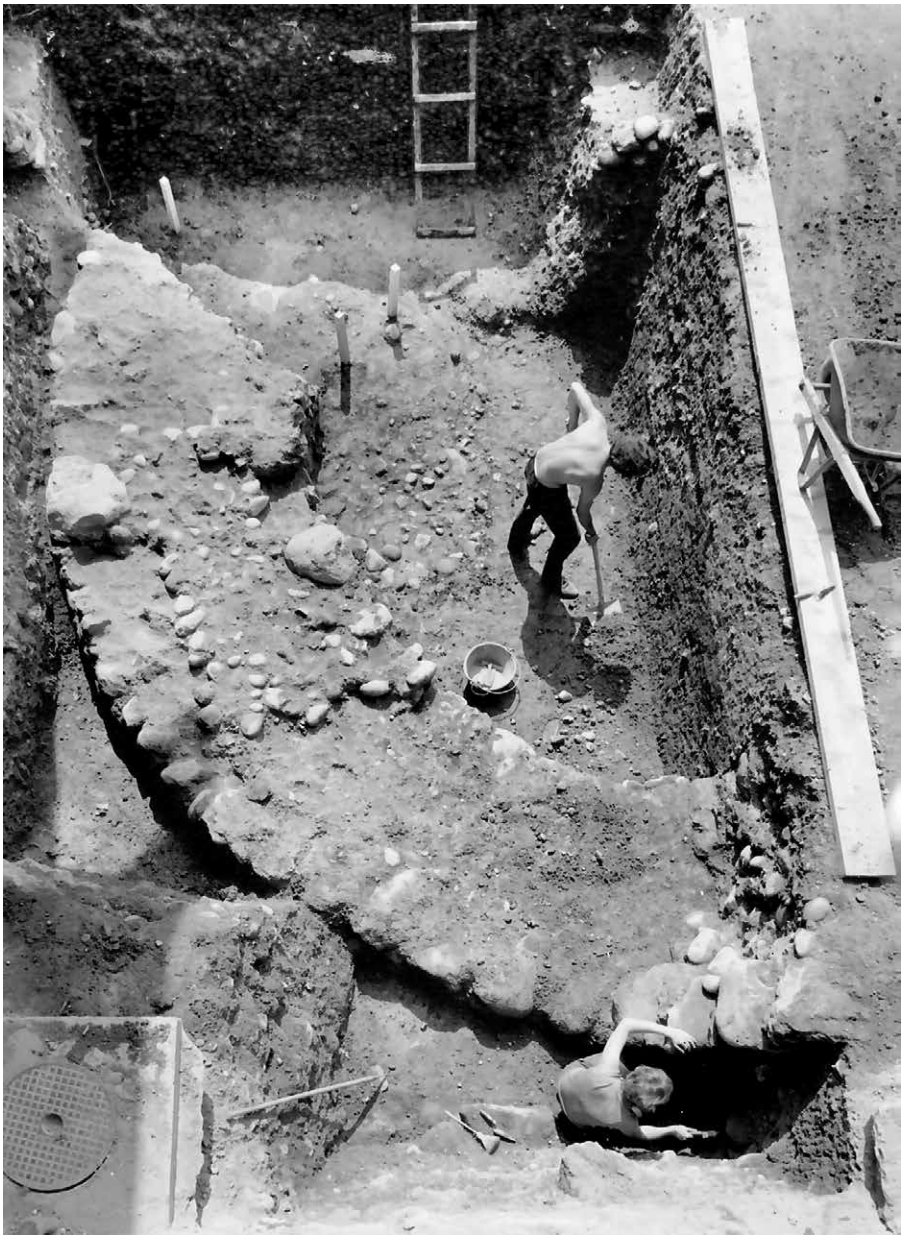


Abb. 2 Bern-Bümpliz, Schloss. Der Rest des Rundturms während den archäologischen Freilegungen (Archäologischer Dienst des Kantons Bern).

Rundturm unbekannter Höhe mit einem Durchmesser von 9,3 m und einer Mauerstärke von 2 m bilden (Abb. 2). Aus der Bauweise schließt der Ausgräber Werner Meyer, die Errichtung sei in großer Eile erfolgt.

Noch vor der Fertigstellung wurden die Arbeiten aber eingestellt. Man brach das Rohbauwerk ab und begann mit dem Bau einer fortifikatorisch stärkeren Anlage, möglicherweise einer Kastellburg (Abb. 3). Aber auch dieses Bauwerk wurde nicht vollendet, sondern die Arbeiten wurden bald nach Beginn eingestellt. Welche Gründe könnte es dafür geben? Wer kommt als möglicher Bauherr in Frage, warum wurde der Turm an dieser Stelle errichtet und wer veranlasste den Abbruch? Im Folgenden soll, basierend auf den Überlegungen des Ausgräbers Werner Meyer, versucht werden, diesen merkwürdigen Befund in den größeren Zusammenhang einzuordnen, nämlich in die Zeit des Interregnums.

Als die Savoyer 1255 zu temporären Stadtherren Berns wurden, übernahmen sie wahrscheinlich auch die Herrschaft in Bümpliz. Vermutlich sind sie als Erbauer der neuen Burg zu identifizieren. Warum aber wurden die Arbeiten nicht beendet? Werner Meyer nimmt an, dass die Savoyer um 1255 im Hinblick auf ihr eigentliches Ziel, den Berner Raum in ihre Herrschaft einzugliedern, anfingen, Burgen als Machtzentren und territoriale Fixpunkte zu errichten. So begannen sie mit dem Bau der Burg in Bümpliz, und zwar mit einem für sie typischen Rundturm, wie er in ihren Stammlanden unter

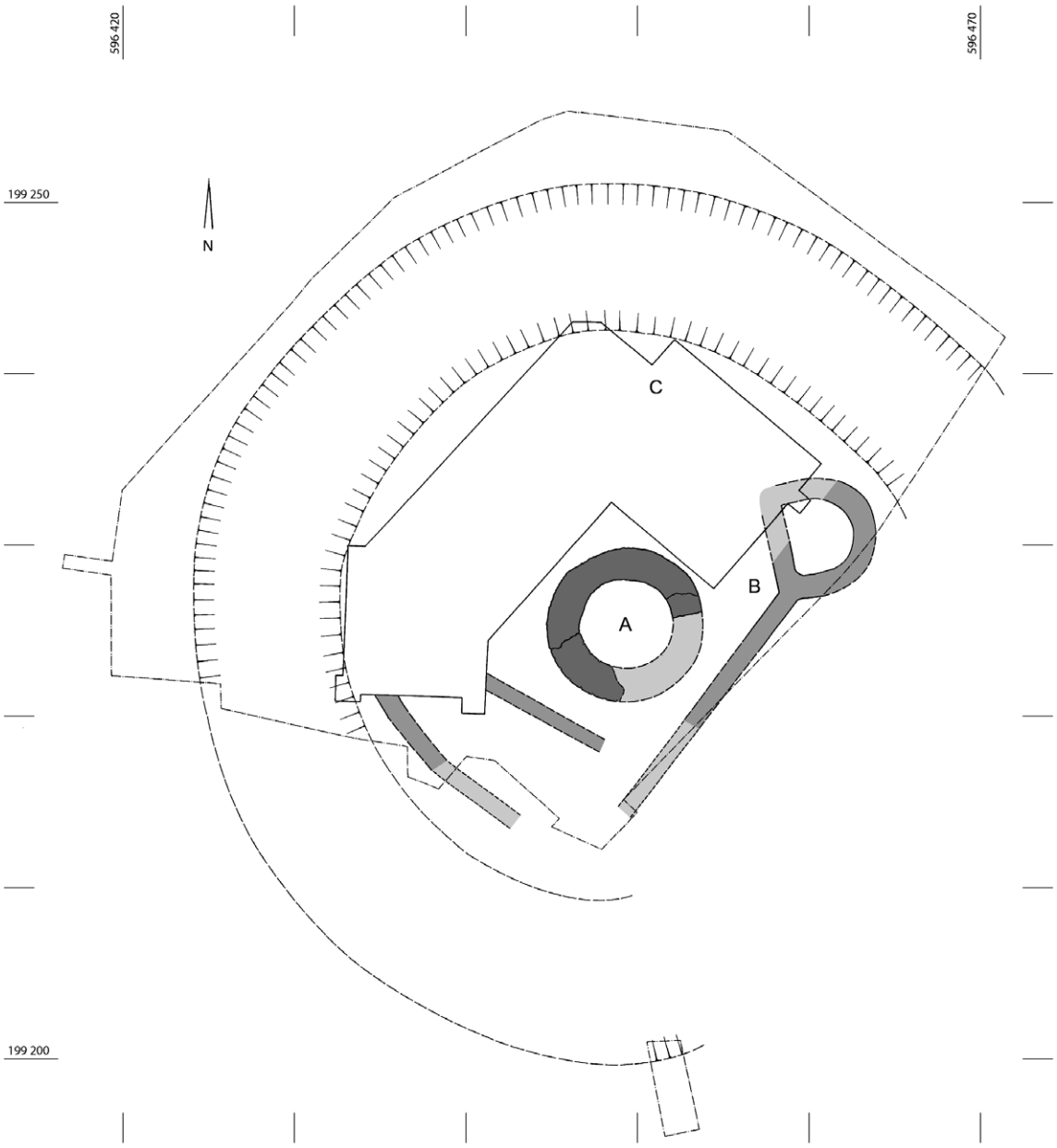


Abb. 3 Bern-Bümpliz, Schloss. Die jüngeren Befunde: der Rundturm (A) und die Mauerreste der mutmaßlichen Kastellburg des mittleren 13. Jahrhunderts (B). Dünne Linien: Grundriss des heutigen Schlosses (C) (Archäologischer Dienst des Kantons Bern).

anderem in Murten, Romont oder Gruyère zu finden ist (Hayot 2020; Meyer 1982). Das gilt möglicherweise nicht nur für Bümpliz, denn in der weiteren Region erhielten damals auch die Burg Geristein in Bolligen und die Burg Bipp in Oberbipp einen Rundturm.

Nach dem Tod von Hartmann V. von Kyburg, dem einen Rivalen um die Macht im Berner Raum erwuchs Peter von Savoyen mit Graf Rudolf von Habsburg ein neuer, noch viel stärkerer Gegner. Es kam 1263 zum sogenannten Grafenkrieg zwischen den beiden. Möglicherweise damals entschlossen sich die Savoyer, in Bümpliz eine militärisch stärkere Kastellburg zu errichten. Da auf dem Inselchen nicht viel Platz war, könnte diese Planänderung zum Abbruch des unfertigen Rundturms geführt haben.

Kurz darauf änderte sich die Machtsituation entscheidend: Peter II. von Savoyen starb 1268, das Schutzbündnis wurde obsolet und die savoyischen Herrschaftsvertreter verschwanden aus Bern (Baeriswyl 2019). Da Rudolf von Habsburg keine Anstalten machte, die Stadt zu bedrohen, sondern als faktischer Erbe der Herrschaft der

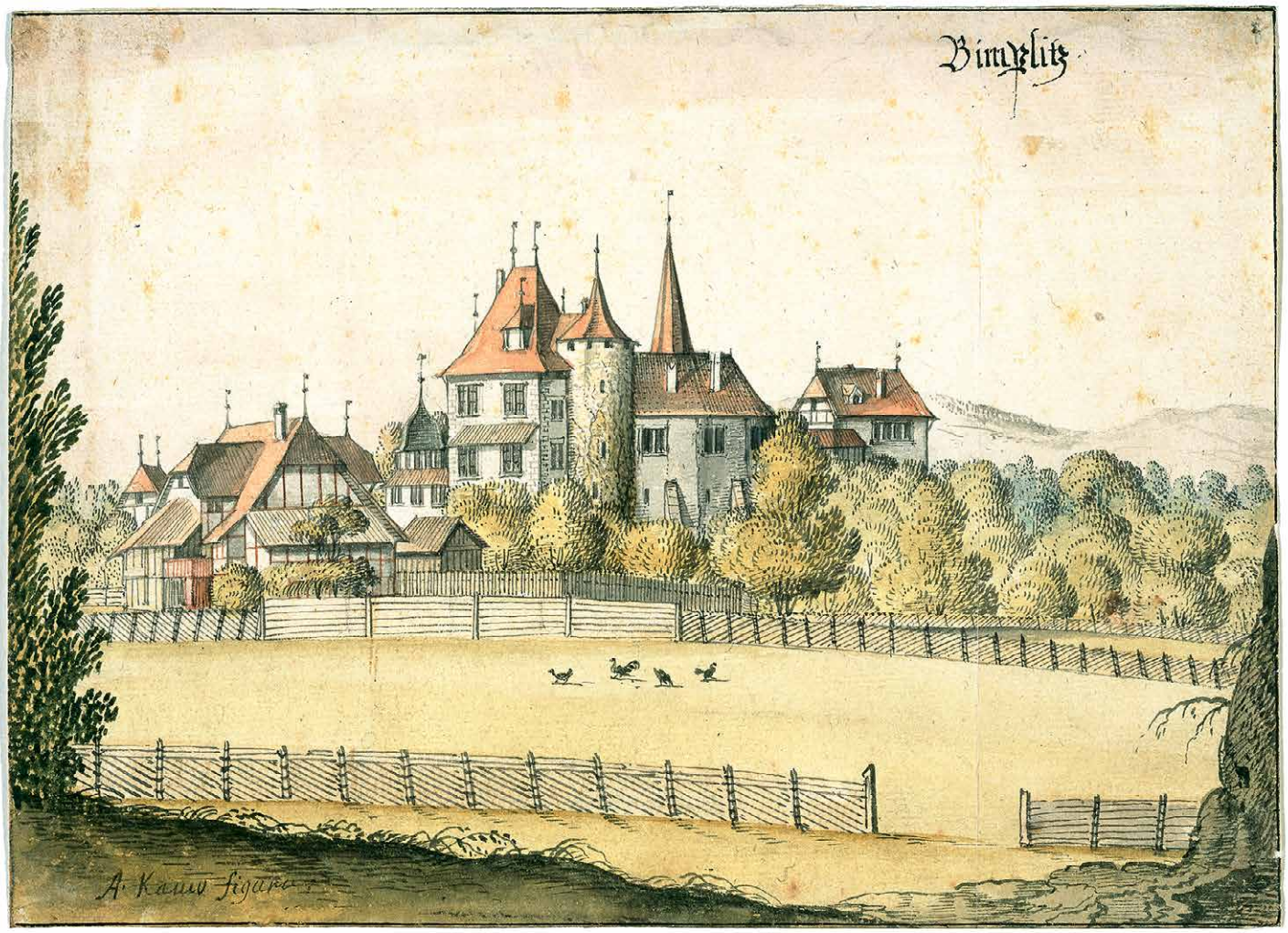


Abb. 4 Bern-Bümpliz, Schloss. Ansicht des Alten Schlosses im 17. Jahrhundert. Die sichtbaren Bauteile datieren weitgehend ins 15. Jahrhundert (Bernisches Historisches Museum).

Grafen von Kyburg seine Stellung in Burgdorf ausbaute (Eugster 2015), begriffen die Berner die immer noch bestehende Schwäche des Königtums als Chance und schliffen die königliche Stadtburg Nydegg (Hofer/Meyer 1991). In Bümpliz war keine Schleifung notwendig. Mit dem Ende der savoyischen Herrschaft wurde auch der Bau der dortigen (halbfertigen) Anlage eingestellt.

Von der Reichsburg zum lokalen Adelssitz

1273 wurde Rudolf von Habsburg zum König gewählt und Bern wie Bümpliz waren wieder in der Hand des Königs – als Reichsstadt und Reichsburg. In Bern gab es allerdings keinen Reichsvogt mehr. Der Berner Schultheiss vertrat fortan den Stadtherrn, den König. Bümpliz hingegen wurde Ulrich von Maggenberg, dem Reichsvogt für die Region, als Pfand übergeben (Meyer/Strübin Rindisbacher 2002). Und da weder Habsburg noch das Reich sein Pfand Bümpliz je wieder einlösten, blieb es im Besitz der Maggenberger und all ihrer Nachfolger – und diente fortan nur noch als lokaler Herrschaftssitz, eine «normale» Adelsherrschaft im Besitz von lokalen Adelsgeschlechtern und später Stadtpatriziern unter der Landesoberhoheit Berns (Abb. 4). Die Stadt war seit dem 14. Jahrhundert mehr und mehr an die Stelle der Habsburger getreten und trat seit dem frühen 15. Jahrhundert unangefochten als Landesherr auf (Bihrer 2003; Studer Immenhauser 2006).

Fazit

Das Schloss Bümpliz widerspiegelt also auf anschauliche Art und Weise die Zeitläufte und das Hin und Her der Mächte und Herren durch die Zeit – von den Burgundischen Königen zu den römisch-deutschen, von diesen zu den Zähringern, von den Zähringern wiederum zu den Staufern, von diesen zu den Savoyern, und von den Savoyern zu den Habsburgern – und von diesen letztendlich zu lokalen Patriziergeschlechtern aus der Stadt Bern.

Literatur

Baeriswyl 2006a: A. Baeriswyl, Bern – Brüder. In: Helvetia Sacra Abt. IV. Die Orden mit Augustinerregel, 7: Die Serviten, die Pauliner-Eremiten, die Lazariter und Lazariterinnen, die Templer, die Johanniter und der Deutsche Orden in der Schweiz, 2. Teil (Basel 2006) 621–649.

Baeriswyl 2006b: A. Baeriswyl, Köniz. In: Helvetia Sacra Abt. IV. Die Orden mit Augustinerregel, 7: Die Serviten, die Pauliner-Eremiten, die Lazariter und Lazariterinnen, die Templer, die Johanniter und der Deutsche Orden in der Schweiz, 2. Teil (Basel 2006) 754–780.

Baeriswyl 2018: A. Baeriswyl, «Zähringerstädte». Ein städtebaulicher Mythos unter der Lupe der Archäologie. In: H. Krieg/R. J. Regnath/J. Dendorfer (Hrsg.), Die Zähringer. Rang und Herrschaft um 1200. Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 85 (Ostfildern 2018) 125–140.

Baeriswyl 2019: A. Baeriswyl, „Nam die stadt berne zu an lüt und an gut von tag ze tag." Die Stadt Bern zwischen 1218 und 1273 – bauliche und topografische Entwicklung. In: R. Schmid (Hrsg.), Die Berner Handfeste. Neue Forschungen zur Geschichte Berns im 13. Jahrhundert. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 93 (Baden 2019) 96–106.

Basel 2019: J. Rüdiger/J. Nowak (Hrsg.), Zwischen Basel und Marseille: das Burgund der Rudolfinger (9.–11. Jahrhundert). Itinera 46 (Basel 2019).

Bihrer 2003: A. Bihrer, Bern und die Habsburger. In: R. C. Schwinges (Hrsg.), Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt. Berner Zeiten (Bern 2003) 136–143.

Dubler 2017: A.-M. Dubler: «Bümpliz». In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/003274/2017-10-26/. Stand 12/04/2023.

Eugster 2015: E. Eugster, Kyburger Erbe – neu überdenken! In: Grafen von Kyburg 2015, 95–104.

Grafen von Kyburg 2015: P. Niederhäuser (Hrsg.), Die Grafen von Kyburg. Eine Adelsgeschichte mit Brüchen. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 82 (Zürich 2015).

Hayot 2020: D. Hayot, Autour de Philippe Auguste. Les fonctionnalités des tours-maîtresses cylindriques dans la première moitié du XIIIe siècle. In: H. Mouillebouche/D. Gautier/N. Faucherre (Hrsg.), Le château de fond en comble. Hiérarchisation verticale des espaces dans les châteaux médiévaux et modernes. Actes du septième colloque international au château de Bellecroix, 18-20 octobre 2019. Edition du centre de castellologie de Bourgogne (Chagny 2020) 72–101.

Hofer/Meyer 1991: P. Hofer/H. J. Meyer, Die Burg Nydegg. Forschungen zur frühen Geschichte von Bern. Schriften der Historisch-Antiquarischen Kommission der Stadt Bern 5 (Bern 1991).

Kaufhold 2000: M. Kaufhold, Deutsches Interregnum und europäische Politik. Konfliktlösungen und Entscheidungsstrukturen 1230–1280. MGH Schriften 49 (Hannover 2000).

Lawrence/Rohrbach 2016: A Lawrence/U. Rohrbach, Hauptstadt mit keltischen und römischen Wurzeln. Archäologie in Deutschland 3, 2016, 58–61.

Meyer 1975: W. Meyer, Das «Alte Schloss» von Bümpliz, ein mittelalterlicher Adelssitz. Château Gaillard 7, 1975, 159–172.

Meyer 1982: W. Meyer, Runde Haupttürme auf Burgen in der Umgebung von Basel. In: Mélanges d'archéologie et d'histoire médiévales en l'honneur du Doyen Michel de Boüard (Genève, Paris 1982) 287–293.

Meyer/Strübin Rindisbacher 2002: W. Meyer/J. Strübin Rindisbacher, Das alte Schloss Bümpliz. Bericht über die Grabungen von 1966–1970 sowie die Bau- und Besitzergeschichte. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (Bern 2002).

Ripart 2019: L. Ripart, Das Ende eines Königreichs. Die grund- und adelsherrschaftliche Transformation der Zentralräume des rudolfingischen Königtums (Ende des 10. Jahrhunderts bis zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts). In: Basel 2019, 152–173.

Rohrbach/Schäfer 2016: U. Rohrbach/M. Schäfer, Die römische Palastvilla von Bern-Bümpliz. Baugeschichte(n) einer Villa im helvetischen Aareraum. Archäologie Bern – Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2016, 184–215.

Schmid 1937: B. Schmid, Der Königshof Bümpliz. In: H. Ammann (Hrsg.), FS Friedrich Emil Welti (Aarau 1937) 271–302.

Studer Immenhauser 2006: B. Studer Immenhauser, Verwaltung zwischen Innovation und Tradition. Die Stadt Bern und ihr Untertanengebiet 1250-1550. Mittelalter-Forschungen 19 (Ostfildern 2006).

Tremp 2000: E. Tremp, Peter II. und die Nachbarn der Waadt: Bern, Freiburg, Kyburg und Habsburg. In: B. Andermatten/A. Paravicini Bagliani (Hrsg.), Pierre II de Savoie. 'Le Petit Charlemagne'. Cahiers Lausannois d'Histoire Médiévale 27 (Lausanne 2000) 192–216.

Utz Tremp 1977: K. Utz Tremp, Köniz. In: Helvetia sacra. Abt. II: Kollegiatstifte 2 (Bern 1977) 242–247.

Zotz 2018: Th. Zotz, Die Zähringer. Dynastie und Herrschaft (Stuttgart 2018).

Adresse

PD Dr. Armand Baeriswyl
Bildungs- und Kulturdirektion des Kantons Bern
Amt für Kultur / Archäologischer Dienst
Postfach
CH 3001 Bern
armand.baeriswyl@be.ch

II.

LEBEN UND BAUEN IN DER STADT

Verkündigungen aus Bremen

Dieter Bischop

Zusammenfassung

Auch wenn das im Folgenden vorzustellende Bremer Tafelmalereifragment aus der Zeit um oder kurz nach 1300 mit etwa zeitgleichen Stücken durch das Miniaturformat, die begrenzte künstlerische Qualität bzw. den Erhaltungszustand keinesfalls mithalten kann, wirft es doch ein frühes und seltenes Schlaglicht auf die private Frömmigkeit im mittelalterlichen Bremen. Alfred Stange schreibt in seinem Buch „Deutsche Malerei der Gotik“ über die mittelalterliche künstlerische Tätigkeit in der Hansestadt an der Weser: „Bremen schweigt heute völlig. Fanatischer Kircheneifer hat, als die Stadt sich am Ende des 16. Jahrhunderts der strengen Calvinistischen Glaubensform zuwandte, fast die gesamte mittelalterliche Bildkunst vernichtet“ (Stange 1930, 96). Auch wenn dieses Schweigen durch den Bremer Fund nicht wirklich gebrochen werden kann, so gibt das Stück doch eine Ahnung von dem immensen Verlust auch an kleinen christlichen Kunstwerken in der mittelalterlichen Bischofsstadt.

Einleitung

Verkündigungsszenen, also Darstellungen des im Lukasevangelium (Lk 1,26–38) geschilderten biblischen Ereignisses der Verkündigung an die Jungfrau Maria durch den Erzengel Gabriel, dass sie den Sohn Gottes vom Heiligen Geist empfangen und ihn gebären werde, sind in der gesamten mittelalterlichen christlichen Kunst allgegenwärtig. Die Verkündigung ist der Anfang der Menschwerdung Gottes und findet sich daher nicht nur in der Tafelmalerei auf Flügelretabeln, sondern auch in der Buch-, Wand- und Glasmalerei oder auf anderen Materialien dargestellt, so etwa auf der Glocke Gloriosa von 1433 im Nordturm des Bremer Domes. Bisweilen zeigen auch archäologisch geborgene Objekte diese Szene, die den Beginn der Heilsgeschichte darstellt. Bisher wohl einzigartig ist allerdings die archäologische Überlieferung einer Tafelmalerei im Bremer Martiniviertel mit diesem Thema, die, recht privaten Charakters, die häusliche Frömmigkeit der Zeit um 1300 widerspiegelt.

Der Bau des Atlantic Grand Hotels an der Bredenstraße in den Jahren 2007 bis 2009 brachte stadtarchäologisch weitreichende Erkenntnisse über die Entstehungsgeschichte des Bremer Martiniviertels. Das zusedimentierte und danach anthropogen zugefüllte frühmittelalterliche Hafenbecken der Balge, des an der Südflanke der Domburg vorbeifließenden Weserarmes, bildete den Nordrand des vermutlich erst nach 1200 intensiv

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 117–126.

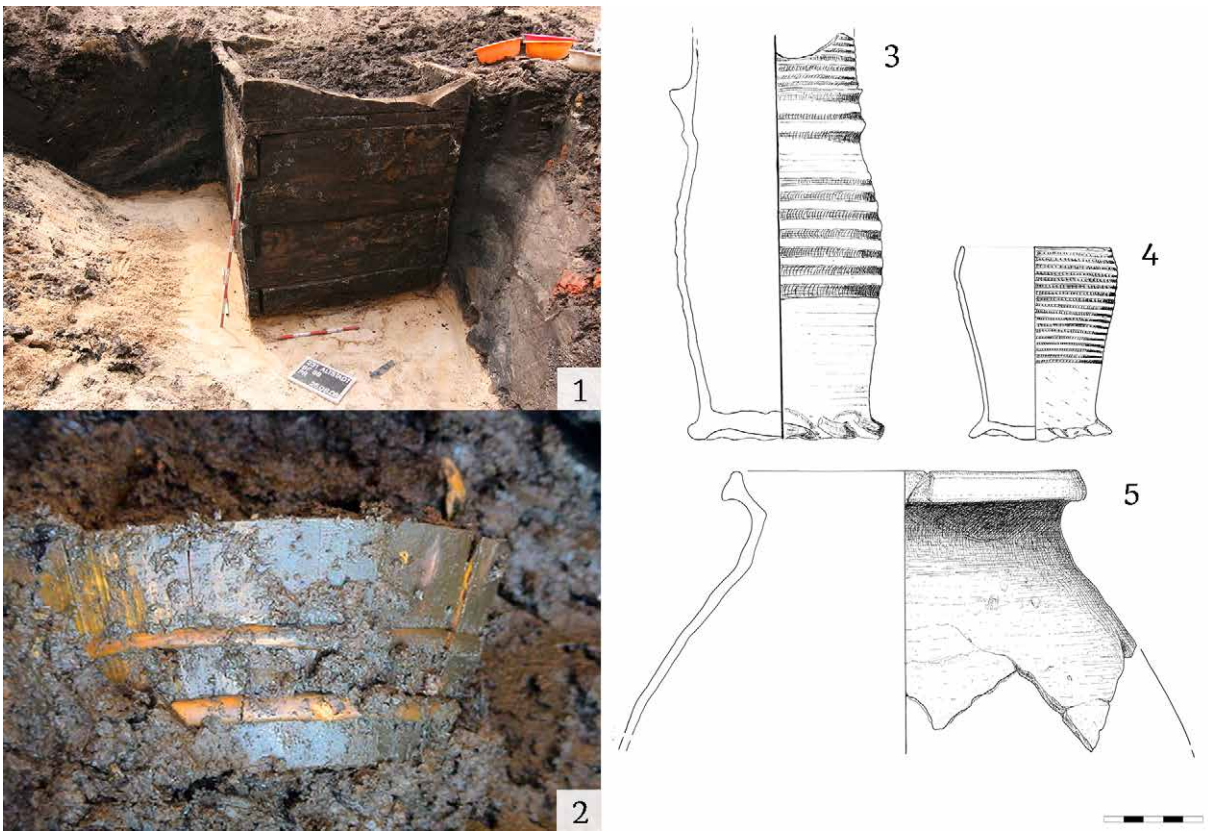


Abb. 1 Neubau des Atlantic Grand Hotels Bredenplatz. 1: Eichenbohlenkasten aus der Zeit um 1222; 2: Zweibindige Daubenschale in situ; 3–5: Steinzeugkanne und Becher sowie Kugeltopffragment der harten Grauware (1–2 D. Bischop; 3–5 Landesarchäologie Bremen).

Abb. 2 Bemaltes Tafelfragment mit Verkündigungsszene (M. 1:1), rechts Umzeichnung bzw. Rekonstruktion (Landesarchäologie Bremen, C.C. v. Fick, J. Schmidt).

besiedelbaren Martiniwerders. Die Balge trennte den Martiniwerder von der eigentlichen Altstadt. Durch den Bau einiger Brücken bzw. die zunehmende Verlandung und Überbauung der Balge sollten beide im Laufe des Spätmittelalters zusammenwachsen (Weidinger 1997, 209; Bischop 2011a, 211–212; ders. 2023a).

Einer der Befunde, der in einer Notgrabungsaktion 2008 archäologisch dokumentiert werden musste, war ein Kastenbrunnen aus Eichenbohlen (Abb. 1,1), der zu einer im frühen 13. Jahrhundert erstmalig bebauten Parzelle zwischen der Breden- und Kirchenstraße gehörte. Die von der Bredenstraße nach Süden abzweigende und mit ihr einen spitzdreieckigen Häuserblock bildende Kirchenstraße führte bis zum 2. Weltkrieg direkt auf die 1229 erstmals urkundlich erwähnte Martinikirche zu. Nach der Zerstörung bzw. dem Abriss der Vorbebauung ist die Kirchenstraße im Jahr 2009 vom Hotelneubau vollständig überbaut worden und existiert heute faktisch nicht mehr (Bischop 2023, Abb.2).

Der Kastenbrunnen ist einer der ältesten von 13 Brunnen aus Holz, Back- und Sandstein, die während der Bauphase des Hotels dokumentiert wurden. Die dendrochronologische Datierung des im Senkverfahren eingetieften Eichenbohlenholzkastens ergab Jahresringe der Jahre 1047–1202 n. Chr. Da der Splint fehlte, ist das Fälljahr und damit die Errichtung des Kastens nur mit „um/bald nach 1222“ anzugeben. Der Kasten aus Eichenbohlen (Bf. 88) war teils mit humoser Erde, wohl Fäkalschichten, verfüllt und enthielt wenige Keramikfunde, darunter das Oberteil eines späten schultergerieften Kugeltopfes der harten Grauware sowie ein Kannen- und ein Becherfragment aus Siegburger Steinzeug, die in das 14. Jahrhundert datieren (vgl. Abb. 1,3–5). Die Keramik deutet darauf hin, dass der Holzkasten im späteren 14. Jahrhundert vollends verfüllt worden war. Mehrere z. T. vollständige Daubenschalen waren durch die Lage in dem wohl zuletzt als Kloake genutzten Brunnen besonders gut erhalten (vgl. Abb. 1,2).

Die bemalte Holztafel

Ebenso gut konserviert waren Reste einer kleinen bemalten Holztafel (Abb. 2,1). Die Bemalung des Holztafelrestes zeigte sich erst in der Restaurierungswerkstatt der Landesarchäologie. Die Tafel ist insgesamt 7,5 cm breit und als Fragment heute noch 9,8 cm hoch. Auf einem ehemals wohl weißen Hintergrund sind auf der Tafel innerhalb eines hochrechteckigen schwarzen Rahmens noch geringe Spuren einer Malerei erkennbar. Der Rahmen ist schlicht und scheint keine plastische Bilderweiterung einer figürlichen Szene oder Andeutung eines Raumes oder eines Gebäudes zu sein, wie es in spätmittelalterlicher Zeit häufiger vorkommt (Niehoff 2013, 35–40, hier 38). Eine kleine Lochung in der linken oberen Ecke dürfte von der Bindung des vermutlichen Diptychons stammen. Die Malerei des Tafelfragmentes ist leider so schadhaft, dass Untermalung sowie Unterzeichnung einzelner Figuren kaum mehr sichtbar sind und die figürliche Darstellung keine zweifelsfreie Zuweisung zulässt. Klar erkennbar sind zwei Köpfe mit Heiligenschein, die das gerahmte Bildfeld nahezu vollkommen ausfüllen. Die Figuren stehen so dicht beieinander, dass sich ihre Nimben berühren. Die Kleidung der beiden Figuren ist kaum mehr zu erkennen. Die Auflösung schon der Ikonographie des fragmentarisch Erhaltenen ist nicht ganz eindeutig. Es scheint sich bei der Szene um ein Verkündigungsbild zu handeln, doch die Attribute der Figuren und die daraus folgende Zuweisung sind durch den Erhaltungszustand recht unklar und mehrdeutig (Bischop 2011b, 58).

Die linke Figur

Die linke Figur des einander zugewandten Paares trägt unbedecktes Haar, das von ihrem großen herabreichenden Nimbus eingefasst ist. Von dem Brustausschnitt des Gewandes ist eine Schmuckbesatzborte noch relativ deutlich erkennbar; eventuell war die rechte Hand zum Gruß ausgestreckt. Links vom Kopf der Figur befindet sich in der oberen Ecke ein rund geformtes, heute graues Farbfeld, von dem in spitzem Winkel noch ein schmaler Farbstreifenrest herabzieht. Dieser Malereirest ist schwer zu interpretieren. Falls die linke Figur mit der Jungfrau Maria zu identifizieren wäre, könnte es sich bei dem aus der Ecke kommenden Farbstrich theoretisch um einen Sonnenstrahl handeln, der den zu Maria hinabgesandten Heiligen Geist symbolisiert, ein bekanntes Motiv. In der franko-flämischen Hofkunst schickt häufig Gottvater selbst aus dem Himmel links über dem knienden Gabriel das Jesuskind herab, das quasi zu Maria hinabtaucht. Meist wird jedoch nicht das Kind selbst, sondern eine Taube vom Gottvater hinabgesandt. Dies gilt auch für Darstellungen aus anderem Material, wie etwa auf einer spätmittelalterlichen Prozessionsfahne, die vermutlich aus einer Lüneburger Werkstatt stammt (Michael o. J.). Auch hier schickt Gottvater eine Taube hinab zu Maria. Der Farbstreifen ist auf dem Bremer Tafelfragment jedoch ein wenig zu steil angesetzt, um als Strahl aus dem Himmel gelten zu können. Zudem zielt der Strahl fast immer auf das Haupt oder die Brust (Herz) von Maria und nicht auf den Unterleib, auf den er bei der Jungfrau Maria hier treffen würde.

Zudem ist im mittelalterlichen Bilderkanon Maria meist rechts vom Erzengel dargestellt. Dass der Engel jedoch nicht zwangsläufig streng kanonisch von links kommen muss, zeigen Darstellungen aus bzw. auf verschiedensten Materialien, so etwa auf einem um 1200 datierten Sandsteinrelief von der nördlichen Chorschranke des Ostchores im Bamberger Dom. Hier

steht der Erzengel rechts von Maria, auf deren Haupt die Taube herniederfährt. Der Engel entrollt eine Schriftrolle (Ertl et al. 2013, 9). Auf Altartafeln ist eine Maria links vom Verkündigungsengel nicht ungewöhnlich, wie z.B. auf dem rechten Seitenaltaraufsatz des Creglinger Altars von 1496 oder dem Marienaltar von 1483 in der evangelischen Kirche von Waldeck in Nordhessen oder auch auf privaten Hausaltären. Auf einem wohl oberrheinischen, 38 cm hohen, um 1400 datierten Hausaltärchen -Triptychon (vgl. Abb. 4,2) nähert sich etwa der Engel von rechts der Jungfrau Maria (Historisches Museum Basel, alter Bestand, 1917, 377). Auf der rechten Außenseite des polychrom bemalten Eichenholztäfelchen-Altares hält der Engel mit der rechten Hand ein Schriftband mit AVE GRATIA PLENA. Mit dem Zeigefinger seiner linken Hand weist er auf den Text. Auch auf frühneuzeitlichen Darstellungen kann sich der Engel von rechts nähern, wie auf einer Plattstich-Stickerei auf einem Kaselstab aus dem 2. Viertel des 16. Jahrhunderts aus der St.–Martini-Gemeinde von Griethausen, Kr. Kleve (Villa Hügel 1968, 147, Kat.-Nr. 236). Bei den genannten Beispielen handelt es sich trotzdem durchweg um Ausnahmen.

Vermutlich ist aber die linke Figur nicht mit Maria, sondern mit dem Erzengel Gabriel gleichzusetzen. Falls das am Bildrand erkennbare schmale graue Farbfeld als ein echtes Attribut des Erzengels zu werten ist, könnte es sich um einen Botenstab, vielleicht sogar einen Kreuzstab handeln. Denkbar wäre natürlich auch eine überdimensional große Lilie mit Stengel, die für gewöhnlich allerdings zwischen Maria und dem Engel positioniert oder vom Engel überreicht wird. Ein Nachweis wäre jedoch auch in diesem Fall nur sehr schwer zu erbringen, da eine Binnenzeichnung nicht (mehr?) erkennbar ist. Am ehesten mag es sich bei dem Farbfeldrest um ein Überbleibsel des größtenteils verschwundenen Engelsflügels handeln, der einen gerundeten Schenkel aufweist (vgl. Abb. 2,2). Ein Verkündigungsengel einer Miniatur aus einem bereits um 1220 datierten thüringisch/sächsischen Psalter, der mit der Linken eine auf den Boden herabrollende Schriftrolle mit dem Mariengruß hält, besitzt z. B. solche fast kugeligen Flügelschenkel (Storl 2011, 1099–1102).

Die rechte Figur

Der relativ kleine Kopf der Figur mit Nimbus rechts trug vermutlich ein weißes Tuch als haubenartige Kopfbedeckung. Maria wird erst in späteren Werken mit offenem Haar dargestellt. In der Buchmalerei des 13. Jahrhunderts, wie etwa einem Blatt des Blankenburger Psalters von etwa 1250/60, finden sich Mariendarstellungen, wo das Haar mit einem Tuch bedeckt ist (Braun-Niehr 2009, 196–197). Und auch in der Glasmalerei der Zeit um bzw. kurz vor 1300 wird Marias Haupt mit einem Tuch bzw. einer Haube bedeckt, wie etwa bei einem Fenster der Prä-

Abb. 3 Doppeltafel und Polyptychon. 1: Rechter Teil einer Doppeltafel in der Pfarrkirche St. Georg, Bocholt, mit der Krönung Mariens als Innenbild, 1. Drittel 14. Jahrhundert; 2: Vorder- und Rückseite eines mit religiösen Miniaturen bemalten Holztäfelchen-Polyptychons aus Breslau, Neumarkt, 1. Hälfte des 14. Jahrhundert (1 P. Krahnen; 2 K. Wachowski).

Abb. 4 Hausaltärchen. 1: Hausaltärchen aus Lindenholz vom Oberrhein, 1484 datiert, Flügel außen und innen bemalt. Außen Verkündigung Mariens, senkrecht verlaufende Bodenfliesen in die Grundierung geritzt und nachgezeichnet. H. der Flügel 28 cm. Historisches Museum Basel (Inv. Nr. 1977.256); 2: Hausaltärchen (Triptychon) vom Oberrhein aus bemaltem Eichenholz, um 1400. H. 38 cm, B. 53,9 cm. Historisches Museum Basel (Inv. Nr. Alter Bestand 1917.377) (1 ©Historisches Museum Basel, Peter Portner; 2 ©Historisches Museum Basel, Alwin Seiler).

monstratenserklosterkirche von Altenberg an der Lahn (heute Metropolitan Mus. New York, cloister coll. 1993, 251,2) dargestellt.

Eine erhobene, vermutlich zu dieser rechten Figur (Maria?) gehörige Hand befindet sich im unteren Zwickel der sich berührenden Nimben. Die Hand hält einen Stab oder eine Schriftrolle. Dieses Attribut ist aufgrund des Erhaltungszustandes und auch in der Zugehörigkeit jedoch nur schlecht identifizier- bzw. zuweisbar. Es könnte sich um eine Schriftrolle mit dem Verkündigungsspruch handeln. Aus Platzgründen wäre auf dem kleinen Holztäfelchen ein längeres Schriftband gar nicht möglich. Meist hält der Engel bei den Verkündigungsszenen ein bereits leicht ausgerolltes Schriftband mit dem Verkündigungsgruß in Händen, so etwa auf einem Hamburger Triptychon, das, in etwa zeitgleich zu dem Bremer Stück, in die 30er bzw. 40er Jahre oder die Jahrhundertmitte des 14. Jahrhunderts datiert wird. Auch hier hält der grüßende Engel ein Schriftband mit dem Verkündigungsspruch. Dieses kleine Stück ist der Kölner Tradition folgend. Auf einer Tafel eines Marien-Triptychons aus dem Kölner Klarissenkloster Sankt Clara, das in die gleiche Zeit datiert wird, ist die Haltung ähnlich. Falls die Hand zum von links kommenden Engel gehört, könnte der Stab zwischen den beiden Figuren das Ende eines Zepters oder Botenstabes mit lilienförmigen Ende sein.

Eine Schriftrolle bzw. das Buch sind jedoch ebenfalls Attribute von Maria. Sie hält häufig das Buch oder liest in einer Bibel, womit sie einerseits als belesen und gelehrt charakterisiert ist, andererseits zudem auf die alttestamentliche Ankündigung des Messias beim Propheten Jesaja Bezug genommen wird. Bei dem stabähnlichen Gegenstand mag es sich jedoch schlicht um eine einfache Spindel handeln, was Maria als Ideal einer Frau mit dem Attribut der fleißigen Hausfrau charakterisieren würde.

Andachtstafeln, Klapp- oder Reisealtäre

Religiöse Tafelbilder dienten nicht nur im Gotteshaus, sondern auch im privaten Wohnhaus der persönlichen Andacht und waren Hilfsmittel zur inneren Einkehr. Sie waren Mittelpunkt bzw. Objekt der Kontemplation und konnten, als Miniatur-Polyptychon in Art der Wachstafelbücher hergestellt, leicht auf Reisen mitgenommen werden (Stange 1930, 131). Solche miniaturhaft kleinen Hausaltäre des Mittelalters sind kaum erhalten. Vom Neumarkt in Breslau liegt ein mit religiösen Miniaturen bemaltes Polyptychon etwas kleineren Formates aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts vor (Wachowski 2018; Piekalski 2016, 460). Die Malerei befindet sich jedoch, anders als beim in etwa zeitgleich zu datierenden Bremer Tafelfragment, wahrscheinlich auf poliertem Pergament, das in einen eingetieften Rahmen eingesetzt wurde (Abb. 3,2).

Abb. 5 Verkündigungsszenen aus Bremen. 1: Linke Seite einer Chorgestühlwange des Bremer Doms, um 1360/80; 2: Deckel einer spätmittelalterlichen Hostiendose aus Verfüllungsschichten an der unteren Bremer Schlachte mit dem knienden Verkündigungsengel und der Jungfrau Maria; 3: Umzeichnung einer grünglasierten Ofenkachel mit Darstellung der Verkündigung, 2. Hälfte 16. Jahrhundert; 4: Emailverzierte Bischofskrümme aus dem Grab Nr. 18 im Bremer Dom, 1. Hälfte 13. Jahrhundert (1 Bremer Dom; 2 Landesarchäologie Bremen, J. Schmidt; 3 D. Laubenstein; 4 Focke-Museum Bremen).

Ein kleiner spätmittelalterlicher Hausaltar aus Ulm mit viel größeren Flügeln als das Bremer Stück (28 × 13,5 cm) befindet sich im Historischen Museum Basel. Er zeigt auf der Außenseite die Verkündigung Mariens (Boockmann 1986, 65, Abb. 105). Hier wird Maria vom Verkündigungsengel gerade dabei überrascht, wie sie im Gebet versunken vor eben einem Hausaltar in einer Hauskapelle kniet, also vielleicht eben einem solchen Altar, der das Bild trägt (Abb. 4,1).

Die Darstellung der Verkündigung konnte zur Anregung des häufigsten Gebets im späten Mittelalter, dem „Ave Maria“, dienen. Das „Ave Maria“ sollte zumindest jeden Abend mit dem sogenannten „Angelus-Läuten“ dreimal gebetet werden (Beissel 1970, 16–29; Rimmele 2020, 89). Am 25. März terminiert, lag das Fest Mariä Verkündigung (Annuntiatio beatae Mariae virginis) zwar stets in der Fastenzeit, in der alle Festlichkeiten untersagt waren, doch gab es Ausnahmen des Festverbots in der Fastenzeit für bestimmte Heilige und eben auch für Mariä Verkündigung.

Wie das gesamte Bildwerk zu rekonstruieren ist, ist nicht einfach zu entscheiden. Es könnte sich theoretisch um die Außenseite eines echten Wachstafel-Polyptychons handeln, vergleichbar mit dem Stück aus Breslau (vgl. Abb. 3,2) (Wachowski 2018, Abb. 413). Doch ist die Bremer Malerei sehr qualitätsvoll und könnte dann sehr wohl als Andachtsbild gedient haben. Es könnte sich ebenfalls um den linken Flügel eines kleinen Triptychons handeln. Dann dürfte vermutlich die Geburt in der Mitte und die Heimsuchung auf dem rechten Innenflügel angebracht gewesen sein. Aber auch eine Doppeltafel, ein Diptychon, wäre denkbar, wie es beispielsweise in der Kölner Malerei um 1300 häufig vorkommt und auch für die private Frömmigkeit der Zeit eine weit verbreitete Bildform war.

Aus der kölnischen Malerei ist aus dieser Zeit Einiges erhalten. Vergleichbare Kopf- und Gesichtstypen finden sich etwa auf einer Doppeltafel aus der Pfarrkirche St. Georg im westfälischen Bocholt, die vermutlich kölnischen Ursprungs sein dürfte (Stange 1930, 25). Auf diesem Stück (vgl. Abb. 3,1) sind auf je einem Tafelbild, von einem breiten Rahmen eingefasst, die Kreuzigung Christi und die Krönung Mariens dargestellt. Mit ihren rundlich gestalteten Köpfen, den Nasen mit deutlich geraden Rücken, die vorne eher eckig als rund sind und den eher mandelförmigen Augen besteht eine gewisse Ähnlichkeit im Duktus mit den Gesichtszügen des Bremer Tafelfragments, dessen schlechter Erhaltungszustand jedoch exakte stilistische Vergleiche nicht erlaubt (Vor Stefan Lochner 1974, 150). Das Weiß, das bei den Augen der Figuren des Bocholter Stückes erhalten ist, ist bei den Bremer Figuren nicht mehr erkennbar, und auch die beim Bremer Stück nur ansatzweise erhaltenen Gewandreste lassen keinerlei Vergleich zu. Stilistisch einen Import aus dem Rheinland oder gar aus Köln abzuleiten, wäre sicherlich zu gewagt. Eine Analyse des Holzes steht noch aus. Eichen-, Nussbaum- oder Nadel- bzw. Tannenhölzer sind bei Kölner Tafelmalereien als Bildträger sehr beliebt gewesen (von Baum 2013, 21–22).

Die Datierung des Täfelchens kann man zunächst durch die bekannten Eckdaten des Brunnens (Erbauung um 1222 und Aufgabe als Kloake noch im 14. Jahrhundert) einschränken. Dieser Zeitraum passt gut zu den feinen Gesichtszügen der linken Figur.

Trotz des schlechten Erhaltungszustandes stellt das vielleicht noch in die Zeit um 1300 bzw. das letzte Viertel des 13. oder die 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts zu setzende Bremer Täfelchen eine echte Rarität dar, da im archäologischen Befund kleine private Hausaltärchen in Form von Klappaltärchen kaum erhalten sind.

Verkündigungen in Bremen

Die Gottesgebärerin, die Gottes Willen folgte und ihre Rolle als Mutter Jesu furchtlos erfüllte, war von zentraler Bedeutung für den Beginn des Heilsgeschehens und stand dementsprechend häufig im Mittelpunkt der Verehrung und künstlerischen Darstellung. Die Unbefleckte Empfängnis war neben dem (Mit-) Leiden unter dem Kreuz und der daraus folgenden Miterlösung Mariens Kennzeichen der Erlöserin und Mittlerin Maria (Górecka 1999, 92). Zwar ist von der mittelalterlichen künstlerischen Ausstattung im Bremer Dom nur sehr Weniges erhalten geblieben, doch unter den wenigen Bildwerken ist auch eine Verkündigung vorhanden. Auf einer aus Eiche geschnitzten Chorgestühlwange, die um 1360/80 datiert werden kann, findet sich eine Verkündigungsszene (Abb. 5,1).

Ebenfalls aus dem Dom stammt ein bei den archäologischen Grabungen 1973–76 aus dem Kopfnischengrab Nr. 18 geborgener Bischofsstab mit Verkündigungsdarstellung (vgl. Abb. 5,4). Die Bischofskrümme lag links des Toten, auf ihr die Patene und unweit davon auf der linken Brustseite der silberne Kelch. Die Krümme selbst ist ein herausragendes, qualitätsvolles Stück aus dem südwestfranzösischen Limoges, der Werkstatt, die den gehobenen kirchlichen Bedarf an emaillierten Kreuzen, Reliquiaren oder Krümmen deckte (Brandt 1976; Schwarzwälder 1978; Rimmele 2020, 89). Etwa 200 Bischofskrümmen aus Limoges sind erhalten, wovon 39 die Verkündigung zum Thema haben. Die meisten Stücke liegen aus Frankreich vor, nur zwei waren bisher aus Deutschland bekannt. Neben einem aus Trier bekannten Stück wurde schon 1762/63 in der Sepultur der Bamberger Domherren die Krümme eines Bischofsstabes mit Verkündigungsdarstellung, der sog. Stab des hl. Otto, aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts geborgen (Ertl et al. 2013). Das Bremer Stück besteht zum Teil aus vergoldetem Kupfer, ist getrieben, gegossen, ziseliert und emailliert. Die mit Rauten aus blauem Grubenschmelz bedeckte Windung der Krümme umgibt die freiplastische Gruppe. Die zukünftige Gottesmutter Maria hält ein Buch in

Händen, die sogenannte Verkündung des Alten Testaments, die die jungfräuliche Geburt ankündigt (Jes 7,14.15). Dort heißt es: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären (…) Butter und Honig wird er essen, dass er Böses und Gutes zu unterscheiden wisse." Ihr gegenüber steht der Erzengel Gabriel mit Flügeln, die ähnliche runde Schenkel besitzen wie auf dem Tafelbild. In der linken Hand hält er eine Lilie. Die Blume ist in der biblischen Tradition auch ein Symbol der Erwählung. Unter anderem wird die Lilie im Hohelied Salomos erwähnt: „Wie eine Lilie unter den Dornen, so ist meine Geliebte unter den Mädchen." Als Zeichen, dass der Engel zu Maria spricht, ist sein rechter Zeigefinger zum Mund geführt und nicht im Redegestus zu Maria hin ausgestreckt, wie auf der Chorgestühlwange des Domes (vgl. Abb. 5,1). Drei Drachen oder Schlangen flankieren und schützen die Hülse der kostbaren Krümme, die vermutlich noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sein dürfte.

Ungewöhnlich erscheint das Thema der Verkündigung zunächst auf einem Hostiendosendeckel aus einer Blei-Zinn-Legierung (vgl. Abb. 5,2), der vor kurzem in einer Verfüllungsschicht an der unteren Bremer Schlachte entdeckt wurde (Bischop 2023b). Auf sechs dreieckigen Schauseiten sind, von Randbordüren eingerahmt, mit Figuren in unterschiedlichen, teils lebhaften Positionen, die Verkündigung und die Anbetung des Jesuskindes durch die Heiligen Drei Könige dargestellt. Einer etwas statuarisch sitzenden Maria mit dem Kind steht die Maria der Verkündigungsszene mit verhülltem Haupt und zum Gebet erhobenen Händen gegenüber. Der kniende Erzengel hält ein Spruchband, worauf AVE GR(ACIA PLENA) zu lesen ist. Man würde auf dem Deckel eines Hostiengefäßes zunächst eher einen direkten eucharistischen Bezug erwarten. Doch die Darstellungen haben durch ihren Bezug zur Menschwerdung einen anderen Verweis auf die Eucharistie beziehungsweise Transsubstantiation, also die Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi in der heiligen Messe, wie er nicht zuletzt auch durch die Verwendung des Motivs auf Tabernakeltüren belegt ist (Niehoff 2013, 38).

Eher in den privaten Bereich gehört wiederum eine späte Darstellung der Verkündigung auf einer grünglasierten Ofenkachel (Bischop 2019, BK 27) aus einem Fundkomplex des 16. Jahrhunderts in der Bremer Neuenstraße (vgl. Abb. 5,3). Sie zeigt Maria links am Lesepult, über ihrem Kopf die Taube, die nun mit der Wende des Mittelalters zur Frühen Neuzeit vollends Einzug in den Bildkanon der Verkündigung gehalten hat. Von rechts nähert sich der Erzengel Gabriel mit einer Lilie, dem Symbol der Jungfräulichkeit und Reinheit, in der Hand. Die Kachel ähnelt sehr den von „Hans Berman" bekannten Kacheln mit der Datierung 1562. Der Teil einer möglichen Signierung fehlt bei dem Bremer Stück jedoch und die graphische Vorlage der Ofenkachel ist derzeit noch nicht bekannt. Vor Maria steht, wie schon auf der Hostiendose, eine Vase mit Lilien, die die Jungfräulichkeit der Gottesmutter unterstreichen sollen. Diese Vase taucht schon früh auf, so etwa auf einer 1307/1311 von Duccio di Buoninsegna (ca. 1255–1318/19) gemalten Verkündigungstafel aus Siena, die in der National Gallery in London aufbewahrt wird (Inv.-Nr. NG 1139). Maria hält hier ein aufgeschlagenes Buch, ähnlich wie auf einem um 1340/50 datierten Tafelgemälde des Lippo Memmi ca. 1291–1356) aus Siena (Gemäldegalerie Berlin, Inv.-Nr. 1142).

Literatur

Beissel 1970: S. Beissel, Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Religionswissenschaft und Kunstgeschichte (Nieuwkoop 1970).

Bischop 2011a: D. Bischop, Die Bremer Balge im frühen Mittelalter. In: F. Bittmann/H. Jöns/P. Schmid/M. D. Schön/W. H. Zimmermann (Hrsg.), Flüsse als Kommunikations- und Handelswege. Marschenratskolloquium 2009. Siedlungs- und Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 34 (Rahden 2011) 359–378.

Bischop 2011b: D. Bischop, Die Frohe Botschaft aus der Kloake. Religiöse Funde aus Bremen. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 23, 2011, 51–62.

Bischop 2019: D. Bischop, Ein Ofenkachelkomplex des späten 16. Jahrhunderts aus dem Bremer Stephaniviertel. In: H.-G. Stephan (Hrsg.), Keramik in Norddeutschland. Beiträge des 48. Internationalen Symposiums für Keramikforschung. Hallesche Beiträge zur Archäologie des Mittelalters 3 (Langenweißbach 2019) 37–59.

Bischop 2023a: D. Bischop, Bauen über den Fluss – Hochmittelalterliche Bauhölzer unter einer Steinkammer im Bremer Martiniviertel. In: Vom Ende her denken, Beiträge zur Hansearchäologie und darüber hinaus – Festschrift Manfred Schneider (Rahden 2023) 23–37.

Bischop 2023b: D. Bischop, Mittelalterliches Treiben unter den Weserarkaden. Archäologie in Deutschland 2023, Heft 1, 56–57.

Boockmann 1986: H. Boockmann, Die Stadt im späten Mittelalter (München 1986).

Brandt 1976: K. H. Brandt, Erzbischofsgräber im Bremer St.-Petri-Dom. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 4, 1976, 7–28.

Braun-Niehr 2009: B. Braun-Niehr, Der Blankenburger Psalter. In: M. Puhle (Hrsg.), Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Staufferzeit. Katalog zur Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 800. Domjubiläums (Mainz 2009) 196–197.

Ertl et al. 2013: H. Ertl/S. M. Hannesen/N. Jung (Hrsg.), Perspektivenwechsel. „Ave Maria". Die Verkündigung an Maria in modernen Kunstwerken. Katalog zur Sonderausstellung im Diözesanmuseum Bamberg 22.03.–28.07.2013. Veröffentlichungen des Diözesanmuseums Bamberg 24 (Bamberg 2013).

Górecka 1999: M. Górecka, Das Bild Mariens in der Deutschen Mystik des Mittelalters (Frankfurt 1999).
Michael o.J.: E. Michael, DI 24, Lüneburg: St. Michaeliskloster, Kloster Lüne, Nr. 19, www.inschriften.net, urn:nbn:de:0238-di024g002k0001902. Stand: 05.07.2023.
Niehoff 2013: T. Niehoff, Rahmen. In: Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud (Hrsg.), Die Sprache des Materials. Die Technologie der Kölner Tafelmalerei vom „Meister der heiligen Veronika“ bis Stefan Lochner (Köln 2013) 35–40.
Piekalski 2016: J. Piekalski, Die Entstehung der Bürgerstadt Breslau. In: M. Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum X: Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung (Lübeck 2016) 453–464.
Rimmele 2020: M. Rimmele, Verkündigungen auf Triptychonaußenseiten: Medienreflexion und performative Inszenierung eines Mysteriums. In: H. Gründler/A. Nova/I. Sapir (Hrsg.), The Announcement: Annunciations and Beyond (Berlin, Boston 2020) 89–112.
Schwarzwälder 1978: H. Schwarzwälder, Der Bischofsstab des Grabes Nr. 18 im Bremer Dom im Rahmen der Limousiner Krummstäbe mit der Verkündigungsdarstellung. Bremisches Jahrbuch 56, 1978, 205–216.
Stange 1930: A. Stange, Deutsche Malerei der Gotik, Band 1: Die Zeit von 1250 bis 1350 (München/Berlin 1930).
Storl 2011: H. W. Storl, XII.16 Psalter. In: Der Naumburger Meister: Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen 2, Ausstellungskatalog. Schriftenreihe der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz 4,2 (Petersberg 2011) 1099–1102.
Villa Hügel 1968: Marienbild in Rheinland und Westfalen, Ausstellung Villa Hügel (Essen 1968).
Von Baum 2013: K. von Baum, Der hölzerne Bildträger. In: Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud (Hrsg.), Die Sprache des Materials. Die Technologie der Kölner Tafelmalerei vom „Meister der heiligen Veronika“ bis Stefan Lochner (Köln 2013) 21–22.
Vor Stefan Lochner 1974: Vor Stefan Lochner. Die Kölner Malerei von 1300–1430. Katalog zur Ausstellung Wallraf-Richartz-Museum Köln, 29. März–7. Juli 1974 (Köln 1974).
Wachowski 2018: K. Wachowski, Znajomość pisma w późnośredniowiecznym Wrocławiu. In: J. Piekalski/K. Wachowski (Red.), Rytm rozwoju miasta na kulturowym pograniczu. Studium strefy Placu Nowy Targ we Wrocławiu. Wratislavia Antiqua 23 (Warschau 2018) 539–562.
Weidinger 1997: U. Weidinger, Mit Koggen zum Marktplatz. Bremens Hafenstrukturen vom frühen Mittelalter bis zum Beginn der Industrialisierung (Bremen 1997).

Adresse

Dr. Dieter Bischop
Landesarchäologie Bremen
An der Weide 50a
28195 Bremen
dieter.bischop@landesarchaeologie.bremen.de

Trogmühlen und Mörser

Neues steinernes Küchengerät im Hochmittelalter

Fabian Brenker

Zusammenfassung

Während die klassischen Handmühlen im Fundgut des Hochmittelalters seltener werden, treten steinerne Trogmühlen und Mörser immer häufiger auf. Der Abgleich mit Schriftquellen legt die Vermutung nahe, dass die beiden neuen Formen nicht primär zum Mahlen von Getreide dienten. Mörser fanden in Küchen vielfältige Anwendung und die Trogmühlen lassen sich vermutlich mit den in den Quellen genannten Pfeffer- oder Senfmühlen identifizieren, wobei sie trotzdem verschiedenen Zwecken dienten.

Der Rückgang der Handmühlen

Die Wassermühle gilt als die wichtigste Technologie des Mittelalters. Damit einher gingen rechtliche Entwicklungen wie etwa der in Frankreich, England und im Rheinland seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts nachweisbare Mühlbann oder der Mahlzwang. Dieser gebot, eine gewisse Mühle zu nutzen, um die Investition wirtschaftlich abzusichern. Dies kam mancherorts einem Verbot der Handmühlen gleich (Koehne 1904, v. a. 174, Anm. 1; Bloch 1935, 186–189; Bennett 1937, 129–135). Eine Urkunde der Cecilia de Rumilly, welche 1131/1140 die Mühle von Silsden der Priorei Embsay (GB) überlies, legte beispielsweise fest, dass in der Stadt ohne Zustimmung keine andere Mühle errichtet werden dürfe, noch dürften die Bewohner Handmühlen haben.[1] Beispiele, in denen lokale Machthaber Handmühlen in ihrem Gebiet beschlagnahmten oder zerstörten, finden sich in Frankreich und England vor allem für das 13. und 14. Jahrhundert häufiger (Bloch 1935, 188–192; Bennett 1937, 131–133). In Mitteleuropa scheint dieses Phänomen nach aktuellem Forschungsstand nicht üblich gewesen zu sein. Zeitgleich finden sich europaweit aber auch vereinzelt Erlasse und Berichte, dass in Städten oder Burgen Handmühlen vorgeschrieben waren, um bei Trockenheit, Frost oder im Belagerungsfall unabhängig zu bleiben (Bloch 1935, 183–184 und unten).

Einige Funde von Handmühlen aus dem fortgeschrittenen Hochmittelalter scheinen dies zu bestätigen: Ein nur noch zur Hälfte erhaltener, flacher Läuferstein

1 Farrer/Clay 1947, 55 Nr. 4: *ita scilicet quod aliut molendinum ab aliquo hominum sine uoluntate et consensu canonicorum in eadem uilla non fiat. nec etiam manu mola habeatur*.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 127–138.

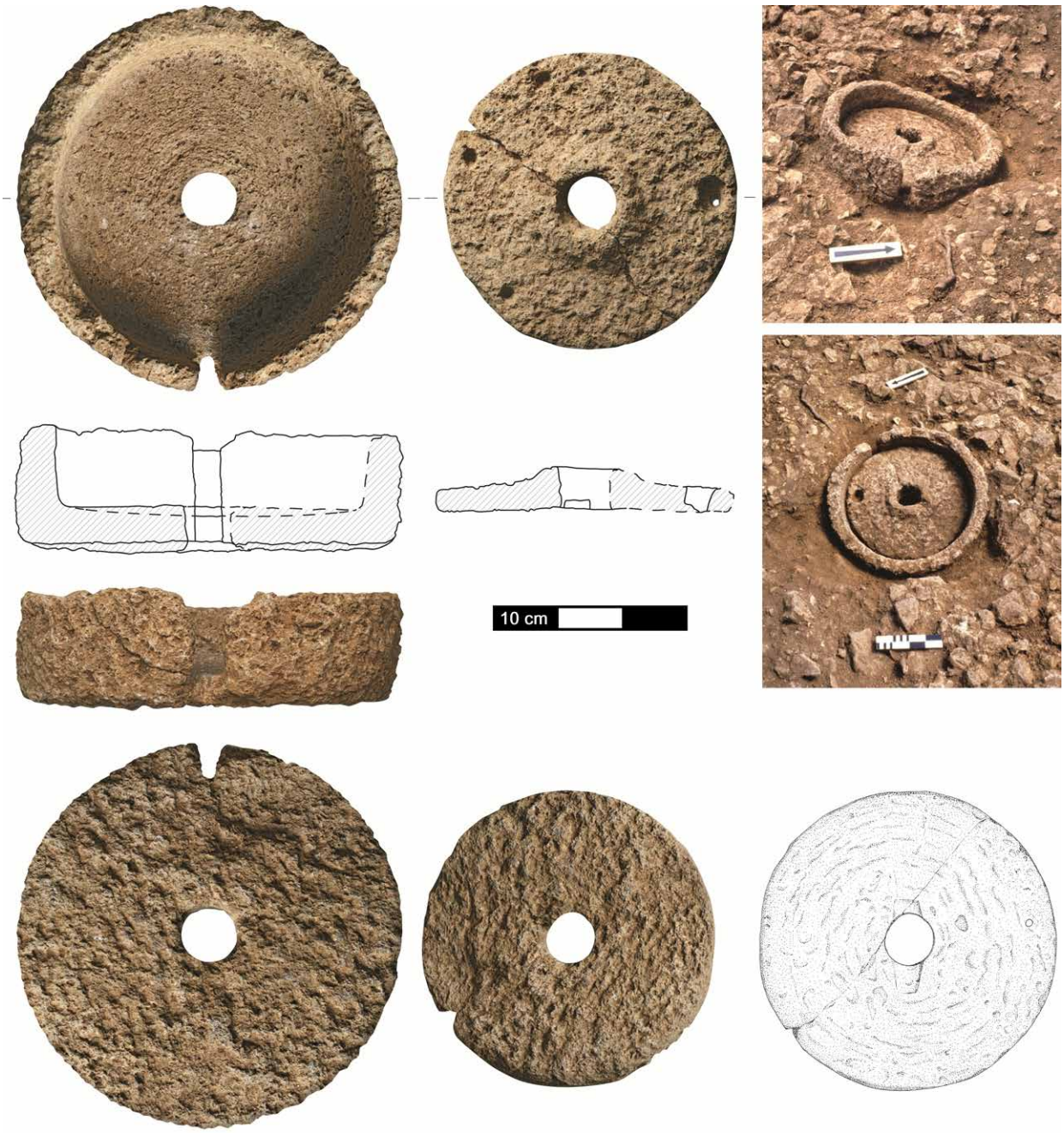


Abb. 1 Große Trogmühle von der Ruine Altenberg bei Füllinsdorf, 11. Jahrhundert, Maßstab 1:10 (Archäologie Baselland).

einer Handmühle von 47 cm Durchmesser, welcher in der Brandschicht der Periode II (um 1200) im vermutlich hauswirtschaftlich genutzten Untergeschoss des Palas der Burg Bietigheim (Ldkr. Ludwigsburg) gefunden wurde, könnte bis dahin noch in Gebrauch gewesen sein (Woebs 2000, 95). In der Wüstung Holzheim bei Fritzlar (Schwalm-Eder-Kreis) stammt der Großteil der Handmühlsteinfragmente aus Straten des 13. Jahrhunderts und aus den Bereichen des Herrenhofs (11.–15. Jahrhundert) sowie aus der jüngeren Niederungsburg (2. Hälfte 12. Jahrhundert bis um 1300) (Schotten/Wand 2002, 272). Aus zahlreichen Wüstungen Westfalens sind Fragmente von Handmühlsteinen aus Basaltlava und nordhessischem Buntsandstein-Konglomerat auch abseits herrschaftlicher Gebäude überliefert (Bergmann 2023, 554). Für einfache Läufer ist es mitunter schwer zu beurteilen, ob sie zu Mühlen, Handmühlen oder Trogmühlen gehörten.

Auch in spätmittelalterlichen Burginventaren sind Handmühlen noch gelegentlich zu fassen. So werden im Großen Ämterbuch des Deutschen Ordens nur zwei erwähnt, nämlich 1416 in der Mühle der Deutschordensniederlassung in Gollub/Golub-Dobrzyń (PL) *2 rinische steyne czu eyner hantmole* (Ziesemer 1921, 403,9) und 1413 in Tuchel/Tuchola (PL) sogar *1 nuwe hantmôle im husze*, die wohl 1417 im Kornhaus stand (Ziesemer 1921, 637,36; 638,12). In den von Oswald Zingerle herausgegebenen Inventaren aus Tirol sind ebenfalls nur zwei Handmühlen zu finden. Eine davon stand auf Schloss Runkelstein bei Bozen/Bolzano (IT) *in melkasten drey puettellvass* (= Beutelgefäß, um Mehl und Kleie zu trennen) *vnd ain müll, die man vmb triebt* (Zingerle 1909, XL, 35), die andere wurde 1484 bis 1498 auf Schloss Thaur im Inntal (AT) erfasst: *Vor demselben keller: Ain handtmül mit ihrer zůgehorung*. (Zingerle 1909, LVII, 19; LVIII, 29; LIX, 90; LX, 95). Wenn Handmühlen im 13. und 14. Jahrhundert in Bildquellen zu finden sind, dann diente oft eine biblische Geschichte wie etwa Samsons Demütigung im Gefängnis der Philister (Buch der Richter 16,21) als Textvorlage.[2] Mit dem Rückgang der klassischen Handmühlen fällt das vermehrte Aufkommen von Trogmühlen und Steinmörsern zusammen. Beide Formen werden gelegentlich als Nachfolger der Handmühlen zum Zerkleinern von Getreide betrachtet. Dies gilt es im Folgenden zu diskutieren.

Aufkommen und Formen von Trogmühlen

Unter dem deskriptiven Begriff Trogmühle versteht man eine Rotationshandmühle, deren Bodenstein eine rundherum aufgehende Wandung hat und so den Läufer einige Zentimeter hoch umfasst. Entsprechend ist eine kleine Öffnung als Auslass für das Produkt notwendig. Eine komplette Trogmühle mit seltsamerweise zentral durchlochtem Bodenstein mit senkrechter Innenwand und einem (möglicherweise durch Abnutzung heruntergeschliffenen) sehr dünnen Läufer von 46 cm Durchmesser mit identisch großem Loch (= Auge) stammt von der im 11. Jahrhundert genutzten Ruine Altenberg bei Füllinsdorf (CH) (Abb. 1; Faccani/Marti 2013). Während das Loch im Bodenstein verschlossen werden musste, um kein Mahlgut zu verlieren, musste das Auge weitestgehend offenbleiben, um Mahlgut einfüllen zu können. Zwei Aussparungen auf der Unterseite des Läufers zeugen von einer verlorenen Haue. Damit wurde der Läufer auf einer Achse (= Mühleisen) zentriert, die sicher im Loch des Bodensteins fixiert war. Das Stück findet zeitliche Parallelen mit Innendurchmessern von 46 bis 66 cm in Nordwestfrankreich (Nauleau 2012, 243–245).

Das gesamte Hochmittelalter und darüber hinaus (Heege 2002, 108) sind Bodensteine von meist etwa 21 bis 26 cm Innendurchmesser (gelegentlich bis 37 cm) mit etwa 5 bis 14 cm dicken, nur mit einem dünnen Sackloch für das Mühleisen versehenen Böden und niedrigen, senkrechten Wandungen bekannt. Als Beispiele seien je ein halber Bodenstein aus einem Grubenhaus des 6./7. bis 11./12. Jahrhunderts aus Tübingen-Unterjesingen (Stegmaier 2001, 185, Abb. 165) und aus der hölzernen Vorgängerbebauung des 13. Jahrhunderts unter dem Stadtschloss Herrieden (Ldkr. Ansbach) (Honig/Hopfenzitz 2018, 128, Abb. 200) sowie ein vollständiger Basaltbodenstein aus einem Depotfund wohl der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Köln-Junkersdorf (Steuer 1980, 391, Taf. 5.2) genannt. Vier Fragmente von derartigen Bodensteinen mit Innendurchmessern von 21 und 24 cm aus regionalem Bundsandstein stammen aus Phase III (um 1220–1269/1274) der Stadtwüstung Nienover (Ldkr. Northeim) im Solling, wovon zwei in Steinkellern gefunden wurden. Zu diesem Typ gehören vermutlich auch zwei scheibenartig zylindrische Läufer mit 23 cm und 25 cm Durchmesser und vielleicht auch jener mit 33 cm Durchmesser. Sie haben, soweit erkennbar, auf der Unterseite rechteckige Aussparungen für Hauen (König 2009, 187–188, Taf. 32–33). Läufer mit mehr als etwa 27 cm Durchmesser könnten auch mit klassischen Bodensteinen funktionieren, wie eine Handmühle aus Greifswald zeigt (siehe unten). Zwei Bruchstücke eines solchen zylindrischen Läufers aus Stubensandstein von 22 cm Durchmesser und 4,6 cm Stärke mit zwei Antriebslöchern und Aussparungen für eine Haue wurden im Fußboden eines Raumes der Periode VIII (2. Hälfte 14. Jahrhundert) im Bereich der Marktstätte in Konstanz zweitverwendet (Ade 2018, 375–376).

Diese Bodensteinform, jedoch mit leicht angeschrägter Wandung, wurde auch in der europaweit bedeutenden Mühlsteinproduktion in der Eifel aus Basaltlava hergestellt, wofür je ein Fragment von der im 12. Jahrhundert und im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts bestehenden Burg Dockendorf (Ldkr. Bitburg-Prüm)[3] und von der im 10. bis 12. Jahrhundert genutzten Niederungsburg Haus Meer (Janssen/Janssen 1999, 72–73) genannt seien. Die Funde von Haus Meer lassen erahnen, dass sich die zugehörigen Läufer entsprechend der Wandung des Bodensteins nach unten hin leicht verjüngen. An der Oberseite sind sie leicht gewölbt, haben einen kleinen Wulst um das Auge und weisen meist zwei und mehr Löcher für einen Antrieb auf. Auf der Unterseite finden sich die Aussparungen für Hauen. Ein daher wohl einer Trogmühle zugehöriger Läufer dieser Art von Burg

2 Etwa Oxford, Bodleian Library, MS. Bodl. 270b, fol. 118, New York, The Morgan Library, MS M.638, fol. 15v und Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB XIII 6, fol. 163r.

3 Trier, Rheinisches Landesmuseum, Inv.-Nr. EV 1999,98 FNr. 38.

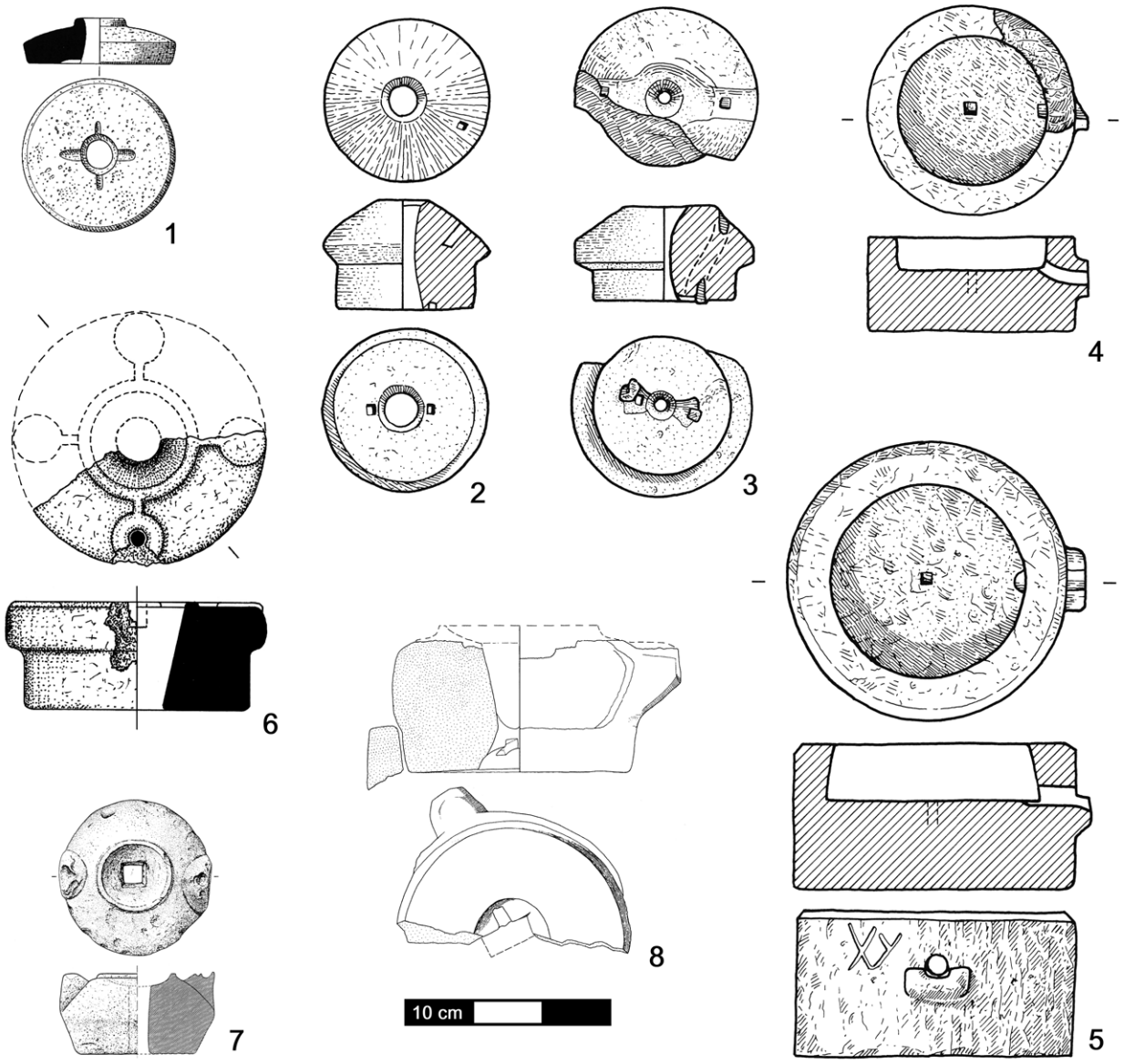


Abb. 2 Teile von Trogmühlen. 1: Ruine Wilnsdorf, vor 1233; 2–5: Niederungsburg Eschelbronn, spätes 13.–frühes 15. Jahrhundert; 6: Klosterwüstung tom Roden, 13.–15. Jahrhundert; 7: Bergbausiedlung Altenberg, 13. Jahrhundert; 8: Vorburg von Burg Mark bei Hamm, 13. Jahrhundert, Maßstab 1:10 (1 Bauer 1979, Taf. 9,31; 2–5 Mittelstrass 1996, Abb. 118; 6 Korzus 1982, Abb. 125; 7 Weisgerber/Vierck 1998, Abb. 60; 8 Leenen 2011, Abb. 127,2–3).

Wilnsdorf (Abb. 2,1; Ldkr. Siegen-Wittgenstein) misst bei 6,6 cm Höhe nur 21,4 cm im Durchmesser und ist vermutlich schon dem Vorgängerbau des 1233 zerstörten Gebäudes zuzurechnen (Bauer 1979, 160, Taf. 9.31).

Spätestens ab dem 13. Jahrhundert liegt für die genannte Bodensteinform mit senkrechten, niederen Wandungen auch ein alternativer, massiverer Läufertyp vor. Dieser ist bis auf Höhe der Wandungsoberkante zylindrisch, verbreitert sich dann mit einem Absatz fast bis zur Außenkante des Bodensteins und verjüngt sich dann konisch nach oben. Von oben erlaubt ein trichterförmiges Auge das Einfüllen des Mahlguts. Derartige Läufer brachten also mehr Druck auf das Mahlgut und mehr Schwungmasse in den Prozess. Eine solche Trogmühle von erstaunlichen 36 cm Innendurchmesser stammt von der bis um 1300 benutzten Burg Scheidegg bei Gelterkinden (CH) und wurde als Getreidemühle interpretiert (Ewald/Tauber 1975, 71–72, 111, Nr. H 1–H 2). Fragmente von gleich vier derartigen Trogmühlen mit 20 bis 28 cm Zylinderdurchmesser wurden in Schichten des späten 13. bis frühen 15. Jahrhunderts in der Niederungsburg Eschel-

bronn (Rhein-Neckar-Kreis) geborgen (vgl. Abb. 2,2–5; Mittelstrass 1996, 165–167).

Aus Westfalen sind zahlreiche Läufer bekannt, die oberhalb des Absatzes die Form einer oft mit einem Kreuz verzierten Kalotte haben. Ein solcher Läufer von 22 cm Gesamtdurchmesser wurde in einem Grubenhaus des 13. Jahrhunderts in der Wüstung Schattenhusen (Ldkr. Paderborn) entdeckt (Gai/Haasis-Berner 2014, 282). Häufig haben sie jedoch Zylinderdurchmesser von 28 bis 33 cm und Gesamtdurchmesser von 34 bis 38 cm wie beispielsweise ein Fund aus einem Brunnen der vom späten 12. bis ins frühe 16. Jahrhundert bestehenden Klosteranlage tom Roden bei Höxter (vgl. Abb. 2,6; Korzus 1982, 151–152, Abb. 123–125).

Eine zumindest gestalterisch eigene Gruppe stellen massive Bodensteine dieser Art dar, deren Auslässe als Gesicht gestaltet sind (Reitz 2009; Böhme/Kenzler 2011; Hall 2011). Zu keinem davon ist ein Läufer überliefert.

Die letzte hier zu besprechende Form hat einen nahezu doppelkonischen Läufer mit schüsselförmigem Auge und zwei diametral überstehenden, oben mit Mulden für den Antrieb versehenen Hörnern. Derartige Läufer des 13. Jahrhunderts stammen aus der Bergbausiedlung Altenberg (Ldkr. Siegen-Wittgenstein) (vgl. Abb. 2,7; Weisgerber/Vierck 1998, 166–168) und aus der Vorburg von Burg Mark bei Hamm (vgl. Abb. 2,8; Leenen 2011, 385 mit Abb. 127,2) sowie undatiert aus Herford (Doms 1986) und aus dem englischen Combwich (Portable Antiquaries Scheme, SOM-D9C047). Bei den beiden ersten Beispielen ist das Auge rechteckig. Man könnte dahinter einen speziellen Antrieb vermuten, doch musste durch diese Öffnung auch das Mahlgut eingefüllt werden. Einer der beiden lief auf einer Haue. Die nur in einem Fragment erhaltenen Bodensteine mussten eine entsprechend konische Wandung haben.

Verwendung von Trogmühlen

Es ist durchaus denkbar, dass die unterschiedlichen Formen für unterschiedliche Zwecke verwendet wurden. Die nur flachen Eintiefungen für den Antrieb dienten in den meisten Fällen wohl als Lager für eine an einem Rahmen mittig über dem Rotationszentrum gelagerte Schwinge. Trogmühlen haben einen geringeren Durchmesser als herkömmliche Handmühlen. Daher wird gerade auf den äußeren Bereich, der sich mit relativ höherer Geschwindigkeit bewegt, verzichtet. Vor allem die flachen Formen bringen durch ihre geringe Masse nur wenig Druck auf. Kein einziger Läufer oder Bodenstein zeigt radiale Rillen (= Schärfe). Das Mahlgut wurde also zwischen zwei glatten Flächen zerrieben.

Bei einer Rotation um das Mühleisen kann keine Mahlfunktion entlang der senkrechten Wandung gewährleistet werden. Gelegentlich dort zu erkennende Schleifspuren sind wohl eher auf eine Unwucht zurückzuführen. Dafür wird das Produkt mit der Drehung des Läufers der Wandung entlang zum Auslass transportiert. Für diesen Effekt war nicht zwingend eine aufwendig aus dem Stein herausgearbeitete Wandung notwendig, wie eine hölzerne Fassung einer Handmühle aus einer Auffüllschicht nach dem Greifswalder Stadtbrand von 1263/1264 zeigt. Der flache Bodenstein hat einen Durchmesser von etwa 30 cm (Abb. 3; Schindler 2008, Abb. 146). Auch bei einigen Buchmalereien scheinen Bodenstein und Läufer in hölzerne Fassungen mit Auslass eingetieft zu sein.[4] Versuche mit einem Nachbau der Greifswalder Mühle (Abb. 3) haben gezeigt, dass der seitliche Spalt zwischen Bodenstein und Fassung irgendwie geschlossen werden musste, um nicht mit Mahlgut aufgefüllt zu werden und etwa einen Schimmelbefall zu riskieren – ein Problem, dass bei Trogmühlen nicht bestand.

Vor allem für Funde aus Bergbaugebieten wie jenem Läufer vom Altenberg oder einen Bodenstein aus einer Haspelkammer eines Schachtes unter dem Obertorplatz in Dippoldiswalde (Ldkr. Sächsische Schweiz-Osterzgebirge)[5] wurde mit Verweis auf die Abbildung einer größeren, zylindrischen Trogmühle in Georg Agricolas (1494–1555) De Re Metallica (1556) eine Verwendung als Erzmühle vorgeschlagen (Weisgerber/Vierck 1998, 166–168; Böhme/Kenzler 2011, 102–103). Dafür bräuchte es aber ein Gestein, das deutlich härter ist als das zu mahlende Erz und vermutlich auch eine große Masse.

Eine um 1320/1330 in Gent entstandene Marginalie zeigt mehrere Personen, die eine Trogmühle bedienen, aus deren Öffnung in seichten Wellen ein weißlich-hellblauer Strom herausrinnt (Oxford, Bodleian Library, MS. Douce 6, fol. 20r). Eine um 1360 ausgeführte Wandmalerei auf Burg Karlštejn (CZ) zeigt im Auffanggefäß unter dem Ausfluss einer Trogmühle ein weißes Häufchen. Es diente also zur Erzeugung eines Pulvers, mutmaßlich von Getreidemehl oder weißem Gewürz (Husa 1971, Abb. 74; Böhme/Kenzler 2011, 101).

Ohne es hier vertiefen zu können, soll kurz auf die gelegentlich postulierte Funktion von Trogmühlen zur Ölgewinnung (so Mittelstrass 1996, 166) eingegangen werden. Gegen die Ölgewinnung mittels Trogmühlen haben Manfred Böhme und Hauke Kenzler (2011, 102) überzeugende Argumente vorgelegt. Eine Darstellung der Ölgewinnung in einer 1467 in Hagenau (FR) entstandenen Handschrift von Konrad von Ammenhausens Schachzabelbuch zeigt eine Presse mit einer hölzernen Gewindespindel ähnlich einer Weinkelter (Stuttgart, Württembergische

4 Oxford, Bodleian Library, MS. Bodl. 264, fol. 170v; Los Angeles, J. Paul-Getty-Museum, Ms Ludwig XI 7, fol. 64v ([…] *mola quod dicitur quirna*) und ggf. auch jene in Anm. 2.

5 https://www.miberz.de/de/entdecken-aktueller-fund-des-monats/ Stand 30/05/2023.

Abb. 3 Hölzerne Fassung einer Handmühle aus Greifswald, 13. Jahrhundert, Maßstab 1:10 und Rekonstruktion (Landesamt für Kultur und Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern, Landesarchäologie, Zeichnung: C. Kräntzer; Rekonstruktion: Fabian Brenker).

Landesbibliothek, Cod.poet.et phil. fol. 2, fol. 320r). In der dargestellten Geschichte geht es um einen Betrug des Müllers bei der Ölgewinnung aus Nüssen (Hausner 2010, 427–428). Die Apparatur bringt also Druck auf, nicht Reibung. Nicht auszuschließen ist, dass die Ölfrüchte vor dem Pressen in einer wie auch immer gearteten Mühle oder in einem Mörser zerkleinert wurden, falls dabei nicht schon zu viel Öl verloren ging.

Pfeffer- und Senfmühlen

Sucht man in Schriftquellen nach explizit von den Handmühlen unterschiedenen, handlichen Mühlen, so trifft man auf Pfeffer-, Gewürz- und Senfmühlen. Alexander Neckam († 1217) stellte um 1190 in De utensilibus eine idealtypische Küche vor. Darin sollten sich unter einer großen Vielfalt an Geräten neben einer Handmühle auch eine Pfeffermühle (*Mola assit piperalis, et mola manualis*) vorhanden sein (Wright 1857, 97). Wegen der Bezeichnung als *mola* ist von einer Rotationsbewegung auszugehen. Die Pfeffermühle schien sich also in ihrer Gestalt von der gewöhnlichen Handmühle zu unterscheiden, da definitiv von zwei Objekten und nicht von zwei Funktionen die Rede ist. Pfeffer scheint damals bereits eine große Bedeutung gehabt zu haben. In London lässt sich eine „guild of pepperes“ bereits 1180 nachweisen (Nightingale 1985, 123). Von den zehn neu entdeckten poitevinischen Soßenrezepten des späten 12. Jahrhunderts aus Durham (GB) sollte für neun Pfeffer verwendet werden (ebenso für die beiden übrigen Rezepte), was damit die häufigste Zutat der Sammlung ist (Gasper/Wallis 2016, 1363). Pfeffer konnte im Mittelalter auch Soße im Allgemeinen bedeuten. In deutschsprachigen Texten tritt die Pfeffermühle erst im 15. Jahrhundert auf, so im Vocabularius Ex quo aus dem frühen 15. Jahrhundert als *Pyperalium ein peffermole/ Mola piperis idem* (Grubmüller/Schnell 1989, 2007), in einer Colmarer Sammelhandschrift um 1459/1462 als *pfeffermül* (Bartsch 1862, 394, Nr. LXXVII Z. 23), ab 1510 in der Küche der Deutschordensniederlassung in Angerburg/ Węgorzewo (PL) (Ziesemer 1921, 71,20, 73,2, 74,25) und

1513 in Labiau/Polessk (RU) (Ziesemer 1921, 297,29). Der wohl von einem italienischen Koch im 13. Jahrhundert zusammengestellte und zuerst in einer Handschrift des frühen 14. Jahrhunderts überlieferte Liber de Coquina (Maier 2005, 73–134) und das in einer Handschrift von 1347/1350 überlieferte Bůch von gůter Spise (Hajek 1958; München, Universitätsbibliothek, 2° Cod. ms. 731 (Cim. 4), fol. 156r–165v) empfahlen Pfeffer in 19 % beziehungsweise 26 % der Rezepte (Maier 2005, 17). Mittelalterliche Funde von Pfefferkörnern (Piper nigrum) lassen sich in Norddeutschland zwar schon seit dem 13. Jahrhundert nachweisen, treten aber erst ab dem 15./16. Jahrhundert häufiger auf (Wiethold 2007, 210–213, 220–221).

Für das Jahr 1293 berichtet das Chronicon Colmariense: „Das Jahr war warm und trocken, der Wein sehr gut. […] Die Colmarer hatten genug Wein und Getreide. Ein Viertel Weizen wurde für 7 Solidi verkauft, aber ein Viertel Mehl für ein Pfund, weil das Wasser für die Mühlen abgeleitet worden war. Die Armen zermahlten den Weizen in Mörsern, andere in Gewürzmühlen.“[6] Wenn diese Tätigkeiten für einen Chronisten erwähnenswert erschienen und laut seiner Schilderung der Notsituation geschuldet waren, kann man wohl rückschließen, dass sie in normalen Zeiten nicht praktiziert wurden. Die Chronik vermittelt zugleich, dass Gewürzmühlen auch in ärmeren Bevölkerungsschichten Colmars (FR) verbreitet waren.

Immer wieder wurde darauf hingewiesen, dass Trogmühlen in der Neuzeit als Kräuter- oder Senfmühlen bezeichnet wurden (Reitz 2009, 118; Böhme/Kenzler 2011, 100–102). Letztere maßen dieser Anwendung aber unter Verweis auf die geringe medizinische Bedeutung des Senfs nur eine untergeordnete Rolle zu. Nach Ausweis der spätmittelalterlichen Inventare waren aber gerade Senfmühlen weit verbreitete Küchengeräte: Auf dem Zoll zu Udenheim (Ldkr. Alzey-Worms) befand sich 1464/1465 neben einem *steynin murbelstein oder stoßstein und ein stoßel* auch *ein steynnin senffmule* (Andermann 1987, 150–151) – sie war also explizit aus Stein. Die Wahrscheinlichkeit ist somit groß, dass damit eine oder mehrere Formen der oben beschriebenen Trogmühlen gemeint war. Anders als die Pfeffermühle wird eine *senfmüle* in deutschsprachigen Quellen schon um 1300 in Hugo von Trimbergs († nach 1313) Renner (Vers 6393) sinnbildlich erwähnt (Ehrismann 1908, 266). Im Inventar der Burg Schambach (Ldkr. Straubing-Bogen) von 1376 wurde in der Küche *I seniffmůl* verzeichnet (Putzer 2019, 32, 141). Auch in der Niederlassung des Deutschen Ordens in Thorun/Toruń (PL) wurde in den Inventaren von 1436 bis 1441 unter dem *Kochgerethe* eine *senffmole* (Ziesemer 1921, 447,15, 450,37, 454,10, 456,24) verzeichnet; eine solche schon 1404 auf Gotland (SE) (Ziesemer 1921, 762,23) und 1441 in Balge (Ziesemer 1921, 170, Anm. 6). Im Bůch von gůter Spise (§ 16) wird die im Mörser gemeinsam mit gekochten Eiern zerstoßene Leber mit Gewürzwein oder Essig vermengt und in einer *senf-můlen* gemahlen. Auch sonst wird dort viel gemahlen (§ 21, 24, 26, 29, 47–48). Der vor 1393 abgefasste Ménagier de Paris nennt die Senfmühle (*moulin à moustarde*) zweimal: Im ersten Rezept sollen Nüsse, Senf-, Anis-, Fenchel-, Koriander- und Kümmelsamen zu Pulver zerstoßen werden, bevor sie in die Senfmühle gegeben und mit Essig getränkt werden. Im zweiten Rezept wird betont fein geschnittener Meerrettich in die Senfmühle gegeben und anschließend ebenfalls in Essig getränkt (Pichon 1846, 245–246). Um Senf richtig zuzubereiten, empfiehlt der Verfasser, die Senfsamen über Nacht in Essig einzuweichen und dann in der nicht näher ausgeführten Mühle zu mahlen (Pichon 1846, 229). Daraus wird deutlich, dass die Anwendung der Senfmühle trotz ihres Namens keineswegs auf die Zerkleinerung von Senfkörnern beschränkt blieb und sogar grobe, feuchte Substanzen hineingegeben wurden, die vermutlich weder durch das Auge eingeführt werden konnten noch aus dem Auslass herausrieselten oder -flossen. Ein Entkoppeln der Schwinge und Herausheben des Läufers war mühelos machbar.

Da Pfeffer und Senfsamen beides kleine runde Körner sind, werden sich die beiden Mühlentypen sicher sehr ähnlich gewesen sein, falls sie nicht sogar identisch waren. Franz Irsigler (1974, 13) vermutete sogar, dass es sich bei dem in Handelsquellen des späten 15. Jahrhunderts im Raum Worms und Speyer häufig erwähnten Pfeffermehl eigentlich um Senfmehl handeln könnte. Die Bezeichnung als Mehl wäre bei Senf jedoch bemerkenswert, da Senfkörner beim Mahlen eher einen Brei oder eine Paste ergeben als ein Pulver. Größere Fundmengen an Senfsamen sind in den archäobotanischen Proben selten. Ein verkohlter Vorrat wahrscheinlich an weißen Senfsamen (Sinapis alba) in einem Grubenhaus wohl der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Gerlingen (Ldkr. Ludwigsburg) bildet hier eine Ausnahme (Rösch/Gross 1994, 730, 744). Schwarze Senfsamen (Brassica nigra) treten im Hochmittelalter immerhin auf 14,7 % der beprobten und ausgewerteten Grabungen in Baden-Württemberg auf.[7]

Aufkommen des Mörsers

Mörser (von lat. *mortarium*) sind stabile Gefäße, in denen mittels eines Stößels Substanzen zerkleinert werden. Es gab sie im Mittelalter aus Holz, Stein und Bronze, Glas und

6 Jaffé 1861, 158–159: *Annus fuit calidus et siccus, vinum optimum.* […] *Columbarienses vinum et bladum sufficientia habebant. Quartale frumenti vendebatur 7 solidis; sed quartale farinae pro libra ob aquam modendinarum alo derivatam. Pauperes in mortariis frumentum triverunt, alii in molendinis specierum*, […].

7 Für Auskunft zur Zeitstufe Hma2 (≈12./13. Jahrhundert) in der Kulturpflanzen-Datenbank des Landesamts für Denkmalpflege danke ich Manfred Rösch.

Abb. 4 Mörser von Ruine Neu-Isenburg, vor 1288, Maßstab 1:10 (Leenen 2011, Taf. 294).

Gusseisen. Die hier im Fokus stehenden Mörser sind alle aus Stein. Sie haben einen halbkugeligen Körper, der oft zu zwei Seiten mit stegartigen Griffen versehen ist und orthogonal dazu über zwei ebenfalls hervorstehende Auslässe verfügt. Gemeinsam mit seiner oft polygonalen Standfläche hat der Mörser eine fast kubische Erscheinung und wurde wohl aus einem Quader gearbeitet, wie eine Entwurfszeichnung in Hans Hammers († 1519) Skizzenbuch verdeutlicht (Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 114.1 Extrav., fol. 27r).

Steinmörser abweichender Form gab es auch schon im Frühmittelalter, wobei sie nur an wenigen Orten, wie in Dorestad (NL) in datierenden Kontexten gefunden wurden; dort aber gleich Fragmente von etwa 100 Mörsern und möglicherweise eines Stößels (Kars/Broekman 1981, 415–434).

Stratigrafische Datierungen von Funden ins 11. oder 12. Jahrhundert sind selten oder unsicher. Fragmente eines mutmaßlichen Mörsers mit reliefiertem Gesicht aus Namurer Blaustein stammen aus einer Brandschicht des 12. Jahrhunderts in der Hauptburg der Motte Lürken bei Aachen (Piepers 1981, 125, 185 mit Taf. 15). Auch ein Mörser mit Griffrippen und Auslass aus Trachyt aus Periode IIIc/IVa der Motte Kippekausen (Rheinisch-Bergischer Kreis) gehört wohl noch ins 12. oder 13. Jahrhundert (Gollub 1971, 229, 231 mit Abb. 14,7). Mörserfragmente von der um 1240 errichteten und 1288 geschleiften Neu-Isenburg bei Essen (Leenen 2011, 384 mit Taf. 134,1 und 294) gehören zu den frühesten durch ein Datum ante quem datierbaren Funden der oben beschriebenen Art (Abb. 4). Ein etwas jüngeres Datum ante quem geben die Funde aus einem um 1300 verschütteten Keller mit verkohltem Roggen in Nußloch südlich von Heidelberg (Gross/Hildebrandt 2005) und von der 1312 zerstörten Burg Beutelsbach (Rems-Murr-Kreis). Vor allem in städtischen Fundschichten des Spätmittelalters aber auch auf Burgen sind sie derart häufig und zugleich stratigrafisch oft nicht enger zu datieren, dass auf weitere Nachweise verzichtet wird.

Verwendung von Mörsern

Bereits im späten 12. und 13. Jahrhundert waren Mörser fester Bestandteil des sich damals etablierenden Apothekerhandwerks. So wird ein *morsaere* in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in zwei deutschsprachigen pharmazeutischen Rezeptbüchern für Kräuter und Gewürze empfohlen (Pfeiffer 1863, 119, § 3, 4, 134). Zeitgenössische Abbildungen lassen bei Apothekern aber stets auf Bronzemörser schließen.[8] Steinmörser vorrangig als medizinische Geräte verstehend hat jüngst Ben Jervis (2022) aus der Verbreitung von 517 Mörserfunden in England auf die Verbreitung medizinischen Wissens in wohlhabenderen Haushalten im 13. bis 15. Jahrhundert geschlossen. In dieser Zeit war der Mörser aber längst auch zu einem gängigen Küchenutensil geworden, wie im Folgenden dargestellt wird.

In Alexander Neckams idealtypischer, nordfranzösisch-südenglischer Küche um 1190 sollte sich auch ein Mörser samt Stößel (*mortarium, pilus*) befinden (Wright 1857, 97). Auch in der flämischen und englischen Buchmalerei der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind mutmaßliche Steinmörser im Küchenkontext zu finden.[9] Gleiches bestätigen spätmittelalterliche Burginventare, in denen Mörser – meist ohne Angabe des Materials, manchmal aber auch explizit aus Bronze – regelmäßig in Küchen aufscheinen.[10]

Im bereits erwähnten Inventar des bayerischen Ritters Erhard Rainer von Schambach (erwähnt 1357–1384/90) von 1376 wurden unter dem *chuchel geschierr* direkt nach *II morsår mit stozzel mit tall* ein *stuppsib* wohl zum Sieben von Mehl und gemahlenen Gewürzen aufgeführt. Fraglich ist, ob es in einem funktionalen Zusammenhang stand (Putzer 2019, 32, 142).

8 Vgl. beispielsweise London, British Library, Harley 1585, fol. 7v (spätes 12. Jahrhundert), eine Szene im Fenster der Wunder des St. Nikolaus im nördlichen Seitenschiff in Chartres (frühes 13. Jahrhundert) und auf dem Siegel des Konstanzer Apothekers Magister Wernher an einer Urkunde von 1264 (Planck 1994, 299).

9 Etwa Oxford, Bodleian Library, MS. Bold. 264, fol. 170v; London, British Library, MS Stowe 17, fol. 176r; ebd. Add. MS 42130, fol. 207r.

10 Zingerle 1909, 344; Ziesemer 1921, 924–925; Andermann 1987, 150–152, 155; Ehmer 1998, 122.

Der Liber de Coquina (Maier 2005, 73–134) und das Bůch von gůter Spise (Hajek 1958) ziehen den Mörser etwa für Kräuter/Gewürze, Gemüse, eingeweichte Kichererbsen, gekochte Erbsen, gekochte Bohnen, gesottene Quitten, Obstkerne, Mandeln, Nüsse, gebratene Leber, Fisch, eingeweichte Fischschuppen, Huhn, gebackene Eidotter und eingeweichtes Brot heran.

Für saure Substanzen sind Kalkstein und Buntmetall, letzteres wegen des Bleis und des Grünspans, eher ungeeignet. Im Bůch von gůter Spise (§ 11, 28) wird der Mörser auch ins Feuer gestellt und der Inhalt in Schmalz gebraten, was auf Stein oder Buntmetall schließen lässt. Ein karolingerzeitlicher Mörser aus Dorestad (Kars/Broekman 1981, 418, 427) und jener von Burg Beutelsbach zeigen innen Hitzespuren. Erwähnenswert ist die Umnutzung eines großen Mörsers wohl zur Erwärmung von Wollkämmen in einem Haus der Periode VIII (14. Jahrhundert) an der Konstanzer Marktstätte (Ade 2018, 376). Daneben wurden Mörser auch für technische Zwecke verwendet, wie ihn Theophilus Presbyter in De diversis artibus (Buch 3 Kapitel 94) zur Zerkleinerung der Krappwurzel als Färbemittel empfiehlt (Brepohl 2013, 495).

Die genannten Schriftzeugnisse empfahlen den Mörser zur Zerkleinerung von Speisen (vielleicht auch dem Textgenre geschuldet), nie aber für Getreide. Somit scheint der Mörser in seiner primären Nutzung kein Nachfolger der Handmühle zu sein. Auch die oben zitierte Stelle aus dem Chronicon Colmariense schildert das Getreidemahlen in Mörsern als einen der Dürre geschuldeten Sonderfall. Denkbar wären Mörser zum Entspelzen von Hafer oder Hirse oder zum Stampfen kleiner Getreidemengen etwa für Brei. Jedoch sind Mörser aus Kalkstein zu weich dafür (Kars/Broekman 1981, 432). In Wiener Neustadt (AT) wurde in einer Mauer des 13. Jahrhunderts ein großer, zerbrochener Stein mit einer mörserartigen Aushöhlung sekundär vermauert und als Rest einer Ölmühle gedeutet (Geigenberger 2019, 269),[11] ähnlich Alfred Höllhuber (1995, 223–224) zu einem Fund von der oberösterreichischen Ruine Klingenberg bei St. Thomas am Blasenstein. Jüngst wurde ein solcher Mörserstein in einem Haus der hoch- bis spätmittelalterlichen Wüstung Thiementhal-Neusiedl bei Klein-Harras östlich von Wien nahe einer Gebäudemauer des 15. Jahrhunderts freigelegt (Filzwieser/Hangartner/Ragger 2023, 14). Derartige Mörsersteine wurden im Weinviertel in den letzten Jahrhunderten als *Breinsteine* bezeichnet, wobei *Brein* für Getreide steht, das zu Brei verarbeitet wird (Hepp 1970, 196–197). Unabhängig davon wurden in ganz ähnlicher Art die in den Häusern des slawischen Burgwall Groß Raden (Ldkr. Ludwigslust-Parchim) eingegrabenen Holzmörser aufgrund des massiven Hirsenachweises im Umfeld als Hirsestampfen interpretiert (Schuldt 1985, 137–141). In ihrem schon morphologisch stationären Charakter unterscheiden sich Mörsersteine und die slawischen Holzmörser grundsätzlich von den oben besprochenen Steinmörsern. Im Gegensatz dazu hat ein als Ölpresse gedeutetes Holzfragment aus Groß Raden eine konische Bohrung mit kleinem zentralem Loch zum Entweichen des Produkts unten in der Mitte und war wohl zum Pressen eingerichtet (Schuldt 1985, 141 mit Abb. 131, Taf. 25e).

11 Freundlicher Hinweis von Thomas Kühtreiber, IMAREAL Krems a. d. Donau.

Fazit

In Summe entsteht der Eindruck, dass die seit dem Hochmittelalter weit verbreiteten Trogmühlen und Steinmörser keine optimierten Nachfolger der frühmittelalterlichen Handmühlen zum Zweck des Getreidemahlens waren und nur in Notfällen dafür herangezogen wurden. Beides waren wohl eher Spezialgeräte, die – im Fall der Trogmühlen trotz der wahrscheinlichen Benennung als Pfeffer- oder Senfmühle – für eine Vielzahl von Zerkleinerungs- und Mischtätigkeiten im Haushalt verwendet wurden. Ihr vermehrtes Aufkommen fällt in eine Zeit, in der neben metallenem Küchengerät (Hasse 1979) und Keramik die materielle Kultur im Allgemeinen eine Pluralisierung erfuhr. Es bleibt zu untersuchen, ob die unterschiedlichen Formen der Trogmühlen funktionale oder regionale Eigenheiten sind. Auch praktische Versuche zu deren Verwendung wären wünschenswert.

Dank

Für Hinweise aus der Praxis danke ich herzlich Timo Diem/Burladingen und Andreas Klumpp/Bamberg, für Literatur Stefan Wenzel/LEIZA Mainz, Luisa Radohs/Uni Freiburg, Sonja König/Archäologischer Dienst der Ostfriesischen Landschaft Aurich und Bernd Thier/Stadtmuseum Münster.

Literatur

Ade 2018: D. Ade, Die hoch- und spätmittelalterlichen Funde der Konstanzer Marktstätte. In: M. Dumitrache, Die Konstanzer Marktstätte im Mittelalter und in der Neuzeit. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 5 (Esslingen 2018) 269–404.

Andermann 1987: K. Andermann, Die Inventare der bischöflich speyerischen Burgen und Schlösser von 1464/65. Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz 85, 1987, 133–176.

Bartsch 1862: K. Bartsch (Hrsg.), Meisterlieder der Kolmarer Handschrift. Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 68 (Stuttgart 1862).

Bennett 1937: H. S. Bennett, Life on the English Manor. A Study of Peasant Conditions 1150–1400 (Cambridge 1937).

Bergmann 2023: R. Bergmann, Die Wüstungen des Hoch- und Ostsauerlandes. Studien zur Kulturlandschaftsentwicklung in Mittelalter und früher Neuzeit. Bodenaltertümer Westfalens 53 (Heidelberg 2023).

Bloch 1935: M. Bloch, Antritt und Siegeszug der Wassermühle (1935). In: C. Honegger (Hrsg.), Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse (Frankfurt am Main 1977) 171–197.

Böhme/Kenzler 2011: M. Böhme/H. Kenzler, Mittelalterliche Trogmühlen mit Gesichtsdarstellung. Untersuchungen zu Verbreitung, Gebrauch und Ikonographie. In: R. Smolnik (Hrsg.), Breunsdorf 3. Breunsdorf – Ein verschwundenes Dorf im westsächsischen Braunkohlenrevier. Archäologischer Befund und schriftliche Überlieferung. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte 56 (Dresden 2011) 91–120.

Brepohl 2013: E. Brepohl, Theophilus Presbyter und das mittelalterliche Kunsthandwerk. Gesamtausgabe der Schrift „De diversis artibus“ in einem Band (Köln/Weimar/Wien^{2} 2013).

Doms 1986: A. Doms, 241 Herford. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 4, 1986, 368 mit Abb. 89.

Ehmer 1998: H. Ehmer, Schadensinventare fränkischer Burgen aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts (Schweinberg 1437, Bartenstein 1443). In: H. Ehmer (Hrsg.), Burgen im Spiegel der historischen Überlieferung. Oberrheinische Studien 13 (Sigmaringen 1998) 105–122.

Ehrismann 1908: G. Ehrismann (Hrsg.), Der Renner von Hugo von Trimberg 1. Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 247 (Tübingen 1908).

Faccani/Marti 2013: G. Faccani/R. Marti, Mühlsteine. In: R. Marti/W. Meyer/J. Obrecht, Der Altenberg bei Füllinsdorf. Eine Adelsburg des 11. Jahrhunderts. Schriften der Archäologie Baselland 50 (Basel 2013) 178–181.

Farrer/Clay 1947: W. Farrer/Ch. T. Clay (Hrsg.), Early Yorkshire Charters VII: The Honour of Skipton (Huddersfield 1947, ND Cambrigde 2013).

Filzwieser/Hangartner/Ragger 2023: R. Filzwieser/J. Hangartner/Th. Ragger, Das verschwundene Dorf im Matzner Wald – Von der Archäologischen Prospektion zum Mittelaltergarten. In: F. Pieler/E. Nowotny (Hrsg.), Beiträge zum Tag der Niederösterreichischen Landesarchäologie 2023. Veröffentlichungen aus den Landessammlungen Niederösterreich 4 (St. Pölten, 2023) 8–15.

Gai/Haasis-Berner 2014: S. Gai/A. Haasis-Berner, Die Überreste der Wüstung Schattenhusen. Eine ländliche Siedlung am Hellweg. In: H.-O. Pollmann (Hrsg.), Archäologische Rückblicke. Festschrift für Daniel Bérenger. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 254 (Bonn 2014) 265–296.

Gasper/Wallis 2016: G. E. M. Gasper/F. Wallis, Salsamenta pictavensium: Gastronomy and Medicine in Twelfth-Century England. English Historical Review 131 Nr. 553, 2016, 1353–1385.

Geigenberger 2019: N. Geigenberger, Archäologische Grabungen und Baubegleitung des Projekts Kasematten. In: Kasematten und St. Peter an der Sperr. Schutz und Glaube für Wiener Neustadt (Weitra 2019) 258–269.

Gollub 1971: S. Gollub, Die Motte Kippekausen bei Bensberg-Refrath, Rheinisch-Bergischer Kreis. In: Beiträge zur Archäologie des Mittelalters 2. Rheinische Ausgrabungen 9 (Düsseldorf 1971) 199–236.

Gross/Hildebrandt 2005: U. Gross/L. Hildebrandt, Nußloch. Fundberichte aus Baden-Württemberg 28, 2, 2005, 217–218.

Grubmüller/Schnell 1989: K. Grubmüller/B. Schnell (Hrsg.), Vocabularius Ex quo. Überlieferungsgeschichtliche Ausgabe, Bd. 4: L–P. Texte und Textgeschichte 25 (Tübingen 1989).

Hall 2011: M. A. Hall, Sideways. Face-play on the edge of some Scottish pot-querns, or a funny thing happening on the way to the abbey. In: P. Hardwick (Hrsg.), The playful middle ages, meaning of play and plays on meaning. Essays in memory of Elaine C. Block. Medieval Texts and Cultures of Northern Europe 23 (Turnhout 2011) 93–123.

Hasse 1979: M. Hasse, Neues Hausgerät, neue Häuser, neue Kleider. Eine Betrachtung der städtischen Kultur des 13. und 14. Jh. sowie ein Katalog der metallenen Hausgeräte. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 7, 1979, 7–83.

Hausner 2010: R. Hausner (Übers.), Konrad von Ammenhausen, Schachzabelbuch (Luzern 2010).

Heege 2002: A. Heege, Einbeck im Mittelalter. Eine archäologisch-historische Spurensuche (Oldenburg 2002).

Hajek 1958: H. Hajek (Hrsg.), Daz bůch von gůter spise. Aus der Würzburg-Münchener Handschrift. Texte des späten Mittelalters 8 (Berlin 1958).

Hepp 1970: E. Hepp, Die Fachsprache der mittelalterlichen Küche. Ein Lexikon. In: H. Wiswe, Kulturgeschichte der Kochkunst. Kochbücher und Rezepte aus zwei Jahrtausenden (München 1970) 185–224.

Höllhuber 1995: A. Höllhuber, Mittelalterliche Öllampen. Aus dem Fundgut von Burgruinen, Burgställen und Plätzen ehemaliger Holzburgen im unteren Mühlviertel. Oberösterreichische Heimatblätter 49, 3, 1995, 208–224.

Honig/Hopfenzitz 2018: P. Honig/F. Hopfenzitz, Spätmittelalterliche Burg über hochmittelalterlicher Holzbebauung im Stadtschloss Herrieden. Das archäologische Jahr in Bayern 2018, 127–130.

Husa 1971: V. Husa, Homo Faber. Der Mensch und seine Arbeit. Die Arbeitswelt in der bildenden Kunst des 11.–17. Jahrhunderts (Wiesbaden 1971).

Irsigler 1974: F. Irsigler, Kölner Wirtschaftsbeziehungen zum Oberrhein vom 14. bis 16. Jahrhundert. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 122, 1974, 1–21.

Jaffé 1861: Ph. Jaffé (Hrsg.), Chronicon Colmariense Monumenta Germaniae Historica Scriptores in Folio 17 (Hannover 1861) 189–232.

Janssen/Janssen 1999: B. Janssen/W. Janssen, Die frühmittelalterliche Niederungsburg bei Haus Meer, Kreis Neuss. Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen. Rheinische Ausgrabungen 46 (Köln 1999).

Jervis 2022: B. Jervis, Mortars, Medicine and Knowledge in Medieval England. Revue d'Histoire Nordique 29, 2022, 43–67.
Kars/Broekman 1981: H. Kars/J. A. Broekman, Early-Medieval Dorestad, an Archaeo-Petrological Study. Part IV: The Mortars, the Sarcophagi, and other Limestone Objects. Berichten van de Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek 31, 1981, 415–451.
Koehne 1904: C. Koehne, Studien über die Entstehung der Zwangs- und Bannrechte. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte – Germanistische Abteilung 25, 1904, 172–191.
König 2009: S. König, Die Stadtwüstung Nienover im Solling. Studien zur Sachkultur einer hochmittelalterlichen Gründungsstadt im südlichen Niedersachsen. Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens 39 (Rahden/Westf. 2009).
Korzus 1982: B. Korzus (Hrsg.), Kloster tom Roden. Eine archäologische Entdeckung in Westfalen (Münster 1982).
Leenen 2011: St. Leenen, Die Isenburgen an der Ruhr. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 52 (Darmstadt 2011).
Maier 2005: R. Maier (Hrsg.), Liber de Coquina. Das Buch der guten Küche (Frankfurt a. M.^{3} 2005).
Mittelstrass 1996: T. Mittelstrass, Eschelbronn. Entstehung, Entwicklung und Ende eines Niederadelssitzes im Kraichgau (12.–18. Jahrhundert). Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 17 (Stuttgart 1996).
Nauleau 2012: J.-F. Nauleau, Le mobilier de mouture. In: A. Valais (Hrsg.), L'habitat rural au Moyen âge dans le Nord-Ouest de la France: Deux-sèvres, Ille-et Vilaine, Loire-Atlantique, Maine-et-Loire, Mayenne, Sarthe et Vendée. Tome 1, Les synthèses (Rennes 2012) 235–252.
Nightingale 1985: P. Nightingale, The London Pepperer's guild and some twelfth-century English trading links with Spain. Bulletin of the Institute of historical Research 58, 1985, 123–132.
Pfeiffer 1863: F. Pfeiffer, Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 42, 1863, 110–200.
Pichon 1846: J. Pichon (Hrsg.), Le Ménagier de Paris 2 (Paris 1846).
Piepers 1981: W. Piepers, Ausgrabungen an der alten Burg Lürken. Rheinische Ausgrabungen 21 (Köln 1981).
Planck 1994: D. Planck (Hrsg.), Archäologie in Baden-Württemberg. Das Archäologische Landesmuseum, Außenstelle Konstanz (Stuttgart 1994).
Putzer 2019: K. Putzer, Das Urbarbuch des Erhard Rainer zum Schambach von 1376. Besitz und Bücher eines bayerischen Niederadligen. Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte N. F. 50 (München 2019).
Reitz 2009: H. Reitz, Die Trogmühle (Quern). Ein fast vergessener Handmühlen-Typ. Ein Objekt aus der Burg Lindenfels? Der Odenwald 56, 2009, 114–118.
Rösch/Gross 1994: M. Rösch/U. Gross, Hochmittelalterliche Nahrungspflanzenvorräte aus Gerlingen, Kreis Ludwigsburg. Fundberichte aus Baden-Württemberg 19, 1994, 711–759.
Schindler 2008: G. Schindler, Greifswald, Hansestadt, Fpl. 172. Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 56, 2008, 421–427.
Schotten/Wand 2002: J.-H. Schotten/N. Wand, Die mittelalterlichen Kleinfunde aus Holzheim. In: N. Wand, Holzheim bei Fritzlar. Archäologie eines mittelalterlichen Dorfes. Kasseler Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 6 (Rahden/Westf. 2002) 245–340.
Schuldt 1985: E. Schuldt, Groß Raden. Ein slawischer Tempelort des 9./10. Jahrhunderts in Mecklenburg. Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 39 (Berlin 1985).
Stegmaier 2001: G. Stegmaier, Früh- bis hochmittelalterliche Siedlungsreste aus Tübingen-Unterjesingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001, 183–185.
Steuer 1980: H. Steuer, Ein mittelalterlicher Verwahrfund aus Köln-Junkersdorf. In: Th. Krüger/H.-G. Stephan (Hrsg.), Beiträge zur Archäologie Nordwestdeutschlands und Mitteleuropas, Festschrift für K. Raddatz. Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens 16 (Hildesheim 1980) 383–402.
Weisgerber/Vierck 1998: G. Weisgerber/S. Vierck, Funde aus Stein. In: C. Dahm/U. Lobbedey/G. Weisgerber, Der Altenberg. Bergwerk und Siedlung aus dem 13. Jahrhundert im Siegerland 2. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 34 (Bonn 1998) 159–168.
Wiethold 2007: J. Wiethold, „… und pfeffers ein wenig mit gestossenem Pfeffer / ist es sehr gut und wolgeschmack.": Exotische Gewürze in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Küche. Quellen zur Handels- und Sozialgeschichte. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 19 (Küche, Kochen, Ernährung), 2007, 207–226.
Woebs 2000: T. Woebs, Burg Bietigheim. Archäologische Burgenforschung am Beispiel. Schriftenreihe des Archivs der Stadt Bietigheim-Bissingen 5 (Ulm 2000).
Wright 1857: The treatise De Utensilibus of Alexander Neckam. In: Th. Wright (Hrsg.), A Volume of Vocabularies. Illustrating the condition and manners of our forefathers, as well as the history of the forms of elementary education and of the languages spoken in this island, from the tenth to the fifteenth century (o. O. 1857) 96–119.
Ziesemer 1921: W. Ziesemer (Hrsg.), Das grosse Ämterbuch des Deutschen Ordens (Danzig 1921).
Zingerle 1909: O. von Zingerle, Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg (Innsbruck 1909).

Adresse

Dr. Fabian Brenker
Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg
Benediktinerplatz 5
78467 Konstanz
brenker@konstanz.alm-bw.de

Weinhandel und Ausschank im Schatten der Elisabethkirche

Ein lukrativer Wirtschaftszweig der Deutschordensniederlassung in Marburg

Christa Meiborg

Zusammenfassung

Der Deutsche Orden baute ab 1234 seine Niederlassung in Marburg vor den Toren der Stadt aus und stieg bis zum späten 15. Jahrhundert zu einem der bedeutendsten Grundherren in Hessen auf. Das Verhältnis zwischen dem Rat der Stadt und dem Deutschen Orden war in Bezug auf die unterschiedlichen wirtschaftlichen Interessen schwierig und von einer steten Konkurrenzsituation geprägt. Am Beispiel der Weinerzeugung wird hier dargelegt, wie die Deutschordensherren ihre Befreiung von städtischen Abgaben nutzten, um auf ihrem Gelände jahrhundertelang mit großem Gewinn Wein, Bier und Branntwein an die Bürgerschaft zu verkaufen. Um die Entwicklung der Baulichkeiten für den Ausschank darzulegen, werden die historischen Quellen und die überlieferten Pläne durch die Erkenntnisse der archäologischen Untersuchungen im Bereich der früheren Firmanei ergänzt.

Einleitung

Im vorliegenden Beitrag wird das zwiespältige Verhältnis zwischen der landgräflich regierten Stadt Marburg und der vor den Toren der Stadt gelegenen Deutschordensniederlassung am Beispiel des Weinhandels dargelegt. Die archäologischen Untersuchungen im Areal um die bekannte sog. Elisabethkirche in Marburg im Norden des heutigen Stadtgebietes konnten zusätzliche Informationen zu dem aus historischen und bauhistorischen Quellen überlieferten öffentlichen Weinausschank der Deutschordensbrüder liefern.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 139–150.

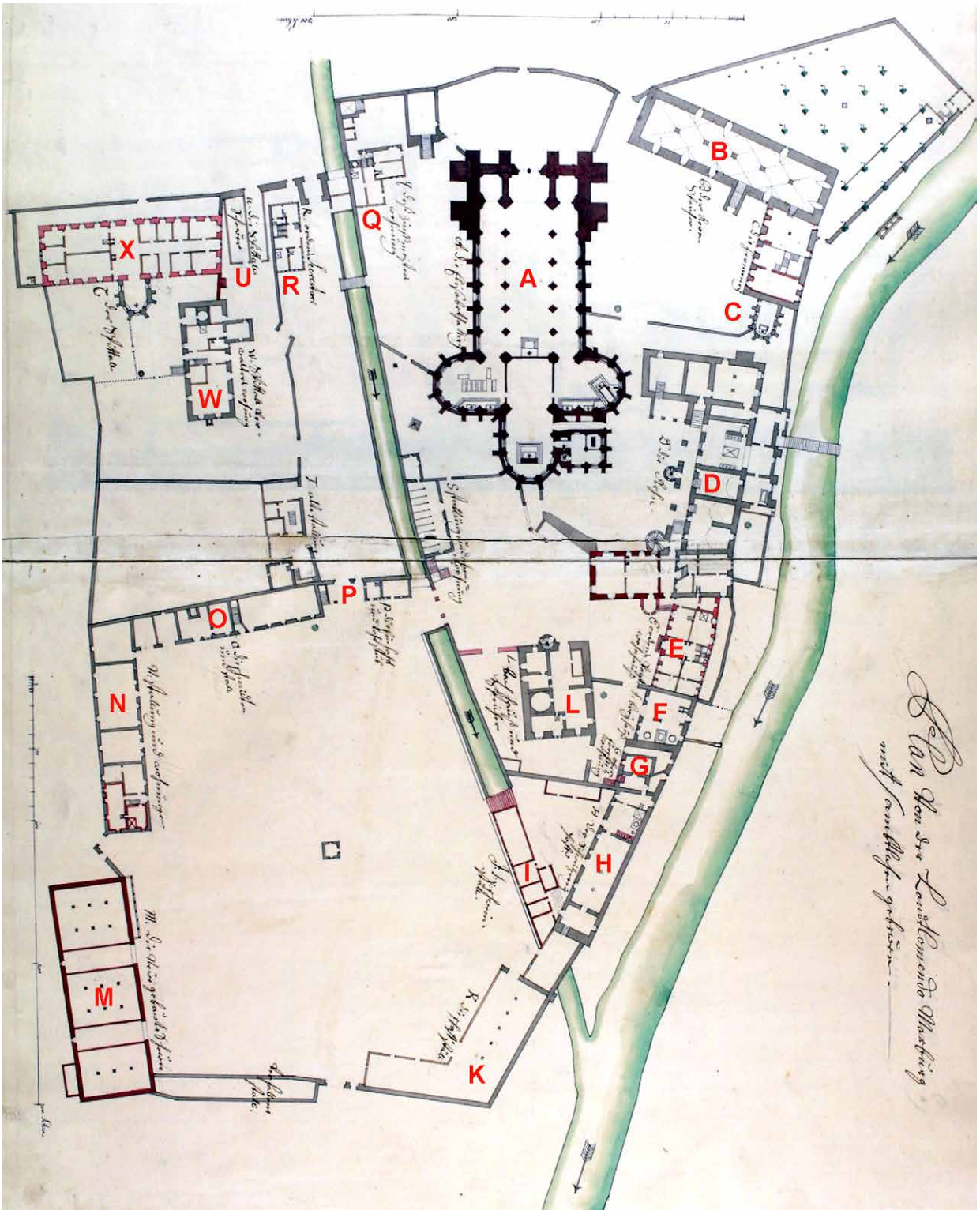


Abb. 1 Marburg, Deutschordensniederlassung. Übersichtsplan der Landkommende Marburg, sogenannter „Schönbornplan“ von 1734/35 (Staatsarchiv Würzburg, Schönborn-Archiv, Karten und Pläne, K VII/26). Legende: A Elisabethkirche; B Kornspeicher; C Firmanei (mit Kapellenanbau); D Wohnung des Landkomturs („die Rehn“); E Wohnung des Ordensvogtes („alte Komturei“); F Brauhaus; G Wohnung des Oberförsters („Fruchtmesserhaus“); H Schweizerei; I Schweinställe; K Schafställe; L Backhaus mit Speicher; M Scheune („neu gebaut“); N Stallung und Wohnung; O Schmiede und Stall; P Torhaus; Q Wohnung des Zinsmeisters; R Haus des Ordenssekretärs; S Stallung und Ordenswohnung; T alte Stallung; U Spitalscheune; W Wohnung des Spitalverwalters; X Spital (Elisabeth-Hospital).

Die Entwicklung der Deutschordensniederlassung in Marburg

Elisabeth von Thüringen pflegte ab 1228 in ihrem neu gegründeten Franziskushospital vor den Toren der Stadt Marburg Kranke und Arme und wurde für ihr wohltätiges Wirken nach ihrem frühen Tod 1231 heiliggesprochen. Ab dem Jahr 1234, ein Jahr vor dem Baubeginn der frühgotischen Marienkirche/Elisabethkirche, übernahm der Deutsche Orden auf Betreiben der thüringischen Landgrafen Konrad und Heinrich die Verwaltung des Franziskushospitals. Rund um die entstehende Kirche entwickelte sich über die Jahrhunderte eine große Ordensniederlassung mit zahlreichen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, die bis zur Aufhebung des Deutschordenshauses 1809 Bestand hatte.

Das Aussehen der Anlage um 1734/35 ist in vielen Einzelheiten bekannt und wird weiter unten ausführlicher beschrieben. Denn im Auftrag des damaligen Landkomturs des Deutschen Ordens in Hessen, Damian Hugo Graf von Schönborn, wurden das gesamte Gelände sowie die einzelnen Gebäude vermessen. Die danach erstellten Pläne fügte man in einem Atlas mit einem Übersichtsplan (Abb. 1) zusammen (Hotz 1967).

Im Zuge der Ausgrabungen auf dem ehemaligen Deutschordensgelände (1889, 1970/71, 2006–2021) zeigte sich eine deutliche Übereinstimmung zwischen der damaligen Dokumentation und den tatsächlich freigelegten Mauerstrukturen (Abb. 2). Es wurde aber auch sichtbar, dass nach der detaillierten Aufnahme der Gebäude im Gelände, der Gesamtplan nachträglich am Schreibtisch zusammengesetzt wurde, wie die leichten Abweichungen der Gebäudeausrichtung zueinander zeigen (Meiborg 2014a; Gütter/Meiborg 2016).

Eine zwei Meter breite Mauer, von den Abmessungen ähnlich wie die Umfassungsmauer einer Burg, umgab den Ordensbezirk, dessen Haupteingang an der Westseite von einem großen Torturm bewacht wurde (Abb. 1, rechts oberhalb von R). Durch das Areal floss der Ketzerbach im Süden und im Nordosten begrenzte der Mühlgraben („Schwarzes Wasser“) das Anwesen. Nordwestlich der Kirche lag die Firmanei, das Hospital der Ordensbrüder (Abb. 1,C). Östlich davon schloss sich als prächtiger, dreiflügeliger Bau das Wohngebäude des Landkomturs und der Deutschordensbrüder (Deutsches Haus) an (Abb. 1,E). Zahlreiche Wirtschaftsgebäude, Stallungen und Scheunen ergänzten im Osten und Südosten die Anlage. Für die Pilger wurde an der Südwestseite der Kirche (heute Pilgrimstein) das Elisabethhospital mit einem Kapellenanbau (Abb. 1,X) errichtet.

Der Weinanbau und Weinausschank in der historischen Überlieferung

Auf dem Gelände des im Jahre 1234 übernommenen Franziskushospitals erfolgte der Ausbau einer weiteren Niederlassung der Deutschordensherren, die sich in den nachfolgenden Jahrzehnten zu einer großen und wohlhabenden Ballei im Reich entwickelte. Der Besitz entstand durch Zuwendungen der Pilger zu dem Grab der Heiligen, durch Stiftungen wohlhabender Bürgerinnen und Bürger und durch das eingebrachte Vermögen der neu in den Konvent eintretenden Mitglieder aus Adel und Bürgertum (Braasch-Schwersmann 2019, 145). Durch diese umfangreichen Schenkungen und die gezielten Ankäufe des Ordens entwickelte sich der Deutsche Orden bis zum späten 15. Jahrhundert zu einem der bedeutendsten Grundherren in Hessen. Dabei traten die karitative Hospitalarbeit und die Pflege des Elisabethkultes bald in den Hintergrund gegenüber dem Aufbau und der Wahrung der Besitztümer zur Versorgung der Mitglieder der Ordensgemeinschaft.

Zur Deckung des Weinbedarfs für sakrale Zwecke und für die Versorgung der Angehörigen erwarb der Deutsche Orden auch gezielt Weingüter, zusätzlich zu den Schenkungen von Weinbergen in verschiedenen Anbaugebieten. In Marburg selbst besaß er mindestens 16 Morgen Weingärten, die sich meist in unmittelbarer Nähe zur Niederlassung und im Lahntal bei Niederweimar erstreckten. In dem vom Ketzerbach durchflossenen Seitental westlich der Elisabethkirche lagen die Weinberge in günstiger südwestlicher Hanglage und noch heute weist der Straßenname „Am Weinberg“ auf die frühere Nutzung hin (Braasch-Schwersmann 1997, 314–320). Rund 20 Fuder (ca. 19.000 Liter) Wein brauchte man jährlich alleine für die Marburger Konventsmitglieder, ein Bedarf, den die Marburger Weingärten nie decken konnten. Die Lieferungen der anderen weinbaubetreibenden Niederlassungen der Ballei Hessen wurden daher noch durch Zukäufe von besseren Weinen auf den Märkten in Gelnhausen und Frankfurt ergänzt (Braasch-Schwersmann 1997, 339–344).

Das Verhältnis zwischen dem Rat der Stadt und dem Deutschen Orden war in Bezug auf die wirtschaftlichen Interessen schwierig und von einer steten Konkurrenzsituation geprägt. Denn als geistliche Institution war dieser von allen Abgaben, wie z. B. „Wegegeld“, befreit und leistete auch als größter Grundherr vor Ort mit enormem Häuserbesitz keinen finanziellen Beitrag zum Allgemeinwohl. Der Weinverkauf auf dem Marburger Markt war dem Deutschen Orden nicht erlaubt und so wurden die Wein- und Bierüberschüsse durch eine Schankwirtschaft auf dem Deutschordensgelände direkt vertrieben, welches während des gesamten Mittelalters als reichsunmittelbares Gebiet vor dem Zugriff und den Regeln städtischer und landgräflicher Institutionen geschützt

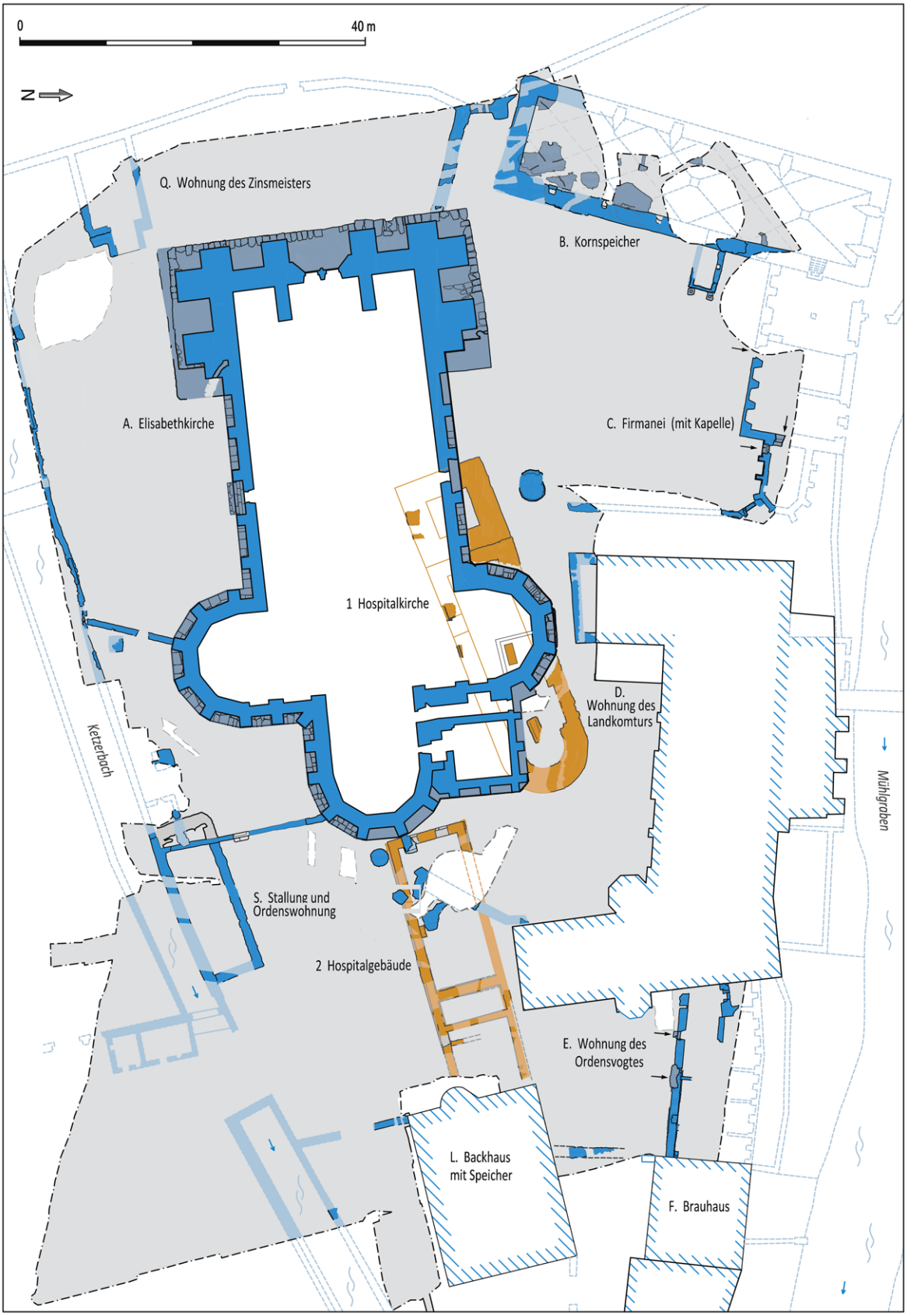

0
40 m
N
Q. Wohnung des Zinsmeisters
B. Kornspeicher
A. Elisabethkirche
C. Firmanei (mit Kapelle)
1 Hospitalkirche
D.
Wohnung des
Landkomturs
Ketzerbach
Mühlgraben
S. Stallung und
Ordenswohnung
2 Hospitalgebäude
E. Wohnung des
Ordensvogtes
L. Backhaus
mit Speicher
F. Brauhaus

Abb. 2 ◁ Marburg, Deutschordensniederlassung. Plan der Ausgrabungen 2006–2009/2011–2012, 2016, 2020–2021. In Dunkelblau die Ausgrabungsbefunde, die mit dem „Schönbornplan“ übereinstimmen bzw. dunkelblau schraffiert, die noch bestehenden Gebäude; in Hellblau, Ergänzungen nach „Schönbornplan“. A Elisabethkirche; B Kornspeicher; C Firmanei; D Wohnung des Landkomturs; E Wohnung des Ordensvogtes; F Brauhaus; L Backhaus mit Speicher; S Stallung und Ordenswohnung; Q: Wohnung des Zinsmeisters. In Orange die älteren Hospitalgebäude aus der Zeit der Hl. Elisabeth. (1: Hospitalkirche = erste Franziskuskapelle; 2: mutmaßliches Hospitalgebäude) (S. Gütter, Landesamt für Denkmalpflege Hessen).

war (Braasch-Schwersmann 1997, 346–348, 360). Auch diese indirekte Umgehung städtischer Abgaben („Ungeldsteuer“) führte zu einem anhaltenden Streit zwischen der Stadt und dem Marburger Konvent. So wurde 1395 bei Androhung einer empfindlichen Geldstrafe den Einwohnern verboten, Wein oder Bier in der Deutschordensniederlassung zu kaufen, von dort in ihre Häuser bringen zu lassen oder in der dortigen Schenke zu konsumieren. Doch scheint diese Strafandrohung den Verkauf nach Ausweis der Rechnungen nicht geschmälert zu haben und auch Marburger Honoratioren werden laut einer Schriftquelle im Sommer 1498 als Gäste im Ordensausschank genannt (Braasch-Schwersmann 1992, 76–77). Die Stadtbewohner besuchten weiterhin im Geheimen den Weinausschank und versuchten ihre Identität mit Hilfe von Tüchern oder kleinen Körben zu tarnen. Erst im 18. Jahrhundert scheint sich der Alkoholausschank zunehmend in die Stadt verlagert zu haben (Meschede, 1962, 20).

Bauhistorische Quellen zur Firmanei mit Firmaneispeicher

Doch in welchem Bereich der geistlichen Niederlassung wurde über die Jahrhunderte hinweg Wein, Bier und Branntwein öffentlich ausgeschenkt? Den ältesten erhaltenen Rechnungsbelegen des Marburger Kellners ist zu entnehmen, dass im Jahr 1379 in der Gaststube allein 21 Fuder (ca. 19.960 Liter) Wein verkauft wurden (Braasch-Schwersmann 1997, 348). Dabei muss offenbleiben, an welcher Stelle des Deutschordensgeländes ursprünglich der Ausschank stattfand. Im nordwestlichen Abschnitt der Niederlassung lag die frühere Firmanei (volkstümlicher Ausdruck für „infirmarium“ = Klausurkrankenhaus) mit zugehöriger Kapelle, die ursprünglich der Krankenversorgung und Altenpflege der Deutschordensbrüder diente. Die im gotischen Stil errichtete Kapelle wurde 1286 geweiht (Abb. 1,C; Abb. 2,C). Sie trug seither das Franziskuspatrozinium, was ebenso auf die knapp 40 Jahre ältere und südlich liegende Hospitalkapelle der Hl. Elisabeth zutraf, die zu dieser Zeit allerdings bereits nicht mehr stand (vgl. Abb. 2,1). Der nachträglich mit einem Winkel an die Westseite der Firmanei angebaute große Kornspeicher bildete mit dem älteren Bau zusammen einen eigenen Komplex innerhalb der Deutschordensniederlassung, der mit einer Mauer vom übrigen Deutschordensgelände abgetrennt wurde (Abb. 1,B und 1,C) . Dabei ging der Name des früheren Klausurhospitals auch auf das Speichergebäude über und wurde in den späteren Schriftquellen synonym verwendet (Abb. 3). Im Folgenden wird aber weiterhin zwischen dem älteren Firmaneibau mit Kapelle und dem jüngeren Firmaneispeicher, bzw. Kornspeicher unterschieden.

Anhand der bildlichen Überlieferung aus dem „Schönbornplan und -atlas “ von 1734/35 zeigt sich die Firmanei als zweistöckiger Bau mit Rechteckfenstern (Länge ca. 20 m; Breite ca. 11 m; Innenfläche rund 169 m^2), rechteckiger Tür mit Oberlicht, einem Satteldach und östlich angrenzender Kapelle (Abb. 4). Der Zutritt zum Gebäude erfolgte sowohl durch einen mittig gelegenen Zugang an der Hofseite, als auch über eine Tür an der Nordseite zum Mühlgraben hin. Auch das Kellergeschoss des Speichergebäudes war über eine weitere Treppe an gleicher Stelle mit der Firmanei verbunden. Der Bau war im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts im Erdgeschoss in zwei Räume und ein Treppenhaus unterteilt, während das erste Stockwerk in sieben kleine Räume untergliedert war. Die inneren Trennwände und Zwischendecken bestanden aus Holz, mehrere Öfen beheizten die Räume im ersten Stock (Meiborg 2014b, 163). Die Ansicht von Norden legt verschiedene Bauphasen nahe, da hier eine „Lücke“ im Fensterbild zu erkennen ist (vgl. Abb. 4, unten rechts) (Atzbach 2007, 95–96). Nach 1483 wurden die Räume im ersten Obergeschoss als Gastkammern genutzt (Leister 1977, 136). Um 1543 waren hier auch der Kellermeister und der Faßbinder in eigenen Räumen untergebracht (Braasch-Schwersmann 1997, 343). Die Firmaneikapelle wies eine Länge von rund 9 m und eine Breite 6,7 m auf (Innenfläche rund 25 m^2). Die Kapelle erstreckte sich direkt angrenzend östlich der Firmanei mit einem eingezogenen gestelzten Polygonalchor. Ihr einziger direkter Zugang lag auf der Südseite des Westjoches und wurde von einem spitzbogigen Säulenportal mit rundstabigem Gewände gebildet. Der Altar stand erhöht an der Ostwand der Kapelle (Abb. 4, linke Reihe, dritter Grundriss von oben). Beide Gebäude waren um 1721 grundlegend überholt worden und wohl im Vorfeld dieser Maßnahmen erfolgte ein Aufmaß des Gebäudekomplexes (Leister 1977, 105).

Direkt westlich vor die Firmanei gesetzt, bildete der mächtige Firmaneispeicher mit von 13,6 m Breite und 45 m Länge (Mauerstärke zwischen 1,9 – 2,05 m) den Westabschluss der Deutschordensbebauung (Gütter/Meiborg 2007, 122) (vgl. Abb. 1,B und 2,B). Der SSW-NNO ausgerichtete Bau besaß ein mächtiges Giebeldach, drei Stockwerke, ein Dachgeschoss und einen großen Keller mit

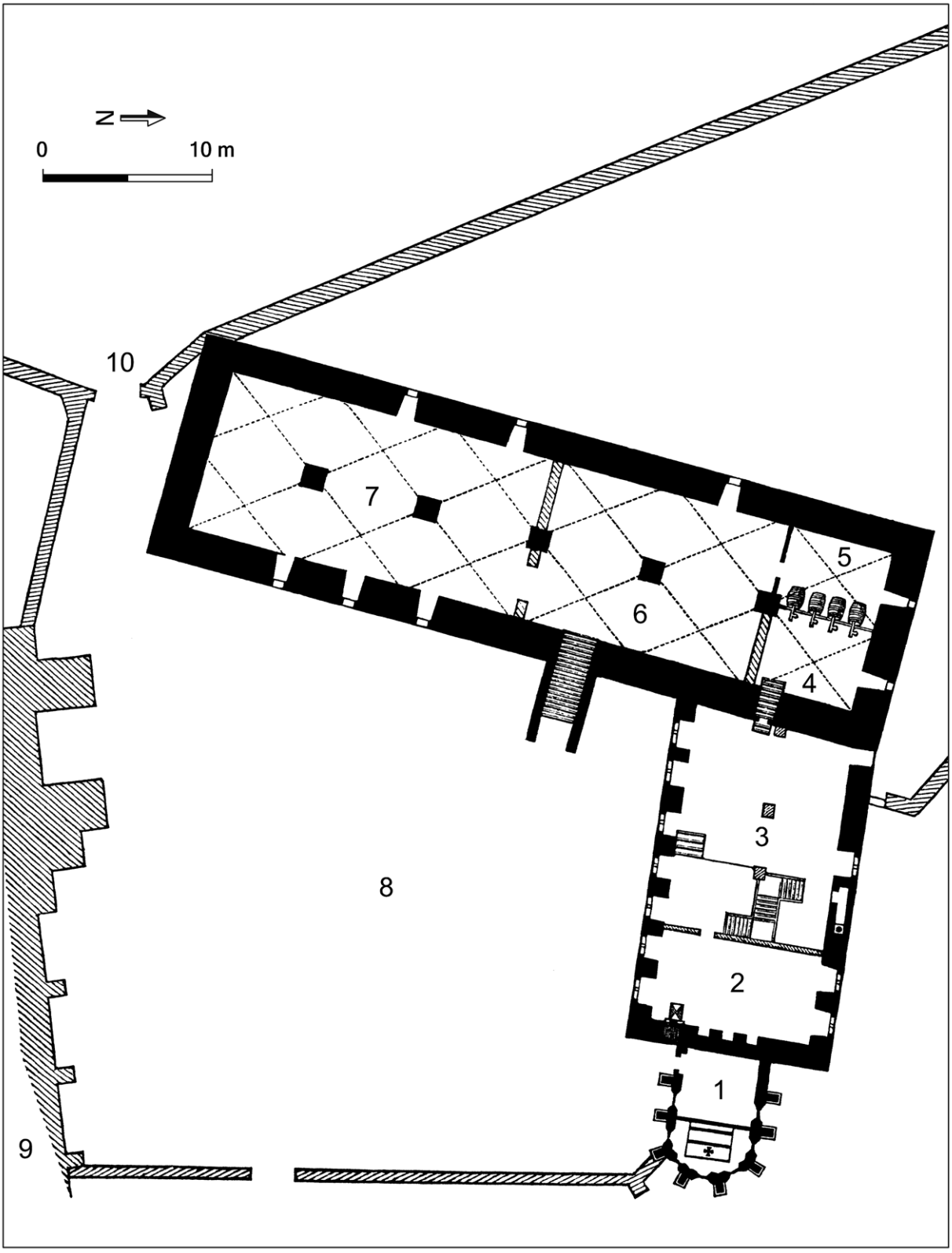


Abb. 3 Marburg, Deutschordensniederlassung. Grundriss der Firmanei nach einer Tuschezeichnung von 1718. (1 Kapelle; 2 Gaststube zum Zapfen; 3 Zapfhaus; 4 Zapfkeller; 5 Vorlegkeller; 6 Privatkeller Landkomtur; 7 Konventskeller/Trappeney; 8 Hof; 9 Elisabethkirche; 10 Einfahrt) (nach Planvorlage Bickell 1883, 36; Überarbeitung von S. Gütter, Landesamt für Denkmalpflege Hessen).

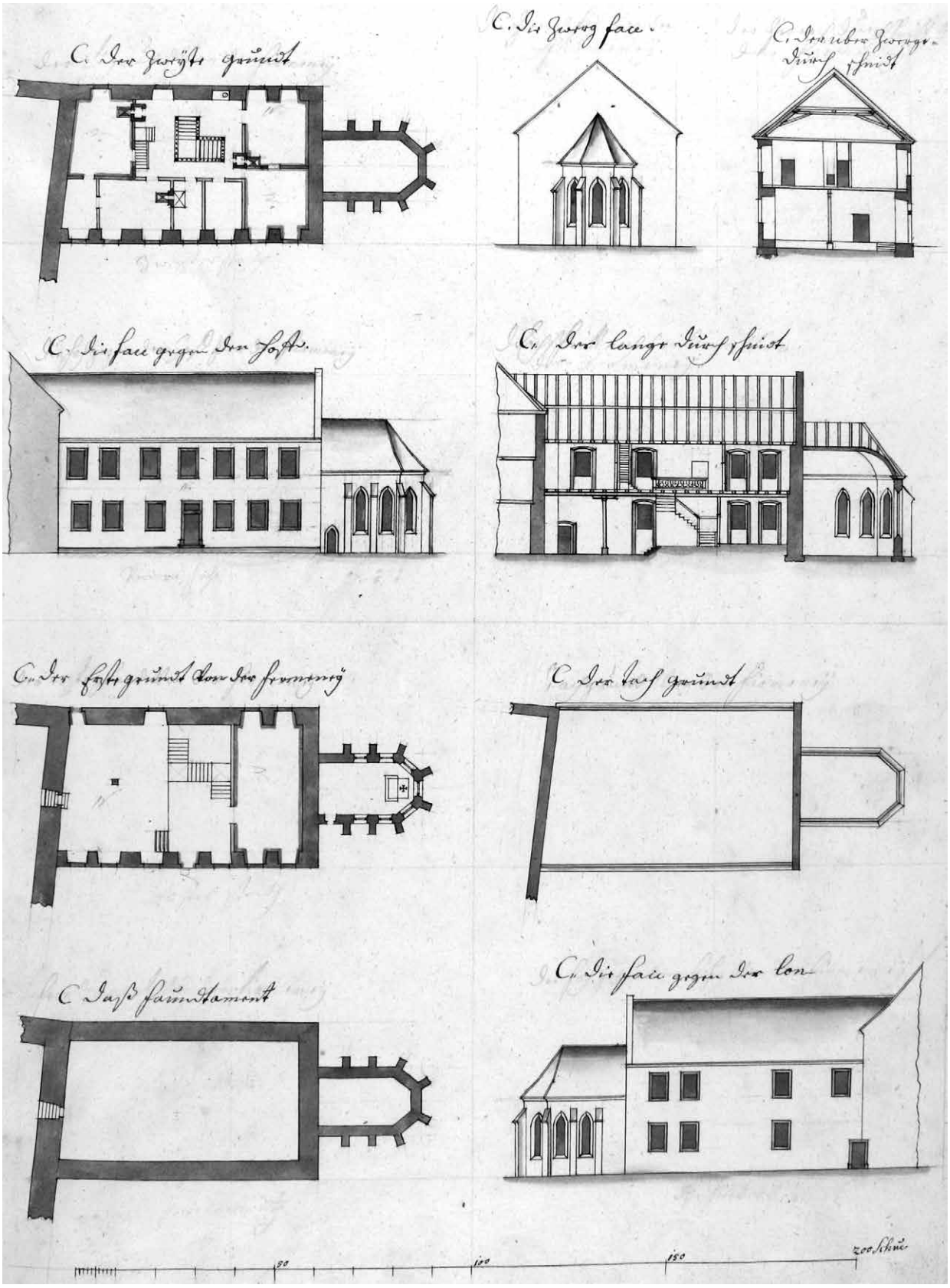


Abb. 4 Marburg, Deutschordensniederlassung. Grund- und Aufrisse der Firmanei mit Kapelle aus dem „Schönbornatlas“ von 1734/35 (Staatsarchiv Würzburg, Schönborn-Archiv, Karten und Pläne, K VII/26).

einem Kreuzgratgewölbe. Das Kellergeschoss diente der Weinlagerung (Abb. 3,4–7), während die darüberliegenden Stockwerke für die Lagerung von Weizen und Roggen genutzt wurden (Schaal 1996, 198, 204). Nach Ausweis einer Bauinschrift wurde der Firmaneispeicher 1481 errichtet. Die Spolie mit Nennung der Erbauungszeit wurde nach dem Abbruch des Gebäudes im Jahr 1839 vorübergehend in der Elisabethkirche aufbewahrt und muss heute als verschollen gelten (Heusinger 1868, 22). Theorien zu einer Bauzeit noch im 14. Jahrhundert, die auf Ausgrabungsergebnissen von 1970 beruhen, vermögen nicht zu überzeugen (Atzbach 2007, 106). Nach Ausweis der Schriftquellen ist spätestens 1483/84 dieser Gebäudekomplex zum „neuen" Gasthaus umfunktioniert worden (Meschede 1964, 87). Innerhalb des Deutschordensgeländes wurde das öffentlich genutzte Areal südlich und östlich des Firmaneikomplexes durch mehrere Mauern vom Wohnbereich der Deutschordensherren bzw. zum Eingang der Elisabethkirche abgegrenzt (vgl. Abb. 1, rechts oben; Abb. 3) (Meiborg, 2014a, 7).

Am Ende des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) brannte die Firmanei mit Kapelle ebenso wie der benachbarte große Kornspeicher völlig aus. Das ältere Gebäude wurde 1785/86 abgerissen und nur das Reliquienkästchen aus dem Altar und drei Gewölbeschlusssteine aus dem Kapellenanbau überdauerten die Zeiten. Die nördliche Hälfte der noch im Boden verbliebenen Fundamentreste wurde in den 1960er Jahren beim Bau eines Geschäftskomplexes mit Tiefgarage vollständig zerstört. Der Firmaneispeicher wurde jedoch wiederhergestellt und erst 1839 für die Begradigung der Elisabethstraße oberirdisch abgetragen. Der mächtige Keller des Bauwerks mit einer Kreuzgratgewölbedecke verblieb allerdings komplett im Boden (Abb. 2,B). Zu Beginn der 1950er Jahre wurden noch intakte Bereiche der Gewölbedecke aus Sicherheitsbedenken partiell eingeschlagen und der Kellerbereich mit Schutt verfüllt (Gütter/Meiborg 2007, 122).

Archäologische Spurensuche am alten Standort der Firmanei und des Firmaneispeichers

Eine erste, laienhafte Untersuchung im Bereich der Firmaneikapelle fand im April 1889 durch den Verein für hessische Geschichte und Landekunde statt. Diese kaum dokumentierten Freilegungen führten aus heutiger Sicht zu einer tiefgreifenden Zerstörung der noch vorhandenen Originalschichten (Mitteilungen 1889, LVI-LVIII). Im Vorfeld der Ketzerbachverrohrung 1970 wurde im Rahmen der archäologischen Untersuchungen auch der etwas abseits der geplanten Bautrasse gelegene, noch ungestörte südliche Fundamentabschnitt der Firmanei in Teilbereichen untersucht. So konnte damals die SO-Ecke der Firmanei und die Südhälfte der Firmaneikapelle mit dem Südportal freigelegt werden; dabei wurden auch jeweils Teile der Innenfläche ausgegraben (Aztbach 2007, 90–93). Im Zuge der Untersuchungen im Vorfeld der Neugestaltung des Umfeldes der Elisabethkirche ist im Jahr 2009 der Bereich erneut freigelegt worden (vgl. Abb. 2,B und 2,C).

Anders als bei der ersten Ausgrabung in diesem Bereich konnte nun ein größeres Areal dokumentiert werden, das auch die gesamte Südmauer der Firmanei erfasste. Fast an allen Stellen blieb allerdings die baubedingte Freilegung oberhalb der Untersuchungstiefe von 1970, nur in einem Teilbereich südlich des Südportals der Kapelle reichte ein Schnitt zur Befundklärung unter die damalige Unterkante der Ausgrabung von 1970 (Abb. 5) (Meiborg 2014a, 27–30).

Zusammenfassend stellen sich die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1970, 2006 und 2009 zu der früheren Firmanei mit Kapelle und dem Firmaneispeicher wie folgt dar: Die Südmauer der Firmanei ist in einem Verbund mit der rechtwinklig abknickenden Ostmauer errichtet worden und zeigte einen Durchgang mit sich konisch nach innen erweiternden Seiten (Wandflächen) zur Firmaneikapelle hin (vgl. Abb. 2). Sie wies sechs Fensternischen auf, von denen drei während der Ausgrabungen untersucht werden konnten. In den Fensternischen waren mutmaßlich hölzerne Einbauten vorhanden, da die Putzfläche der Wände hier rund 0,15 m oberhalb des jüngsten Fußbodenniveaus enden. Die Mauer trägt an einigen Stellen noch Reste eines weißen, sauber geglätteten Wandputzes, auf dem stellenweise eine rote Bemalung erhalten geblieben ist.

Im Inneren der Firmanei ebenso wie im davor liegenden ehemaligen Hofbereich erstreckte sich ein mächtiges Brandschuttpaket, das die Brandschatzung im Siebenjährigen Krieg bezeugt (vgl. Abb. 5). Unter dem Schutt konnte als oberste Nutzungsschicht im Gebäudeinneren eine grobsandige Lage mit Kalkresten erfasst werden, die möglicherweise eine verwitterte Estrichlage darstellt. Darunter zeigte sich 2009 in einem schmalen Suchschnitt ein Ziegelfliesenboden aus denselben Bodenfliesenformaten, wie sie bereits 1970 in der Süd-Ost-Ecke des Baus zu Tage traten. Der Fußboden liegt hier nur wenige Zentimeter höher und weist ebenso wie der Altbefund ein Gefälle zur Gebäudemitte hin auf. Der Belag ist später mit längeren rechteckigen Fliesen nochmals ausgebessert worden (Meiborg 2014b, 168). Die Ostmauer der Firmanei bildet zugleich den nicht ganz rechtwinkligen Westabschluss des Kapellenbaus, der etwa in der Gebäudemitte der Firmanei ansetzt (vgl. Abb. 3). Im Ausgrabungsbefund konnte eine abgelaufene Türschwelle im Durchgang zwischen den beiden Gebäudeteilen nachgewiesen werden. Die verputzten Seitenwände wurden später nachträglich in zwei Bauabschnitten verschlossen, wahrscheinlich im Zuge der Umnutzung des Gebäudes als Weinausschank.

Abb. 5 Marburg, Deutschordensniederlassung. Blick nach Norden auf den Ostteil der Ausgrabungsfläche 2009. Im Hintergrund: Fundamente von Firmanei und Firmaneikapelle. Oben links: Brandschuttschichten aus dem Siebenjährigen Krieg. Mitte: spätmittelalterliches-neuzeitliches Wegepflaster. Orange Sandpakete kennzeichnen die 1970 verfüllten Ausgrabungs- bzw. Bauareale (S. Gütter, Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Abt. hessenARCHÄOLOGIE).

Die Firmaneikapelle mit ihrem schön gearbeiteten Türgewände hatte im Vergleich zur Altgrabung 1889 im Aufgehenden in der Erhaltung gelitten. Durch die Untersuchung 2009 konnten jedoch zur Fundamentierung weiterreichende Erkenntnisse gewonnen werden: Das Fundament der Ostwand der Firmanei ist unterhalb der Werksteinlage mit dem Kapellenfundament in einem Zuge errichtet worden. In dem erneut untersuchten Areal fanden sich also keine Hinweise auf eine Vorgängerbebauung und damit konnte endgültig die Forschungsthese widerlegt werden, dass sich hier ursprünglich auch die frühere Hospitalkirche der Hl. Elisabeth befunden habe. Außerdem wurde deutlich, dass die Kapelle und der sich westlich anschließende Firmaneibau im freigelegten Bereich in einem Bauvorgang errichtet worden waren und ursprünglich ein Durchgang beide Gebäudeteile miteinander verband. Damit kann das überlieferte Weihedatum der Kapelle im Jahr 1286 auch als zeitlicher Fixpunkt für die Errichtung des gesamten Gebäudekomplexes der Firmanei übernommen werden (Meiborg 2014b, 164–168; Schaal 1996, 223).

Bei den Ausgrabungen 1970 und 2006/2009 im Bereich des ehemaligen Firmaneispeichers wurden Teile der knapp 2 m breiten Fundamentmauern, die Oberflächen der noch erhaltenen Teilstücke der Gewölbedecke und die Mauern des überdachten Zugangs mit dem Unterbau der Kellertreppe freigelegt (vgl. Abb. 2) (Atzbach 2007, 101–103; Meiborg 2014a, 29–30). Bei der neuen Platzgestaltung konnten die tief reichenden Grundmauern und Gewölbereste des Speicherbaus ungestört im Boden verbleiben.

Die auf den Plänen des 18. Jahrhunderts verzeichneten Hofmauern nahe der Firmanei wurden während der Ausgrabungen ebenfalls im Fundamentbereich nachgewiesen. Die Mauer mit Einfahrt östlich der Firmanei, die das Areal hin zum dreiflügeligen repräsentativen Wohngebäude der Deutschordensherren abgrenzte, wurde im Zuge der Ausgrabungen 1970 und 2009 in weiten Teilen freigelegt (vgl. Abb. 1, unterhalb von C; Abb. 2, oben links; Abb. 3, unterer Bildrand) (Meiborg 2014a, 18–19). Dabei zeigte es sich, dass diese 1 m mächtige Mauer wohl erst im 18. Jahrhundert errichtet worden war, möglicherweise um für den Ausschank eine größere Freifläche nutzbar zu machen. Ältere Hofmauern belegen eine abweichen-

de ursprüngliche Unterteilung des Areals (Atzbach 2007, 117–132, 90, Abb. 29). Bei den Untersuchungen 2006 wurde etwa 0,2 – 0,3 m unter der rezenten Lauffläche auch die mächtige äußere Umfassungsmauer südlich des Firmaneispeichers, die ursprünglich die ganze Niederlassung umschloss, ausgegraben. Hier lag der westliche Nebeneingang zum Deutschordensgelände, dessen im Untergrund vorhandenes Spannfundament mit etwa 2,4 m Breite zeigt, dass hier auch Fuhrwerke zum Speichergebäude rollen konnten (Abb. 3,10). Weiter südlich zweigte eine weitere Hofmauer in West-Ost-Richtung ab, die den Eingangsbereich der Elisabethkirche und den davor liegenden Friedhof abgrenzte. Die Mauer war noch über eine Länge von 14,2 m in Teilstücken vorhanden und stieß ursprünglich direkt an die Elisabethkirche an (vgl. Abb. 1, oben rechts, angrenzend an die Elisabethkirche A, Abb. 2) (Gütter/Meiborg 2007, 122–123).

Der Wein-, Bier- und Branntweinausschank des Deutschen Ordens im Laufe der Jahrhunderte

Wie oben bereits erwähnt, spielte der Verkauf von Wein, Bier und später auch von Branntwein eine wichtige Rolle für die jährlichen Einnahmen des Deutschen Ordens in Marburg. Dabei wurde der Ort der Verkostung auf dem Gelände der Niederlassung immer weiter „professionalisiert“ und die baulichen Gegebenheiten der Nutzung angepasst. Im nördlichen Kellerbereich des Kornspeichers befand sich das Fasslager (Vorlegkeller) mit davorliegendem Zapfkeller. Es war vom im Erdgeschoss angrenzenden Zapfraum im Langhaus der Firmanei mittels einer Treppe direkt zugänglich (vgl. Abb. 3,4–5). Der östlich anschließende Bereich wurde als Gaststube genutzt und war mit Tannenholztischen und Sitzbänken ausgestattet (Braasch-Schwersmann 1997, 361) (vgl. Abb. 3,3). Die ehemalige Firmaneikapelle fand nach dem Inventar von 1543 als Branntweindestille Verwendung. Neben zwei kupfernen Destillier-Blasen wurden hier weitere Gerätschaften für die Branntweinherstellung aufgeführt. Die Kapelle war seit der Reformation nicht mehr für den Gottesdienst genutzt und der direkte Zugang vom Hauptgebäude zugemauert worden. Der ehemalige Kapellenraum diente auch als Lager für eine größere Anzahl von Steinzeugkrügen für den Ausschank (vgl. Abb. 3,1) (Schaal 1996, 235–236; Braasch-Schwersmann 1997, 349).

Bei den Ausgrabungen 1970 wurde im ehemals gepflasterten Außengelände an der Südseite der Firmanei eine auffallend hohe Anzahl an fragmentiertem Trink- und Schankgeschirr geborgen (Abb. 6) (Atzbach 2007, 101). Der Brauvorgang für das ausgeschenkte Bier fand auf dem nordöstlichen Gelände der Niederlassung statt (vgl. Abb. 1,F und 2,F) (Meiborg 2014a, 6–7). Wie auch beim Weinanbau

Abb. 6 Marburg, Deutschordensniederlassung. Fast vollständig erhaltener Krug aus manganviolett engobiertem Faststeinzeug (Bef. 574, Grabungsfläche 2008, südlich Elisabethkirche) (R.-J. Braun, Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Abt. hessenARCHÄOLOGIE).

wurde der Produktionsüberschuss hier mit gutem Gewinn verkauft (Braasch-Schwersmann 1997, 361–363).

Ein Visitationsbericht von 1718 beschreibt den damals üblichen Betrieb recht genau. Der Ausschank erfolgte nur während der Frühlings- und Sommermonate (von Ostern bis zum Tag des Hl. Michael/29. September). Das Inventar wurde während dieser Zeit gegen Quittung von „den Zapfern“ übernommen, wohingegen die Kegel und andere Spielgerätschaften von ihnen selbst angeschafft werden mussten. Spielleute für die musikalische Unterhaltung und zum Tanz wurden an Festtagen direkt auf Kosten des Ordens engagiert. Allerdings scheint sich bereits zu dieser Zeit der Alkoholausschank zunehmend in die Stadt verlagert zu haben (Meschede 1962, 20).

Über die Jahrhunderte hindurch lag der Deutschordensbezirk Marburg als in sich geschlossener, selbständiger Gebäudekomplex außerhalb der Stadt. Im Zuge der umfassenden Säkularisierung geistlicher Besitzungen unter napoleonischer Herrschaft wurde 1809 der Deutsche Orden in den Reichsbundstaaten aufgehoben. Noch im selben Jahr wurde die Deutschordensniederlassung in Marburg

aufgelöst. Erst mit der Erbauung des ersten Marburger Bahnhofs im Jahr 1852, begann sich die Stadt dann in Richtung Norden auszudehnen. Da in den folgenden Jahrzehnten Platz für die Neubauten der Universitätskliniken benötigt wurde, mussten innerhalb weniger Jahrzehnte die meisten Gebäude der Ordensniederlassung der Spitzhacke weichen. Heute noch erhaltene Bauten nahe der Elisabethkirche sind das Deutsche Haus (Abb. 1,D/ Fachbereich Geografie der Philipps-Universität Marburg), das große Backhaus (Abb. 1,L/ Sitz des Mineralogischen Museums), das frühere Brauhaus und die Wohnung des Oberförsters/ Fruchtmesserhaus (Abb. 1,F und 1,G/Private Wohnhäuser) sowie die Ruine der Kapelle des Elisabethhospitals am heutigen Pilgrimstein (Meiborg 2014a, 5, 35–36).

Im Zuge der 2021 abgeschlossenen Neugestaltung des Kirchenumfeldes wurden auch Teile der südlichen Grundmauern der Firmanei mit Kapellenanbau im Sandsteinpflaster kenntlich gemacht und mittels einer Informationsstele erläutert (Meiborg 2014b, 168, Abb. 10).

Über 200 Jahre nach der Auflösung der Deutschordensniederlassung ist dieses Areal heute nicht nur für die Kirchenbesucherinnen und -besucher der Elisabethkirche und des Wochenmarktes auf dem Firmaneiplatz wichtig. Die Umnutzung der ehemaligen Gebäude des Universitätsklinikums durch die Universität und die neu erbaute Universitätsbibliothek in unmittelbarer Nähe tragen dazu bei, dass das neugestaltete, ehemalige Deutschordensgelände nun als ein zentraler städtischer Bereich verstärkt und rege genutzt wird. Der Bedarf nach alkoholischen Getränken kann dabei heute durch eine Vielzahl von Gaststätten in unmittelbarer Nähe gestillt werden.

Dem Jubilar wünschen wir für seinen nächsten Lebensabschnitt, dass er zukünftig weiterhin seinen Wein *im Sitzen* genießen kann, im Gegensatz zu den Vorschriften für den Weinkonsum der Deutschordensbrüder auf Reisen, die diesen nur *im Stehen* genießen durften (Braasch-Schwersmann 1997, 316).

Literatur

Atzbach 2007: R. Atzbach, Marburgs heiligster Ort. Ausgrabungen 1970/71 am Standort der Hospitalgründung der heiligen Elisabeth. Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 88 (Marburg 2007).

Bickell 1883: Ludwig Bickell, Zur Erinnerung an die Elisabethkirche zu Marburg und zur sechsten Säcularfeier ihrer Einweihung (Marburg 1883).

Braasch-Schwersmann 1992: U. Braasch-Schwersmann, Das Deutschordenshaus Marburg und seine Niederlassungen in hessischen Städten im Mittelalter. Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 42, 1992, 49–86.

Braasch-Schwersmann 1997: U. Braasch-Schwersmann, Rebgewächs und Hopfenbau: Wein und Bier in der spätmittelalterlichen Agrargeschichte der Deutschordensballei Hessen. In: M. Matheus (Hrsg.), Weinbau zwischen Maas und Rhein in der Antike und im Mittelalter. Trierer historische Forschungen 23 (Mainz 1997) 305–363.

Braasch-Schwersmann 2019: U. Braasch-Schwersmann, Alltag im Deutschordenshaus in Marburg im 15. Jahrhundert. In: U. Arnold (Hrsg.), Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 81. Veröffentlichungen der internationalen historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens 17. Tagungsbericht Talinn 2014 (Ilm-Weinstraße 2019) 144–163.

Gütter/Meiborg 2007: S. Gütter/Ch. Meiborg, Was vom Leben übrigblieb – archäologische Detektivarbeit vor der Elisabethkirche in Marburg. Hessen-Archäologie 2006 (2007) 121–125.

Gütter/Meiborg 2016: S. Gütter/Ch. Meiborg, Einmal um die Kirche herum – Ausgrabungen 2016 auf dem Firmaneiplatz. Hessen-Archäologie 2016 (2017) 166–171.

Heusinger 1868: C. F. Heusinger, Geschichte des Hospitals Sanct Elisabeth in Marburg (Marburg 1868).

Hotz 1967: J. Hotz, Pläne und Bauten des Deutschen Ordens in Hessen. In: K. Wieser (Hrsg.), Acht Jahrhunderte Deutscher Orden, Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens (Bad Godesberg 1967) 465–485, bezüglich der Kommende Marburg 465–475.

Leister 1977: I. Leister, Zur Baugeschichte des Deutschen Hauses. In: C. Schott (Hrsg.), Hundert Jahre Geographie in Marburg (= Marburger Geographische Schriften 71) (Marburg 197) 99–160.

Meiborg 2014a: Ch. Meiborg, Archäologie an der Elisabethkirche. Führungsheft zu den Ausgrabungen 2006–2009 und 2011/2012 im Bereich der Deutschordensniederlassung Marburg, Landkreis Marburg-Biedenkopf. Arch. Denkmäler in Hessen 175 (Wiesbaden 2014).

Meiborg 2014b: Ch. Meiborg, Ausgrabung - Bauforschung - Quellenstudium. Die Erforschung der Marburger Deutschordensniederlassung seit dem späten 19. Jahrhundert. In: Der Denkmalpfleger als Vermittler. Gerd Weiß zum 65. Geburtstag. Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, 25 (Wiesbaden 2014) 159–170.

Mitteilungen 1889: III. Die Ausgrabungen der bei der Elisabethkirche gelegenen Firmaneikapelle. Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Jahrgang 1889 (Kassel 1889) LVI-LVIII.

Meschede 1962: K. Meschede, Der Firmanei-Weinschank. Leben und Treiben im Deutschen Haus zu Marburg im 18. Jahrhundert. Hessenland. Beilage Oberhessische Presse 9, Folge 10/11, 19.05.1962, Nr. 116, 20.

Meschede 1964: K. Meschede, Die Baugeschichte des Marburger Deutschordenshauses als Sitz der Kommende Marburg und der Ballei Hessen vom Spätmittelalter zur Neuzeit. Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 14, 1964, 67–109.

Schaal 1996: K. Schaal, Das Deutschordenshaus Marburg in der Reformationszeit. Der Säkularisierungsversuch und die Inventare von 1543. Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte 15 (Marburg 1996).

Adresse

Dr. Christa Meiborg
Bezirksarchäologie, Leitung Mittelalter- und Neuzeitarchäologie
Landesamt für Denkmalpflege Hessen
hessenARCHÄOLOGIE
Außenstelle Marburg
Ketzerbach 10
35037 Marburg
christa.meiborg@lfd-hessen.de

Die frühneuzeitliche „Sonderbestattung“ an der Jüdefelder Straße in Münster – ein „Eselsbegräbnis“?

Aurelia Dickers

Zusammenfassung

Im Juni 2016 wurde in einem Grabungsschnitt an der Jüdefelder Straße in Münster die Bestattung eines erwachsenen Mannes jüngeren bis mittleren Alters freigelegt, dessen Todesursache sich nicht mehr feststellen ließ. Er wurde im frühen 17. Jahrhundert im Garten eines Grundstücks der Herren zu Steinfurt beigesetzt, das als reichsfreie Immunität bekannt war. Es diente der Familie nicht mehr zu Wohnzwecken, sondern befand sich in einem verwahrlosten Zustand, wurde als Gartenland und zum Abbau von Sand genutzt. Die flache Grabgrube war Nord-Süd orientiert in die zugeschüttete Grube des Sandabbaus eingetieft. Der Leichnam darin war zwar ordentlich, aber in Bauchlage abgelegt worden. Die Identität des Toten konnte nicht ermittelt werden, jedoch ließen die besonderen Merkmale der Bestattung den Schluss zu, dass es sich um einen Selbstmörder oder einen verurteilten Straftäter gehandelt haben könnte, welcher der Stadt verwiesen und vielleicht nach seinem Tod von den Angehörigen heimlich bestattet worden war.

Einleitung

Im Juni 2016 kam bei einer großflächigen Untersuchung im Nordwesten der Innenstadt von Münster ein besonderer Befund zutage, der von den Anwohnerinnen und Anwohnern mit Neugier betrachtet und von der örtlichen Presse mit Sensationslust publik gemacht wurde. „Dieser Tote machte Münster Angst“ so titelten die Westfälischen Nachrichten am 29. Juni 2016. Gefunden worden war ein gut erhaltenes menschliches Skelett, das kurz vor dem Ende der archäologischen Untersuchungen unmittelbar an der Kante eines Grabungsschnittes zutage trat. Die Ausgrabung fand anlässlich des Baus der neuen Gesamtschule Münster-Mitte statt. Sie ist als Ganzes noch nicht wissenschaftlich ausgewer-

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 151–162.

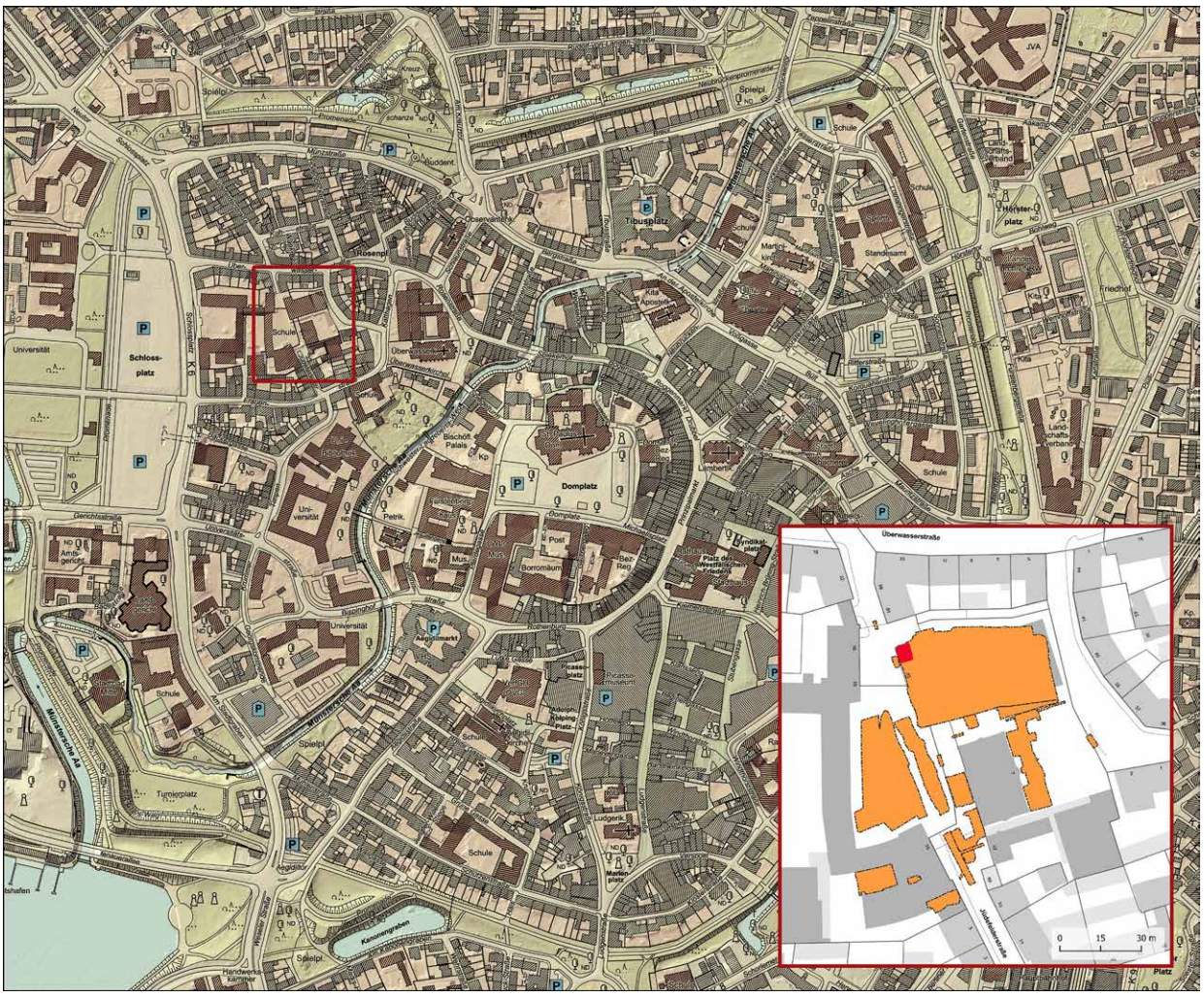


Abb. 1 Übersichtkarte der Stadt Münster mit darin eingeblendetem Lageplan der Grabungsflächen von 2014–2016. Rot markiert ist der Teilabschnitt, in dem 2016 die Bestattung freigelegt wurde (Kartengrundlagen: Übersichtskarte © Geobasis NRW 2023; Katasterplan © Stadt Münster/Vermessungs- und Katasteramt; Grafik: Stadtarchäologie Münster/E. Lehnemann nach einer Vorlage von T. Eggert).

tet, insofern haftet manchen der folgenden Aussagen noch eine gewisse Vorläufigkeit an.[1]

Die Untersuchungsfläche liegt ein wenig abseits des Stadtzentrums im sogenannten „Überwasserviertel“ (Abb. 1). Das im Zweiten Weltkrieg nahezu vollständig zerstörte Quartier liegt auf einer Niederterrasse am Westufer der Aa, die das Stadtgebiet diagonal von Südwesten nach Nordosten durchfließt. Es wurde mit dem Bau der Stadtbefestigung im ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhundert planmäßig erschlossen und bildete eine eigenständige Vorstadt, deren Bewohner in der frühen Neuzeit mehrheitlich nicht zu den wohlhabenden Bürgern der Stadt gehörten (Prinz 1981, 199–201, 216; Siekmann 1989, bes. 330–331). Gleichwohl befanden sich hier mehrere Adelshöfe (Kirchhoff/Siekmann 1993, Taf. 4).

Das Grab lag auf einem ehemaligen, an der Jüdefelder Straße gelegenen Großgrundstück, das sich von 1282 bis 1813 im Besitz der Herren zu Steinfurt befand (Weidner 2000, 1068–1078). Bis 1301 waren sie Vögte des nahegelegen Damenstifts Liebfrauen-Überwasser und besaßen mehrere Liegenschaften in Münster (Abb. 2).

Das Grundstück

Das den Herren zu Steinfurt und Bentheim gehörende Grundstück an der Jüdefelder Straße (Abb. 3, vgl. auch

1 Die Grabungsleitung oblag U. Holtfester, dem ich für die vielen gegebenen Hinweise herzlichst danke. Derzeit wird die Grabung im Rahmen eines Dissertationsvorhabens von T. Eggert ausgewertet, der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt in der Frühzeit der Stadt (vor 1300). Folgende Vorberichte zu Teilaspekten der Grabung und einzelnen Fundstücken sind erschienen: Thier 2016; Pohlmann 2017; Thier et al. 2017; Thier 2018a.

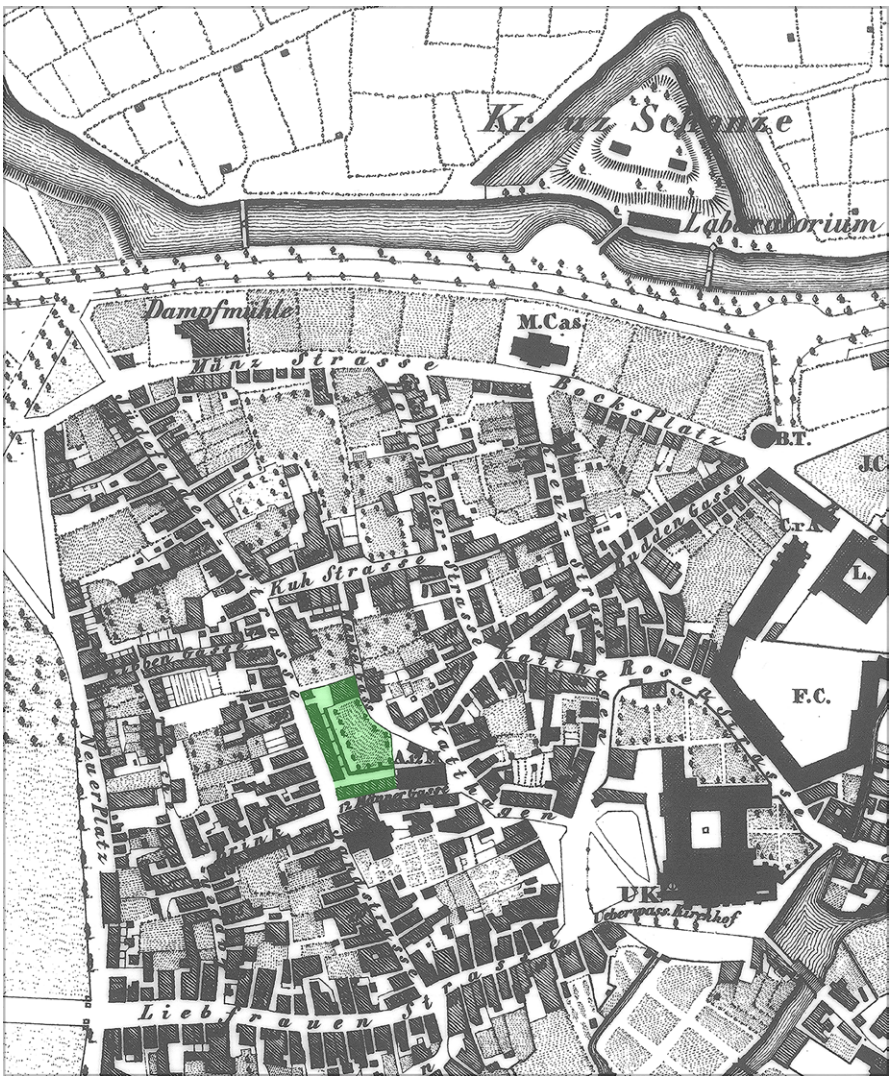


Abb. 2 Ausschnitt aus dem Plan der Stadt Münster von 1839. Das Grundstück der Herren zu Steinfurt zwischen Jüdefelder Straße und Zwölfmännergasse ist grün markiert. Haupthaus und Tordurchfahrt befinden sich im Norden, die Gademe im Süden und Westen (Karte: E. von Manger, Grundriss der Provinzial-Hauptstadt Münster nebst deren Umgebung, Münster 1839, Stadt Münster, Vermessungs- und Katasteramt; Grafik: Stadtarchäologie Münster/E. Lehnemann).

Abb. 2), war groß und nur teilweise bebaut (Weidner 2000, 1068–1078). Es war mit einem Stadthof bebaut, der in den Schriftquellen als „Kemnade“ bezeichnet wird. Das Haupthaus des Stadthofes lag im Norden und war im 18. Jahrhundert über eine überdachte Tordurchfahrt von der Jüdefelder Straße aus zugänglich. Südlich davon befand sich der große Garten, der im 18. Jahrhundert ebenfalls durch die Tordurchfahrt erschlossen wurde. Das Grundstück grenzte im Südosten unmittelbar an das sogenannte „Zwölfmännerhaus“, ein Haus für ehemalige Bedienstete des Domkapitels, dessen Existenz sich in den Schriftquellen bis in das frühe 14. Jahrhundert zurückverfolgen lässt (Geisberg 1935, 184ff. Abb. 1063–1066). Im Süden stieß es an die nach diesem Haus benannte Zwölfmännergasse, die heute aus dem Stadtgrundriss verschwunden ist. Seit 1414 wird die Liegenschaft „Kemnade“ in den Schriftquellen zudem als reichsfrei bezeichnet und zählte somit zu jenen Bereichen in Münster, die aus dem Stadtrecht exemt und als Immunität anerkannt waren.

Die Herren von Steinfurt und Bentheim nutzten ihren Hof an der Jüdefelder Straße in der frühen Neuzeit nicht mehr als Stadthof. Eher residierten sie im Bentheimschen Hof am Neuplatz, gelegen zwischen Wilmergasse und Bäckergasse, der unter Anna von Tecklenburg zwischen 1569 und 1575 als Witwengut erworben worden war (Weidner 2000, 703–725). Die wenig repräsentativ ausgestattete und baulich zunehmend verfallende Kemnade an der Jüdefelder Straße diente dem protestantische Grafenhaus im 16. und 17. Jahrhundert vor allem als finanzielle Reserve und Pfandobjekt bei Kreditaufnahmen, im Zuge derer die Nutzungsrechte an die Gläubiger abgetreten wurde (Weidner 2000, 1074). Wie katastrophal der Zustand von Haus und Hof 1732 war, schildert der Tischler Gallenkamp aus Wiedenbrück, der das Objekt wegen seiner Hochzeit anzumieten gedachte. Vom Garten berichtet er, dass der weitläufige Zaun an der Straße so ruinös sei, dass von dort aus „Unflath“ fast den ganzen Garten überflutet habe, und vom Wohnhaus, dass sich darin kein einziges

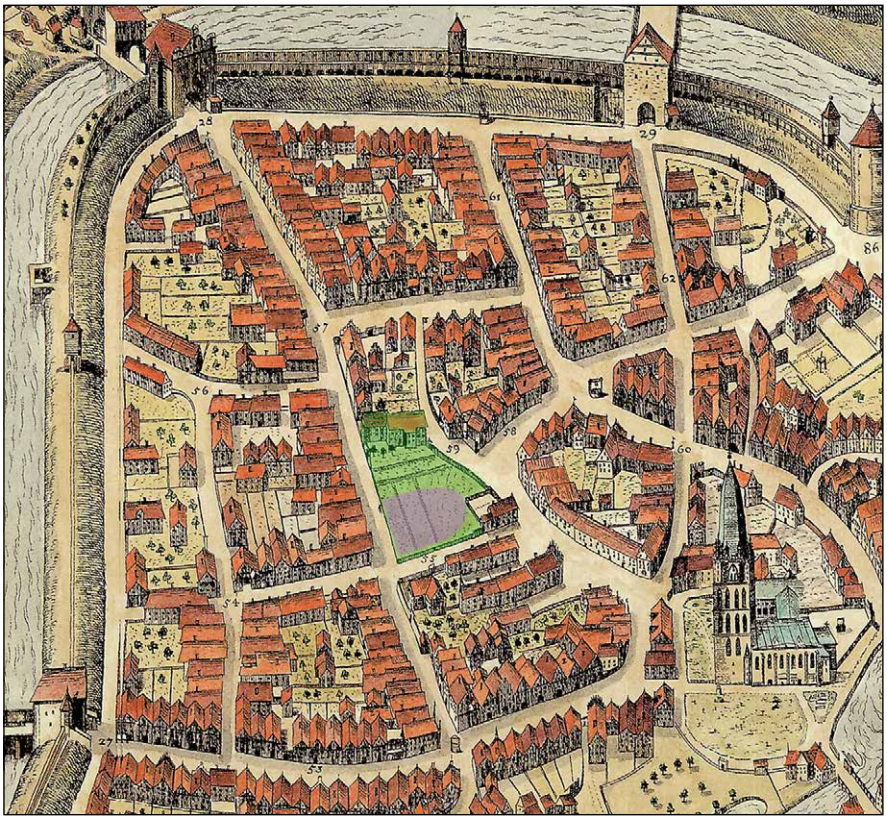


Abb. 3 Ausschnitt aus der Vogelschau Everhard Alerdincks des Jüngeren von 1636, darin gekennzeichnet die Lage der großen Grube auf dem Grundstück der Herren zu Steinfurt, die 1737 einen Teil ihres Grundstückes an das Zwölfmännerhaus verkauften, die einen größeren Neubau planten und 1740 realisierten (Karte: E. Alerdinck, Monasterium Westphaliae Metropolis, Münster 1636, kolorierte Nachzeichnung H. Guttermann, 1930, Stadt Münster/Vermessungs- und Katasteramt; Bearbeitung: Stadtarchäologie Münster, E. Lehnemann).

bewohnbares Zimmer fand (Weidner 2000, 1074–1075). Dass das Grundstück bereits im 16. und 17. Jahrhundert in keinem gepflegten und für einen Adelshof repräsentativen Zustand mehr war, belegen auch die 2016 ergrabenen Befunde, die zeigten, dass in dieser Zeit im Garten des Steinfurter Hofes tote Tiere entsorgt und auf großer Fläche Sand abgebaut wurde. Nach 1813 wurde das Grundstück an Bernhard Schepers verkauft, den Rentmeister der Familie Droste zu Vischering, der entlang der westlichen Grundstücksgrenze mehrere Gademe errichten ließ (vgl. Abb. 3). Auch sie wurden im archäologischen Befund nachgewiesen (Pohlmann 2017).

Abb. 4 ◁ (unten) Blick auf den Grabungsschnitt an der Jüdefelder Straße (2016) von Norden aus. Zu sehen sind im Bild links die teilweise unterkellerten Gademe aus dem 19. Jahrhundert, welche die große Sandentnahmegrube überlagern, und im Bild rechts die Bestattung, die in diese eingetieft war (Stadtarchäologie Münster, U. Holtfester).

Die Befundsituation

Die Bestattung wurde in der Nordwestecke der Grabungsfläche in einer Tiefe von etwa zwei Metern unterhalb der heutigen Geländeoberfläche in einem Areal freigelegt, das wegen der erreichten Profilhöhe an der Grabungskante und der witterungsbedingten Instabilität des Erdreiches nur eingeschränkt untersucht werden konnte (Abb. 4).

Die Stratigraphie war dennoch eindeutig und repräsentativ für einen Großteil der untersuchten Fläche (Abb. 5). Unterhalb von modernem Asphalt und Schotterbett fand sich einplanierter Kriegsschutt des 2. Weltkriegs, mit dessen Hilfe das historisch sanft nach Osten zur Aa hin abfallende Gelände auf das Niveau der im Westen gelegenen Jüdefelder Straße angehoben wurde. Unterhalb davon stand – gleichfalls die ganze Fläche überziehend – eine durchschnittlich 40 cm starke, wenig fundreiche, humose Auffüllung an, die sich anhand der Funde in das 17. Jahrhundert datieren lässt. Die als Gartenhorizont zu interpretierende Schicht deckte eine 41 m lange und 25 m breite, durchschnittlich 1,20 m tiefe Abgrabung mit nahezu ebener Sohle ab, die mit Siedlungsschutt verfüllt war. Er

Abb. 5 Von Westen aufgenommenes Profil am Ostrand der Teilfläche, in dem die Bestattung zutage kam. Die Stratigraphie ist gut erkennbar: zuoberst und am linken Profilrand Fundamentmauern der Gademe aus dem frühen 19. Jahrhundert, darunter ein Gartenhorizont des 17. Jahrhunderts, darunter die verfüllte Materialentnahmegrube, die im Norden die trocken gefallene Wasserrinne schneidet und überlagert (Stadtarchäologie Münster, U. Holtfester).

Abb. 6 Blick auf die Grabgrube von Norden aus. Das dahinter liegende Profil lässt das Niveau erkennen, von dem die Grabgrube aus in den Boden eingetieft wurde (Stadtarchäologie Münster, U. Holtfester).

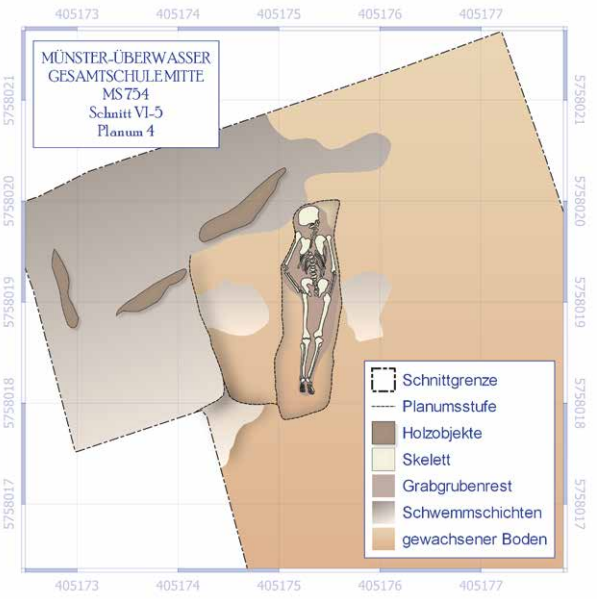


Abb. 7 Lageplan mit der Bestattung am nördlichen Rand der Grabungsfläche, genordet (Stadtarchäologie Münster/ Feldzeichnung: S. Stamer, Umzeichnung: T. Eggert, Grafik: E. Lehnemann).

enthielt große Mengen an Fundgut vor allem aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert, das vielfach von herausragender Qualität war.[2] Darunter befand sich auch der Bleiabschlag eines Halbtalers aus der Zeit des Täuferreiches (1534–1535), der wohl als Erkennungszeichen dieser religiösen Gruppe diente (Thier 2015).

Bei dieser Abgrabung, die sich im Süden und Westen an den Grundstücksgrenzen orientierte, handelte es sich wahrscheinlich um eine Grube zum Abbau des hier anstehenden Sandes, der für Bauvorhaben in der Stadt benötigt wurde. Die Schichtenbildung innerhalb der Verfüllung der Grube lässt vermuten, dass sie nicht allzu lange offen lag und rasch verfüllt wurde. Die Schichten waren zwar gelegentlich dem Einfluss von Wasser ausgesetzt, jedoch gab es keine erkennbaren Nutzungshorizonte.

Die Bestattung

Die Grabgrube der Bestattung war in die abfallende unterste Füllschicht der großen Grube eingegraben (Abb. 6). Sie war in nord-südlicher Richtung ausgerichtet, 2 m lang, zwischen 37 und 54 cm breit und nur 45 cm tief in den Boden gegraben. In ihr befand sich ein gut erhaltenes menschliches Skelett, in Bauchlage ausgestreckt, mit hangaufwärts gelegenem, leicht zur Seite gedrehtem Schädel.

Die Hände mit den ausgestreckten Fingern befanden sich unter dem Becken und den Oberschenkeln (Abb. 7).

Der Tote kam im Garten in einer flach in den Boden eingegrabenen Grube dicht an dem Zaum zu liegen, der das Grundstück zur Straße hin abgrenzte. Die Entfernung zum bewohnten Haupthaus und zur Tordurchfahrt im Norden betrug etwa 35 m, jene zum im 18. Jahrhundert nachweislich löchrigen Zaun im Westen des Grundstückes etwa 4 m. Er wurde ohne Sarg beigesetzt, auf dem Bauch liegend und mit dem Kopf im Norden, und war entweder in ein Leichentuch gewickelt oder mit einem Totenhemd bekleidet, als er beigesetzt wurde, denn es fanden sich keine Hinweise auf weitere Bekleidung wie Schnallen

2 Die Datierung dieser und anderer Schichten geht auf die in Teilen noch vorläufige Einschätzung des Fundmaterials durch den Ausgräber U. Holtfester und durch B. Thier zurück, der die Grabung im Hinblick auf das Fundmaterial eng begleitet hat.

oder Knöpfe. Ob die Ausrichtung der Grabgrube bewusst gewählt wurde oder sich aus den vorgefundenen örtlichen Verhältnissen ergab, entzieht sich unserer Kenntnis. Gleiches gilt grundsätzlich auch für die Bauchlage, die intendiert gewesen oder zufällig beim Ablegen des Toten in der Grabgrube zustande gekommen sein kann.

Die geringe Grabtiefe und die Lage an der Grundstücksgrenze sprechen für eine heimliche und eilig vorgenommene Beisetzung des Toten, mit dem – allem Anschein nach – dennoch pietätvoll umgegangen wurde. Ob der Leichnam vor seiner Deponierung im Boden aufgebahrt wurde oder nicht, lässt sich am Befund nicht entscheiden.

Abb. 8 ◁ Fragment eines Pilgerzeichens aus der Grabgrube der Bestattung, eingepasst in ein nahezu identisches Stück aus Niewland in den Niederlanden, das den Heiligen Cornelius mit Thiara, Kreuzstab und Trinkhorn zeigt (van Heeringen et al. 1987, 53 Nr. 2.2, Zeichnung: Thomas Mertens, Grafik: E. Lehnemann).

Abb. 9 ▽ Blick auf die Bestattung in der Grabgrube von Süden aus. Der linke Arm des Toten ist etwas aus der Position gerutscht (Stadtarchäologie Münster, U. Holtfester).

In der Grabgrube befand sich nur wenig Fundmaterial, darunter das Fragment eines Pilgerzeichens, das den Heiligen Cornelius zeigt und aus dem 15./ frühen 16. Jahrhundert stammt (Abb. 8). Als Herkunftsort für das Fragment aus Münster kommt neben Ninove im heutigen Belgien auch Cornelimünster bei Aachen in Frage.[3] Bei dem beigesetzten Körper selbst fanden sich keinerlei Gegenstände, ebenso fehlten jegliche Hinweise auf einen Sarg.

In annähernd der gleichen Tiefe und in geringer Entfernung zur beschriebenen Bestattung wurden bei den Ausgrabungen im Sommer 2016 auch mehrere Tierskelette freigelegt, die weitgehend vollständig waren und noch im Sehnenverband liegend angetroffen wurden. Sie befanden sich an der Oberkante und im oberen Bereich von Schwemmsandschichten, die eine wasserführende Rinne markierten. Sie war offensichtlich mit Sedimenten verfüllt und nach Ausweis der Funde spätestens im 17. Jahrhundert trockengefallen. Nach der archäozoologischen Bestimmung der Tierskelette handelte es sich um die Überreste von fünf neugeborenen Ferkeln und einem jungen Schwein.[4] Ob die Jungtiere alle zum gleichen Zeitpunkt oder nacheinander dort deponiert wurden, lässt sich nicht mehr sicher entscheiden. Ersteres scheint zumindest bei den auf einem Haufen liegenden Ferkeln der Fall gewesen zu sein. Keinesfalls aber steht die Entsorgung der Tierkörper unmittelbar in einem Zusammenhang mit der Beisetzung des verstorbenen Mannes, die ihrer stratigraphischen Position nach zu urteilen sicher später erfolgte. Die Entsorgung der toten Tiere lässt sich nach den eingeholten ^{14}C-Daten in die Zeit zwischen 1486 und 1638 datieren.[5] Eine ^{14}C-Datierung für die menschliche Bestattung ergab 1453–1645AD. [6] Der menschliche Körper dürfte in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts dort niedergelegt worden sein.

Die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung

Bei dem Toten (Abb. 9) handelt es sich um einem etwa 1,75 m großen erwachsenen Mann, adult bis matur (25–45 Jahre), der nach den Ergebnissen der anthropologischen Untersuchungen vor allem unter dem schlechten Zustand seines Gebisses gelitten haben dürfte.[7] Besonders der Oberkiefer wies stark bis vollständig von Karies zerstörte Zähne auf, von denen sich bei zweien die Wurzelspitzen entzündet hatten. Weitere Zähne hatte der Tote bereits zu Lebzeiten verloren. Wirbelsäule und Gelenke zeigten degenerative Veränderungen, die auf Belastungen wie vermutlich gewohnheitsmäßiges schweres Tragen zurückgingen. Die Schlifffacetten im Hüftgelenk belegten, dass Knorpel und Gelenkflüssigkeit bereits abgebaut waren und Oberschenkel- sowie Beckenknochen einander direkt berührten. Letzteres könnte nicht nur auf Belastungen zurückzuführen, sondern auch rheumatischer Natur sein. Weniger Beschwerden wird ihm die Fraktur der linken kleinen Zehe bereitet haben, auch wenn sie nicht besonders gut verheilt war – ein sicheres Anzeichen dafür, dass der Bruch nicht ruhiggestellt wurde. Die Todesursache des Mannes, der nicht älter als 45 Jahre geworden sein dürfte, ließ sich nicht mehr feststellen.

Das „unehrliche“ Begräbnis

Die Bestattung an der Jüdefelder Straße war keine Entsorgung, sondern kann als Sonderbestattung bezeichnet werden. Sie folgte religiösen, rechtlichen und gesellschaftlichen Regeln, nach denen bestimmten Menschen in Mittelalter und früher Neuzeit ein christliches Begräbnis verwehrt wurde, zu dem neben der Beisetzung in geweihter Erde auch die Überführung des Leichnams in die Kirche und eine kirchliche Begräbnisfeier gehörte (Liedhegener 1929).

Wem das Recht auf ein christliches Begräbnis verwehrt wurde, war in den kirchlichen Rechtssätzen und dem *Rituale Romanum* geregelt. Vom Ausschluss, der vor allem für die Hinterbliebenen des Verstorbenen gesellschaftliche Folgen hatte, waren die Nichtchristen betroffen, die vom Glauben Abgefallenen, die aus der christlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen und diejenigen Christen, deren moralische Integrität aus Sicht der Kirche und der Gesellschaft ungenügend war. Dazu gehörten Ketzer und Häretiker, Ehebrecher, Bordellgänger, Sodomiten, Homosexuelle, Wucherer und Gewaltverbrecher wie Brandstifter, Mörder und Giftmischer, Mitglieder sogenannter „unehrlicher“ Berufe wie Totengräber, Henker und Dirnen, Menschen, die als „Hexen“ und „Magier“ verurteilt worden waren, sowie Selbstmörder, im Duell Getötete, gefallene Ritter, Krieger und Soldaten, ferner im Kindbett verstorbene Wöchnerinnen. Auch verstorbene Fremde oder Reisende, deren Religionszugehörigkeit oder rechtlicher Status nicht bekannt waren, zählte man dazu. Die größte Gruppe unter ihnen dürften die Selbstmörder

3 Die Einschätzung zur Herkunft geht auf P. Ilisch und B. Thier zurück, für deren Hinweise ich mich herzlich bedanke.

4 Die archäozoologische Bestimmung wurde von N. Nolde (Archäozoologie Köln) durchgeführt, der ich für die gegebenen Informationen herzlichst danke.

5 Klaus-Tschira-Institut an der Universität Heidelberg Data Report vom 16.02.2017.

6 Center for Physical Sciences an Technology - Vilnius Radicarbon Dating Certificat vom 21.02.2023). Die weitere zeitliche Eingrenzung ergibt sich aus der Stratigraphie.

7 Die anthropologische Untersuchung hat B. Wiedmann vorgenommen, der ich herzlich für die gegebenen Informationen danke.

gewesen sein (Schmitz-Esser 2014, 475–608; Thier 2018b, 45 und 47 Anm. 53).

Neben dem „ehrlichen“ Begräbnis gab es das „unehrliche“, aber menschliche Begräbnis, bei dem der Leichnam zwar auf entehrende Weise aus dem Haus geschafft werden musste, aber an einem anständigen Ort beerdigt werden konnte, und das „Eselsbegräbnis“, bei dem zu der entehrenden Hinausschaffung des Leichnams noch das Begräbnis an einem schändlichen Ort hinzukam, wie es der Richtplatz, die Hinrichtungsstätte oder der Schindanger waren. Zum Schändlichsten gehörte es, wenn das Begräbnis gänzlich verweigert wurde und der Leichnam – in ein Fass geschlagen – dem Fluss übergeben oder verbrannt wurde (Geiger 1891, 11–12).

Wen es in der Praxis traf, hing nicht nur vom Geschehen und von der verübten Tat ab, sondern von vielen anderen Faktoren. Ein guter Leumund, ein tadelloses Leben und ein glaubhaftes Reuebekenntnis vor dem Tod konnte sich in vielen Fällen mildernd auswirken.[8] Der Ausschluss des Verstorbenen aus der Gemeinschaft der Lebenden und der Toten war somit nicht nur eine Frage des geltenden Rechts, sondern immer auch das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses, an dem die Dorf- und Stadtgesellschaft maßgeblich beteiligt war (Schmitz-Esser 2014, 481). Diese forderte – vor allem in der fraglichen Zeit – oft mehr Härte im Urteil ein als die kirchlichen Institutionen, die auch dem Grundsatz der Barmherzigkeit verpflichtet waren.

Ein Selbstmörder, der aus geistiger Verwirrung gehandelt hatte, durfte nach kanonischem Recht durchaus ehrlich, aber still bestattet werden. Seine Beisetzung musste nicht durch den Scharfrichter vorgenommen werden, sie konnte am Rand des Kirchhofes oder an einem anderen ehrenvollen Ort, aber ohne Feierlichkeit und Geläut erfolgen. In der gesellschaftlichen Realität kam diese Lösung in der frühen Neuzeit allerdings kaum zum Tragen (Geiger 1889; Geiger 1891).

Bei Verstorbenen, die in den Augen der Lebenden „gefährlich“ waren und vor deren Wiederkehr sich die Gesellschaft fürchtete, gab es Maßnahmen im Totenbrauchtum, die den Wiedergang verhindern sollten (Schmitz-Esser 2014, 444–470). Darunter fiel etwa das Enthaupten, das Brechen oder Abtrennen der Beine, das Pfählen, Annageln und Beisetzen des Leichnams an Kreuzungen. Auch die von der Regel abweichende Positionierung des Leichnams im Grab, beispielsweise auf dem Bauch, mit gefesselten Händen und dem Kopf im Norden gehört grundsätzlich, aber nicht in jedem Einzelfall in diesen Zusammenhang (Thier 2018b, 40–43).

Die Verhältnisse in Münster

Die Quellenlage zum Begräbniswesen im frühneuzeitlichen Münster ist gut, denn die nahezu lückenlos erhalten gebliebenen Ratsprotokolle und Kriminalakten aus dem 16. und 17. Jahrhundert geben detailliert Auskunft über die Fälle, in denen von der Regel, dem „ehrlichen“ Begräbnis auf dem Friedhof, abgewichen wurde (Offenberg 1898; Offenberg 1902). Hier erfährt man eindrucksvoll, was die damals geübte Praxis im Umgang mit Hingerichteten oder Selbstmördern war, welche Verfahren und Strafen angewandt wurden und schließlich auch, an welchen Orten innerhalb und außerhalb der Stadt die Toten beigesetzt wurden (Thier 2015, 62–63).

Die Frage der Religionszughörigkeit spielte in Münster eine besondere Rolle. Der in konfessionellen Dingen recht tolerante Stadtrat stritt sich seit den 1580er Jahren in jedem Einzelfall mit dem Landesherrn darüber, ob der Verstorbene, sofern er Lutheraner oder Calvinist war, auf einem kirchlichen Friedhof beigesetzt werden durfte oder nicht. Am Ende setzte sich der Fürstbischof durch, sodass – von 1621 an – kein Protestant mehr auf einem katholischen Friedhof in Münster beerdigt werden durfte (Duchardt 1994, 237–242; Hsia 1989, 136–143).

„Unehrliche“ Begräbnisse auf privaten Grundstücken innerhalb der Stadt sind in den Akten nur ausnahmsweise bezeugt, so im Falle eines jungen Kavalleriesoldaten aus Brauweiler, der sich im Dezember 1593 bei der Georgskommende in der Aa „aus Wahnsinn“ ertränkte. Eigentlich sollte der tote Selbstmörder nach der Besichtigung durch den Richter auf einem Schlitten durch die Stadt gezogen und an einem Feldweg außerhalb der Stadt, einer sogenannten „Pagenstegge“, beerdigt werden. Als ein Akt der Gnade gestatteten die Richtherren aber seine Beisetzung bei einem Stall für gepfändetes Vieh in der Ägidii-Leischaft (Offenberg 1898, 121).

Dass die Zugehörigkeit zu einer klösterlichen Immunität die Toten nicht zuverlässig vor dem Zugriff der städtischen Gerichtsbarkeit schützte, zeigt der Fall des Ludger Oedinckhofft, der Koch bei den Fraterherren war und sich am 9. Juni 1607 mit einem Messer die Kehle durchschnitt. Die Richtherren forderten die Auslieferung seines Leichnams ein und handelten die Details der Übergabe mit den Brüdern aus (Offenberg 1902, 73–75).

Exemplarisch ist der Umgang mit einem Selbstmörder im Falle des Wessel Heyl, der sich am 17. oder 18. September 1647 auf dem Dachboden des Hauses in der Frauenstraße, das er mit seiner Familie bewohnte, erhängte.[9] Nach ausführlichen Zeugenbefragungen der Nachbarn und des ältesten Sohnes wurde ein Suizid zweifelsfrei festgestellt, ohne dass der Verstorbene zuvor

8 Der Umgang mit dem kirchlichen Begräbnis, der auch im Zeitalter der Konfessionen sehr komplex und vielschichtig war, kann in diesem Beitrag nicht ansatzweise angemessen dargestellt werden. Siehe dazu besonders Schmitz-Esser 2014.

9 Stadtarchiv Münster, Acta criminalia Nr. 127; Ratsprotokolle der Stadt Münster A: Ratsarchiv bis 1802, Nr. A II Nr. 20 Bd. 78.

Anzeichen einer Depression oder psychischer Probleme gezeigt habe. Der Rat der Stadt Münster entschied, dass sein Leichnam auf einem Schlitten auf die Tucksburg, den Richtplatz westlich der Stadt zu schleifen und dort zu begraben sei. Da Wessel Heyl sich vor seinem Tod keinerlei Vergehen hatte zuschulden kommen lassen und auch als Kirchgänger bekannt war, gewährte der Rat der Witwe als besondere Gnade, dass sie den Leichnam ihres Mannes auf eigene Kosten von einem Totengräber ihrer Wahl beisetzen lassen könne; andernfalls würde dies von den Henkersknechten übernommen.

Der Tote von der Jüdefelder Straße

Wer der Tote an der Jüdefelder Straße wirklich war, wie er zu Tode kam und welchen Umständen er seine Beisetzung auf dem Grundstück der Herren zu Steinfurt verdankte, wissen wir im Grunde nicht. Es erschließt sich auch nicht unmittelbar aus dem archäologischen Befund, der jedoch Anhaltspunkte für eine Annäherung an das Wahrscheinliche liefert.

Sicher ist, dass der Tote niemand war, der nach dem damals geltenden Recht ein Anrecht auf ein christliches Begräbnis hatte. Höchstwahrscheinlich ist jedoch, dass man ihm zutraute, zum Wiedergänger und somit zu einer Gefahr für seine Umgebung zu werden. Darauf weisen der Begräbnisort und die Lage des Leichnams im Grab hin. Wahrscheinlich ist auch, dass der Tote in der Stadt keinen großen Bekanntheitsgrad hatte, so dass diejenigen, die ihn bestatteten, relativ sicher sein konnten, dass sein Verschwinden nicht auffallen würde. Dem Toten scheint Wertschätzung entgegengebracht worden zu sein, wofür die ordentliche Lage im Grab spricht, die eine vorherige Waschung des Leichnams und dessen Aufbahrung nicht ausschließt.

Wie es zur Wahl des Grundstückes an der Steinfurter Straße kam, wissen wir nicht. Möglicherweise lag es günstig und war einfach zugänglich, wofür die Lage des Grabes direkt neben dem Zaun an der Straße spricht, vielleicht spielte auch der Rechtsstatus des Grundstückes eine Rolle und der Eigentümer hatte sein Einverständnis zur Anlage des Grabes gegeben. Genaueres werden wir dazu nicht mehr in Erfahrung bringen können, weil der Todesfall offenbar nicht aktenkundig wurde.

Bei dem unbekannten Toten dürfte es sich am ehesten um einen Selbstmörder gehandelt haben, der nach damaliger Auffassung mit seiner Tat gegen die göttliche Ordnung verstoßen und ein Kapitalverbrechen verübt hatte, was in der frühneuzeitlichen Rechtsprechung hart bestraft wurde. Die Bestrafung – in der Form einer entsprechenden Bestattungsweise – wurde am Leichnam öffentlich vollzogen und war für den Verstorbenen und seine Familie extrem entehrend. Sie bedeutete für Toten den dauerhaften Ausschluss aus der christlichen Gemeinschaft und, wie man glaubte, den direkten Weg in die Hölle. Dass Angehörige versuchten, dem Verstorben und sich selbst „diesen aus damaliger Sicht gnadenlosen Akt der Ausgrenzung, Demütigung und Diskriminierung“ (Thier 2018b, 44) zu ersparen, ist wohl nachvollziehbar.

Der in den Kriminalakten und Ratsprotokollen bezeugte Fall des 38-jährigen Leinentuchhändlers Evert Heggemann lenkt den Blick in eine andere Richtung, die für die Interpretation gleichfalls in Frage kommen kann. Der gebürtig aus Ottmarsbocholt stammende münstersche Bürger war der Zauberei angeklagt und wurde im Februar 1616 nach einem langen Prozess schuldig gesprochen (Alfing 1991, 35–40). Das Urteil verwies ihn, seine Frau und seine Kinder der Stadt. Während der Rat wenig später der Frau erlaubte, mit ihren Kindern wieder in Münster zu leben, ist über das Schicksal ihres Ehemannes nichts weiter bekannt, als dass er, so das Ratsprotokoll vom 27. Oktober 1616, seine Familie verlassen habe und als tot galt. Möglich ist, dass er ebenfalls in die Stadt zurückkehrte, im Verborgenen lebte und nach seinem Tod irgendwo – vielleicht an der Jüdefelder Straße? – heimlich beerdigt wurde.

Der außergewöhnliche Befund einer Bestattung aus dem frühen 17. Jahrhundert auf einem Privatgrundstück an der Jüdefelder Straße zeigt uns, dass wir auch in einer Stadt mit einem scheinbar wohlgeordneten Rechtssystem mit dem Unwahrscheinlichen und Ungewöhnlichen zu rechnen haben. Der entscheidende Faktor, den wir weder durch die sorgfältige Interpretation des archäologischen Befundes noch durch jene der Schriftquellen sicher ermitteln können, ist vermutlich der aus seelischer Not geborene, zutiefst menschliche Entschluss, einen geschätzten Menschen im Tod vor dem größten Ehrverlust zu bewahren.

Literatur

Alfing 1991: S. Alfing, Hexenjagd und Zaubereiprozesse in Münster. Vom Umgang mit Sündenböcken in den Krisenzeiten des 16. und 17. Jahrhunderts (Münster/New York 1991).

Duchardt 1994: H. Duchardt, Protestanten und „Sektierer“ im Sozial- und Verfassungsleben der Bischofstadt im konfessionellen Zeitalter. In: F.-J. Jakobi (Hrsg.), Die Geschichte der Stadt Münster 1, 3. Auflage (Münster 1994) 217–247.

Geiger 1889: K. A. Geiger, Der Selbstmord im Kirchenrecht. Archiv für katholisches Kirchenrecht 61, 1889, 225–232.

Geiger 1891: K. A. Geiger, Der Selbstmord im deutschen Recht. Archiv für katholisches Kirchrecht 65, 1891, 3–36.

Geisberg 1935: M. Geisberg, Die Stadt Münster, die profanen Bauwerke seit dem Jahre 1701. Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen Bd. 41 (Münster 1935).

Heeringen et al. 1987: R. M. van Heeringen/A.M. Koldeweij/A.A.G. Gaalman, Heiligen uit de modder. In Zeeland gevonden pelgrimstekens. Clavis kunsthistorische monografien 4, Zutphen 1987.

Hsia 1989: R.P.-Ch. Hsia, Gesellschaft und Religion in Münster 1535–1618. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt, Neue Folge 13 (Münster 1989).

Kirchhoff/Siekmann 1993: K.-H. Kirchhoff/M. Siekmann, Westfälischer Städteatlas. 4.5: Münster (Dortmund 1993).
Liedhegener 1929: J. Liedhegener, Das kirchliche Begräbnisrecht (Köln 1929).
Offenberg 1898: H. Offenberg, Bilder und Skizzen aus Münsters Vergangenheit (Münster 1898).
Offenberg 1902: H. Offenberg, Bilder und Skizzen aus Münsters Vergangenheit. Neue Folge (Münster 1902).
Pohlmann 2017: A. Pohlmann, Ein Bauopfer und tausend Spolien. In: M. Rind/A. Dickers (Hrsg.), Archäologie in Westfalen-Lippe 2016 (Münster 2017) 149–152.
Prinz 1981: J. Prinz, Mimigernaford – Münster. Die Entstehungsgeschichte einer Stadt. Veröffentlichungen der Historischen Kommission Westfalens XXII/4, 3. durchgesehene Auflage (Münster 1981).
Schmitz-Esser 2014: R. Schmitz-Esser, Der Leichnam im Mittelalter. Einbalsamierung, Verbrennung und die kulturelle Konstruktion des toten Körpers. Mittelalter-Forschungen 48 (Ostfildern 2014).
Siekmann 1989: M. Siekmann, Die Stadt Münster um 1770. Eine räumlich-statistische Darstellung der Bevölkerung, Sozialgruppen und Gebäude. Siedlung und Landschaft in Westfalen, Landeskundliche Karten und Hefte 18 (Münster 1989).
Thier 2015: B. Thier, Vom Kerker zum Zuchthaus – Orte des Strafvollzuges in Münster vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 21, Heft 2/15, 2015, 66–67.
Thier 2016: B. Thier, „DAT WORT IS FLEIS GEWORDEN“ – ein Erkennungszeichen der (Wieder)Täufer. In: M. Rind/A. Dickers (Hrsg.), Archäologie in Westfalen-Lippe 2015 (Münster 2016) 165–167.
Thier et al. 2017: B. Thier/Michael Brocke/Nathanja Hüttenmeister, Die Spuren der Steine – Neufund eines mittelalterlichen jüdischen Grabsteines in Münster. In: M. Rind/A. Dickers (Hrsg.), Archäologie in Westfalen-Lippe 2016 (Münster 2017) 134–138.
Thier 2018a: B. Thier, Martin Luther im katholischen Münster? Lutherkacheln aus dem 16. Jahrhundert. In: M. Rind/A. Dickers (Hrsg.), Archäologie in Westfalen-Lippe 2017 (Münster 2018) 156–159.
Thier 2018b: B. Thier, „Sonderbestattungen“ im Mittelalter und in der Neuzeit – Christliche Diskriminierung als Phänomen „unehrlicher“ Begräbnisse und die Grenzen der Interpretation. In: H. Brink-Kloke/D.P. Mielke (Hrsg.), Vom Umgang mit dem Tod. Archäologie und Geschichte der Sepulkralkultur zwischen Lippe und Ruhr. Beiträge zur Tagung im LWL-Museum für Archäologie in Herne am 7. November 2014 (Büchenbach 2018) 34–51.
Weidner 2000: M. Weidner, Landadel in Münster 1600–1760. Stadtverfassung, Standesbehauptung und Fürstenhof. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster, Neue Folge 18.2 (Münster 2000).

Adresse

Dr. Aurelia Dickers
Stadt Münster, Stadtplanungsamt
Bodendenkmalschutz und -pflege, Stadtarchäologie
Albersloher Weg 33
48155 Münster
dickers@stadt-muenster.de

Jüdische Kulturspuren

Ergebnisse archäologischer Suche im Bodenarchiv von Westfalen-Lippe

Hans-Werner Peine

Zusammenfassung

Überblicksartig dargestellt werden im folgenden Beitrag die wichtigsten archäologischen Ausgrabungsergebnisse jüdischer materieller Kultur in Westfalen-Lippe. Beleuchtet werden u. a. Friedhöfe, Synagogen, Mikwen, Schulgebäude, Wohnhäuser und Depotfunde.

Einführung

Mit dem Projekt „Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen“ liegt für die westfälischen Regierungsbezirke Arnsberg (2005), Detmold (1998) und Münster (2002), vorgelegt durch E. Pracht-Jörns, eine umfassende Dokumentation erhaltener materieller Zeugnisse jüdischer Kultur vor. Nachfolgend – und ebenfalls nach den drei Regierungsbezirken gegliedert – wurden im „Historischen Handbuch der jüdischen Gemeinschaft in Westfalen-Lippe“ durch die Historische Kommission für Westfalen in drei Bänden mit Ortsartikeln (Freund et. al 2008; Hengst/Olschewski 2013; Göttmann et al. 2016), ergänzt durch einen vierten Band mit Übersichtsartikeln (Freund 2013), insbesondere die archivalischen Quellen in Zusammenschau, ediert (Registerbände: Steinfals 2016; Beyer/Steinfals 2018). Beide Projekte sind als schnell zu nutzender Pool bekannter Fakten für die bauhistorische und archäologische Erforschung jüdischer materieller Kultur in Westfalen von hohem Nutzen.

Es bleiben jedoch Fragen offen zu Bereichen des jüdischen Lebens und dessen Entwicklung. Durch die Erforschung und Dokumentation jüdischer materieller Kultur können Archäologie und Bauforschung hierzu einen Beitrag leisten.

Die Wurzeln jüdischen Lebens reichen in Westfalen-Lippe bis in das hohe Mittelalter zurück, als sich Juden und Jüdinnen aus dem Rheinland in den westfälischen Städten niederließen. Als älteste Gemeinde (Kehillah) darf Dortmund gelten (Kosche 2002; Johanek 2013, 35; Pracht-Jörns 2002, 3; Pracht-Jörns 2005, 81–82). Bis zu den spätmittelalterlichen Pestpogromen lassen sich in den Schriftquellen weitere Einwohner und Einwohnerinnen jüdischen Glaubens in vielen mittelalterlichen Städten, darunter Münster,

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 163–174.

Abb. 1 Münster. Fragment eines jüdischen Grabsteins von 1313/1314. Sandstein, erhaltene Höhe ca. 0,36 m (Stadtmuseum Münster, H. Leson; abgedruckt in: Thier et al. 2017, 135, Abb. 1).

Minden, Osnabrück (heute Niedersachsen, Kosche 2002, 27) und Paderborn, nachweisen (Pracht 1998, 393–394, 463; Pracht-Jörns 2002, 21–22).

Jüdische Friedhöfe und Grabsteine

Aus dem Bereich der Bau- und Bodendenkmalpflege gehen die frühesten Belege für die Anwesenheit von Juden und Jüdinnen in Westfalen-Lippe auf jüdische Friedhöfe zurück. Sie dürfen sicherlich nicht nur in Westfalen als das am besten erhaltene und oft auch als das einzig nachweisbare Zeugnis jüdischen Lebens und dessen materieller Kultur gelten. Gleichzeitig vermitteln sie uns eindrucksvoll die jahrhundertelange Verwurzelung der Menschen jüdischen Glaubens in einer christlich geprägten Umwelt.

Bezugnehmend auf das großangelegte Projekt „Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen“ lassen sich für Westfalen-Lippe 324 jüdische Friedhöfe nachweisen, 57 davon sind derzeit nicht mehr als Friedhöfe erkennbar bzw. auffindbar (Pracht-Jörns 2005, 22–23). Diese Begräbnisstätten waren seit jeher besonders heilige Orte. Im Hebräischen werden sie Be `it Ha-Chajim (Haus des Lebens), Be `it Ha-Kvarot (Haus der Gräber) oder Be `it Ha-Olam (ewiges Haus) genannt, im deutschsprachigen Raum „der gute Ort“. Die Anlage einer jüdischen Grabstätte ist für die Ewigkeit vorgesehen und wird nicht, wie bei christlichen Grabstätten üblich, nach einigen Jahrzehnten wieder aufgelöst. Die Unantastbarkeit der Totenruhe führt sogar dazu, dass die Lebenden diese am Sabbat zu respektieren und von einem Besuch des Friedhofes Abstand zu nehmen haben. Ausgrabungen dürfen aus diesen religionsgesetzlichen Gründen auf den jüdischen Friedhöfen nicht vorgenommen werden, sie zählen heute zu den gesetzlich zu schützenden Bodendenkmälern. Dagegen wurden sie, nicht nur in der Nazizeit, sondern auch im Laufe ihrer Existenz, nicht selten geschändet, beraubt, eingeebnet und überbaut. Für das Mittelalter sei hier insbesondere auf die Zeit der Judenverfolgung während der Pestepidemie in der Mitte des 14. Jahrhunderts verwiesen. Machten die Christen und Christinnen doch hierfür ihre jüdischen Mitmenschen verantwortlich, so beispielsweise auch in Münster, wo sie vertrieben oder getötet wurden. Der zerstörte Friedhof wurde hier ab der Mitte des 14. Jahrhunderts durch einen Außenwall der städtischen Verteidigungsanlagen erstmals überbaut. Seine Grabsteine, wie auch andernorts, entwendet und als Baumaterial für Stadtbefestigungen, Kirchen und Burgen verwendet (Thier 2018; Thier et al. 2017; Leenen 2020). Von dem erstmals 1301 erwähnten Friedhof, im Westen Münsters, unmittelbar vor der Stadtmauer gelegen, wurden nachweislich 17 Grabsteine der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts beim Bau von öffentlichen Einrichtungen genutzt.

Zwei dieser seit dem 16. Jahrhundert dokumentierten Exemplare haben sich erhalten. 2016 führten Ausgrabungen der Stadtarchäologie Münster in der Jüdefelderstraße u. a. zur Freilegung von Häusern aus dem 19. Jahrhundert. Für ihre Fundamente wurden Bauspolien der 1821 eingestürzten und 1823 abgebrochenen Kirche Alt-Sankt-Aegidii verwendet. Darunter ein Grabsteinfragment mit hebräischer Inschrift von 1313/1314 (Abb. 1). Der Neufund ist zur Zeit der älteste erhaltene jüdische Grabstein Westfalens (Thier 2018; Thier et al. 2017; Pohlmann 2016).

Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster

Einzugehen ist an dieser Stelle auch auf den 1951 geborgenen Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster, bestehend aus knapp 2000 Silbermünzen, 36 Schmuckstücken und verschiedenen Draht- und Blechfragmenten (Tegethoff 2002; Scholz 2018). Vergraben nach 1341 zählt er zu den größeren spätmittelalterlichen Schatzfundkomplexen Mitteleuropas. Lange Zeit wurde er mit einem jüdischen Geldhändler und Pfandleiher in Verbindung gebracht und galt als Bestandteil eines jüdischen Schatzfundhorizontes, der – im Zuge der europäischen Pest und der Judenpogrome – um die Mitte des 14. Jahrhunderts verortet wird. Anders als beispielsweise in den großen Schatzfunden aus Weißenfels, Colmar oder Erfurt, enthält der Schatzfund aus Münster allerdings keinerlei Objekte, die sicher auf einen jüdischen Kontext verweisen, so dass nicht nur aus diesem Grunde heute eine entsprechende Einordnung äußerst kritisch gesehen wird (Scholz 2008; Scholz 2013; Kötz 2019).

Synagogen und Mikwen

Neben den Friedhöfen zählen Synagogen und Mikwen zu den zentralen Einrichtungen jüdischer Gemeinden. Das griechische Wort Synagoge bezeichnet zum einen die sich versammelnde Gemeinde, zum anderen aber auch den Versammlungsort, der im hebräischen Bet haKnesset, oder deutsch/jiddisch Judenschule/Schul genannt wird. Die Synagoge dient der Gemeinde zum Gottesdienst und zur religiösen Unterweisung als Lehr- und Studienort, aber auch als Zentrum für profane Versammlungen. Liturgie und religiöse Vorschriften bestimmen nicht nur den Gottesdienst der jüdischen Gemeinde, so ist z. B. die Anwesenheit eines Minjans (wenigstens zehn männliche Erwachsene von über 13 Jahren) notwendig, um einen öffentlichen Gottesdienst abzuhalten, sondern sie haben auch Auswirkung z. B. auf die Ausrichtung, die Höhe und die innenräumliche Gestaltung der Synagoge. So beten die Frauen getrennt von den Männern auf einer Empore oder in einer separaten Loge für sich. Standort und äußeres Erscheinungsbild der Synagoge hängen zusätzlich noch von der christlich geprägten Umgebung ab, sie durften z. B. nicht in der Nähe einer Kirche errichtet werden (Paulus 2007; Cohen-Mushlin/Thies 2012).

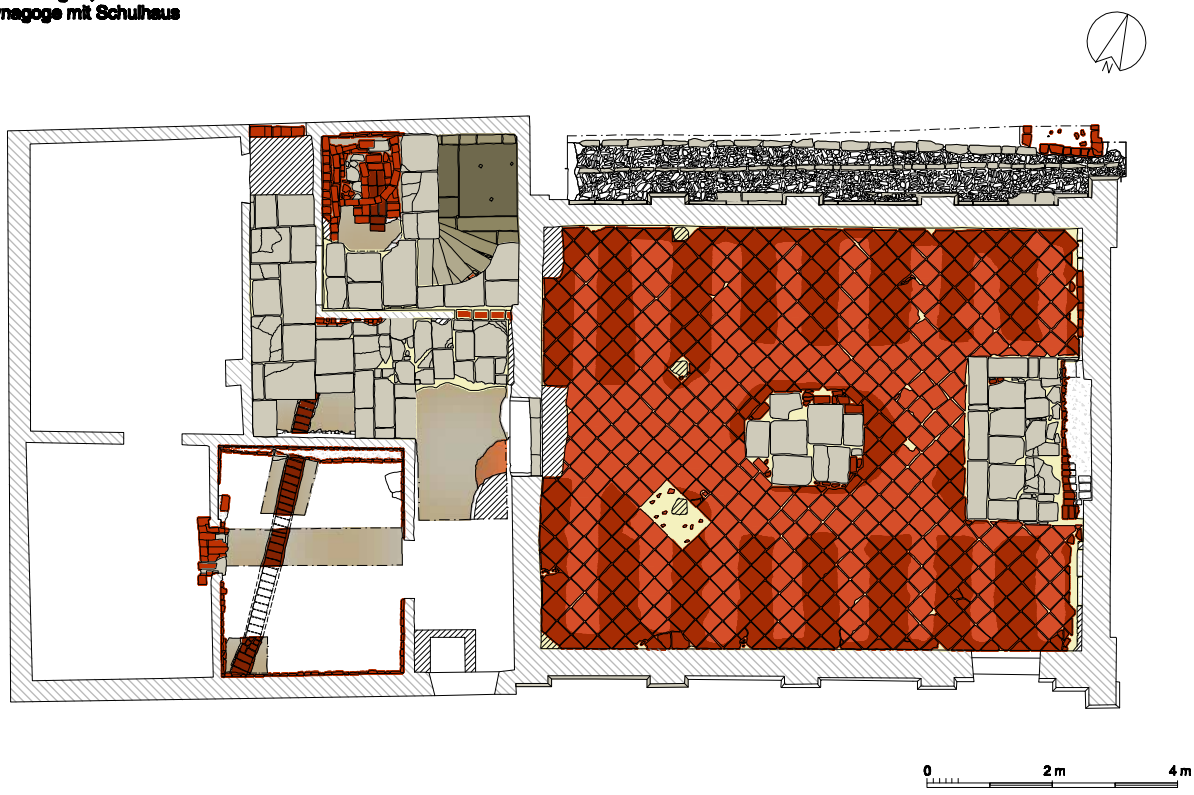
Die nur nahezu geosteten, nach Jerusalem (Misrach) ausgerichteten Synagogen, müssen in ihrer Ostwand über dem Thoraschrein mit einem Fenster versehen sein, aus dem Tageslicht aus Richtung Jerusalem einfallen kann (Kraus et al. 2015, 854; Paulus 2007). Unabdingbar für die Einrichtung des in der Regel langrechteckigen hohen Betsaales der Synagogen sind der Thoraschrein (Aron haKodesch) für die Aufbewahrung der Thorarollen und in den aschkenasischen Synagogen Mitteleuropas ein erhöhtes Podium in der Mitte des Saales mit dem Vorlesepult (Bima). Von hier aus wird aus der Thora vorgelesen. Der Thoraschrein ist in einer geschmückten Nische in der Mitte der Ostwand untergebracht oder erhöht an die Ostwand angelehnt (Keßler 2007; Keßler 2008). In vielen Fällen waren im Synagogengebäude oder einem Anbau auch die Mikwe und eine Schulstube für den religiösen Unterricht der Kinder nebst Lehrerwohnung untergebracht.

Die Mikwe, ein Sammelbecken für Wasser, dient ausschließlich der rituellen Reinigung und zählt zu den wichtigsten Einrichtungen der jüdischen Gemeinde. Nach den jüdischen Reinigungsgesetzen darf nur „lebendiges Wasser“, d. h. Grund-, Regen- oder fließendes Wasser aus Quellen/Bächen/Flüssen genutzt werden. Das Wasser muss seinen Weg in das Tauchbecken auf natürliche Weise finden. Dieses muss so viel Wasser enthalten, dass ein vollständiges Untertauchen gewährleistet ist, dabei darf nichts am Körper sein, das den vollständigen Kontakt des Wassers mit diesem verhindert. Zahlreiche jüdische Vorschriften erfordern insbesondere für Frauen den Besuch des rituellen Bades, z. B. nach der Menstruation oder der Geburt eines Kindes. Auch werden in der Mikwe neuerworbene Gegenstände, etwa Geschirr, einer Reinigung im kultischen Sinne unterzogen (Altaras 2007).

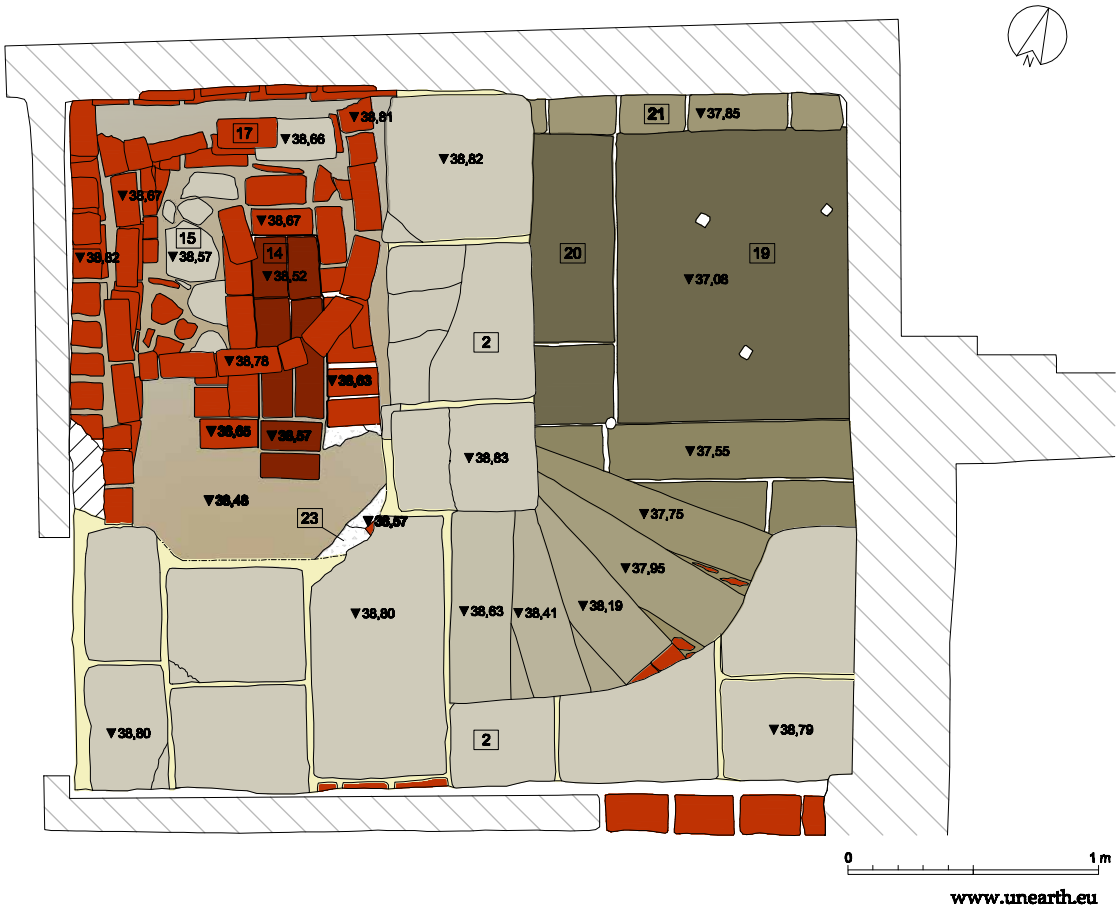
Über die Anzahl der Synagogen und der zahlreichen Betzimmer in jüdischen Privathäusern liegen verständlicherweise nicht nur für Westfalen-Lippe keine verlässlichen Zahlen vor, wurden diese doch im Laufe der Jahrhunderte überprägt und zerstört, insbesondere die Synagogen deutschlandweit in der sog. Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938. Noch nach 1945 wurden viele der erhaltenen, geschändeten und beschädigten Synagogengebäude abgebrochen oder umgebaut und umgenutzt, so dass ein weiterer gravierender Verlust jüdischer materieller Kultur konstatiert werden muss. Nach Pracht-Jörns sind in Westfalen-Lippe um 1900 187 Synagogen nachgewiesen, 52 davon haben sich bis heute erhalten. Nahezu alle von ihnen wurden nach 1800 errichtet, nur wenige reichen bis in das 17./18. Jahrhundert zurück (Pracht 1998, 8; Pracht-Jörns 2002, 7–8; Pracht-Jörns 2005, 9–10). Archivalisch belegte mittelalterliche Synagogen für Dortmund, Minden und Münster (Pracht 1998, 396–397 Minden; Pracht-Jörns 2002, 21 Münster; Pracht-Jörns 2005, 84 Dortmund; Paulus 2007, 113–116) konnten bislang im Zuge archäologischer Grabungen nicht nachgewiesen werden.

Erstmals für Westfalen konnte die Archäologische Gruppe Bocholt 1987 im Zuge einer Baustellenbetreuung Überreste der im 2. Weltkrieg zerstörten Bocholter Synagoge dokumentieren. Erfasst wurden Fundamentreste der auf einem rückwärtigen Grundstück der Nobelstraße errichteten Synagoge (Sundermann/Letschert 1997, 57). Bereits 1982 konnte die Gruppe auf einer anderen Baustelle Fragmente der beiden 1925 über dem Eingang

Petershagen, Kr. Minden-Lübbecke
Synagoge mit Schulhaus



Detail Badekammer



www.unearth.eu

Abb. 2 ◁ Petershagen. Grabungsplan von Synagoge, Schulhaus und Mikwe (LWL-Archäologie für Westfalen/H.-W. Peine u. UNEARTH/W. Essling-Wintzer; abgedruckt in: Peine/Battermann 2012, 170, Abb. 2).

Abb. 3 Gronau-Epe. Blick in die Mikwe, rechts die jüngere Phase mit Abdrücken der Fliesen, links die ältere zementverputzte Phase (LWL-Archäologie für Westfalen/R. Klostermann; abgedruckt in Klostermann 2021, 234, Abb. 3).

der Synagoge angebrachten Dekalog-Tafeln (Dekalog = Zehngebote) bergen. Die Tafeln wurden in der Reichspogromnacht 1938 von Mitgliedern der SA aus der Wand herausgebrochen und in das SA-Heim „Weißes Stift“ verschleppt. In hebräischer Inschrift sind auf einem der Tafelfragmente in nahezu vollständigem Wortlaut die Reste des sechsten Gebotes „Du sollst nicht morden“ zu lesen (Kettler/Kühne 1992; Niebur 1992; Niebur/Oechtering 2013).

Erst seit den 1990iger Jahren erfolgten in Westfalen-Lippe Ausgrabungen sowohl im Gebäudebestand umgenutzter Synagogen, als auch auf dem Areal abgerissener Synagogen, so in Blomberg 1992/93 (dat.: 1808–1912), Paderborn 1995 (dat.: 1763–1882), Hamm 1996 (dat.: 1868–1939), Bad Salzuflen 1998 (dat.: 1855–1938), Petershagen 1999 und 2008 (1796/1846–1938), Raesfeld 2004 (1861/63–1938) sowie 2017 und 2021 in Gronau-Epe (dat.: 1907–1938). Dokumentiert werden konnten Grundmauern, Fußböden, aber auch Fundamente für Frauenempore, Thoraschrein und Bima in den Betsälen, ferner rituelle Bäder, Schulräume und Wohnungen (LWL Neujahrsgruss; Stadt Blomberg 1995). So gelang es etwa in Paderborn unter einem Parkplatz Ecke Padergasse/Am Damm freigelegten Grabungsbefund den Grundriss (ca. 10 x 13,5 m) des ehemaligen Synagogengebäudes zu ermitteln (Pesch 2000).

Über ein herausragendes Bauensemble der jüdischen Kultusgemeinde, bestehend aus Synagoge, Ritualbad und Elementarschule, verfügt Petershagen, ehemaliger Residenzort der Mindener Bischöfe. Durchgeführte Instandsetzungsarbeiten für ein Informations- und Dokumentationszentrum zur jüdischen Orts- und Regionalgeschichte machten archäologische Untersuchungen in dem 1845/46 errichteten bestehenden Synagogengebäude aus Backstein notwendig (Abb. 2). Sie erbrachten ein Vorgängergebäude etwa gleichen Ausmaßes (lichte Weite 6,8 x 8,65 m). Neben den Fundamenten dieser 1796 errichteten älteren Fachwerksynagoge gelang anhand von Punktfundamenten im Westen des Betraumes auch der Nachweis einer Frauenempore. Diese älteren

Fundamente der Außenmauern sowie die Punktfundamente wurden für den Neubau der Synagoge in der Mitte des 19. Jahrhunderts weiter genutzt. Diagonal zum Raum verlegte rotbraunglasierte quadratische Fliesen dienten als Bodenbelag. Über die Abnutzung bzw. die Erhaltung der Glasuroberflächen der Bodenfliesen konnte der Standort der Bestuhlung im Betsaal eindeutig bestimmt werden. Sie stand im rechten Winkel zur Nord- und Südwand des Saales. In dessen Mitte zeugt eine achteckige Fläche, ausgelegt mit Sandsteinplatten, vom Standort der Bima. Erfasst wurden in und vor der Wandnische der Misrachwand auch die Fundamente für den Thoraschrein und eines davor gelegenen Podestes. Zwei in den Raum ragende Fundamentzungen trugen vermutlich Säulen zur Zierde des Thoraschreins (Linnemeier 2000; Münz 2000; Keßler 2008, 42–43). Dieser 1999 in der Synagoge durchgeführten archäologischen Untersuchung folgte erst 2008 jene im westlichen Anbau. In ihm waren neben dem rituellen Bad, nachweislich durch den Grabungsbefund gleichzeitig mit dem älteren Synagogengebäude errichtet, die Schulstube und die Wohnung des Lehrers untergebracht. Die 3,5 x 3,5 m große Badekammer war wie der Flur mit einem Boden aus großformatigen Sandsteinplatten versehen. Bogenförmig führte dort eine sechsstufige Steintreppe in das 1,3 x 1,7 m große, 1,7 m tiefe Tauchbecken hinab, dessen Boden ebenfalls mit Steinplatten ausgelegt war. In diese waren Löcher eingearbeitet, die ein leichteres Aufsteigen des Grundwassers in das Tauchbecken erlaubten. Überschüssiges Wasser wurde über einen Backsteinkanal nach Süden zur Synagogenstraße, heute Goebenstraße, abgeführt. Die Badekammer wurde durch zwei aufeinanderfolgende Öfen beheizt, deren Unterbauten in der Nordwestecke des Raumes ausgegraben werden konnten. Funde von Fensterglas zeugen von den Fenstern des Anbaus, Schiefergriffel vom Schulbetrieb und Porzellan- und Tonpfeifen vom Tabakgenuss des Lehrers (Peine/Battermann 2012).

Ein ähnliches Bauensemble konnte in den letzten Jahren mit guten Ergebnissen in Gronau-Epe untersucht werden und brachte Ergebnisse zur baulichen Ausgestaltung des Betraumes und seiner Ausstattung. Bemerkenswert ist der Fund von ca. 30 rußgeschwärzten, hebräisch beschriebenen Textseiten eines Buches. Freigelegt werden konnte zudem eine von Regenwasser gespeiste Mikwe (Abb. 3), zu deren Tauchbecken (2 x 1,8 m) eine zweiphasige mehrstufige Steintreppe hinab führte (Huyer 2019; Klostermann 2021).

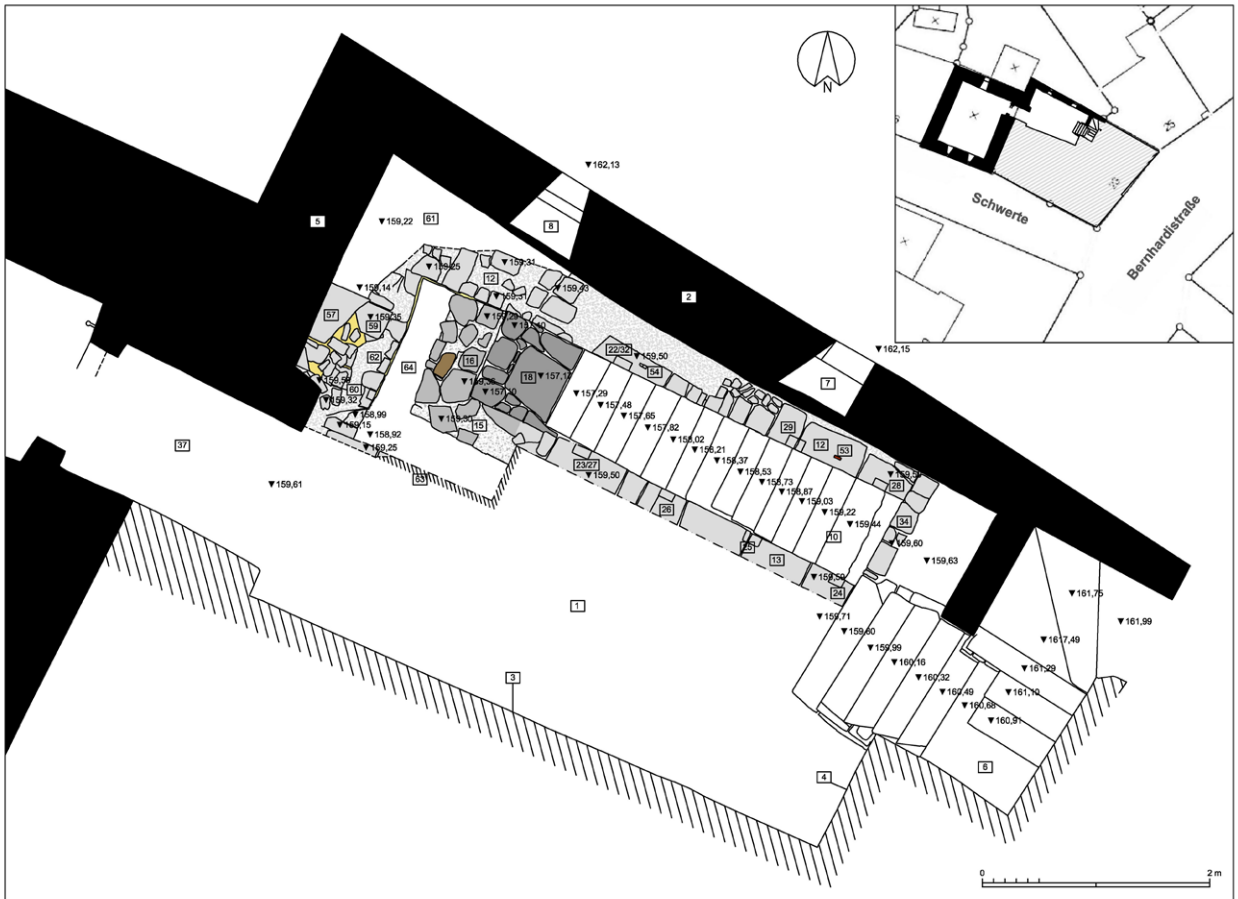
Vollständig zerstört wurde dagegen 1938 das Raesfelder Bauensemble von Synagoge nebst Mikwe und Schule. Neben Resten ihrer Grundmauern und dem unteren Bereich des Tauchbeckens (1,08 x 1,09 m) der Mikwe, fanden sich im Tauchbecken die Überreste einer ehemals fünfstufigen Holztreppe (Abb. 4), die den Einstieg ermöglichte (Schrader/Pechtold 2012).

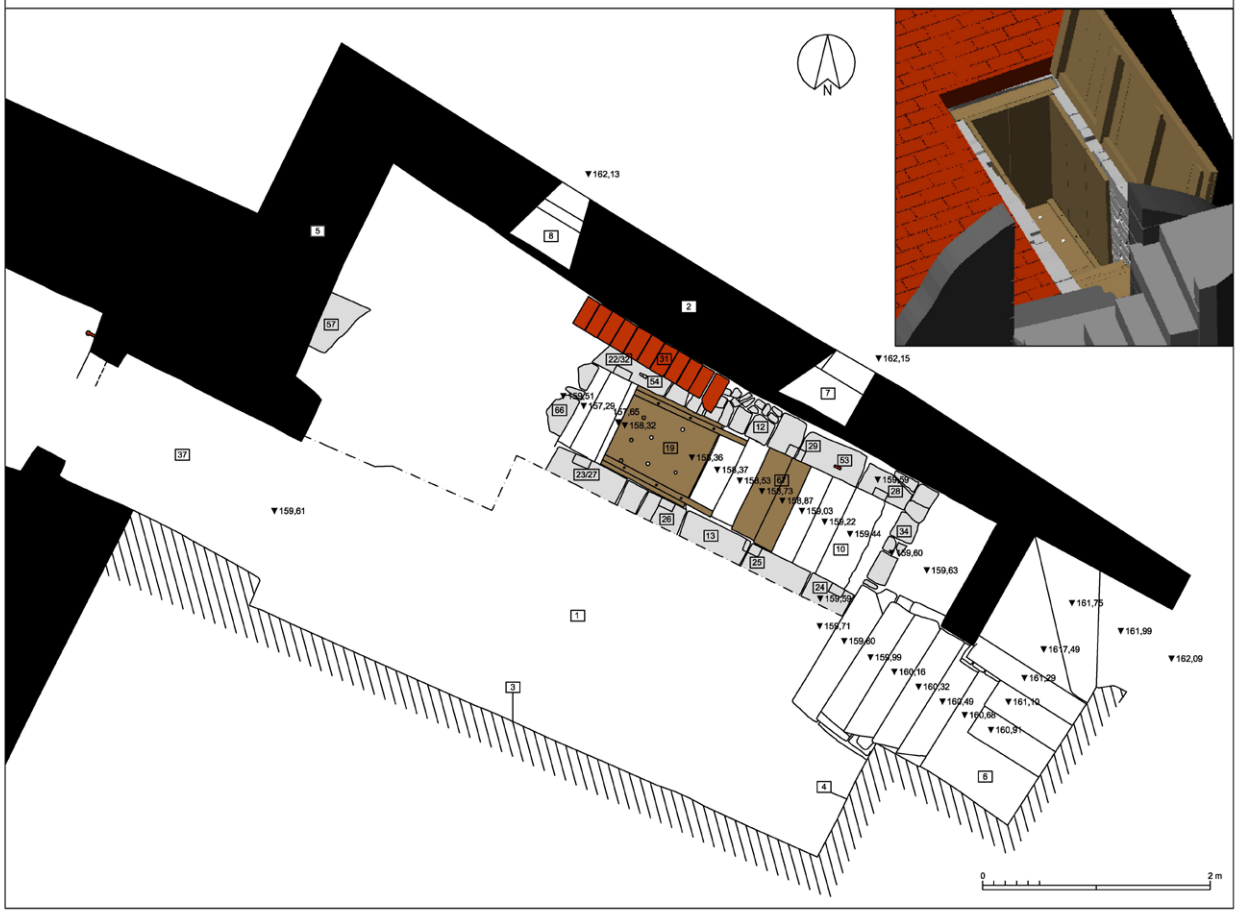
Abb. 4 Raesfeld. Unterer Teil einer Holztreppe, die zum Einstieg in das rituelle Tauchbecken diente (LWL-Archäologie für Westfalen, St. Brentführer; abgedruckt in: Schrader/Pechtold 2012, 178, Abb. 3).

Unbrauchbar gewordene religiöse Schriften und Gegenstände, die nicht von Menschenhand zerstört werden dürfen, werden in einer Geniza, einem versteckten Ablageraum – etwa auf dem Dachboden der Synagogen – aufbewahrt. Gefunden wurden Geniza bei Renovierungsarbeiten, etwa in den ehemaligen Synagogen von Blomberg (Pracht 1998, 299, Abb. 323; Stadt Blomberg 1995, 36–47), Detmold (Pracht 1998, 305, Abb. 336, 337), Höxter (Pracht 1998, 192, Abb. 226) und Selm-Bork (Pracht-Jörns 2005, 655, Abb. 580, 581). In diesen „Dachbodenfunden" zeugen Schriftstücke, Bücher, zerbrochene Leuchter, Thoraschilde u. a. von den ehemaligen Ausstattungen der Synagogen.

Von den Mikwaot im Umfeld der Synagogen, die von der jeweiligen jüdischen Gemeinde genutzt wurden, lassen sich private Ritualbäder unterscheiden. Unauffällig für Christen und Christinnen waren sie zumeist in den Kellern der Häuser ihrer jüdischen Nachbarn untergebracht. Diese Kellermikwen wurden in der Vergangen-

Abb. 5 ▷ Warburg, Kellermikwe im Glockengießerhaus; oben Phase 1 und 2, unten Phase 3 mit Rekonstruktionsvorschlag (Plan LWL-Archäologie für Westfalen, H.-W. Peine, Th. Pogarell u. UNEARTH/W. Essling-Wintzer; abgedruckt in: Peine/Dubbi 2011, 160 Abb. 2/3).


N
Schwerte
Bernhardistraße
0
2 m


N
0
2 m

heit nicht selten als „Judenloch“ bezeichnet. Oft bestanden sie aus einem einfachen in den Kellerboden eingetieften Schacht. Dies ist ein Umstand, der die Ansprache bzw. Deutung als Tauchbecken erschwert, so für einen in Höxter, nordöstlich der Kilianikirche freigelegten Schacht (LWL Neujahrsgruss 1993, 71; Rabe 1993). Als Beispiel für zufällig bei Bauarbeiten entdeckte, ehemals privat genutzte Tauchbecken lassen sich für Westfalen-Lippe nur das 2001 untersuchte aus Kalletal-Lüdenhausen und das 2006 in der Innenstadt von Detmold freigelegte anführen (Pöschl 2001; Pöschl/Köllner 2009).

Eine weitere Kellermikwe konnte 2011/12 in dem im 16. Jahrhundert erbauten Glockengießerhaus in der Warburger Altstadt archäologisch untersucht werden. Katasterunterlagen, Lagerbücher und Steuerlisten weisen von 1750 bis 1855 für das Gebäude durchgehend jüdische Besitzer auf (Peine/Dubbi 2011; Peine/Dubbi 2012).

Nach dem Kauf durch Seligmann Calmen 1750 wurde in den Boden des tonnengewölbten Kellers eine Mikwe eingetieft (Abb. 5). Im weiteren Verlauf ihrer Nutzung erfuhr das Ritualbad einen zweifachen Umbau. Ein dreizehnstufiger Treppenabgang führte anfangs geradlinig 2,45 m hinab zum Boden des Tauchbeckens. Treppenabgang und Tauchbecken wurden aus Kalkbruchsteinen und Spolien errichtet. Das älteste Tauchbecken (1,56 x 1,34–1,5 m) musste wohl aus statischen Gründen auf 0,8 x 0,5–0,75 m verkleinert werden. Ein flaches Gewölbe von 2,1 m lichter Höhe überspannte dieses jüngere Tauchbecken zwischen dessen Bodenplatten das Grundwasser aufstieg. Die letzte Umbauphase der Mikwe führte zur Aufgabe des tieferliegenden Beckens und zum Einbau eines hölzernen Tauchbeckens auf einem höheren Niveau im älteren Treppenabgang. Der Baubefund des nun 0,8 x 0,9 m großen Tauchbeckens erlaubt eine vollständige Rekonstruktion bis hin zu einer hölzernen Klappe, die ehemals auf Fußbodenniveau zur Abdeckung der Kellermikwe diente (Peine/Dubbi 2011; Peine/Dubbi 2012). Nach Aufgabe der Mikwe in der Mitte/2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde sie mit Schutt und Haushaltsabfällen verfüllt. Letztere geben einen umfangreichen Einblick in den Haushalt und den Alltag seiner letzten jüdischen Bewohner und Bewohnerinnen (Schrader 2012; Peine/Bérenger 2015).

Fundkomplexe zum jüdischen Alltagsleben

Archäologische Fundkomplexe zum jüdischen Alltagsleben wie der aus der Warburger Kellermikwe lassen sich nur äußerst schwer fassen. Lebten die jüdischen Mitbewohner und Mitbewohnerinnen doch, wie die Forschung heute aufzeigt, nicht in Ghettos, sondern in Dörfern und Städten zwischen ihren christlichen Mitmenschen. Straßennamen, wie beispielsweise Judengasse und Archivalien wie Katasterunterlagen, Steuerlisten u. a. bezeugen aber auch, dass es Straßenzüge und Stadtviertel gab, wie z. B. in Höxter, Köln oder Münster (Rabe 1993; Schütte/Gechter 2012; Johanek 2013, 42), die vermehrt jüdische Anwohner und Anwohnerinnen aufwiesen. Geben uns insbesondere in der Neuzeit die Schriftquellen eindeutige Auskunft über Grundstücke, Häuser und ihre jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner, so lassen sich diese und ihre Haushalte nur in Ausnahmefällen auch durch archäologisch gewonnene Quellen fassen, so etwa durch epigraphische Zeugnisse (Fundstücke mit hebräischer Schrift) oder durch jüdische Kultgegenstände, wie beispielsweise 1984 in Höxter auf dem Grundstück An der Kilianikirche 12. Dort konnten aus einem Kloakenschacht die Bestandteile (Dochthalter, Tropfschale) einer Schabbatlampe geborgen werden (Weber 1998, 57–74; Rabe 1993). Belege archäozoologischer Untersuchungen zu geborgenem Knochenmaterial, das auf die Einhaltung der koscheren Essensregeln hinweisen könnte, etwa durch den fehlenden Nachweis von Schweineknochen, liegen für Westfalen-Lippe nicht vor.

Im Zuge archäologischer Untersuchungen in der Dülmener Innenstadt wurden 2020 auch die Überreste des durch die Bombardierung Dülmens am 22./23. März 1945 zerstörten Wohnhauses, Kirchplatz 8, freigelegt. Hier wohnte nachweislich bis 1940 die jüdische Familie von Louis Pins (verstorben am 12.6.1939 in Gestapohaft). Hinweise auf einen jüdischen Haushalt ließen sich im archäologischen Befund, hier wie anderswo in Westfalen-Lippe, nicht ermitteln. Teile des freigelegten Kellers wurden 2022 als Gedenkort „Keller Pins“ gestaltet, er erlaubt gleichzeitig einen schönen Einblick in den archäologischen Befund (Sudmann 2020; Trautmann 2022).

Schlussbemerkung

Im öffentlichen Raum erinnern seit 1996 an vielen Orten auch die vom Kölner Künstler Gunter Demnig verlegten Stolpersteine an Menschen jüdischen Glaubens, die Opfer des Nationalsozialismus wurden. Durch ihren Standort geben die kleinen Gedenkquader, versehen mit Namen und Daten der Opfer, zudem einen Hinweis auf deren letzte Wohnorte.[1]

Hinzuweisen bleibt auf eine im Rahmen des 2021 begangenen Jubiläums „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ von der Mittelalter- und Neuzeitarchäologie der LWL-Archäologie für Westfalen in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Alte Synagoge Petershagen e. V. gezeigte Ausstellung in Petershagen, in der viele der oben dargelegten Ergebnisse der westfälischen Archäologie präsentiert wurden (Radohs 2021).

1 https://www.stolpersteine.eu/start/, abgerufen 20.02.2023.

Wünschenswert ist, dass die archäologischen Untersuchungen zum jüdischen Kulturerbe in Westfalen, die in den letzten Jahrzehnten durchgeführt wurden, in Zukunft weiterhin intensiviert werden, um gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Geschichte, Bauforschung, Numismatik, Geowissenschaft, Dendrochronologie und Archäozoologie weitere Forschungsfortschritte zur vielfältigen jüdischen Kultur und ihrem materiellen Erscheinungsbild zu erzielen.

Literatur

Altaras 2007: Th. Altaras, Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen – Was geschah seit 1945? (Königstein 2007²).

Beyer/Steinfals 2018: B. Beyer, B./Steinfals, F. (Bearb.), Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe: Register der jüdischen und christlichen Namen. Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen-Lippe, Band 6, Materialien der Historischen Kommission für Westfalen, Band 14 (Münster 2018).

Cohen-Mushlin/Thies 2012: A. Cohen-Mushlin/H. H. Thies (Hrsg.), Synagoge und Tempel. 200 Jahre jüdische Reformbewegung und ihre Architektur. Kleine Schriften der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa 4 (Petersberg 2012).

Freund 2013: S. Freund (Hrsg.), Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen-Lippe: Grundlagen – Erträge – Perspektiven. Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen-Lippe, Band 4, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Neue Folge 11 (Münster 2013).

Freund et al. 2008: S. Freund/F.-J. Jakobi/P. Johanek (Hrsg.), Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Münster. Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe, Band 3, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLV (Münster 2008).

Göttmann et al. 2016: F. Göttmann/B. Beyer/ W. Reininghaus/ R. Schlautmann-Overmeyer (Hrsg.), Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Arnsberg. Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen-Lippe, Band 1, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Neue Folge 12 (Münster 2016).

Hengst/Olschewski 2013: K. Hengst, U. Olschewski (Hrsg.), Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Detmold. Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe, Band 2, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Neue Folge 10 (Münster 2013).

Huyer 2019: M. Huyer, Die ehemalige Synagoge in Gronau-Epe. Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 2019/1, 19–25.

Johanek 2013: P. Johanek, Die Frühzeit jüdischer Präsenz in Westfalen. In: Freund 2013, 21–58.

Keßler 2007: K. Keßler, Ritus und Raum der Synagoge. Liturgische und religionsgesetzliche Voraussetzungen für den Synagogenbau in Mitteleuropa. Schriftenreihe der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa 2 (Petersberg 2007).

Keßler 2008: K. Keßler, Jüdischer Gottesdienst und die Synagoge. In: A. Cohen-Mushlin/H.H. Thies (Hrsg.), Synagogenarchitektur in Deutschland. Katalog zur Ausstellung. Schriftenreihe der Bet-Tifla-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa 5 (Petersberg 2008) 41–46.

Kettler/Kühne 1992: G. Kettler/D. Kühne, Bocholt im 20. Jahrhundert. Unser Bocholt. Zeitschrift für Kultur und Heimatpflege 43, 1992, 77–84.

Klostermann 2021: R. Klostermann, Ein altes Feuerwehrgerätehaus gibt sein Geheimnis preis – die Synagoge in Gronau-Epe. Archäologie in Westfalen-Lippe 2021, 231–235.

Kötz 2019: St. Kötz, Pestschätze. Ein (jüdischer) Schatzfundhorizont der Großen Pest? In: LWL-Museum für Archäologie/ Westfälisches Landesmuseum Herne (Hrsg.), Pest! Eine Spurensuche. Katalog zur Sonderausstellung im LWL-Museum für Archäologie in Herne (Darmstadt 2019) 132–138.

Kosche 2002: R. Kosche, Studien zur Geschichte der Juden zwischen Rhein und Weser im Mittelalter. Forschungen zur Geschichte der Juden A15 (Hannover 2002).

Kraus et al. 2015: W. Kraus/H.-C. Dittscheid/G. Schneider-Ludorf (Hrsg.), Mehr als Steine … Synagogen-Gedenkband Bayern 3,1: Unterfranken (Lindenberg 2015).

Leenen 2020: St. Leenen, Jüdische Grabsteine als Baumaterial in den Burgen Hülchenrath und Lechenich nach der Pest 1349/1350. Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 4, 2020, 194–213.

Linnemeier 2000: B.-W. Linnemeier, Die jüdische Gemeinde Petershagen und ihre Synagogen – Historischer Überblick auf der Grundlage archivalischer Quellen. Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Kultur 78, 2000, 286–292.

Münz 2000: B. Münz, Die Synagoge in Petershagen. Die archäologische Untersuchung der ehemaligen Synagoge einer jüdischen Landgemeinde. Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Kultur 78, 2000, 293–312.

Niebur 1992: J. Niebur, Daten und Ereignisse Bocholter Stadtgeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus. Unser Bocholt. Zeitschrift für Kultur und Heimatpflege 43, 1992, 85–87.

Niebur/Oechtering 2013: J. Niebur/H. Oechtering, „In der Synagoge war alles total zerstört, man hatte innen regelrecht herumgewütet. Es herrschte ein Durcheinander…“. Unser Bocholt. Zeitschrift für Kultur und Heimatpflege 64, 2013, 6–15.

Paulus 2007: S. Paulus, Die Architektur der Synagoge im Mittelalter. Überlieferung und Bestand. Schriftenreihe der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa 4 (Petersberg 2007).

Peine/Battermann 2012: H.-W. Peine/W. Battermann, Das Ritualbad der jüdischen Gemeinde Petershagen. Archäologie in Westfalen-Lippe 2012, 186–172.

Peine/Dubbi 2011: H.-W. Peine/F.-J. Dubbi, Endlich gefunden: die Mikwe der jüdischen Gemeinde Warburg. Archäologie in Westfalen-Lippe 2011, 159–162.

Peine/Dubbi 2012: H.-W. Peine/F.-J. Dubbi, Ein jüdisches Ritualbad in der Warburger Altstadt. Jahrbuch Kreis Höxter 2012, 136–147.

Peine/Bérenger 2015: H.-W. Peine/D. Bérenger, Archäologie. In: Denkmaltopograhie der Bundesrepublik Deutschland. Denkmäler in Westfalen 1,1: Kreis Höxter, Stadt Warburg (Petersberg 2015) 18–35.

Pesch 2000: A. Pesch, Die Ausgrabung auf dem Gelände der ehemaligen Synagoge an der warmen Pader und die eisenzeitlichen Siedlungsspuren des Stadtgebietes von Paderborn. Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 78, 2000, 46–61.

Pöschl 2001: A. Pöschel, Ein jüdisches rituelles Tauchbad in Kalletal-Lüdenhausen, Kreis Lippe. Archäologie in Ostwestfalen 6, 2001, 74–81.

Pöschl/Köllner 2009: A. Pöschl/A. Köllner, Kalletal-Lüdenhausen: Die Mikwe. Ostwestfalen-Lippe. Ausflugsziele zwischen Detmold, Bielefeld und Porta Westfalica. Ausflüge zur Archäologie, Geschichte und Kultur in Deutschland 50 (Stuttgart 2009) 133–136.

Pohlmann 2016: A. Pohlmann, Ein Bauopfer und tausend Spolien – die Baubefunde an der Zwölfmännergasse. Archäologie in Westfalen-Lippe 2016, 149–152.

Pracht 1998: E. Pracht, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen 3: Regierungsbezirk Detmold. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen 1,1 (Köln 1998).

Pracht-Jörns 2002: E. Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen 4: Regierungsbezirk Münster. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen 1,2 (Köln 2002).

Pracht-Jörns 2005: E. Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen 5: Regierungsbezirk Arnsberg. Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen 1,3 (Köln 2005).

Rabe 1993: H. Rabe, Juden in Höxter im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Zur Frage eines jüdischen „Ghettos“ an der Kilianikirche Höxter-Corvey. Monatsheft des Heimat- und Verkehrsvereins Höxter e. V. 11, 1993, 17–19.

Radohs 2021: L. Radohs, Ein archäologischer Beitrag zum >Europäischen Tag der jüdischen Kultur< 2021. Archäologie in Westfalen-Lippe 2021, 286–289.

Scholz 2008: A. K. Scholz, Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen: Hort eines Goldschmieds, Händlers oder jüdischen Pfandleihers? In: W. Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk – Eine Standortbestimmung. Beiträge des 10. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (Soest 2008) 285–292.

Scholz 2013: A. K. Scholz, Pest – Pogrome – Pfandleiherhorte. Ein standardisiertes Deutungsschema für spätmittelalterliche Schatzfunde. In: Archäologischer Kontext und soziale Interpretation. Mitteillungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 25, 2013, 189–202.

Scholz 2018: A. K. Scholz, Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen und vergleichbare Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters als archäologische Quelle. Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien 144 (Mainz 2018).

Schrader 2012: M. Schrader, Zum Fundgut der Warburger Kellermikwe. Archäologie in Westfalen-Lippe 2012, 172–176.

Schrader/Pechtold 2012: M. Schrader/S. Pechtold, Die Raesfelder Mikwe – eine Leiter als stummer Zeuge. Archäologie in Westfalen-Lippe 2012, 176–179.

Schütte/Gechter 2012: S. Schütte/M. Gechter, Von der Ausgrabung zum Museum – Kölner Archäologie zwischen Rathaus und Praetorium. Ergebnisse und Materialien 2006–2012 (Köln 2012²).

Steinfals 2016: F. Steinfals (Bearb.), Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe: Register der Orte und Territorien. Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen-Lippe, Band 5, Materialien der Historischen Kommission für Westfalen, Band 12 (Münster 2016).

Sudmann 2020: St. Sudmann, Dülmen, Kirchplatz 8: Vom Haus des jüdischen Viehhändlers Louis Pins zur Bücherei. Dülmener Heimatblätter 67, Heft 2, 2020, 34–58.

Sundermann/Letschert 1997: W. Sundermann/G. Letschert, Stadtgeschichte und Archäologie in Bocholt. Archäologische Gruppe Bocholt ergänzt durch ihre Forschungen die Geschichte der Stadt Bocholt – 20 Jahre archäologische Arbeit. Unser Bocholt. Zeitschrift für Kultur und Heimatpflege 48, 1997, 13–64.

Tegethoff 2002: R. Tegethoff, Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster. Vergleichende Untersuchung der Schmuckstücke aus dem Schatzfund in der Judengasse hinsichtlich Herstellungstechnik und Gestaltung. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 30, 2002, 3–32.

Thier 2018: B. Thier, Auf den Spuren alter Steine quer durch die Stadt – Der Verbleib der Grabsteine vom mittelalterlichen jüdischen Friedhof in Münster nach 1350. Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 96, 2018, 61–74.

Thier et al. 2017: B. Thier/M. Brocke/N. Hüttenmeister, Die Spuren der Steine – Neufund eines mittelalterlichen jüdischen Grabsteins in Münster. Archäologie in Westfalen-Lippe 2017, 134–138.

Trautmann 2022: M. Trautmann, „Sie müssen machen, dass ich wegkomme“. Verhaftung und Verhör des Dülmener Juden Louis Pins (Dülmen 2022).

LWL Neujahrsgruss: LWL Neujahrsgruss 1993–2009, Jahresbericht für 1992–2008 der LWL-Archäologie für Westfalen und der Altertumskommission Westfalen.

Stadt Blomberg 1995: Westfälisches Museum für Archäologie des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe/Stad Blomberg (Hrsg.), Die Synagoge in Blomberg. Beiträge zur Erforschung einer jüdischen Gemeinde im ländlichen Raum (Münster 1995).

Weber 1998: A. Weber, Jüdische Kultgegenstände aus westfälischen Gemeinden des 18. und 19. Jahrhunderts. In: K. Menneken/A. Zupancic (Hrsg.), Jüdisches Leben in Westfalen. Ausstellungskatalog (Essen 1998) 57–74.

Adresse

Dr. Hans-Werner Peine
Altertumskommission für Westfalen
An den Speichern 7
48157 Münster
anpeine@gmx.de

Herd und Heizung in Brandenburger Häusern vom Mittelalter bis in die Neuzeit

Joachim Müller

Zusammenfassung

Aus der Stadt Brandenburg liegen zahlreiche Funde und Befunde zum häuslichen Herdfeuer und zur Beheizung von Wohnräumen vor. Kleine ovale Öfen in spätslawischen Grubenhäusern können auch gewerblich genutzt worden sein. Die häusliche Feuerstelle befand sich das ganze Mittelalter hindurch zu ebener Erde, oft im hinteren Drittel des Haupthauses. Es gibt eine kleine Gruppe von Unterflurheizungen in Bürgerhäusern seit dem 13./14. Jahrhundert. Kachelöfen scheinen erst im späten Mittelalter in Gebrauch zu kommen. Im bürgerlichen Kontext konnte bisher erst eine als Kellerraum gemauerte Warmluftheizung nachgewiesen werden. Einige gegen die Seitenwände gemauerte Feuerstellen mit Bediengruben könnten im 15./16. Jahrhundert Unterbauten von Kachelöfen gewesen sein. Frühneuzeitliche Bürgerhäuser besitzen in der Regel in der Hausmitte einen stark fundamentierten gemauerten, über Dach geführten Schlot mit Rauchhaube, in größeren Häusern auch allseits geschlossen als schwarze Küche. Von hier aus konnten die Kachelöfen der angrenzenden Stuben rauchfrei beheizt werden.

Einführung

Die aktuelle Diskussion um Energiekrise, Gaspreise und Sparsamkeit bei der Heizung der eigenen vier Wände erinnert daran, dass Licht, Kochen und Temperierung von Wohnräumen zu jeder Zeit zu den Grundbedürfnissen des Menschen gehört haben. Kein Haus und keine Wohnung konnte ohne entsprechende Einrichtungen auskommen. Bis ins 19. Jahrhundert hinein war Holz der fast ausschließliche Brennstoff. Da Heiz- und Kocheinrichtungen einem hohen Verschleiß unterliegen und immer wieder nach dem Stand der Technik oft am selben Ort erneuert wurden, findet man im aktuellen Hausbestand kaum

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 175–190.

Abb. 1 Brandenburg, Innenstadtplan mit Lage der im Text genannten Fundstellen und Gebäude. 1 Plauer Straße 11/12; 2 Mühlentorstraße 12; 3 Altstädtischer Markt 1; 4 A. Fischerstraße 5/6; 5 Neustädtischer Markt 18; 6 Wollenweberstraße 20; 7 Sankt-Annen-Straße/Ecke Deutsches Dorf; 8 Kurstraße 30; 9 Neustädtischer Markt 27; 10 Große Münzenstraße 10; 11 Bäckerstraße 25 (J. Müller).

intakte Anlagen. Nicht selten sind jedoch Spuren und aufgehende Überreste wie einzelne gemauerte Wände in Fachwerkhäusern, Heizöffnungen, Rauchhauben und Kaminzüge bzw. zugehörige Wechsel in den Deckenbalkenlagen etc. (vgl. generell zum Thema: Röber 2002).

Im archäologischen Befund sind Feuerstellen in Brandenburger Häusern regelmäßig anzutreffen und liegen oft in mehrfacher Erneuerung am gleichen Platz übereinander. Dies gilt allerdings nur für die ebenerdigen Teile dieser Einrichtungen, während die aufgehenden Einbauten meist abgeräumt sind. In relativ großer Menge liegt dagegen Fundmaterial vor, so Kochtöpfe, seltener Deckel, gelegentlich Bratspießhalter oder anderes Herdzubehör. Eine Besonderheit Brandenburgs besteht darin, dass Kachelöfen scheinbar erst spät in Gebrauch kamen, dann aber oft durch zahlreiche Ofenkacheln im Fundmaterial gut vertreten sind.

Eine systematische Darstellung zu Herd und Heizung liegt bislang nicht vor und soll hier auch nicht versucht werden. Im Folgenden soll exemplarisch eine Reihe von Herden und Heizeinrichtungen aus der Stadt Brandenburg in grob chronologischer Abfolge vorgestellt werden, die bei Grabungen oder Bauuntersuchungen der letzten dreißig Jahre dokumentiert wurden (Abb. 1). Ausgespart bleiben gewerbliche Öfen und Feuerstellen, die in der Regel außerhalb der eigentlichen Wohnbauten liegen.

Mittelalter

Wolfgang Niemeyer hat in der Altstadt Brandenburg erstmals mit einiger Deutlichkeit die Kohabitation später Slawen und früher deutscher Siedler archäologisch nachgewiesen (Niemeyer 2003). Die spätslawische Siedlung lag im Südteil des Grundstücks Mühlentorstraße 12 (vgl. Abb. 1,2) und reihte sich entlang des Hochufers der Havel.

Hier konnten spätslawische Grubenhäuser des 11./12. Jahrhunderts erfasst werden. Eines konnte zum größeren Teil seiner Grundfläche ergraben werden. Es hatte eine Breite von 3,8 m bei einer Eintiefung von gut einem Meter im ältesten Zustand. Man wird einen quadratischen Bau rekonstruieren dürfen (Brather 2001, 99–101). In der südwestlichen Raumecke war eine rechteckige ca. 0,8 × 1,0 m messende Herdstelle angeordnet, die als Lehmpaket mit eingelagerten Feldsteinen konstruiert, überkuppelt und in ihrem Zentrum stark angeziegelt war (Abb. 2). Mit der Aufhöhung des Innenraums wurde die Feuerstelle in gleicher Lage und in gleicher Bauweise erneuert. Eine rechteckige Lehmplanierung mit gerunde-

ten Ecken von 1,2 × 0,8 m war von einer wahrscheinlich nicht sehr hohen Lehmkuppel überwölbt und schloss einen ovalen Brennraum ein, der von Norden bedient werden konnte. Es gab wohl keinen Schlot, sodass der Rauch durch den Raum abzog. Der Ofen wird zum Heizen, Kochen und Backen, vielleicht auch als Lichtquelle gedient haben.

Von der deutschen Händlersiedlung, die aufgrund der nahen Gotthardtkirche um die Mitte des 12. Jahrhunderts hier lokalisiert werden muss, waren nur einige fragmentarische Baubefunde im Nordteil der Grabung erhalten. Mit dem Neubau der Mühlentorstraße begannen der planmäßige städtische Ausbau der Altstadt und die Absteckung der städtischen Parzellen, die in der Grundstruktur bis heute bestehen. Ein großes Vorderhaus des 13. Jahrhunderts gab sich durch einen durchgehenden Stampflehmboden zu erkennen, die Außenkanten wurden aber nicht erfasst. Soweit erkennbar, gab es im Erdgeschoss keine Binnenteilung, eine Feuerstelle lag zu ebener Erde und zeigte sich als orangerote Anziegelung des Fußbodens in der Mitte des Raumes (Abb. 3).

Abb. 2 ◁ Brandenburg, Altstadt, Mühlentorstraße 12. Überkuppelte Feuerstelle in einem slawischen Grubenhaus des 11./12. Jahrhunderts (W. Niemeyer).

Abb. 3 ▽ Brandenburg, Altstadt, Mühlentorstraße 12. Hausfußboden des 13. Jahrhunderts im Vorderhaus mit ebenerdiger Feuerstelle (W. Niemeyer).

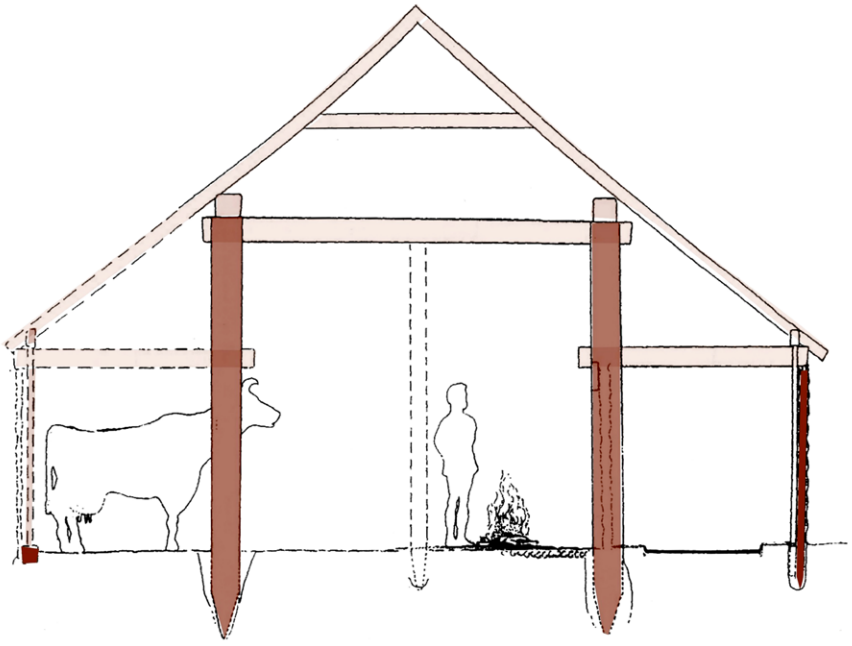


Abb. 4 Brandenburg, Altstadt, Plauer Straße 11/12. Rekonstruktion eines dreischiffigen Hallenhauses des späten 12. Jahrhunderts. Rekonstruktion des Querschnitts (W. Niemeyer).

Die Besiedlung und Bebauung des am Altstädtischen Markt gelegenen Grundstücks Plauer Straße 11/12 (vgl. Abb. 1,1) geht auf die Gründung des Marktortes Parduin in den 1170er Jahren zurück. Hier gelang der Nachweis eines großen dreischiffigen Hauses, das sich dem Typ „Gasselte“ zuweisen lässt und dadurch einen seltenen und eindeutigen Hinweis auf die frühesten aus dem Westen stammenden Siedler gibt (Donat 1993). Das vermutlich mehr als 20 m lange Wohnstallhaus (Abb. 4) hatte am südlichen Ende seinen Lebens- und Arbeitsbereich. Auf dem Stampflehmboden des Hauses fand sich eine Feuerstelle ohne erkennbare Einfassung, die sich durch intensive Rötung des Lehms und einen fetten-rußigen Laufhorizont als Kochstelle identifizieren ließ (Niemeyer 2006, 176–178).

Schräg gegenüber, ebenfalls direkt am Markt gelegen, wurde 1992/93 das Grundstück Altstädtischer Markt 1 (vgl. Abb. 1,3) für einen Hotelneubau archäologisch untersucht. Hier konnte in seltener Vollständigkeit die Bauabfolge auf einer städtischen Parzelle verfolgt werden. Eine abschließende Publikation steht noch aus, es liegt aber ein Grabungsbericht vor, auf den sich die folgenden Ausführungen stützen (Kossian 1996). Erhalten waren weite Teile der Stampflehmböden mehrerer aufeinanderfolgender Vorderhäuser, die Größe und teilweise die Konstruktion und die Lage der Feuerstelle erkennen lassen. Bemerkenswert ist die durch Keramikdatierung ungefähr gesicherte, schnelle Bauabfolge vom späten 12. bis ins 14. Jahrhundert. Ein kleiner einschiffiger Pfostenbau der Phase 1/2 von nur ca. 50 qm Grundfläche wurde um 1200 errichtet und besaß eine ebenerdige Herdstelle (3068) etwas außermittig im hinteren Hausdrittel (Abb. 5,A). Dieses Haus wurde im 13. Jahrhundert während Phase 3 von einem etwas größeren Bau abgelöst, auch er wahrscheinlich noch ein Pfostenbau, nun aber mit 60–70 qm Grundfläche (Abb. 5,B). Eine baulich nicht abgegrenzte ebenerdige Feuerstelle wurde auf dem Stampflehmboden betrieben. Sie lag ungefähr in halber Haustiefe, vielleicht auch etwas westlich der Haus-Mittel-Achse. Während der darauffolgenden Phase 4 wurde noch im 13. Jahrhundert an gleicher Stelle und in ungefähr gleicher Größe das Vorderhaus vermutlich als Schwellbalkenbau neu errichtet, wiederum mit Stampflehmboden und einer Feuerstelle (3062). Allerdings lässt sich nicht vollkommen ausschließen, dass lediglich ein neuer Fußboden eingebracht wurde, während die Hauskonstruktion stehen blieb. Die Häuser der Phasen 1/2 bis 4 dürften sich sehr ähnlich gewesen sein, wobei offenbleiben muss, ob sie bereits ein Obergeschoss besaßen. Die ebenerdige Herdstelle bildete das Zentrum des Wohnraums und versorgte die Bewohner mit Licht, Wärme und warmen Mahlzeiten. Sehr wahrscheinlich verfügten die mitten im Raum liegenden Feuerstellen nicht über Schlote, die den Rauch über das Dach ableiteten. Eine von den Deckenbalken abgehängte Rauchhaube kann zwar nicht ausgeschlossen werden, vermutlich zog der Rauch aber umgelenkt durch den Raum über das Dach ab, was jedoch eine nicht unerhebliche Deckenhöhe erforderte, um die Bewohner vor störenden und gesundheitsschädlichen Rauchgasen zu schützen.

Wie eine ebenerdige Feuerstelle im Inneren eines mittelalterlichen Hauses im Detail ausgesehen hat, ließ sich in der Grabung Altstädtische Fischerstraße 5/6 (vgl. Abb. 1,4) studieren, da hier über dem wiederholt aufgefüllten Havelufer ältere Hausreste nicht entfernt, sondern immer wieder überschüttet wurden und so erhalten blieben.

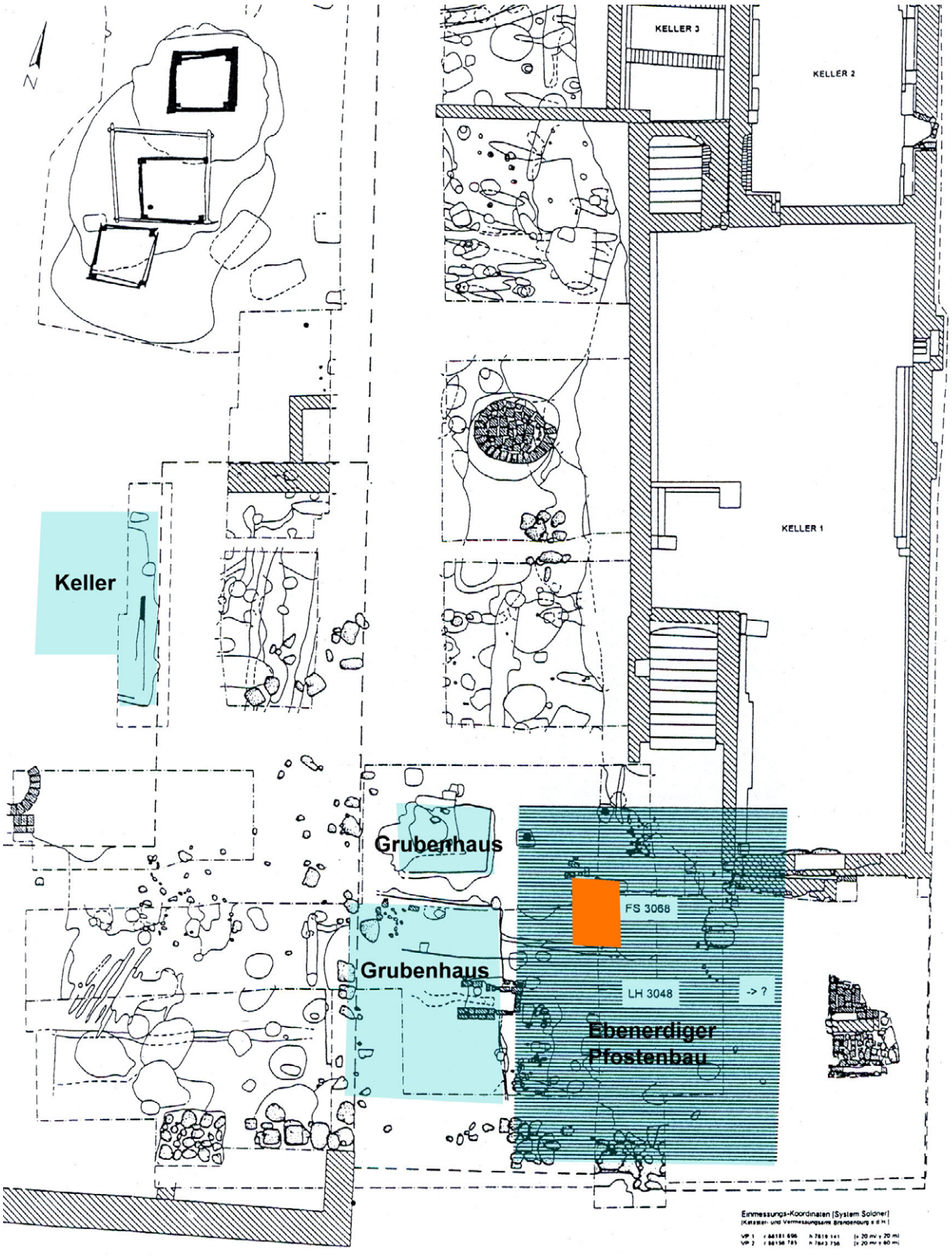
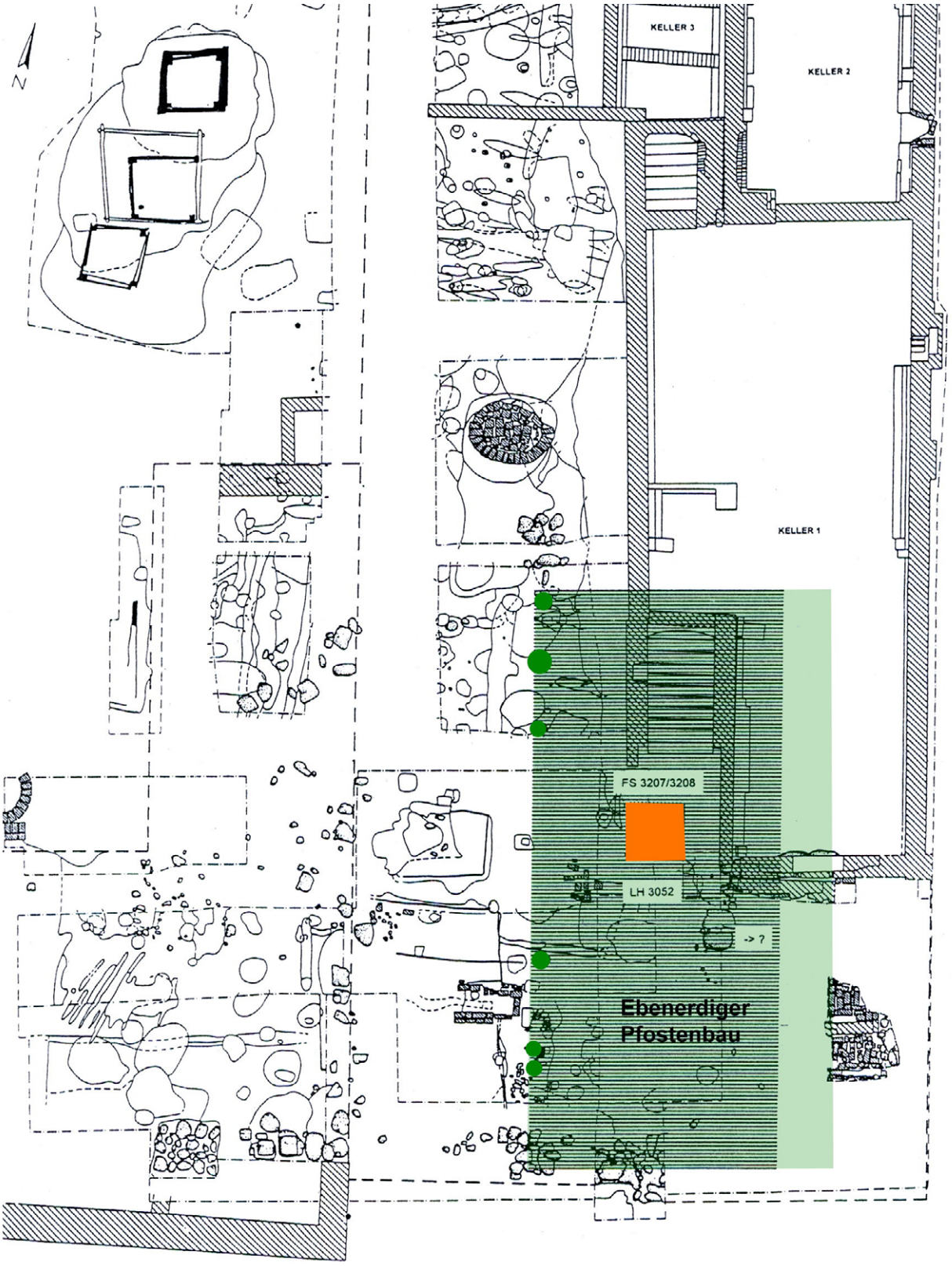


Abb. 5 (Fortsetzung auf den folgenden Seiten) Brandenburg, Altstadt, Altstädtischer Markt 1. Phasenplan mit Eintragung der Vorderhäuser und Feuerstellen. A Phase 1/2: um 1200; B Phase 3: 13. Jahrhundert; C Phase 5: 14. Jahrhundert (J. Müller nach R. Kossian 1996).

B


KELLER 3
KELLER 2
KELLER 1
FS 3207/3208
LH 3052
-> ?
Ebenerdiger
Pfostenbau

C

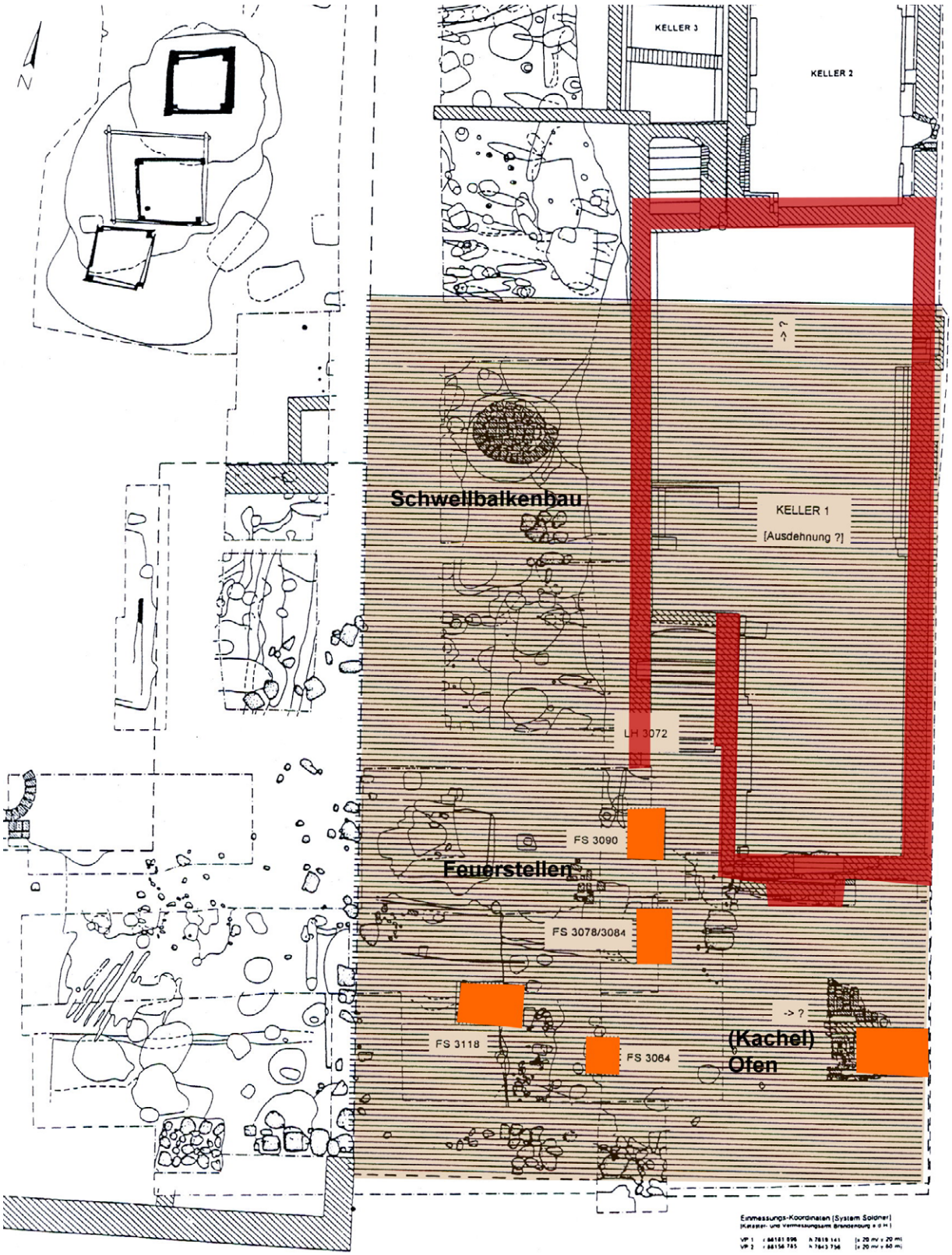

KELLER 3
KELLER 2
N
Schwellbalkenbau
KELLER 1
[Ausdehnung ?]
LH 3072
FS 3090
Feuerstellen
FS 3078/3084
FS 3118
FS 3064
-> ?
(Kachel)
Ofen

Abb. 6 ◁ Brandenburg, Altstadt, Altstädtische Fischerstraße 5/6. Feuerstelle der Zeit um 1300 mit in die Herdstelle eingelassenem Gluttopf (M. Specht).

Abb. 7 ▽ Brandenburg, Altstadt, Altstädtischer Markt 1. Eingetiefter Unterbau eines Ofens an der rechten vorderen Seitenwand, wohl 15. Jahrhundert (J. Müller).

Das kleine giebelständige Fachwerkhaus Bef. 452, das auf dem Grundstück Nr. 6 gegenüber der Fischerstraße um rund 5 m zurückgesetzt war (Phase F), wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet (Müller/Specht 2002, 144–148). Die Feuerstelle 516 lag in der Mittelachse des Hauses dicht am straßenseitigen Giebel. In die Lehmplatte der Feuerstelle war oberflächenbündig ein Kugeltopf eingesetzt, in den man Glut und Asche des Herdfeuers hineinschieben konnte, eine Maßnahme zur Feuersicherheit (Abb. 6). Unter günstigen Umständen hielt sich die Glut im abgedeckten Topf bis zum kommenden Tag und erleichterte das Wiederanfachen des Feuers.

Abb. 8 Brandenburg, Neustadt, Neustädtischer Markt 18. Eingetiefter Unterbau eines Ofens, 15./16. Jahrhundert (W. Niemeyer).

Das Vorderhaus Altstädtischer Markt 1 (vgl. Abb. 1,3) scheint mit der 5. Phase um 1300 oder im frühen 14. Jahrhundert seine endgültigen Ausmaße erreicht zu haben (vgl. Abb. 5,C), die bis zum Abbruch in den 1980er Jahren die Kubatur bestimmten. Die beachtliche Grundfläche lag nun zwischen 170 und 230 qm. Im Aufgehenden ist wohl ein zum Markt giebelständiger zweigeschossiger Fachwerkbau zu rekonstruieren. Eine Anzahl ebenerdiger Feuerstellen deutet auf eine funktionale Trennung, vielleicht auch eine gewerbliche Nutzung des Erdgeschosses hin. Die teilweise Unterkellerung des Vorderhauses und der Bau eines sich mutmaßlich hofseitig anschließenden Flügels in Backstein dürften nicht vor dem 15. Jahrhundert erfolgt sein. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass der Backsteinkeller einen holzausgesteiften Keller ersetzte. Der Fund einiger früher Ofenkacheln deutet auf das Vorhandensein eines Kachelofens vielleicht schon im 14. Jahrhundert hin, was der bislang früheste Nachweis für die Stadt Brandenburg wäre.

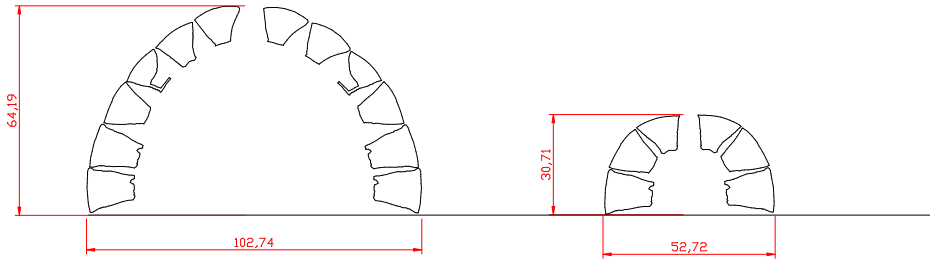
An der östlichen Außenmauer, wenige Meter hinter der marktseitigen Straßenflucht wurde ein Ofen dokumentiert (Abb. 7), der jedoch nicht in die Bau-Stratigraphie eingebunden oder über Fundmaterial datiert werden konnte. Der 0,5 m breite Brennraum mit einer erhaltenen Länge von 1 m in Ost-West-Ausdehnung war mit Backsteinen in einer üppigen Lehmpackung ausgemauert, vermutlich weniger als einen Meter mäßig eingetieft und überwölbt. Er zeigte Spuren von Ruß und Holzkohle, aber keine Brandrötung, was auf ein Feuer von mäßiger Hitze schließen lässt. Über ihm saß ein 1,2 m breites in Lehm gesetztes Mauergeviert mit Schmauchspuren. Am ehesten wäre an den Unterbau eines Kachelofens zu denken. Der Feuerungsraum wurde einmal in völlig identischer Weise ein wenig nach Süden verschoben erneuert. Sein Standort an der Wand macht es wahrscheinlich, dass der Rauch über einen an der Außenwand angebrachten Schlot

Abb. 9 Brandenburg, Neustadt. Ein Exemplar der Schüsselkacheln mit quadratischer Mündung aus der Wollenweberstraße (St. Dalitz).

abgeführt wurde. Eine Bedienung muss vom Innenraum aus erfolgt sein, etwa durch eine vor dem Ofen liegende Bediengrube. Offenbar gab es einen an der Marktecke liegenden Raum, der sich rauchfrei beheizen ließ – eine spätmittelalterliche Dornse[1] in Brandenburg?

Eine ganz ähnliche Anlage (Abb. 8) fand sich im Vorderhausbereich des Grundstücks Neustädtischer Markt 18

1 Dornsen sind vor allem im Bereich der Hanse bekannt. Der Begriff bezeichnet einen von der Diele im Vorderhaus abgeteilten beheizbaren Raum, der als Kontor diente.



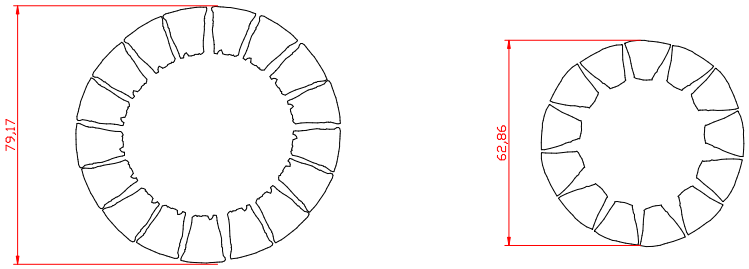


Abb. 10 ◁ Rekonstruktion möglicher Ofenquerschnitte mit den Schüsselkacheln aus der Wollenweberstraße. Oben: Rekonstruktion als wandgebundener halbrunder Ofen. Unten: Rekonstruktion über rundem Grundriss (St. Dalitz).

Abb. 11 ▽ Brandenburg, Neustadt, Sankt-Annen-Straße, Grabung Sankt-Annen-Galerie 2008. Warmluftheizung: rechts ausgemauerte Bediengrube, links Brennkammer (O. Damm).

(vgl. Abb.1,5), auch diese an der Seitenwand einer zur Straße liegenden Stube (Niemeyer 2019).

Kachelöfen scheinen in Brandenburg erst im Spätmittelalter stärker in Gebrauch gekommen zu sein. Aus der Wollenweberstraße (vgl. Abb. 1,6) gibt es den Fund einer Grube, in der offenbar alle oder doch der größere Teil von Schüsselkacheln eines Ofens entsorgt wurden. Insgesamt wurden über 50 schüsselförmige Ofenkacheln geborgen, die dem Typ der Zeit um 1500 entsprechen. Sie sind als runde, stark konische Gefässe auf der Töpferscheibe mit einem starken oberen Dornrand gedreht, der Bodendurchmesser beträgt nur 6 bis 9 cm, die Höhe 10 bis 15 cm. Die

Abb. 12 Brandenburg, Neustadt, Kurstraße 30. Grundriss eines frühneuzeitlichen Kleinhauses mit massivem Küchenblock in der Hausmitte (J. Müller).

Mündung wurde zu einem Quadrat von 12 bis 17 cm zusammengedrückt. Die meisten Stücke bestehen aus weißer, einige aus grauer Irdenware, einzelne weisen eine dunkelgrüne Innenglasur auf. Wenige sind innen am Boden mit einem plastischen Kleeblattelement verziert. Verrußung an der Außenseite, vor allem am Boden zeigt, dass die Kacheln tatsächlich in einen Ofen eingesetzt waren (Abb. 9). Die abgestufte Größe und unterschiedliche Proportion der Kacheln legen einen sich nach oben konisch verjüngenden, bienenkorbartigen Aufbau des in Lehm gesetzten Ofens nahe.

Denkbar wäre eine Rekonstruktion über kreisrundem Grundriss oder ein halbrunder Grundriss etwa in Verbindung mit einer Wand (Abb. 10).

Spätmittelalterliche Warmluftheizungen finden sich regelmäßig in den Klöstern der Stadt.[2] Im Profanbau ist bisher erst eine derartige Anlage in der Grabung Sankt-Annen Galerie (Damm 2009) nachgewiesen worden (vgl. Abb. 1,7). Sie befand sich auf dem großen Eckgrundstück Hedemann Neustadt 134, im linken Grundstücksteil einige Meter von der Straßenflucht der Sankt-Annen-Straße entfernt. Hinweise auf das aufgehende Gebäude fehlten vollständig. Es handelte sich um einen sorgfältig in Backstein gemauerten kleinen Kellerraum, der vollständig unter der Erde lag. Von einem Vorraum aus konnte ein mit Backsteinrippen überdeckter Feuerungsraum geschürt werden (Abb. 11). Die Wölbung, die darüber liegenden Speichersteine und Luftöffnungen waren beim späteren Umbau der Anlage entfernt worden. Die aufwändige Heizeinrichtung dürfte aus dem 15. Jahrhundert stammen, wurde aber beim Einbau eines Kellers noch im 15. Jahrhundert außer Betrieb genommen und durch einen Kachelofen ersetzt. Es gibt in Brandenburg an der Havel eine Reihe großbürgerlicher Wohnhäuser, die z. T. bauarchäologisch sehr gut untersucht sind. Allerdings gibt es fast keine Anhaltspunkte auf den Standort der Küchen in diesen Häusern und auf ihre Raumbeheizung.[3] Für das Spätmittelalter zeichnet sich mit der Trennung der Herdstelle von der Raumheizung, dem Einbau von Kachelöfen zur rauchfreien Beheizung von Räumen und dem (allerdings singulären) Befund einer Warmluftheizung eine funktionale Differenzierung der mittelalterlichen Wohnbereiche ab, die sicherlich mit einer sozialen Differenzierung einhergeht.

Neuzeit

In der frühen Neuzeit wurden Herd und Heizung im städtischen Wohnhaus offenbar wesentlich anders organisiert als im Mittelalter, wie sich an nicht wenigen Beispielen nun auch im aufgehenden Baubestand zeigen lässt (Müller 2015).

Kern des typischen kleinen renaissancezeitlichen Fachwerkbaus wurde ein massiver Einbau im Kern des Hauses, der verjüngt als Schlot über das Dach geführt wurde. Bei Grabungen zeigen sich regelmäßig entsprechend massive Fundamente, so etwa in der Kurstraße 30 (vgl. Abb. 1,8). Das nur 7 m breite und knapp 10 m tiefe Fachwerkhaus vermutlich des 16. Jahrhunderts, 2012 von W. Niemeyer ergraben (Niemeyer 2013), zeigte in seiner Mittelachse im hinteren Hausdrittel einen in Lehm

2 Im Paulikloster in Resten unter dem Südflügel (Paul 2003) und in der Domklausur im Nordflügel (Rathert 2005; Rathert 2010) sowie im Johanniskloster unter dem Ostflügel (Plan des Kellergeschosses 1854, Stadtarchiv Brandenburg).

3 Schusterstraße 6, Ritterstraße 86, Parduin 11, Steinstraße 57. Das im Krieg zerstörte sog. „Kurfürstenhaus“ besaß eine geräumige Küche mit großer Rauchhaube im Erdgeschoss.

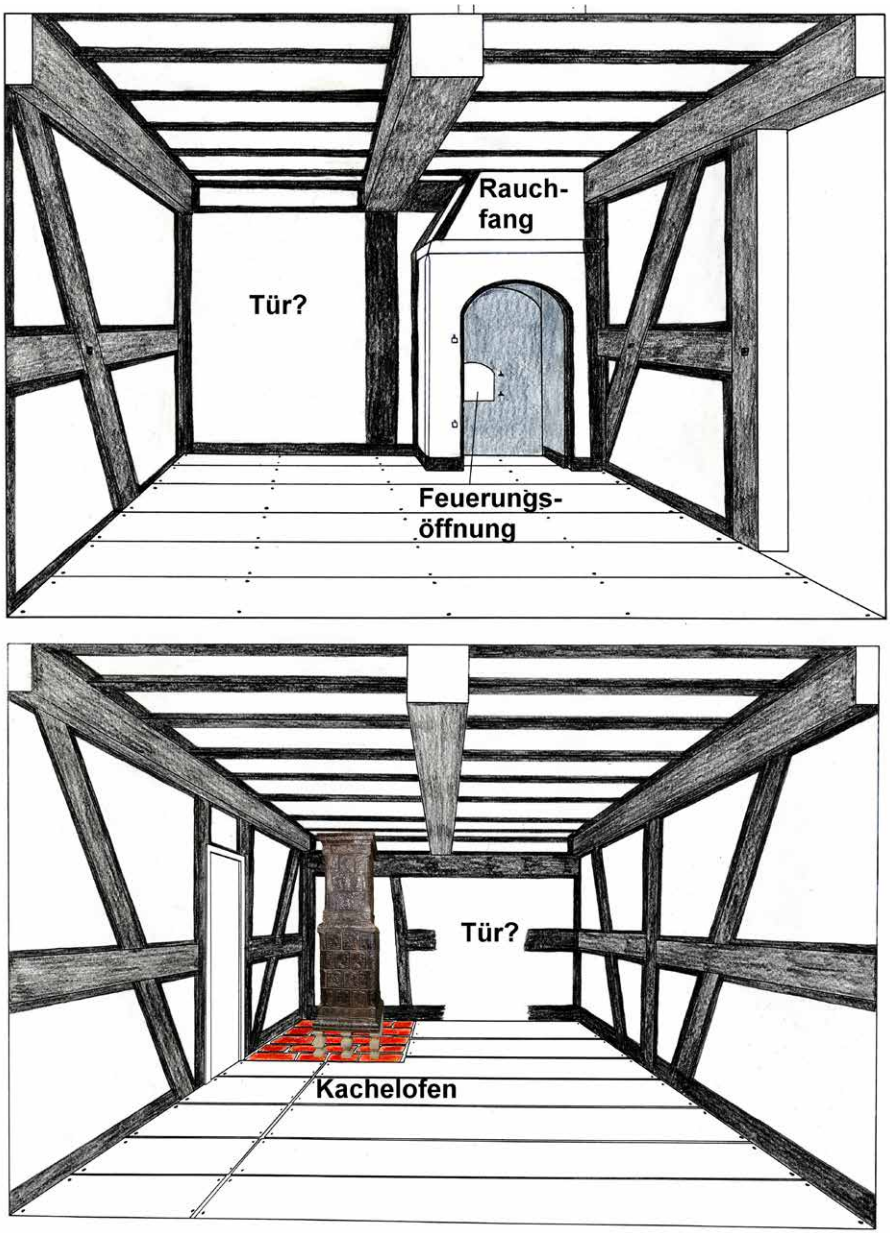


Abb. 13 Brandenburg, Altstadt, Bäckerstraße 25. Rekonstruktion Raumansichten mit Wandfassung und Heizeinrichtung im Obergeschoss des Hauses von 1662. Die Form und die Glasur des Ofens sind hypothetisch (M. Paul, bearbeitet A. Heege).

gesetzten massiven Fundamentblock von 1,8 × 2,5 m (Abb. 12). Es handelte sich wohl um einen geschlossenen und fensterlosen Raum, eine „schwarze Küche“, deren Mauern sich nach oben zu einem breiten Schlot verjüngten (Laudel 2007, 138–140). Von hier aus konnte wahrscheinlich auch ein Kachelofen beheizt werden, der die zur Straße hin liegende Stube rauchfrei erwärmte. Auf diesen verweisen zahlreiche grün glasierte Reliefkacheln des 16. Jahrhunderts, die in einer Grube im Innern des Hauses entsorgt worden waren. Die Rauchgase strömten aus dem Ofen in den Schlotraum zurück.

Das zweigeschossige Haus Bäckerstraße 25 (vgl. Abb. 1,11) wurde 1662 errichtet und gehört zu den frühesten Bauten, die nach dem Dreißigjährigen Krieg entstanden. Das gut ausgestattete Haus in prominenter Ecklage zur Ritterstraße ersetzte einen älteren Vorgängerbau an gleicher Stelle, von dem noch ein mittelalterlicher Keller erhalten ist. Die kleine, zur Straße hin orientierte Stube des Obergeschosses wurde durch einen Kachelofen rauchfrei beheizt, dessen Aussehen nicht bekannt ist (Abb. 13). Er wurde von einem Vorraum befeuert, in dem ein kleiner Bedienraum für den Ofen aufgemauert war, in den auch die Rauchgase geführt und über das Dach abgeleitet wurden. Der Raum konnte mit einer Tür verschlossen werden, ebenso der Feuerungsraum zum Ofen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde das Haus mit einer schwarzen Küche von ca. 3 × 3 m lichter Weite ausgestattet (Paul 1993).

Abb. 14 Brandenburg, Neustadt, Neustädtischer Markt 27. Bedienungsraum für einen Kachelofen mit reicher farbiger Dekorationsbemalung des 16. Jahrhunderts (J. Müller).

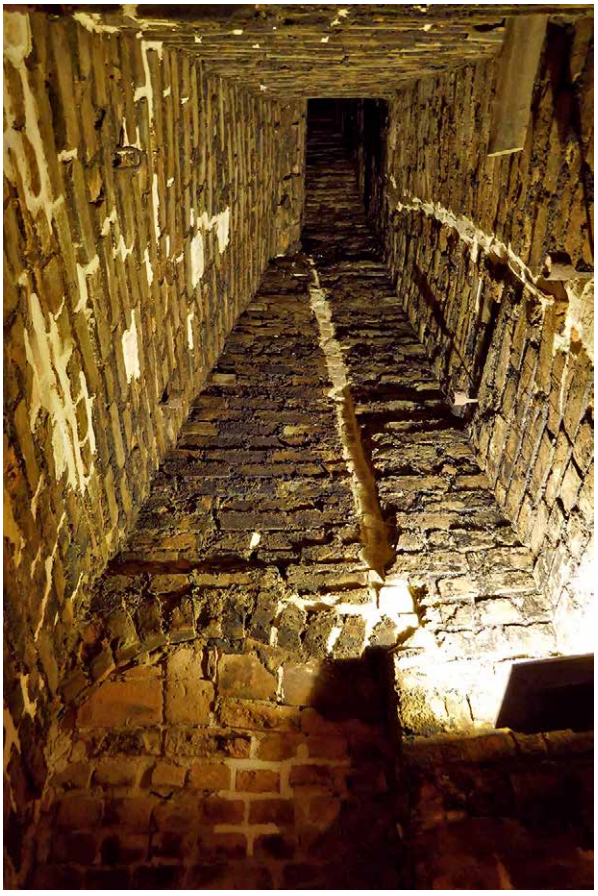


Abb. 15 Brandenburg, Neustadt, Neustädtischer Markt 27. Erhaltene schwarze Küche im Erdgeschoss. Blick nach oben (J. Müller).

Das zweigeschossige traufständige Fachwerkhaus Neustädtischer Markt 27 (vgl. Abb. 1,9) gehört zu den am besten untersuchten kleineren Bürgerhäusern der Stadt. Das Haus wurde 1535d auf dem Neustädtischen Markt errichtet, ist mit 9 × 10 m von eher bescheidenen Abmessungen und besitzt keine zugehörige Freifläche. Die Ausstattung und zahlreiche Umbauten zeigen aber einen gewissen Wohlstand und gehobenen Wohnstandard der Bewohnerinnen und Bewohner an (Cante 1994, 352–353; Müller 2015, 21–22). Das Haus besitzt zwei große Kamineinbauten mit über das Dach geführten Schloten. Ein im Grundriss rechteckiger Mauerschacht ragt im Erdgeschoss links in den Mittelflur und konnte von diesem durch eine niedrige Tür betreten werden, um von hier aus einen Kachelofen in der vorderen, vielleicht einen weiteren in der hinteren Kammer zu beheizen (Abb. 14).

Im Obergeschoss konnte vom selben Schacht aus mindestens ein weiterer Ofen in der zur Straße liegenden Stube bedient werden. Von den Öfen selbst haben sich keine Reste erhalten. Der Kaminzug ist im Erdgeschoss mit Profilierung und reicher renaissancezeitlicher Dekorationsmalerei geschmückt und zeigt auch den repräsentativen Anspruch einer derartigen Anlage. Rechts des Flurs ist im Erdgeschoss zwischen vorderer und hinterer Stube ein im Lichten 1,5 × 2 m messender, aus Backstein gemauerter Raum eingefügt. Es wurde wahrscheinlich erst im 18. Jh. errichtet. Er verjüngt sich nach oben und ist ohne Zwischendecke an der nördlichen Giebelwand als Schlot über das Dach geführt (Abb. 15). Durch eine niedrige rundbogige Tür betrat man den fensterlosen Raum, bei dem es sich um eine schwarze Küche handelt. Auf einem gemauerten Feuerherd, der nicht erhalten ist,

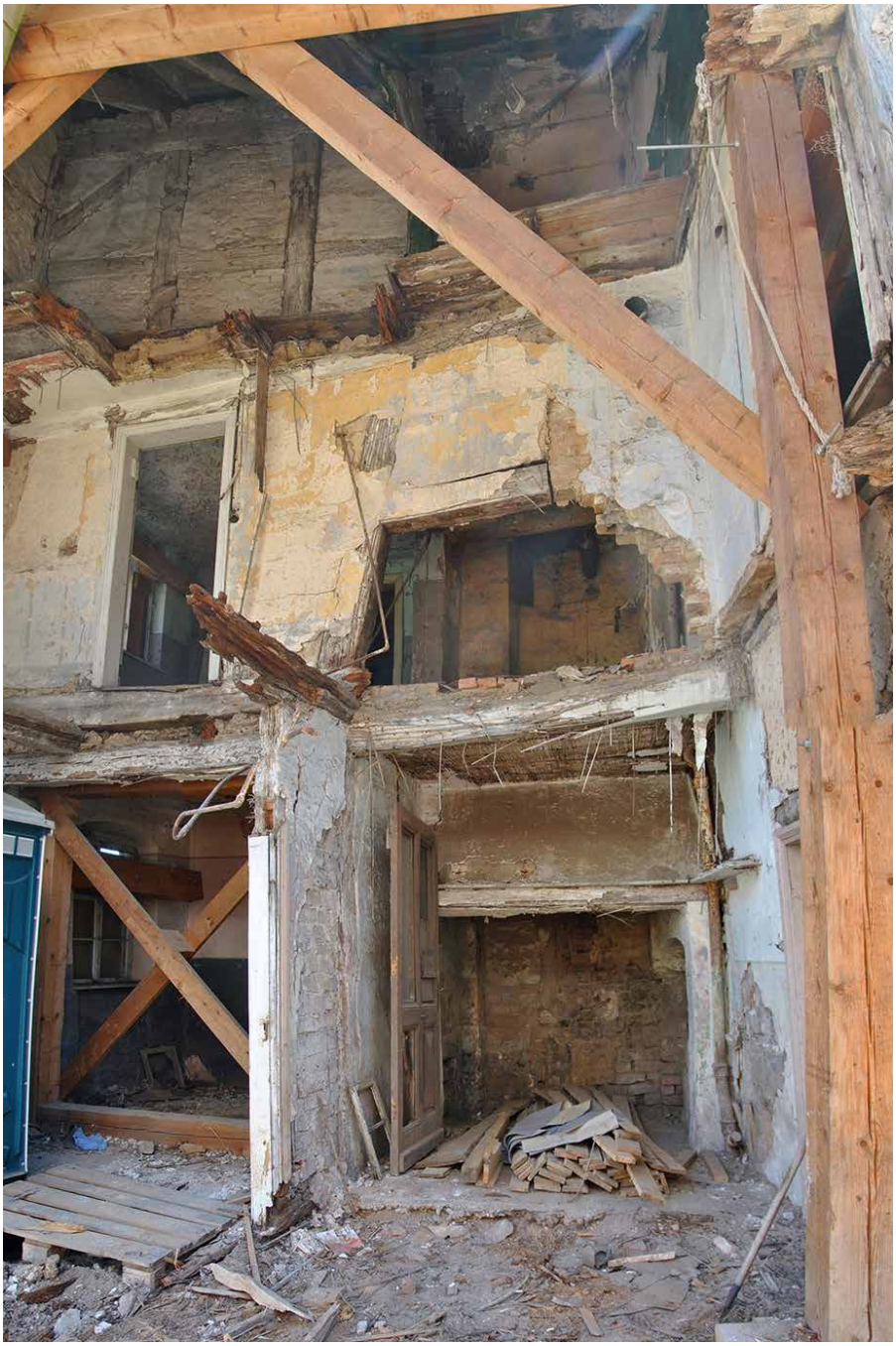


Abb. 16 Brandenburg, Neustadt, Große Münzenstraße 10. Der Teileinsturz offenbart das Innenleben des Gebäudes: ummauerte Küche mit Rauchhaube und einen gezogenen Kamin. Das Haus ist mittlerweile denkmalgerecht saniert (J. Müller).

wurde hier über offenem Feuer gekocht (Laudel 2007, 140–141).[4]

Neben gemauerten Schloten gab es im 18. Jahrhundert auch Fachwerkkonstruktionen mit Lehmverstrich (Abb. 16, Beispiel Große Münzenstraße 10, vgl. Abb. 1,10). Im Kaminzug war oft auch eine geräumige Räucherkammer in der Dachgeschossebene integriert.[5] Statt schwarzer Küchen kommen auch Küchen mit Rauchhauben vor.[6]

4 Weitere erhaltene bzw. dokumentierte schwarze Küchen: Klosterstraße 25, Grabenstraße 1, Wollenweberstraße 31, im Haus Mühlentorstraße 5 scheint der Einbau eines geschlossenen Küchenraums erst im 18. Jahrhundert erfolgt zu sein (Gutachten Krauß/v. Olk 2012).

5 Molkenmarkt 14 und 15, 1700d (Müller 2018), Schlossstraße 1 in Plaue (Müller 2010), Domkietz 9 (nicht erhalten, Cante 1994, 39–40).

6 Deutsches Dorf 31, Plauer Straße 8, Fund eines Balkens von einer verzierten Haube, Altstädtische. Große Heidestraße 30/31, Hauptstraße 37 (Müller 2022).

Licht- oder Kochkamine, wie sie in ländlichen Bauten standardmäßig vorkommen, sind bisher in der Stadt Brandenburg nicht festgestellt worden (Laudel 2007).

Die meist zweigeschossigen renaissancezeitlichen und barocken Bürgerhäuser, vor allem gerade auch die Fachwerkhäuser, die immer den größten Teil des Bestandes ausgemacht haben, besaßen mit Lehmausfachungen und lehmgedämmten Decken eine ausgezeichnete Wärmedämmung. Es wurde immer nur ein Teil des Hauses beheizt. Zur Temperierung der Stube, mitunter auch mehrerer Stuben dienten seit dem 16. Jahrhundert Kachelöfen mit Reliefkacheln, die oft der aufwändigste Schmuck des Hauses gewesen sein dürften. Auch in kleinen Anwesen finden sich oft reich gestaltete, gelegentlich polychrom gefasste figürliche Motive, im 18. Jahrhundert dann im Stile der Zeit ornamentale Gestaltungen. Gekocht wurde über offenem Feuer. Das 19. Jahrhundert, in Brandenburg ausgeprägt erst im späten 19. Jahrhundert, brachte durch Industrialisierung, starke Zuwanderung, massenhafte Lohnarbeit und die Trennung von Lebens- und Arbeitsort eine radikale Veränderung der Lebensgewohnheiten mit sich, die sich im Stadtbild in starker Überbelegung vorhandener Häuser und vor allem den Neubau von Mietshäusern zeigte. Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts setzten sich „russische“ Kamine von geringem Querschnitt durch, die eine Beheizung aller Zimmer mit Öfen erlaubten. In den Küchen kamen Kochmaschinen zum Einsatz, besonders sparsame geschlossene Metallherde, die mit Holz und Kohle befeuert werden konnten.

Der kurze Überblick über Herd und Heizung in Brandenburger Wohnhäusern vom 12. bis zum 18. Jahrhundert ist nur eine Blütenlese und konnte das Thema nur knapp skizzieren. Im Einzelfall fehlen in die Tiefe gehende Grabungsauswertungen und Bauforschungen, die genauere Datierungen und zahlreiche weitere Beispiele erwarten lassen.

Literatur

Bedal 2007: A. Bedal, Flurküchen, Herde, Rauchfänge im Fachwerkhaus Südwestdeutschland. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 19, 2007, 171–182.

Brather 2001: S. Brather, Archäologie der westlichen Slawen. Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im früh- und hochmittelalterlichen Ostmitteleuropa. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 30 (Berlin/New York 2001).

Cante 1994: M. Cante, Stadt Brandenburg an der Havel, Teil 1: Dominsel – Altstadt – Neustadt. Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Denkmale in Brandenburg 1,1 (Worms 1994).

Damm 2009: O. Damm, Ausgrabungen in der St.-Annen-Straße 21–31. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg N.F. 18, 2008/2009, 27–48.

Donat 1993: P. Donat, Die hochmittelalterlichen Häuser der Art Gasselte B. In: M. Gläser (Hrsg.), Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum: eine Festschrift für Günter P. Fehring. Schriften des Kulturhistorischen Museums in Rostock 1 (Rostock 1993) 391–396.

Kossian 1996: R. Kossian, Wissenschaftlicher Vorbericht. Brandenburg a.d.H. 1994:404 Altstadt. Altstädtischer Markt, unpubliziertes Manuskript, FG Denkmalschutz (Brandenburg 1996).

Laudel 2007: K. Laudel, Feuerherd, Kamin und Ofen – Kochstellen im brandenburgischen Bauernhaus des 17. und 18. Jahrhunderts. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 19, 2007, 137–146.

Müller 2010: J. Müller, Ein barockes Fachwerkhaus auf dem Lande, Plaue, Schloßstraße 2. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg N.F. 19, 2009/2010, 93–108.

Müller 2015: J. Müller, Bauten des 16. Jahrhunderts in Brandenburg an der Havel. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg N.F. 24, 2014/2015, 7–34.

Müller 2018: J. Müller, Brandenburg an der Havel, Molkenmarkt 14–16 und 18. Ein mittelalterliches Kaufhaus am Markt. Brandenburgische Denkmalpflege N.F. 4,2, 2018, 41–58.

Müller 2022: J. Müller, Ein barocker Braukeller in der Brandenburger Hauptstraße 37. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg N.F. 31, 2021/2022, 125–138.

Müller/Specht 2002: J. Müller/M. Specht, Mittelalterliche und neuzeitliche Baustrukturen – Die Befunde der Grabung Altstädtische Fischerstraße 5–6, Stadt Brandenburg an der Havel. Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landesmuseums für Ur- und Frühgeschichte 33, 1999, 127–178.

Niemeyer 2003: W. Niemeyer, Endlich! Eine slawische Siedlung bei der Gotthardtkirche in Brandenburg an der Havel. Archäologie in Berlin und Brandenburg 2002, 100–102.

Niemeyer 2006: W. Niemeyer, Brandenburg an der Havel, Plauer Straße 11–12. Die mittelalterlichen Befunde. Veröffentlichungen zur brandenburgischen Landesarchäologie 38, 2004 (2006), 165–222.

Niemeyer 2013: W. Niemeyer, Die Grabung in der Kurstraße 30, Brandenburg an der Havel, Neustadt. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg N.F. 22, 2012/2013, 213.

Niemeyer 2019: W. Niemeyer, Hinter dem Wassertor der Brandenburger Neustadt. Archäologische Untersuchungen 2014–2019 auf dem Grundstück Neustädtischer Markt 18. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg N.F. 28, 2018/2019, 167–189.

Paul 1993: M. Paul, Bäckerstraße 25, Brandenburg/Havel. Bauuntersuchung, unveröffentlichte Zeichnungen und Manuskript, Stadt Brandenburg, Fachgruppe Denkmalschutz.

Paul 2003: M. Paul, Ergebnisbericht der bauhistorischen Untersuchung. Zusammenfassender Bericht der Untersuchungen zwischen 1991 und 2003, ungedrucktes Manuskript, o. O. 2003, Stadt Brandenburg, Fachgruppe Denkmalschutz.

Rathert 2005: D. Rathert, Rund um den Dom zu Brandenburg: Die Fürstenburg der Heveller, eine mittelalterliche Warmluftheizung und ein bislang unbekannter Friedhof. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg N.F. 14, 2004/2005, 11–14.

Rathert 2010: D. Rathert, Eine mittelalterliche Warmluftheizanlage für das Winterrefektorium des Domes zu Brandenburg. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg N.F. 19, 2009/2010, 115–120.

Röber 2002: R. Röber, Öfen und Feuerstellen in Handwerk und Gewerbe – mittelalterliche Realität und archäologischer Befund. In: R. Röber (Hrsg.): Mittelalterliche Öfen und Feuerungsanlagen. Beiträge des 3. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 62 (Stuttgart 2002) 9–25.

Adresse

Dr. Joachim Müller
Stadt Brandenburg an der Havel
Fachgruppe Denkmalschutz
Klosterstraße 14
14770 Brandenburg
joachim.mueller@stadt-brandenburg.de

Ein Dach über dem Kopf

Ein konstruktives Gefüge aus dem Lübecker Gründungsviertel von 1164d (+14/-6)

Dirk Rieger

Zusammenfassung

Bei den Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel traten viele konstruktive Reste mittelalterlicher Holzgebäude des 12. Jahrhunderts zu tage. Darunter auch ein sehr gut erhaltener Schwellbohlenbau mit aufgeschobenen Ständern. Die Bauteile gehörten zu einem 9 m langen und 5 m breiten Backhaus, das auf dem Hof der Fischstraße 19 ergraben wurde. Erstaunlich war bei der Befundlage, dass auch Teile der Dachkonstruktion erhalten waren, so dass das gesamte Gebäude vollständig rekonstruiert und auch statisch berechnet werden konnte. Interessant war bei der Rekonstruktion und der Übertragung der messbaren Daten aus Sicht der heutigen Landesbauordnung Schleswig-Holsteins, dass die Konstruktion überaus stabil ist und auch den Verkehrslasten sowie Wind- und Schneedruck nach heutigem Ermessen standhält. Die Feuergefahr indes bleibt durch die hölzerne Bauweise bestehen und würde mit einer aktuellen F30 Klassifizierung beschrieben werden.

Einführung

Die Bedingungen zur Erhaltung von organischem Material sind in Lübeck aufgrund des starken Vorkommens von geologisch anstehendem Beckenton besonders gut. Dementsprechend steigen die Chancen, bei jeder archäologischen Ausgrabung weitere Befunde wie Details zur mittelalterlichen Holzbauweise jeder errichteten Konstruktion zu dokumentieren. Im Zuge der UNESCO Großgrabung Gründungsviertel (2009–2016) zwischen der Trave im Westen und dem Hauptmarkt im Osten wurden dementsprechend Befunde von 164 Holzgebäuden des 12. und frühen 13. Jahrhunderts freigelegt. Sie umfassen simple Konstruktionen aus Flechtwerk-, Palisaden- und Blockbauelementen aber vor allem Schwellenbauten. Diese können entweder aus langen genuteten Schwellbohlen mit aufgeschobenen Ständern bestehen oder aus schweren, gezapften Schwellen-Ständer-Konstruktionen. Gemeinsam ist beiden eine Wandaufteilung in durch Riegel getrennte Felder, Queraussteifungen mittels Kopfbändern sowie Querstreben im über 50° steilen Dach. Im Gegensatz zum Stabbau haben die Lübecker Gebäude des späten 12. Jahrhunderts daher bereits mehrheitlich austauschbare wie gestalterisch flexible Wandauskleidungen, die

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 191–200.

Abb. 1 Hansestadt Lübeck, Gründungsviertel. Der als „Backhaus“ bezeichnete Schwellbohlenbau von Fischstraße 19 datiert dendrochronologisch um 1164 (+14/-6) (Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie und Denkmalpflege).

von Flechtwerk mit Lehmbewurf über genutete Bretter bis hin zu Backstein reichen (Rieger 2019, 166–329).

Das Gebäude Fischstraße 19

Eines der wohl am besten erhaltenen Gebäude wurde auf dem Grundstück Fischstraße 19 ausgegraben (Abb. 1). Es wurde schon während der Grabung und auch in einigen kleinen Aufsätzen als „das Backhaus“ bezeichnet. Der Name bezieht sich auf einen innerhalb des Gebäudes befindlichen großen Backofen, dessen Ofenplatten einen Durchmesser von 2,50 m hatten. Insgesamt wurden die Reste von 27 Backplatten von jeweils 2 cm Stärke nachgewiesen, die innerhalb der eigentlichen Ofenkuppel eingegossen waren. Die Kuppel selbst wurde aus einer doppelten Reihe dicht gesetzter Staken mit einem Durchmesser von rund 5 cm konstruiert, die mit Flechtwerk und anschließendem beidseitigem Lehmauftrag verkleidet waren und in einem rund 0,5 m hohen Sockel aus festem Ton eingelassen waren, der ebenfalls von einer Flechtwerkkonstruktion aus 10 cm breiten Staken mit Flechtwerkumrahmung errichtet wurde. Dendrochronologische Untersuchungen wurden an vielen der Hölzer dieses Gebäudes durchgeführt. Sowohl die Schwellen selbst als auch ein Ständerrest konnten auf 1163 und um 1164 (+14/-6) datiert werden. Der auf einer Grundfläche von rund 9,0 x 5,0 m errichtete Schwellrahmen des Hauses bestand aus hochrechteckig verlegten – mittels Blattstoßes in der Länge verbundenen – und an den Ecken überblatteten Schwellbohlen von durchschnittlich 30 cm Höhe und 10–15 cm Breite. Mittig durchgehend ist eine bis zu 5 cm tiefe, V-förmig eingearbeitete Nut für die Aufnahme der Wandverkleidung vorbereitet. In der direkten Umgebung als auch im Abbruchhorizont des Gebäudes selbst wurden sowohl Reste von gespundeten 25 cm breiten Wandbrettern mit einer max. Stärke von 2,5 cm als auch Reste von Flechtwerkausfachungen gefunden, die von ihrer Größe her auch in die ermittelten Gefachgrößen passen. Letztere waren nicht mit Lehm verputzt, was offensichtlich aufgrund der Hitzeentwicklung des großen Backofens auch nicht gewünscht oder gar notwendig war. Die Wände wurden durch aufgeschobene, konvergent genutete Wandständer mit einer Länge von 3,50 m bei einem quadratischen Querschnitt von 22 x 22 cm sowie darin eingeschobene, beidseitig genutete Riegel (20 x 10 cm) und in eine Einschlitzung der Ständer eingelassene Rähme (30 x 10 cm) konstruiert, die ebenfalls eine Nut auf der Unterseite aufwiesen. Ob die Riegel als Ketten über zwei oder drei Felder gespannt waren oder aber als durchlaufende Riegel die volle Länge von 9 m überbrückten, muss bedauerlicherweise offengelassen werden. Holznagellöcher an einigen Ständerresten, die während des gesamten Grabungsprojektes geborgen wurden, lassen vermuten, dass zumindest in einigen Fällen Riegelketten existent waren. Schräge Blattsassen an den Wandständern lassen auf eine Queraussteifung mittels Kopfbändern (12 x 6 cm) schließen, die an den Eckständern sowohl auch auf die Rähmbohlen als auch auf die aufgekämmten Deckenbalken auf- beziehungsweise angeblattet waren.

Erfreulicherweise fanden sich neben Resten eines Kopfbandes, mehreren Ständern, den nahezu vollständigen Schwellenrahmen, Resten der Riegel und Rähme, vielen Elementen der Wandausfüllungen auch Teile des Dachwerks (Abb. 2). Der Deckenbalken (22 x 19 cm) ist auf einer Länge von über 3,70 m erhalten und zeigt neben der Blattsasse für den Sparren (14 x 12 cm) zwei schräge

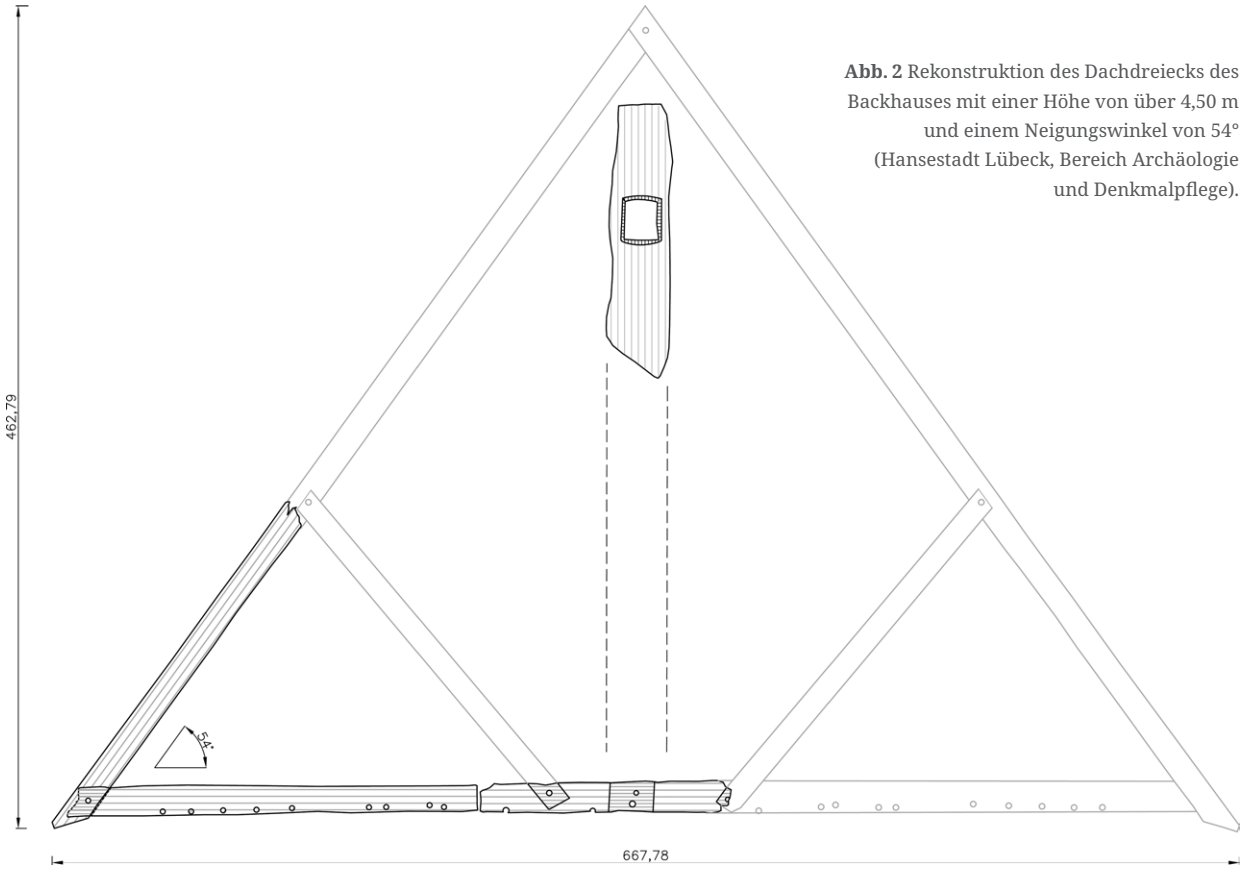


Abb. 2 Rekonstruktion des Dachdreiecks des Backhauses mit einer Höhe von über 4,50 m und einem Neigungswinkel von 54° (Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie und Denkmalpflege).

Blattsassen für die Sparrenstreben des Dachs. Vergleichbare Dächer sind beispielsweise aus dem skandinavischen Raum bekannt, aber auch aus Deutschland: so in St. Gangolf in Bamberg (1180er Jahre), im Kanonikerhaus in Bad Münstereifel (1167d), in der Stiftskirche von Cappenberg, Westfalen (um 1130d) oder auch im Chordach von Großschwächten (1160 +/- 10d) (Rieger 2019, 266). Die Dachneigung des Lübecker Backhauses liegt bei 54° wodurch sich eine Gesamthöhe des Gebäudes von rund 8 m ergibt.

Es wurde zudem eine Bohle mit doppelkonisch eingeschnittener Fensteröffnung gefunden, die als potentielle Wandmittelbohle im Giebeldreieck verbaut gewesen sein könnte. Analoge Fensteröffnungen sind auch von der Heidenhofer Kapelle (Niedersachsen), aus Chartres (Frankreich), Mühlhausen (Elsass) und aus Heckelberg (Brandenburg) bekannt (Ahrens 1993, 154). Das Erscheinungsbild dieses Gebäudes muss – zumindest aus heutiger Sicht – doch recht imposant gewirkt haben: ein „einfaches“ Backhaus von 45 m² Grundfläche mit einer Höhe von 8 m. Das Dach war vermutlich durch eine ebenfalls gespundete Holzlage gedeckt. Darauf lassen jedenfalls rund 2 m lange, rund 35 cm breite sowie max. 4 cm starke Holzbretter schließen, die in der Abbruchschicht des Gebäudes verstreut waren. Auch eine weiche Deckung ist denkbar, allerdings archäologisch kaum noch nachzuweisen. Überdies ist der vorgestellte Befundkomplex ein Glücksfall, da anscheinend nicht alle Konstruktionselemente für eine spätere sekundäre Verwendung Nutzen fanden. Somit konnte auf Grund der großen Anzahl an erhaltenen Bauteilen und im Vergleich mit den vielen hundert erfassten Bauhölzern der Grabung ein Gesamtrekonstruktionsvorschlag erarbeitet werden (Abb. 3).

Nach Auswertung der Großgrabung sind es 84 von insgesamt 164 untersuchten und archäologisch festgestellten Holzgebäuden, die in dieser Konstruktionsweise zwi schen 1157 und 1220 errichtet wurden, parallel zu den klassischen Schwellenständerbauten. Auffallend ist bei diesen, dass es sich beinahe ausnahmslos um Nebengebäude, Scheunen etc. gehandelt hat, während die Hauptgebäude aus großen Schwellen (bis zu 40 x 40 cm) mit eingezapften Ständern von 6–7 m Länge bestanden. Die konstruktiven Details der Gebäude von „Backhaustyp“ sind sehr sauber ausgearbeitet und wirken im Vergleich zu den Resten der Vorderhausarchitekturen beinahe filigran. Zu Recht drängt sich hierbei die Frage auf, ob diese Holzbehandlung aus dem Zimmerer- oder gar dem Schreinerhandwerk stammen mag. Die Bauteile sind neben ihrer Exaktheit auch vollständig standardisiert, d.h. die geborgenen Elemente von verschiedenen Fundbereichen der Grabung könnten untereinander nahezu problemlos ausgetauscht werden. Dies ist umso erfreulicher als damit die scheinbare Weiterentwicklung des klassischen Stabbaus hin zum ausgereiften, klassischen Fachwerkbau

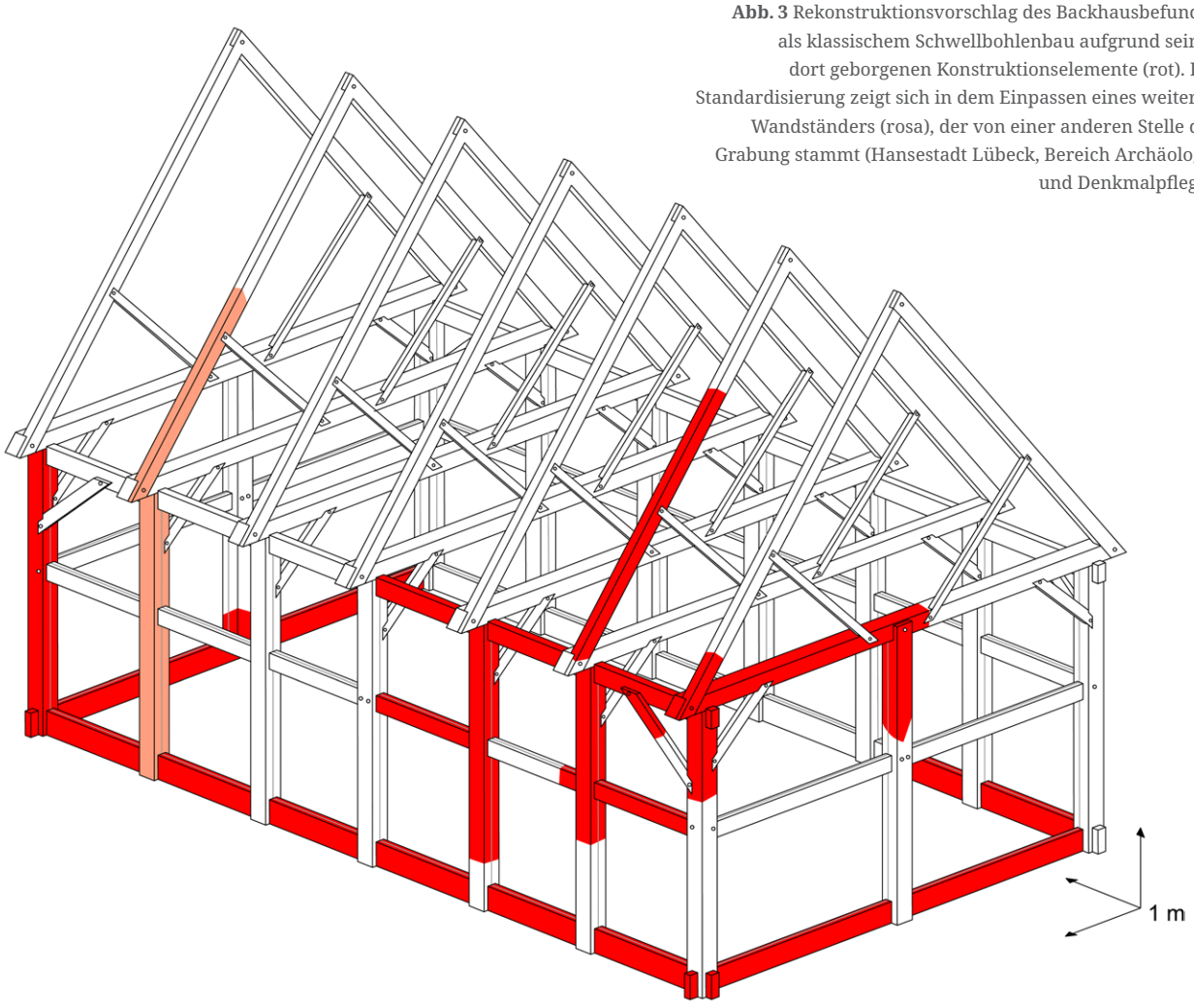


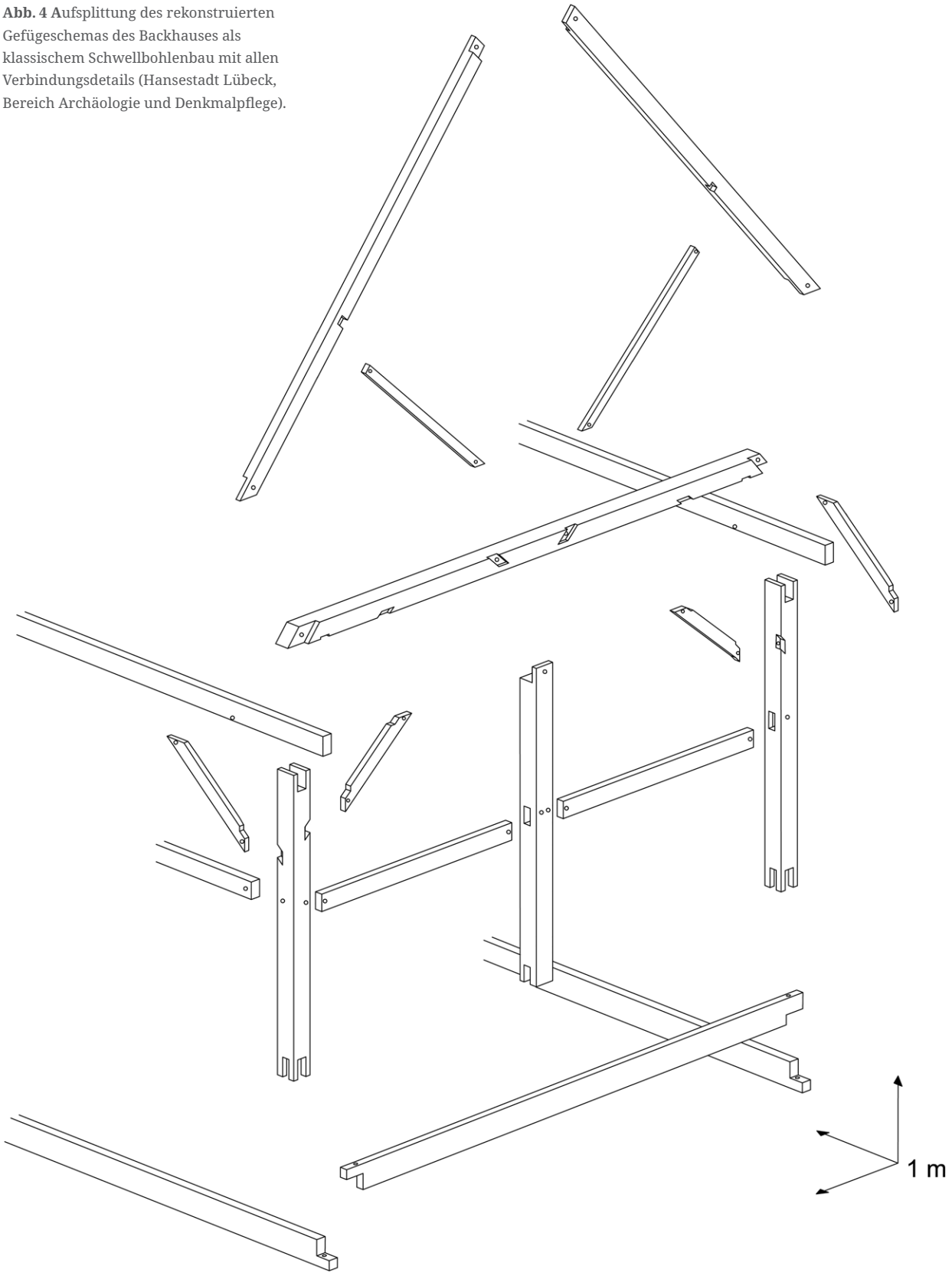
Abb. 3 Rekonstruktionsvorschlag des Backhausbefundes als klassischem Schwellbohlenbau aufgrund seiner dort geborgenen Konstruktionselemente (rot). Die Standardisierung zeigt sich in dem Einpassen eines weiteren Wandständers (rosa), der von einer anderen Stelle der Grabung stammt (Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie und Denkmalpflege).

des späten Mittelalters eine weitere und möglicherweise frühere Zwischenform erlebt, die ebenfalls auf eine ältere Bautradition schließen lässt.

Standsicherheitsnachweis des Gebäudes

Um die Ausgereiftheit der Konstruktion zusätzlich zu bestätigen, sind die Konstruktionsschemata wie Gefügeknoten des Schwellbohlenbaus von der Prüfstatik der Hansestadt Lübeck nach den aktuell (2017) gültigen DIN-EN Vorschriften überprüft worden. Damit eine Genehmigungsfähigkeit dieser mittelalterlichen Bauten nach heutiger Norm bemessen werden kann, ist zuerst die derzeit geltende Landesbauordnung Schleswig-Holstein (GVOBl. 2021, 1422) heranzuziehen. Hierin ist eine Vielzahl von Anforderungen an Bauwerke formuliert, die dem Schutz von Menschen, Sachen, Umwelt, aber auch der Rechtssicherheit und marktwirtschaftlichen Aspekten dienen sollen. In § 3(2) heißt es „…Anlagen sind so zu errichten, dass die öffentliche Sicherheit, insbesondere Leben (Standsicherheit, Brandschutz) und Gesundheit (Wärme- und Schallschutz) nicht gefährdet werden…“. Das Erreichen dieser Ziele muss entweder offensichtlich sein oder durch Berechnungen, Gutachten, Prüfzeugnisse usw. nachgewiesen werden, was bei Einhaltung der „anerkannten Regeln der Bautechnik“, die in EN- und DIN-Normen und der Rechtsprechung festgelegt werden, als erfüllt angesehen werden kann. Im Folgenden soll untersucht werden, ob die Anforderungen bzgl. der öffentlichen Sicherheit, d. h. der Standsicherheit und des Brandschutzes nach heutigem Baurecht, schon bei den mittelalterlichen Gebäuden erfüllt wurden. Zur Berechnung wurde das Programm TRIMAS® Version 7.2 genutzt. Ein wesentlicher Faktor ist die Standsicherheit des Gebäudes und damit einhergehend auch die Wahl des Baustoffs. Für das Tragwerk wurde, wie bereits erwähnt, ausschließlich Eichenholz verwendet, was unter den damaligen Bedingungen als eine bestens geeignete Holzart angesehen werden kann, da sich hohe Festigkeit und Dauerhaftigkeit mit hervor-

Abb. 4 Aufsplittung des rekonstruierten Gefügeschemas des Backhauses als klassischem Schwellbohlenbau mit allen Verbindungsdetails (Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie und Denkmalpflege).



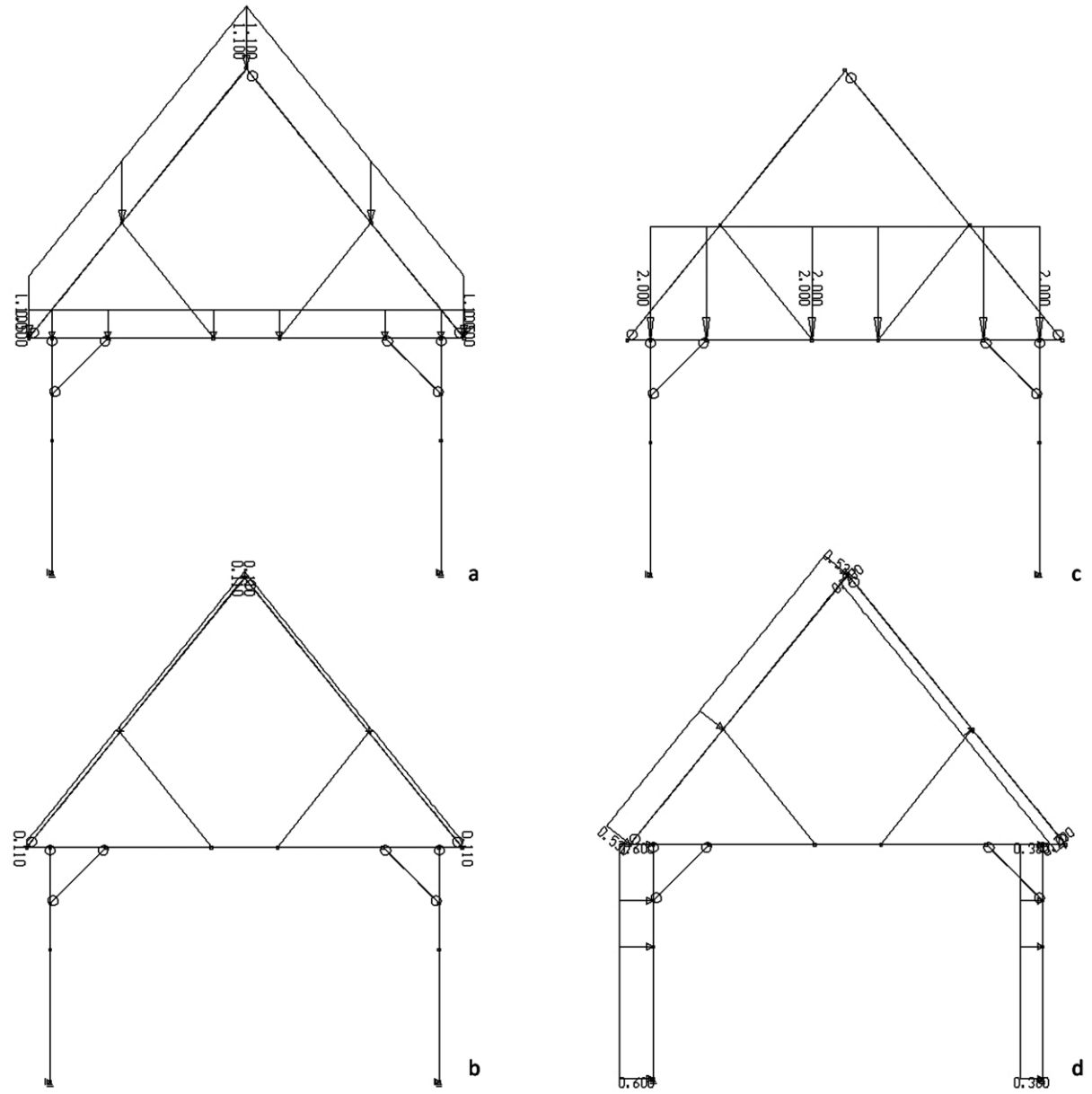


Abb. 5 Berechnungsschemata zur Standsicherheit des Schwellbohlenbaus I. a: Lastfall Eigengewicht, b: Lastfall Schnee, c: Lastfall Nutzlast, d: Lastfall Wind (Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie und Denkmalpflege).

ragender Widerstandsfähigkeit gegenüber Schädlingen und Witterungseinflüssen vereinen und Eichenholz in ausreichender Menge zur Verfügung stand. Die Korrosionsproblematik bei der Verbindung von Eichenholz mit Eisen ist hier irrelevant, denn es wurden nur Holznägel mit ca. 30 mm Durchmesser verwendet. Bei Untersuchungen der Tragfähigkeit von historischen Hölzern gegenüber heutigem Bauholz wurde regelmäßig eine vergleichbare Festigkeit festgestellt, so dass das Holz in die Festigkeitsklasse D 30 für Laubholz gemäß Norm eingeordnet wird.

Die Standsicherheit des Gebäudes in Längsrichtung wird als offensichtlich ausreichend angesehen, da durch die Einspannung der horizontalen Wandriegel in die Stiele, die Kopfbänder und die scheibenartige Wirkung einer Wandausfachung ein Umkippen verhindert wird. Der Nachweis ausreichender Standsicherheit ist daher für das System in Querrichtung für vertikale und horizontale Lasten zu führen. Hierfür ist die Berechnung der Belastungen wichtig, die aus dem Eigengewicht, dem Schneegewicht und der Nutz- bzw. Windlast hervorgehen.

Das Eigengewicht resultiert aus den Hölzern der Tragkonstruktion gemäß der Systemzeichnung **(**Abb. 4**)**, der vergleichbaren Dacheindeckung mit Schindeln mit ca. gk = 25 kg/m² oder einer Stroh-Eindeckung mit ca. gk = 70 kg/m² und einer Deckenabdeckung aus einer Verbretterung mit Bohlen d = 6 cm, daraus ca. gk = 40 kg/m² nach DIN EN 1991-1-1.

Die Schneelast wird aufgrund des relativ steilen Daches mit ca. α = 55° Neigung dem Grundwert der Norm für Schneelast (DIN EN 1991-1-3) von s0 = 85 kg/m² angenommen und auf dem ebenen Boden auf sk = s0* 0,8*(60-α)/30 = 85 x 0,8 x (60-55)/30 = 11 kg/m² auf der Dachfläche abgemindert. Der große freie Raum im Dachgeschoss lässt vermuten, dass das Dach als Wohn- und/oder Lagerebene genutzt wurde. Daher wird eine Nutzlast nach DIN EN 1991-1-1 von qk = 200 kg/m² angesetzt.

Die anzusetzende Windlast nach DIN EN 1991-1-4 ermittelt sich in Abhängigkeit von Wind-zone, Geländekategorie und Gebäudegeometrie. Das Lübecker Stadtgebiet gehört zur Windzone 2 (Nord- und Mitteldeutsches Binnenland), der Standort der Gebäude in die Geländekategorie II (Gelände mit einzelnen Gehöften, Häusern und Bäumen). Daher und aus der Gebäudegeometrie mit einer größten Höhe von ca. 7 m resultiert ein Grundwert des Winddruckes als Böengeschwindigkeitsdruck qp = 0,75 kN/m² entsprechend 75 kg/m². Dieser ist mit unterschiedlichen Faktoren als Druck oder Sog auf Wand- und Dachflächen aufzubringen (vgl. hierzu die Schemata zu den Lastfällen Eigengewicht, Schnee, Nutzlast und Wind (Abb. 5).

Bevor der Nachweis zur Standsicherheit erbracht wird, muss zunächst der Begriff bzw. die Größe der „Standsicherheit“ mit einem Zahlenwert belegt werden. Dieser sollte größer als 1 sein. Das heißt, der Bemessungswert der Tragfähigkeit Rd der Profile und Anschlüsse muss größer sein als der Bemessungswert der Beanspruchung Ed. Dabei wird je nach Häufigkeit und Einschätzbarkeit einer Beanspruchungssituation die charakteristische (durch Messung und Versuche ermittelte und durch statistische Verfahren festgelegte) Tragfähigkeit Rk mit einem Sicherheitsbeiwert γm reduziert und die charakteristische Beanspruchung Ek mit einem Sicherheitsbeiwert yd erhöht. Da Holz jedoch die Eigenschaft besitzt unter Dauerlast und direkter Wetteraussetzung weniger tragfähig zu sein als bei kurzzeitiger und wettergeschützter Beanspruchung, gibt es noch weitergehende Modifikationsbeiwerte kmod, die im Allgemeinen die Tragfähigkeit nochmals verringern. Damit lautet die Forderung, bzw. Bemessungsgleichung: Ek x yd < Rk x kmod/γm also Ed < Rd (Beanspruchung kleiner als Tragfähigkeit), bzw. die Sicherheit Rd/Ed > 1.

Die Tragfähigkeit einer Konstruktion ist abhängig von den verwendeten Profilen und den Verbindungen der Profile untereinander. Auch heute, mit der Möglichkeit der Verwendung von hochwertigen Stahleinbauteilen wie Nägeln, Schrauben und Dübeln in Verbindung mit eingelassenen oder aufgesetzten Stahlplatten, sind die Anschlusspunkte meist die schwächsten Konstruktionsglieder. Umso mehr gilt das natürlich bei den mittelalterlichen Bauten, denen der Holznagel neben den zimmermannsmäßig gefügten Anschlüssen wie Blättern, Zapfen, Hälsen, Versätze usw. als einziges stiftförmiges Verbindungsmittel zur Verfügung stand. Während sich Druckkräfte mit den traditionellen, handwerklichen Methoden noch relativ gut weiterleiten lassen, stößt die Übertragung von Zugkräften schnell an konstruktionsbedingte Grenzen.

Die Schnittgrößen (Beanspruchungen) aus Biegemomenten, Quer- und Normalkräften wurden EDV-gestützt ermittelt, auch um mögliches Nachgeben oder Versagen und damit Lastumlagerungen besser simulieren zu können. Mit der normgemäßen Überlagerung und Kombination aus den Lastfällen Eigengewicht, Schnee, Nutzlast und Wind ergaben sich die Schemata zu den Normalkräften, den Biegemomenten, den Querkräften und der Verformung (Abb. 6). Die Schnittgrößen (Beanspruchungen) aus Biegemomenten, Quer- und Normalkräften wurden den möglichen Tragfähigkeiten gegenübergestellt. Es ergaben sich folgende Erkenntnisse: 1. Alle Profile, d. h., Sparren, Streben, Deckenbalken und Stiele sind für alle Beanspruchungen auch nach heutiger Norm ausreichend dimensioniert. 2. Alle Anschlüsse und damit auch die Gesamtkonstruktion sind für die vertikalen Lasten aus Eigengewicht, Nutzlasten und Schnee ausreichend dimensioniert. 3. Die Zuganschlüsse der Stielstreben über die Holznägel und die Halsanschlüsse zwischen Stiel und Deckenbalken über den Wandriegel sind für die ungünstigste Lastkombination mit Windlasten weit überbeansprucht, sodass die Sicherheit nach Norm nur ca. 0,25 beträgt.

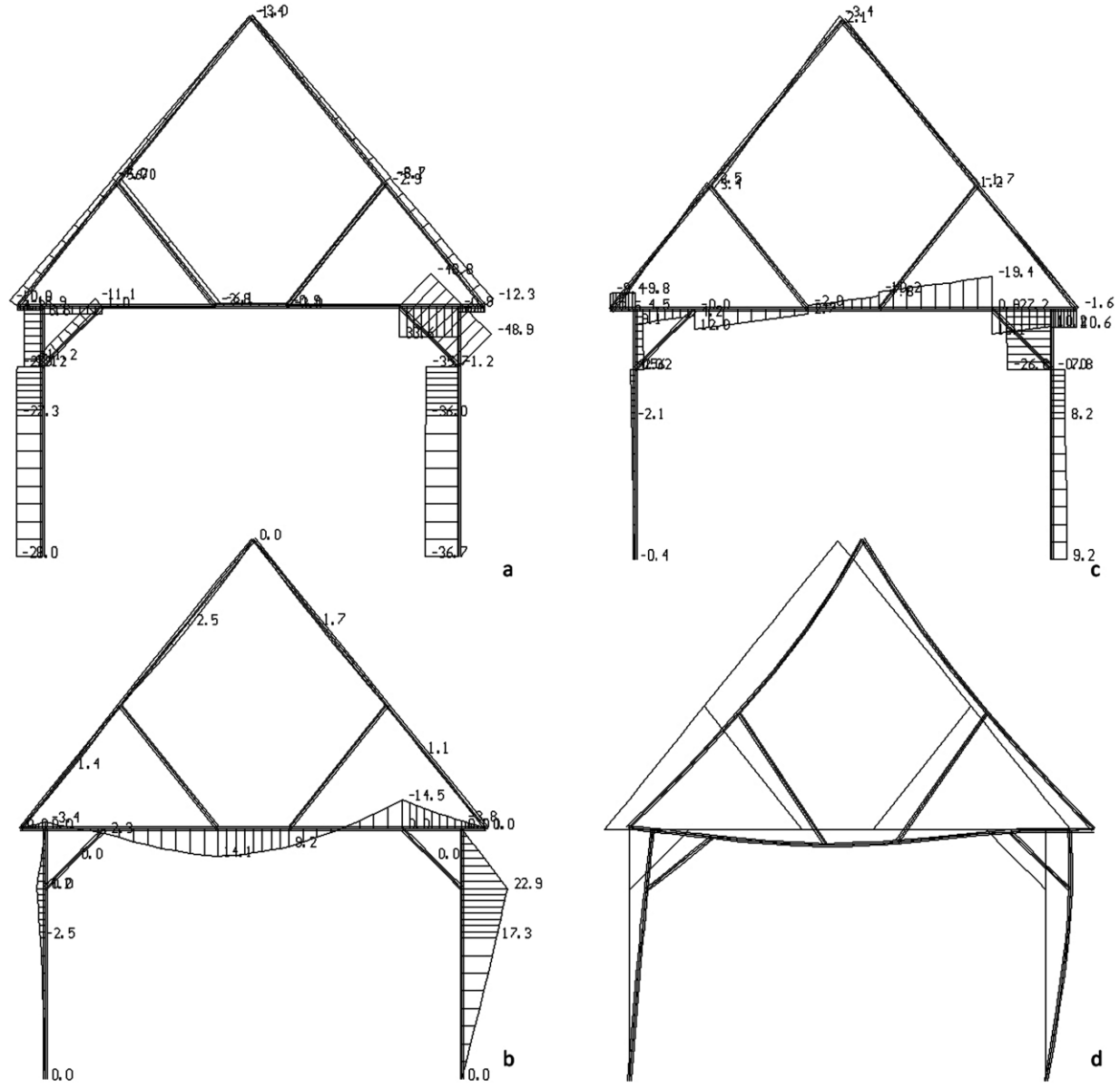


Abb. 6 Berechnungsschemata zur Standsicherheit des Schwellbohlenbaus II. a: Normalkräfte, b: Biegemomente, c: Querkräfte, d: Verformung (Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie und Denkmalpflege).

Erwartungsgemäß zeigte sich, dass die Anschlüsse unter horizontaler Windbeanspruchung die Schwachpunkte der Konstruktion darstellen. Erwartungsgemäß deshalb, weil Erfahrungswerte für die damaligen Handwerker für vertikale Lasten leicht zu erlangen waren, es konnte einfach „ausprobiert“ werden, wie viel Last ertragen wurde. Wohingegen sich horizontale Windlasten nicht simulieren ließen und die mögliche Größe unvorstellbar war. Die Existenz des Problems war allerdings sicher bekannt, weil anderenfalls keine Streben/Kopfbänder eingebaut worden wären. Nun stellt sich die Frage, warum keine andere, tragfähigere Konstruktion ausgeführt wurde, bzw. warum die überwiegende Mehrzahl der Gebäude, obwohl die Sicherheit nur 0,25 war, nicht eingestürzt ist. Die nach Norm anzusetzenden Belastungen werden in umfangreichen Untersuchungen nach statistischen Verfahren festgelegt. Für die Windlasten sammelt man die Daten aller verfügbaren Wetterstationen eines Gebietes seit über 200 Jahren und ermittelt daraus die Maximalwerte der Windgeschwindigkeit innerhalb bestimmter Zeitperioden von 50 Jahren. Der aus der Windgeschwindigkeit errechnete Winddruck wird dann noch mit einem Sicherheitsbeiwert von 1,5 multipliziert. Wie man aus dieser Darstellung erkennen kann, ist die Wahrscheinlichkeit, von einem solch extremen Windereignis innerhalb einer (mittelalterlichen) Lebensspanne an einem bestimmten Ort getroffen zu werden, äußerst gering, sodass sich Erfahrungswerte für mögliche Windlasten nicht ausbilden konnten und je nach Sichtweise auch nicht ausbilden mussten.

Abschließend stellt sich die Frage, wie groß das Risiko eines Einsturzes tatsächlich einzuschätzen ist. Der Winddruck aus normgemäßem Wind entspricht der Windstärke 12 Beauforts, also Orkan, dessen Wirkung an Land mit „schwerste Schäden und Verwüstungen; sehr selten im Landesinneren“ beschrieben wird. Diese Beanspruchung wird in ungünstigster Weise und Richtung angesetzt und noch mit dem Sicherheitsfaktor 1,5 multipliziert und gleichzeitig die Tragfähigkeit der Konstruktion durch einen Sicherheitswert 1,3 dividiert. Wenn auf den Ansatz der zusätzlichen Sicherheitsbeiwerte verzichtet wird, reduziert sich die ertragbare Windstärke auf 10 Beauforts, also Schwerer Sturm, beschrieben mit „Bäume werden entwurzelt, größere Schäden an Häusern, selten im Landesinneren“. Wegen der starken Streuung der Holzfestigkeiten und der Qualität der handwerklichen Ausführung müssen die normgemäßen Tragfähigkeiten gegenüber den Mittelwerten der Tragfähigkeit aus statistischen Überlegungen sehr stark reduziert werden, sodass in der Realität im Allgemeinen eine deutlich höhere Tragfähigkeit vorliegt, als nach Norm angesetzt werden darf. Bei Berücksichtigung der tatsächlichen Tragfähigkeit und des sehr seltenen Eintretens der extremen Windbeanspruchung sowie bei Verwendung einwandfreien Bauholzes und hochwertiger handwerklicher Ausführung ist in der Realität das Risiko eines Einsturzes innerhalb der üblichen Nutzungsdauer (hier ca. 20 Jahre) eines Gebäudes als äußerst gering einzuschätzen.

Einschätzung der Brandgefahr

Zu guter Letzt noch eine Anmerkung zur Brandgefahr. Das heutige Baurecht fordert bei Gebäuden der vorliegenden Art eine höchstens „feuerhemmende“ Bauweise (F 30), d. h. einen mindestens dreißigminütigen Widerstand der tragenden Bauteile gegen Versagen im Brandfall. Die tragenden Bauteile dürfen dabei aus brennbaren Baustoffen bestehen. Die Tragfähigkeit der Bauteile nach einem Brand kann z. B. im „vereinfachten“ Verfahren nach Norm dadurch bestimmt werden, dass ein ideeller Restquerschnitt nach einer bestimmten Brandeinwirkungszeit ermittelt wird, der in der Lage sein muss, den dann einwirkenden Beanspruchungen mit normgeregelten Sicherheiten zu widerstehen. Eichenholz hat gegenüber Nadelholz und auch Buchenholz eine günstigere, d.h. deutlich geringere Abbrandgeschwindigkeit. Die rechnerisch verbrennende Holzdicke (Abbrandrate) für Eichenholz und 30-minütige Brandeinwirkung bestimmt sich zu def = 0,55 x 30[min]+7[mm] = 23,5 mm. Damit wird ein Balken von 200/200 mm auf 200-2x23,5, also 153/153 mm reduziert. Da aber im Brandfall die Bauteiltragfähigkeit anstatt durch 1,3 dividiert mit 1,25 multipliziert werden darf und gleichzeitig nur 0,2-fache anstatt der 1,5-fachen Windlast anzusetzen ist, können die verwendeten Bauteile einer 30-minütigen Brandeinwirkung leicht widerstehen.

Literatur

Ahrens 1993: C. Ahrens, Die Heidenhofer Kapelle und die Holzkirchen des 13. und 14. Jahrhunderts. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 21, 1993, 135–167.

Rieger 2019: D. Rieger, Die Holzhäuser des 12. und 13. Jahrhunderts. In: M. Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I – Die Siedlungsgeschichte (Lübeck 2019) 166–329.

Adresse

Dr. Dirk Rieger
Hansestadt Lübeck
Leiter Bereich Archäologie und Denkmalpflege
Meesenring 8
23566 Lübeck
dirk.rieger@luebeck.de

„Unterteilt von unten auf bis an den First“

Mittelalterliche Doppelhäuser in Basel

Frank Löbbecke

Zusammenfassung

Im mittelalterlichen Basel gab es ganz unterschiedliche Aufteilungen des vorhandenen Wohnraums, von der Eigennutzung bis zur Vermietung, von ganzen oder auch halben Häusern. So kommt es regelmäßig zur baulichen Teilung von Gebäuden und Hofstätten oder ihren Zusammenlegungen. Einen Sonderfall stellen die Doppelhäuser dar, die beim Bau schon als solche errichtet wurden. Vier von ihnen konnten in Basel bisher bauhistorisch untersucht werden. Alter, Bauform, Lage und der Sozialstatus ihrer Bewohner sind sehr unterschiedlich. Die Spannweite reicht vom isoliert stehenden, adeligen Saalgeschossbau des 13. Jahrhunderts am vornehmen Rand der Altstadt bis zum kleinen Handwerkerhäuschen in der eng bebauten Talstadt. Außerdem finden sich zwei nach dem Erdbeben 1356 neu errichtete Kaufmannshäuser an innerstädtischen Hauptstraßen. Allen ist gemeinsam, dass sie rechtwinklig zur Straße geteilt sind, so dass jede Hälfte ihren Anteil an der Straßenfront hat. Die Ursachen der Hausteilung dürften nicht allein im Platzmangel begründet sein. Familiäre Gründe wie Erbteilung oder demonstrativ gezeigte (bauliche) Nähe können ebenfalls zu einer derartigen Baulösung führen. Die drei jüngeren Bauten tragen korrespondierende Namen wie Haus „Zum Oberen“ und „Zum Unteren Wildenstein“. Da es in Basel mehr als 50 solcher „doppelten“ Hausnamen gibt, kann vermutet werden, dass es noch deutlich mehr bauzeitliche Doppelhäuser gab oder gibt.

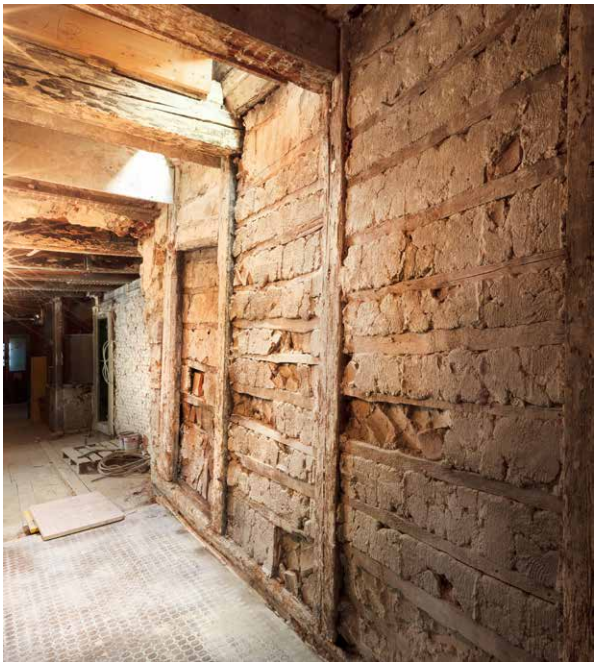


Abb. 1 Haus „Zum Oberen und Unteren Waldshut“ (Untere Rheingasse 12). Die Ständerwand ist im Wiederaufbau 1357 als bauliche Trennung im Erdgeschoss eingebaut worden. Die im Mittelgrund sichtbare Türöffnung wurde bei der besitzrechtlichen Trennung des Doppelhauses 1413 zugesetzt (Stephan Tramèr, Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt 2016).

Einleitung

Das Basler Haus „Zum Waldshut“ wurde nach schwerer Zerstörung 1357 wiederaufgebaut, allerdings war es nun durch eine Ständerwand in zwei Hälften geteilt (Abb. 1). Alle Raumfunktionen wurden spiegelbildlich verdoppelt: Es gab nun zwei Stuben, zwei Küchen, zwei Höfe mit zwei

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 201–212.

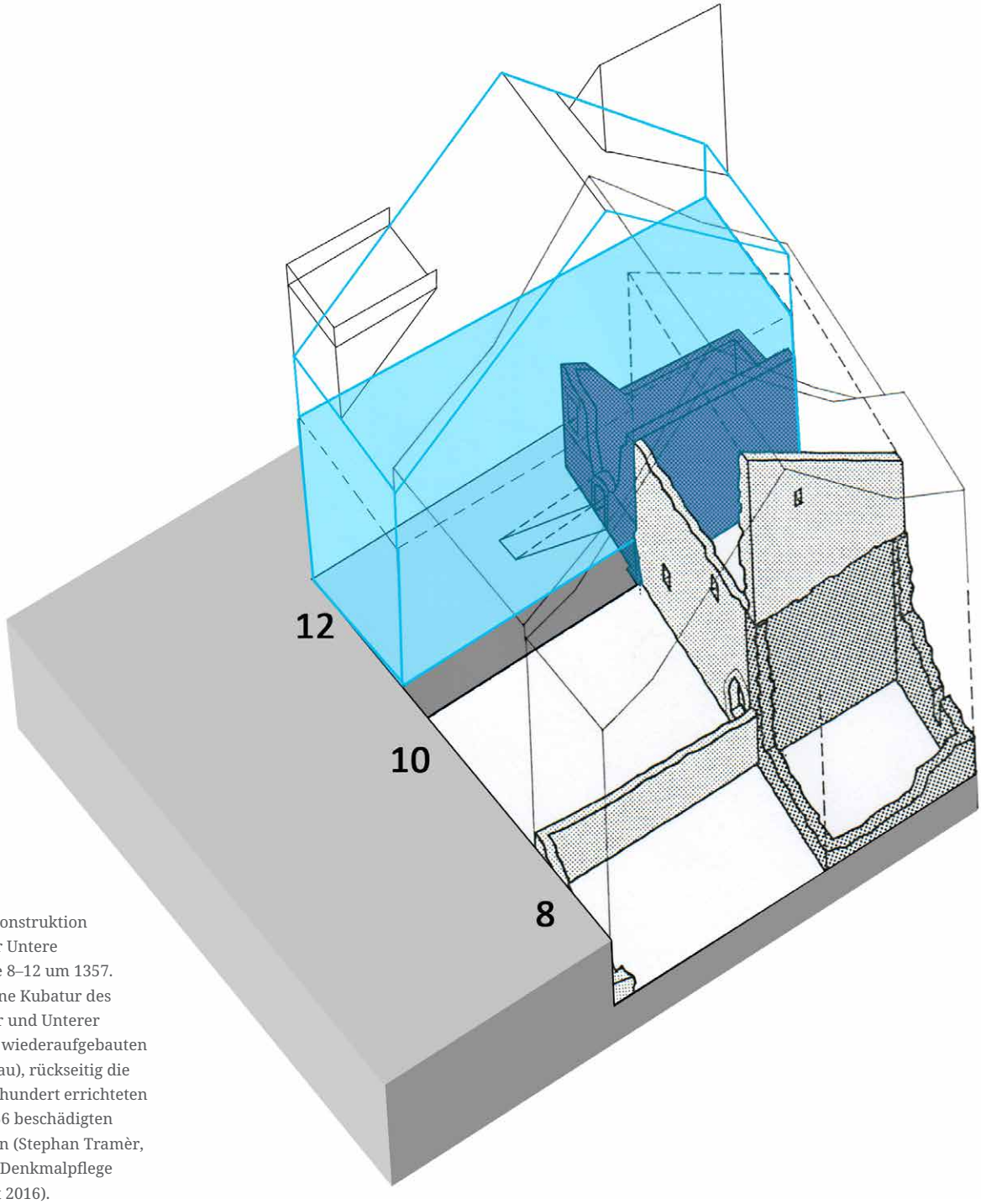


Abb. 2 Rekonstruktion der Häuser Untere Rheingasse 8–12 um 1357. Erschlossene Kubatur des als „Oberer und Unterer Waldshut“ wiederaufgebauten Hauses (blau), rückseitig die im 13. Jahrhundert errichteten und 1354/56 beschädigten Steinbauten (Stephan Tramèr, Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt 2016).

Laubengängen und so fort. Dass der Bauherr zuvor auch an einem Doppelhaus in Großbasel beteiligt war, machte uns stutzig – und ließ die Frage aufkommen, ob es noch mehr solcher von Anfang an als Doppelhäuser errichteten Bauten in Basel gab.[1] Und wir fragten uns, was der Hintergrund für den Bau dieser Gebäude sein könnte. Das Thema wurde dann in einem Referat vorgestellt – und zwar in Konstanz, wo im Laufe der Jahre viele spannende Diskussionen zum Bauen und Wohnen mit Ralph Röber geführten wurden.[2]

1 Beteiligt an den Untersuchungen waren die Kollegen der Kantonalen Denkmalpflege Basel-Stadt, vor allem Conradin Badrutt, Martin Möhle, Hans Ritzmann, Stephan Tramèr und Till Seiberth, sowie Christoph Ph. Matt und weitere Mitarbeitende in der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt.

2 Kurzreferat des Autors zu mittelalterlichen Doppelhäusern in Basel, Tagung der Schweizer Archäologie des Mittelalters (SAM) in Konstanz, 27.–28.10.2017. Auf demselben Treffen gab Ralph Röber einen Forschungsüberblick zu „34 Jahre kontinuierliche Stadtarchäologie in Konstanz“.

Abb. 3 Haus „Zum Oberen und Unteren Waldshut“, Blick von Norden auf die mittige Trennwand. Sichtbar der ältere, rückseitige Steinbau (rosa) und die Ständer der Trennwand (blau), Umriss des Hauses von 1357 erschlossen (hellblau) (Frank Löbbecke/Till Seiberth, Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt; Grundlage: Geoarch Bauaufnahme Winterthur, Plan 1602-11, 2016).

Die Häuser „Zum Oberen und Unteren Waldshut“ in Kleinbasel – Wiederaufbau als Doppelhaus 1357

Die rechtsrheinische Siedlung wurde nach dem Bau der Rheinbrücke (um 1225) planmäßig zur Stadt Kleinbasel ausgebaut. Von der als Hauptstraße fungierenden Rheingasse zogen sich langgestreckte Parzellen bis zu den Parallelgassen. Auf diesen Grundstücken wurden, abgerückt von der Straße, Steinbauten errichtet, die den Kern der weiteren Bauentwicklung bildeten. Zur Straße vorgelagert waren Gebäudeteile aus Holz- oder Fachwerk, die wegen späterer Überbauung meist schlecht nachweisbar sind.

Auch auf den Grundstücken Untere Rheingasse 8–12 haben sich vor allem Reste der drei steinernen „Kernbauten“ aus der Zeit um 1280 erhalten (Lutz 2004; Tramèr 2002 und 2017; Tramèr/Löbbecke 2020, Abb. 2).[3] Das Eckhaus Untere Rheingasse 12 wird erstmals 1332 als „hus ze Waltzhut“ bezeichnet. Im Kleinbasler Stadtbrand 1354 und/oder im schweren Basler Erdbeben 1356 wurde das „alte Haus Waldshut“ schwer beschädigt. Tiefe Breschen klafften in den Steinmauern und der hölzerne Hausteil brannte nieder – davon zeugen Brandspuren auf dem älteren Mauerwerk. Der Kaufmann

3 Johann der Böke und seine Ehefrau Elsbethen schenkten um 1280 dem Kloster Klingental ihr Haus mit Stallungen davor und dahinter [Untere Rheingasse 10] (Staatsarchiv Basel-Stadt Klingenthal a. Briefbuch 15. Jahrhundert fol. 1). Die Mauern des steinernen Kernbaus auf dem Grundstück Untere Rheingasse 10 sind gegen die Steinbauten auf den Nachbarparzellen Nr. 8 und 12 gesetzt worden. Die Häuser dort sind demnach älter.

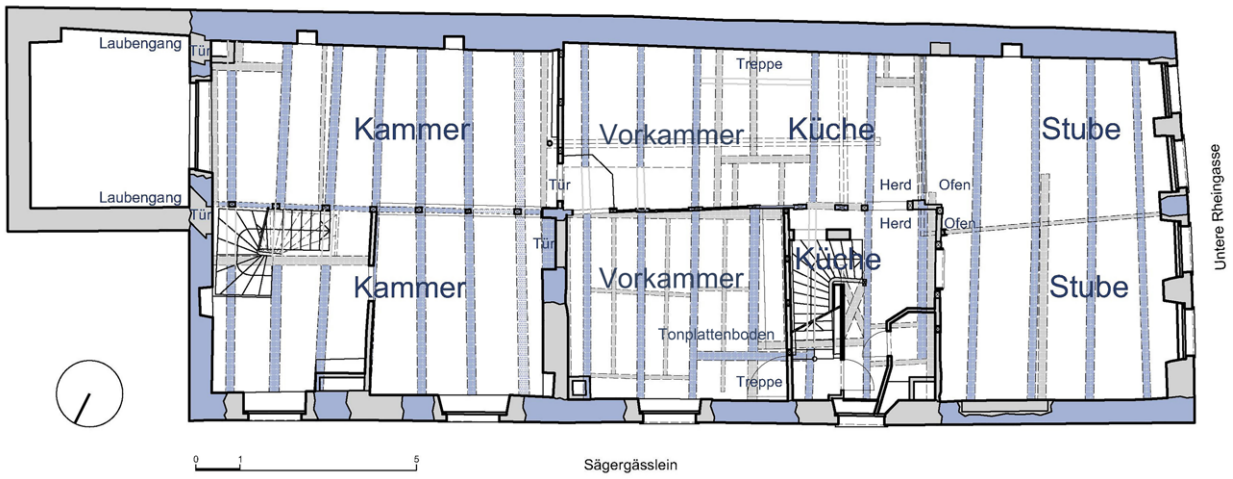


Abb. 4 Haus „Zum Oberen Waldshut“ (oben) und „Zum Unteren Waldshut“ (unten), 1. Obergeschoss. Raumteilung um 1357 (Frank Löbbecke/Till Seiberth, Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt 2016/2023).

Johann Hüglin, gebürtig von Laufen, kaufte die Brandruine im Mai 1357 vom Domkapitel und ließ das Haus noch im selben Jahr wiederaufbauen.[4]

Unter Einbezug der älteren Mauerreste entstand ein neues, traufständiges Haus mit steinernen Außenmauern im Erd- und ersten Obergeschoss sowie einem Fachwerkgeschoss darüber.[5] Ungewöhnlich ist eine längs durch das Haus ziehende Trennwand, die laut dendrochronologischer Datierung zusammen mit dem Neubau 1357 entstand (vgl. Abb. 1 und 3). Sie unterteilte das Haus in zwei Hälften, „von unten auf bis an den First“, auch im rückseitigen, nun wiederaufgebauten „Kernbau“.[6] Das führte zu einer Verdoppelung der üblichen Räume, die Hüglin spiegelbildlich anordnen ließ.

So waren im drei Meter hohen ersten Obergeschoss zwei getäfelte Stuben vorhanden, mit jeweils einer breiten Fensternische zur Straße und einer kubischen Steinstütze zwischen den Nischen (Abb. 4). Rückseitig an die Stuben schlossen sich zwei Küchen an, deren Herd jeweils an der mit Ziegeln ausgefachten Trennwand (vgl. Abb. 1) und nicht an den steinernen Außenmauern lag. Von der Feuerstelle aus konnten die Hinterladeröfen in den beiden Stuben geheizt werden. Die Rußschicht an den Deckenbalken lässt vermuten, dass der Rauch durch den Zwischenraum zwischen Balken und der tiefer liegenden Stubendecke zirkulierte, bevor er durch Rauchöffnungen in der Straßenfassade ins Freie gelangte. Eine solche Rauchführung könnte im Winter als zusätzliche Beheizung gedient haben und ist in Basel gelegentlich nachgewiesen worden.[7] In den hinteren Teil des Geschosses, dem wiederaufgebauten „Kernbau“, führten zwei repräsentative Türen mit Schulterbögen aus Sandstein. Die Laubengänge im Hof konnten durch Türen mit Oberlicht betreten werden.

Trotz der Verdoppelung der Raumstruktur im Obergeschoss scheint das Haus zunächst noch gemeinsam genutzt worden zu sein, denn es gab mehrere Durchgänge in der Trennwand. Und der straßenseitige Teil des Erdgeschosses war anfangs nicht geteilt. Statt einer Wand standen hier zwei achteckige Holzstützen, die einen Längsunterzug samt Deckengebälk trugen. Der große Raum öffnete sich zur Rheingasse mit zwei Toren in Hausbreite. Die Wände waren dekorativ bemalt – der Laden des Kaufmanns Hüglin?

Spätestens 1413 wurde dann auch das Erdgeschoss geteilt und alle Verbindungstüren zugemauert. Fortan wurden die beiden Häuser als „Oberes“ und „Unteres Waldshut“ (Süd- und Nordhälfte) bezeichnet.[8] Seit der

4 R. Kontic, Dendrochronologische Holzaltersbestimmung Alti Schmitti, Untere Rheingasse 12 und Sägergässlein 4, 2001, 2015–16 und 2020 (Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt XB 93, XB 2352 und XB 3155).

5 Die 1357 erbauten Außenmauern reichen knapp über die Decke des ersten Obergeschosses hinaus. Sie schließen oberhalb der Deckenbalkenlage mit einer umlaufenden, horizontalen Mauerkrone ab. Vermutlich lag hier der Schwellbalken eines in Fachwerk ausgeführten zweiten Obergeschosses. Eine das Geschoss ehemals teilende Innenwand hat sich zum Teil erhalten.

6 In einer Verkaufsurkunde von 1413 wird vermerkt, dass das „… ober hus Waldshut als es underslagen ist gegen dem niederen von nidenuf untz an die virst“ (Staatsarchiv Basel-Stadt Geschichtsbuch der minderen Stadt P1 fol. 140v).

7 Beispiele für Rauchfenster bei Milena Hauserová, Hölzerne wärmedämmende Wandkonstruktionen von Wohnräumen. Der gegenwärtige Zustand der Forschung in den böhmischen Ländern. In: Hausbau im Alpenraum. Bohlenstuben und Innenräume. Jahrbuch für Hausforschung 51 (Marburg 2002) 89–106.

8 Das Haus „Zum Unteren Waldshut“ war das Eckhaus zur Rheingasse und zum Sägergässlein (Nordhälfte), während das „Obere Waldshut“ auf der rechten, südlichen Hälfte der Parzelle stand. Es war über einen Gang hinter dem Hof des Eckhauses mit den Sägergässlein verbunden. 1819 wurden die beiden Haushälften wieder zusammengelegt.

Hausteilung lebten und arbeiteten hier vor allem Handwerker wie Hafengießer oder Kürschner.

Die Häuser „Zum Oberen und Unteren Wildenstein“ in Großbasel – Wiederaufbau eines Doppelhauses 1361

Johann Hüglin war zuvor schon im linksrheinischen Großbasel begütert. Dort gehörte ihm seit 1344 die rechte, talseitige Hälfte des Hauses „Zum Wildenstein“ (Spalenberg 18).[9] Die andere Hälfte blieb im Besitz der Familie zem Hirtzen. Der Spalenberg stieg dort steil an und führte zu dem zum Elsass ausgerichteten Stadttor. Hier scheint das nach dem Beben 1356 ausgebrochene Feuer schwer gewütet zu haben – die meisten dendrochronologisch datierten Bauten wurden nach 1356 neu errichtet. Auch das Haus „Wildenstein“ baute man 1361 wieder auf, und zwar längs geteilt als „Oberes und Unteres Wildenstein“ (Badrutt 2006; Möhle 2016, 281–283).[10] Am Wiederaufbau waren beide Eigentümer gemeinschaftlich beteiligt, die Familie Hüglin für den „Unteren Wildenstein“.[11]

Es entstand damals ein viergeschossiger Neubau mit flachem, vermutlich holzgedecktem Satteldach. Das Haus wurde durch eine Trennwand in zwei ungefähr gleichgroße Hälften geteilt. Die Wand ist heute nicht mehr vorhanden, doch hat sich ihr nur sieben Zentimeter breiter Abdruck erhalten. Dessen Breite legt nahe, dass es sich wie im „Waldshut“ um eine Ständerwand handelte. Im Keller ist dagegen noch der Rest einer massiven Trennmauer vorhanden. Das über vier Meter hohe Erdgeschoss besaß zwei große Öffnungen zur Straße (Abb. 5). Die beiden Stuben darüber wurden vermutlich durch eng gereihte Fenster erhellt, über denen jeweils eine rechteckige Maueröffnung saß. Rußspuren an den seitlichen Brandmauern legen die Vermutung nahe, dass der Rauch von Ofen und Herd in den Zwischenraum zwischen Stubendecke und Geschossbalkenlage zog und von dort durch die Mauerlöcher nach außen. Zweiteilung und Rauchlöcher begegnen also sowohl im Klein- wie im Großbasler Haus des Johann Hüglin. Zumindest die Zweiteilung ist aber keine Spezialität Hüglins oder der Wiederaufbauphase nach dem Basler

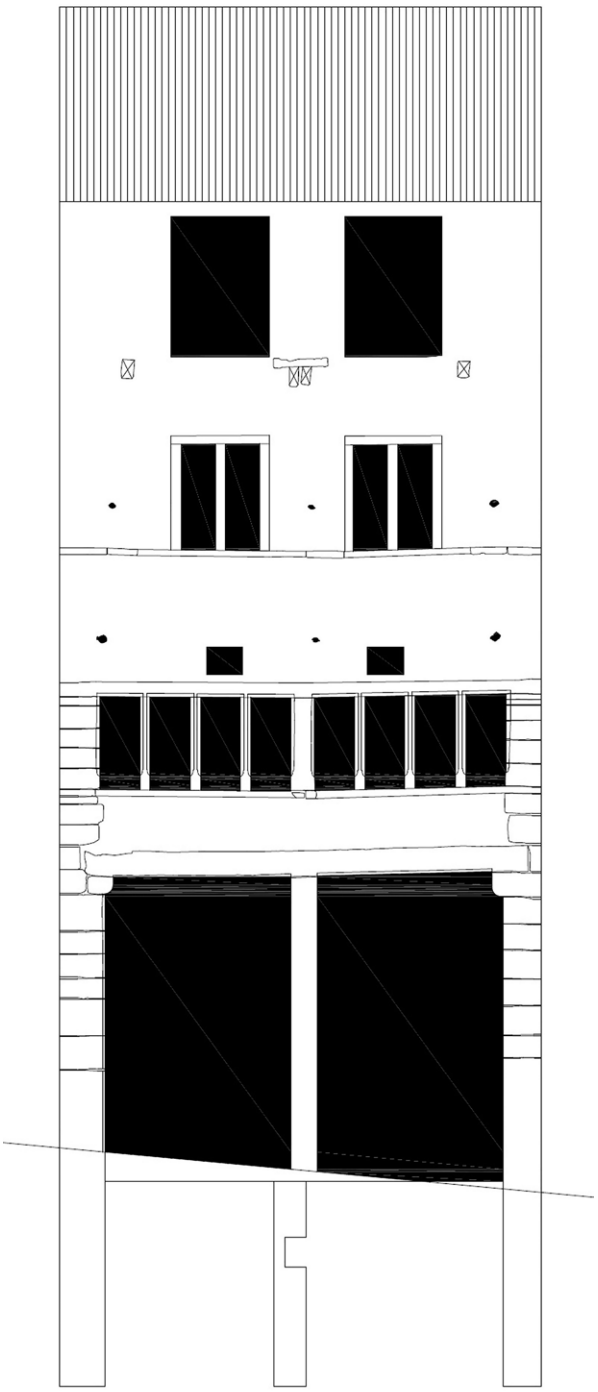


Abb. 5 Haus „Zum Oberen und Unteren Wildenstein“ (Spalenberg 18). Rekonstruktion der Straßenfassade des Doppelhauses nach dem Wiederaufbau 1361 mit hohem, weit zur Straße geöffneten Erdgeschoss und Rauchöffnungen über den Fensterreihen der beiden Stuben im 1. Obergeschoß, darüber die Fenster der Kammern und Ladeluken (Conradin Badrutt, Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt 2006).

9 Hug von Löfen der Krämer kaufte von Frau Verena zem Hirtze, Ehefrau des Hartmans von Bern, Amtmann zu Rheinfelden, die Hälfte des Hauses, genannt Wildenstein, an den Spalen, zwischen des Buggingers Haus [Spalenberg 16] und dem Haus zem Gyren [Spalenberg 20], und zwar den Teil neben dem Buggingerhaus (Staatsarchiv Basel-Stadt KA Klingental Urk. 720, 16. März 1344).

10 Die besitzrechtliche Trennung blieb bis 1839 erhalten.

11 Badrutt 2006, 270–271. Das wiederaufgebaute „halbe Haus Wildenstein“ wurde 1362 von Treulin Hügelin, Neffe des Johannes Hüglin von Laufen, und Jungfrau Eugin von Laufen an Heinrich Swebelin den Messerschmied verliehen (Staatsarchiv Basel-Stadt KA Klingental Urk. 1058).

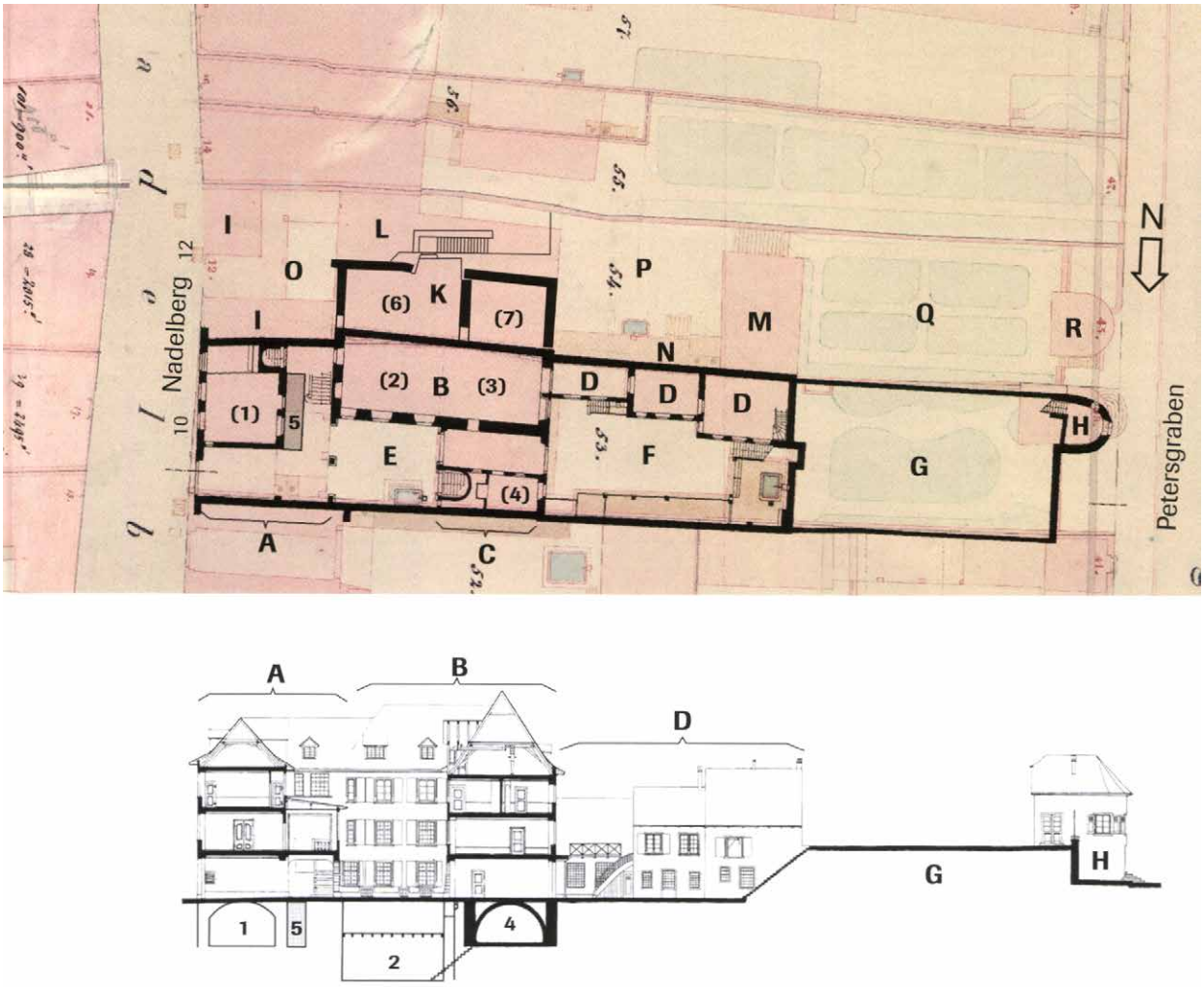


Abb. 6 Zerkinden- und Griebhof (Nadelberg 10–12), Katasterplan von 1865/72 mit Kennzeichnung der verschiedenen Bauten und einem Längsschnitt durch den Zerkindenhof. Das von der Straße abgerückte und geteilte Hauptgebäude ist mit dem Grundriss des Erdgeschosses (B) und des erhaltenen Griebhof-Kellers (K) wiedergegeben. An der ehemaligen Stadtmauer die beiden zu Anfang des 14. Jahrhunderts errichteten Türmchen (H und R) (Matt/Jaggi 2011, 46 Abb. 29).

Erdbeben, denn bereits aus dem 13. Jahrhundert kennen wir ein Doppelhaus.

Zerkindenhof und Griebhof – ein adeliges Doppelhaus von 1271

Das gemeinsame Hauptgebäude des Zerkinden- und Griebhofs (Nadelberg 10–12, Matt/Jaggi 2001; Matt 2004; Möhle 2016, 189–199) wurde 1271 errichtet.[12] Seine Grundfläche betrug etwa 13 x 16,5 m. Die schmale Giebelseite weist zur Straße, von der es allerdings knapp elf Meter abgerückt ist (Abb. 6 B und K). Ursprünglich stand das Haus frei. Die Parzellengrenze zwischen beiden Höfen lief in der Längsachse des Hauses. Die Grundstücke reichten bis zur Stadtmauer, wo im frühen 14. Jahrhundert zwei in den Stadtgraben vorspringende Türmchen errichtet wurden (Abb. 6 H und R) – spiegelbildlich auf beiden Parzellen (Matt 1991; Jaggi 1994; Möhle 2016, 197–198). Fortifikatorisch hatten sie keine Bedeutung; zudem war zumindest der erhaltene, nördliche Turm im Inneren ausgemalt.

Lage und Größe des Hauptgebäudes entsprachen den benachbarten Adelshöfen am Nadel- und Petersberg wie dem gleichzeitig erbauten „Schönen Haus“ (Nadelberg 6, Matt 1996; Jaggi/Ritzmann 2008; Möhle 2016, 177–185). Ungewöhnlich ist dagegen die Fachwerkwand, die das Haus in der Längsachse teilt und konstruktiv mit dem Bau 1271 zusammen entstanden sein muss (Abb. 7). Sie weist keine Durchgänge auf, demnach wurde das Gebäude

12 R. Kontic, Dendrochronologische Holzaltersbestimmung Zerkindenhof (Nadelberg 10), Dachwerk 1998 (Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt XB 933).

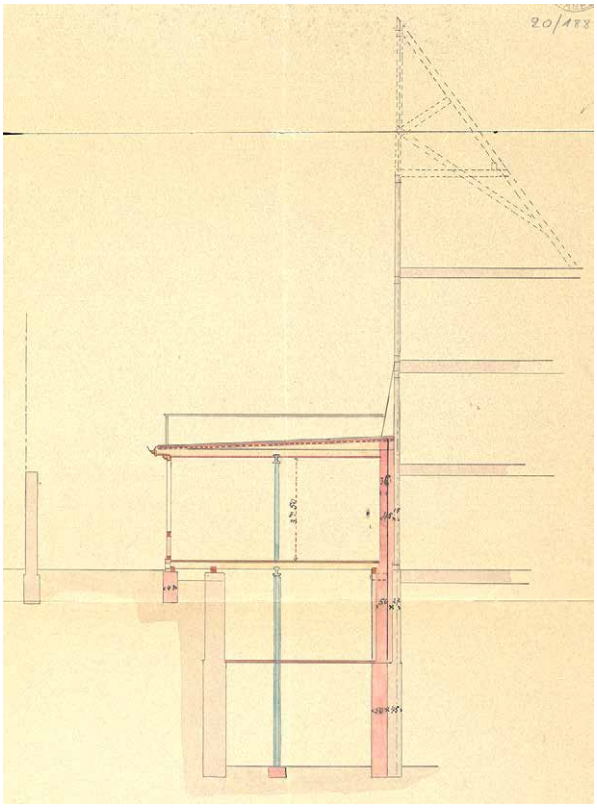


Abb. 7 Zerkinden- und Griebhof, Querschnitt durch das Hauptgebäude mit weitgehendem Abbruch des Griebhofs (Neubau rot/blau). Rechts angeschnitten sind Keller und Saalgeschosse des Zerkindenhofs und die Hälfte des Sparrendachs mit Scherverband und Kehlbalken (Staatsarchiv Basel-Stadt, Nadelberg 12_20-1885_S_EE, Bauplanausgabe).

von Anfang an als Doppelhaus geplant. Das dreigeschossige Haus besaß einen tiefen Keller und ein Walmdach. Nach einem Teilabbruch 1885 ist allerdings nur noch die nördlichen Haushälfte erhalten. Die Fassaden wurden verändert, doch zeigt das zeitgleiche „Schöne Haus“ noch große und dichtgereihte Maßwerkfenster. Da die Innenaufteilung beider Bauten ähnlich ist, könnte sich auch die Fassadengestaltung entsprochen haben.

Der Keller wurde wohl von außen über Rampen oder Treppen erschlossen, die durch Sandsteinbögen in einen rückseitigen Vorkeller führten. Durch eine weitere Tür gelangte man dann in die beiden zweistöckigen Tiefkeller. Im Erdgeschoss lag im Zerkindenhof ein großer Saal, von dem wie im „Schönen Haus“ gartenseitig ein Teil abgetrennt und mit Malereien an der Balkendecke versehen war. Sie gehören mit den Wandmalereien im Türmchen an der Stadtmauer zu den frühesten profanen Dekorationsmalereien in Basel (Sommerer 2005, 68; Möhle 2016, 197–198). Auch in den beiden oberen Etagen ist jeweils ein Saal vorhanden, der den größten Teil der Geschosse einnimmt. Das beidseitig abgewalmte Sparrendach wies lange, sich überkreuzende Scherbänder, Kehlbalken und kurze Dachfußbalken mit Sparrenfußbändern auf. Die Dachkonstruktion ist von der freitragenden Deckenbalkenlage des zweiten Obergeschosses abgesetzt und findet sich so auch im „Schönen Haus“ (Dächer 2005, 72–79, 168). Ganz ähnlich ist das Dachwerk über dem Dormitorium und der Kirche des Dominikanerinnenklosters Klingental in Kleinbasel, wo ebenfalls große Weiten überspannt werden mussten (1274d und 1288/91d; Dächer 2005, 169–170). Den Dachraum des Doppelhauses hat man interessanterweise erst 1338 unterteilt.

Spätestens seit Mitte des 14. Jahrhunderts wurden die nördliche Haushälfte und die Parzelle nach der Ritterfamilie Zerkinden benannt, von der sich auch ein Wappen auf der bemalten Decke des Erdgeschosssaals erhalten hat (Sommerer 2005, 68). Vermutlich waren sie auch die Erbauer des Hauses, zumindest der nördlichen Hälfte (Möhle 2016, 190). Ob sie auch den südlichen Teil errichteten oder eine ihnen nahestehende Familie am Bau beteiligt war, ist unbekannt. Seinen heutigen Namen erhielt der Griebhof erst Ende des 15. Jahrhunderts.[13]

Die Häuser „Zur Oberen und Unteren Neuen Brücke“ – ein spätmittelalterliches Doppelhäuschen

Der Hausnamen „Zur Oberen und Unteren Neuen Brücke“ (Stadthausgasse 7) verweist auf eine Infrastrukturmaßnahme, nämlich den Bau der 1320 erstmals genannten „nüwe Bruck“. Die Brücke führte über den einst offen durch Großbasel fließenden Birsig und ermöglichte eine zusätzliche Verbindung zwischen den beiden parallel zum Fluss ziehenden Hauptstraßen. Die ungewöhnlich breite Gasse zur Brücke (heute Stadthausgasse) wurde im 14. Jahrhundert beidseitig mit kleinen, nur 3,70 m tiefen Häusern bebaut (Reicke 2000; Badrutt 2015; Möhle 2016, 87–88). Ihre Grundfläche maß lediglich zwischen 14 und 20 m². Auf der Südseite haben sich vier dieser schmalen, ehemals viergeschossigen Häuser erhalten (Stadthausgasse 7–11, Abb. 8). Ihre Straßenfassaden und Seitengiebel sind gemauert, während die neuzeitlichen Aufstockungen aus vorkragenden Fachwerkgeschossen bestehen. Die Rückwand sparte man sich, weil dort die hohe Giebel- beziehungsweise Parzellenmauer des Hauses Schneidergasse 1 genutzt werden konnte. Dabei wurde ein spitzbogiges Fenster des Altbaus zugesetzt. Ursprünglich dürften die neuen Häuser ein zur Gasse geneigtes Pultdach besessen haben, um das Regenwasser auf Allmend zu leiten.

13 Junker Hans Heinrich Grieb wird 1497 im Rodel der Reichssteuer genannt (Staatsarchiv Basel-Stadt B 6.2. Kirchspiel St. Peter fol. 14v.). Seit 1487 zahlt er Zins für das Haus Nadelberg 12.

Abb. 8 Stadthausgasse 7–11, Ansicht der Strassenfassaden mit Kennzeichnung der Bauphasen. Spätmittelalterliche Häuser (14./15. Jahrhundert) an der Stadthausgasse: Doppelhaus „Zur Unteren und Oberen Neuen Brücke“ (A–B, blau), Haus „Zum Luchs“ (C, violett) und Eckhaus „Zum Hohen Pfeiler“ (1529 erneuert, hellviolett); 1663 Aufstockung (A, grün), 1784 Vereinigung beider Haushälfte (A–B) und Aufstockung mit Aufzug im Dach (B, rot). Gestrichelt der mittelalterliche Umriss des rückseitig anstoßenden Hauses Schneidergasse 1 mit zugesetztem spitzbogigem Giebelfenster (Staatsarchiv Basel-Stadt, Stadthausgasse 7_432-1977_Strassenfassade, Bauplanausgabe).

Die Häuser hatten je Geschoss jeweils ein Zimmer und einen schmalen Vorraum mit Feuerstelle und Treppe (Abb. 9). Die Raumaufteilung kann auch an der Fassade in der Anordnung der großen und kleinen Fenster abgelesen werden. Der begrenzte Raum führte zu mehreren Aufstockungen, ließ aber kaum Variationen in der Raumaufteilung zu. So haben sich die Grundrisse seit der Ersterwähnung der Häuser um 1400 wohl nur wenig verändert. Ähnliche Geschossgliederungen finden sich auch bei den während des Basler Konzils (1431–49) errichteten kleinen Fachwerkhäusern am Rheinsprung (Nagel et al. 2006, 347–352).

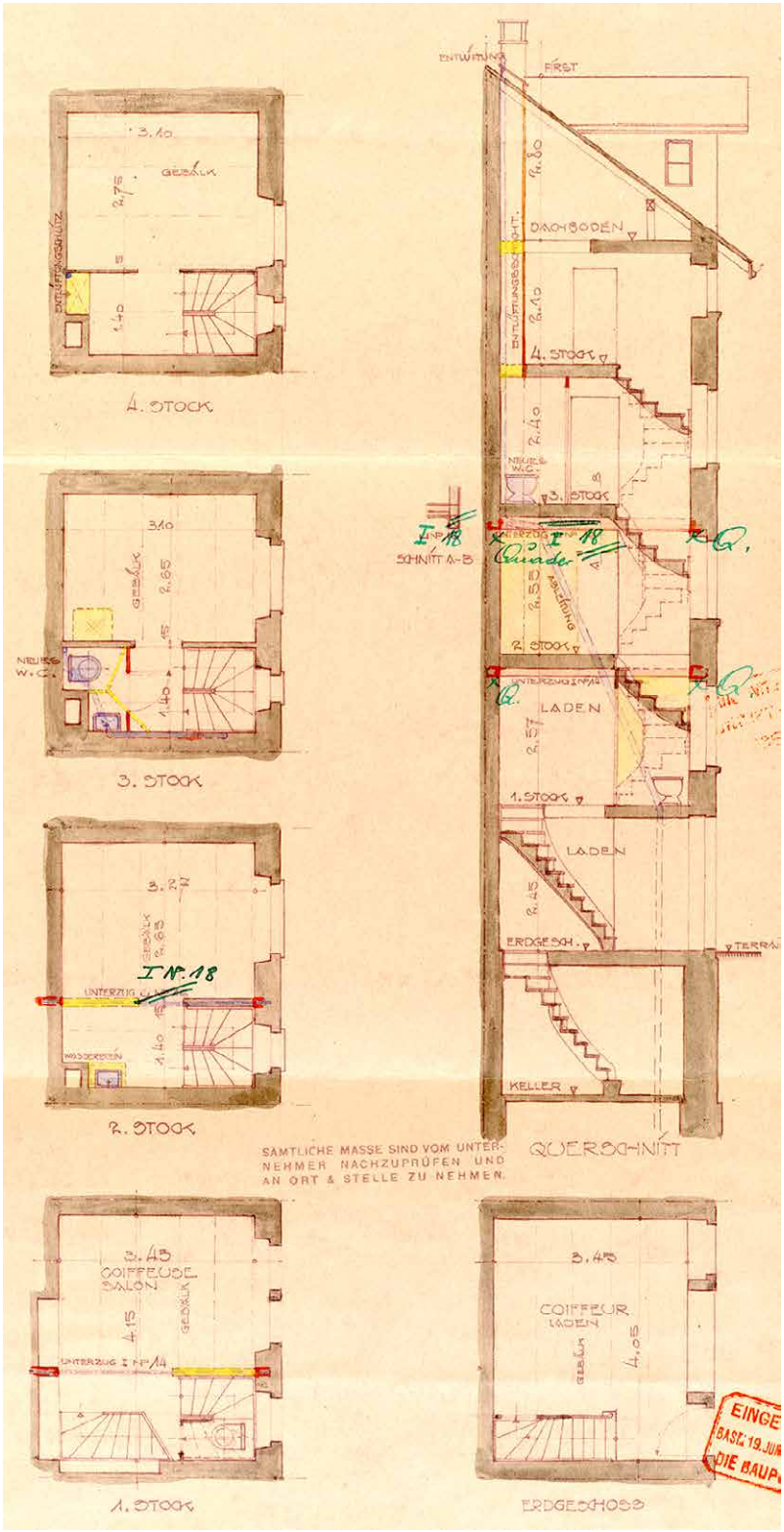


Abb. 9 Haus „Zum Luchs“ (ehemals Stadthausgasse 9, heute Teil von Nr. 7). Typische Raumaufteilung eines Kleinhauses mit Zimmer und Vorraum mit (veränderter) Treppe, Feuerstelle und (nachträglichem?) Abtritt, Umbauplan 1928 (gelb Abbruch, rot Neubau) (Staatsarchiv Basel-Stadt, Stadthausgasse 9_695-1928_EG_1.-4.OG_QS, Bauplanausgabe).

Das Haus „Zur Oberen und Unteren Neuen Brücke“ zeigte den üblichen Grundriss mit Vorraum und Zimmer, aber spiegelbildlich verdoppelt: Die zwei Wohnräume lagen nebeneinander, durch eine Fachwerkwand getrennt. Jeweils außen waren die Vorräume mit Kochstelle und Treppe angeordnet. Vermutlich wurde das Gebäude bereits im 14. Jahrhundert als Doppelhaus errichtet. Besitzrechtlich geteilt wurde es aber erst um 1484. Das Doppelhaus wurde über Jahrhunderte von Handwerkern, vor allem Schuhmachern, bewohnt. Heute ist es mit dem rechts angrenzenden Haus „Zum Luchs“ zu Stadthausgasse 7 vereinigt.

Fazit

Die vier vorgestellten Gebäude divergieren stark in ihrer Größe, Gestaltung und Lage in der Stadt, ebenso unterschiedlich ist ihre Erbauungszeit und die soziale Stellung der sie nutzenden Menschen – vom großen, adeligen Doppelhaus des 13. Jahrhunderts am vornehmen Nadelberg über Wiederaufbauten eines Basler Kaufmanns nach dem Erdbeben von 1356 bis zum Schuhmacherhäuschen des 14./15. Jahrhunderts in der Birsigniederung. Gemeinsam haben sie aber alle, dass sie von Anfang an als Doppelhäuser konzipiert und errichtet wurden. Doch, und damit sind wir wieder bei der am Anfang gestellten Frage, warum wurden sie überhaupt in dieser Weise errichtet? So unterschiedlich, wie die Gebäude und die Menschen, die sie erbauten, sind vermutlich auch die Beweggründe, die zum Bau dieser Doppelhäuser führten. Der Zerkindenhof, und vermutlich auch sein bis auf den Keller abgebrochenes Pendant, der Griebhof, wiesen neben einem großen Lagerkeller vor allem repräsentative Säle auf. Gewohnt haben die Familien wohl anderswo. War es pragmatische Herangehensweise, ein solch kostenintensives Fest- und Lagerhaus zusammen zu errichten? Oder sollte das gemeinsame Bauen und Nutzen

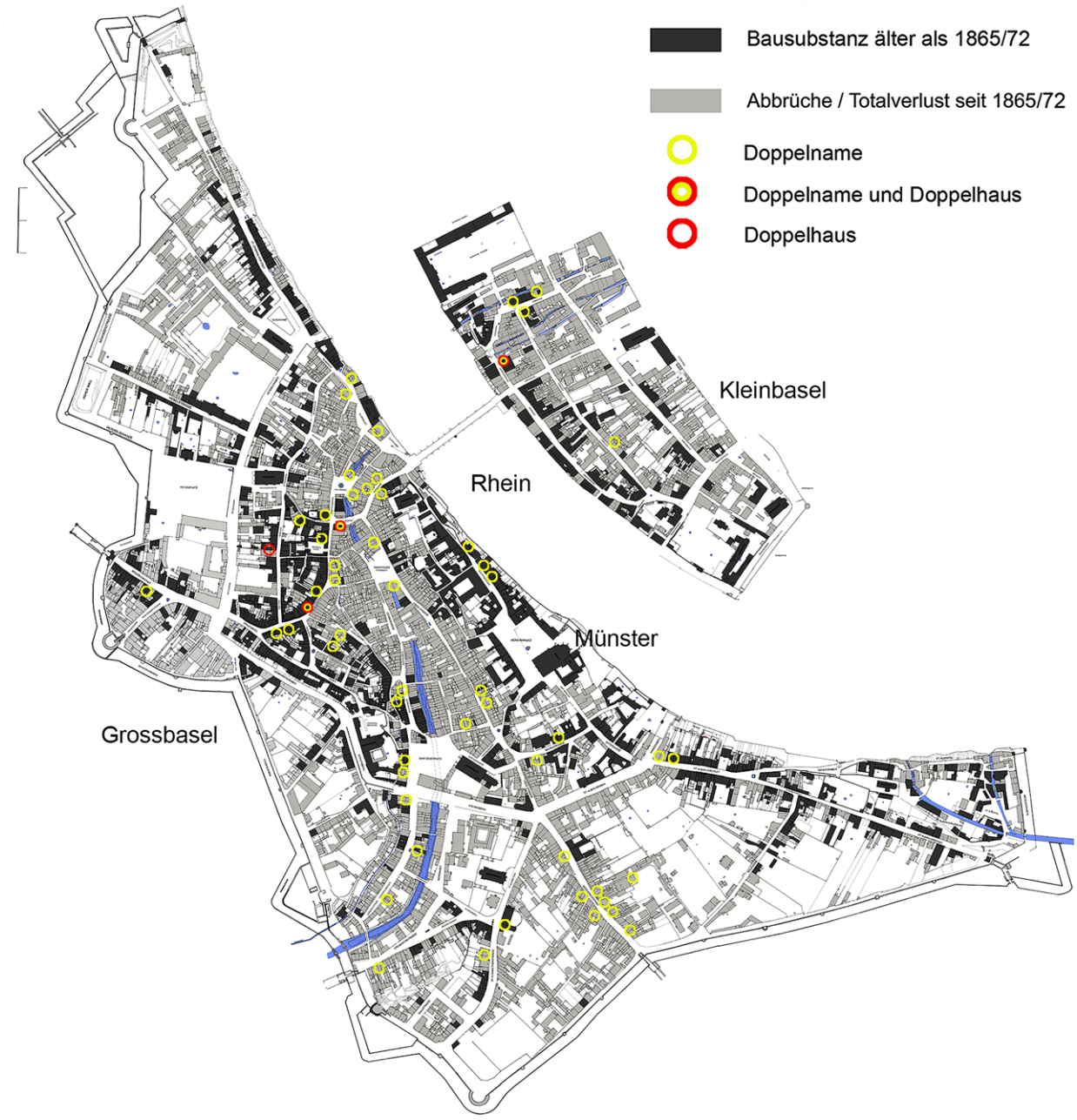


Abb. 10 Katasterplan von 1865/72 mit Eintrag der heute noch bestehenden Bauten (dunkelgrau) und Kennzeichnung der nachgewiesenen Doppelhäuser (roter Ring) und der Häuser mit korrespondierenden Doppelnamen (gelber Ring) (Grundlage: Falknerplan 1865/72, map.bs, überarbeitet durch Stephan Tramèr, Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt 2020; Eintragungen Jonas Eiben/Frank Löbbecke, Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt 2023).

eine besondere Nähe der Familien oder Familienzweige zeigen? Bis in das frühe 14. Jahrhundert wird parallel gebaut, so bei den beiden fortifikatorisch wenig nützlichen, aber innen ausgemalten Stadtmauertürmchen – adelige Repräsentation im Gleichklang. Erst 1338 wurde das zuvor gemeinsam genutzte Dachgeschoss des Doppelhauses geteilt. Leider setzt die schriftliche Überlieferung erst danach ein.

Die Häuser „Wildenstein“ und „Waldshut“ an Groß- und Kleinbasler Hauptstraßen wurden von dem offensichtlich begüterten Kaufmann Johann Hüglin nach dem Basler Beben wiederaufgebaut – jeweils als Doppelhaus. Schon vor dem Beben hatte er eine Haushälfte am Spalenberg besessen. Offensichtlich hatte er gute Erfahrungen mit dieser Längsteilung gemacht, obwohl das Haus „Zum Wildenstein“ nicht besonders breit war. Bei einem

Kaufmann ist man eher geneigt, wirtschaftliches Kalkül für die Hausteilung zu vermuten. Das ungeteilte Erdgeschoss war als geräumiger Laden und Lager nutzbar. Die Durchgänge in den Obergeschossen ließen sich bei Bedarf schnell schließen und die Haushälfte anschließend getrennt verkaufen, wie es bei beiden dann ja auch geschah. Das schließt eine (temporäre?) Nutzung für sich und Verwandte nicht aus.

Die Kleinhäuser an der Gasse zur „Neuen Brücke" wurden für (und von?) wenig begüterten Handwerkern auf sehr kleiner Fläche errichtet. Hier waren Arbeiten und Wohnen auf wenige, übereinanderliegende Räume beschränkt. Der Verzicht auf eine steinerne Brandmauer zwischen den Häusern „Zur Oberen und Unteren Neuen Brücke" sparte schlicht Geld – eine trennende Fachwerkwand war zwar in brandschutztechnischer und akustischer Hinsicht schlechter, aber auch viel günstiger. Und die spiegelbildliche Anordnung der Räume mit dem ungeheizten Treppenhaus zur jeweiligen Außenseite, spricht für eine einheitliche Planung und Ausführung. Erst 1484 wird das Doppelhaus auch rechtlich geteilt.

Wie verbreitet ist nun das Phänomen „Doppelhaus" in Basel? Da drei der hier vorgestellten Bauten auch korrespondierende Hausnamen trugen, haben wir nach ähnlichen Namen bei nebeneinanderliegenden Bauten gesucht. Mehr als fünfzig Doppelnamen ergab eine erste Recherche (Abb. 10). Doch sind das Haus „Zur Hohen und Niederen Tanne" (Spalenberg 31–33) oder das Haus „Zur Großen und Kleinen Augenweide" (Rheinsprung 20–22) deshalb auch Doppelhäuser? Und selbst wenn – wann erfolgte ihre Aufteilung? Das Haus „Zum Niederen und Oberen Karren" (Spalenvorstadt 21–23) wurde 1357 als zweigeschossiger Bau errichtet und 1451 mit einer Bohlen- und Fachwerkwand in zwei spiegelbildlich gegliederte Haushälften geteilt – ein nachträgliches Doppelhaus, dessen Gestalt und Größe sowie Hofzuschnitt auch später noch mehrfach verändert wurde.[14] Das in Basel reichlich vorhandene Archivmaterial zum spätmittelalterlichen Immobilienmarkt belegt einen schwunghaften Handel und die (zeitweilige) Aufteilung von Häusern oder Hausteilen. So war beim Haus „Zur Vorderen und Hinteren Luft" (Augustinergasse 3) sowohl das Vorder- wie das Hinterhaus von 1384 bis 1601 geteilt und in unterschiedlichen Händen. Für mehrere kleinere Häuser an der Ecke Spalenberg und Nadelberg ist überliefert, dass die Eigentümer des einen Hauses raumweise Rechte am Nachbarhaus hatten (Nadelberg 45–49).[15]

Was folgt aus all dem? Fast alles an Teilung und Zusammenlegung ist denkbar – und wurde auch praktiziert. Nur eine akribische Bauuntersuchung und eine genaue Archivrecherche werden hier weiterhelfen. Und so bleibt es vorerst bei vier gesicherten Fällen bauzeitlicher Doppelhäuser in Basel.

14 Untersuchung Till Seiberth, Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Dossier 2020–1201.

15 Beides freundliche Hinweise von Martin Möhle, Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt.

Literatur

Badrutt 2006: C. Badrutt, Spalenberg 18, Basel, Haus „Zum unteren und oberen Wildenstein" (2004/4). Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2004, 2006, 269–282.

Badrutt 2015: C. Badrutt, Drei Schuhmacherhäuser an der „Neuen" Birsigbrücke. Die Häuser zur Neuen Brücke und zum Luchs, Stadthausgasse 7. Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Basel-Stadt 2014, 2015, 66–67.

Dächer 2005: Basler Denkmalpflege (Hrsg.), Dächer der Stadt Basel (Basel 2005).

Jaggi 1994: B. Jaggi, Die Untersuchungen im Stadtmauerturm, Petersgraben 43. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 1991, 1994, 144–150.

Jaggi/Ritzmann 2008: B. Jaggi/H. Ritzmann, Nadelberg 6, Basel – Schönes Haus (2006/218). Materialien zur Baugeschichte des mittelalterlichen Stadtpalais. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2006, 2008, 231–266.

Lutz 2004: Th. Lutz, Die Altstadt von Kleinbasel. Profanbauten. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt VI. Die Kunstdenkmäler der Schweiz 103 (Bern 2004) 218–220.

Matt 1991: Ch. P. Matt, Petersgraben 45 (1989/3). Ein Schalenturm an der Inneren Stadtmauer. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 1989, 1991, 29–39.

Matt 1996: Ch. P. Matt, Archäologische Untersuchungen im Engelhof (Nadelberg 4 / Stiftsgasse 1, 1987/6). Zum Beginn der Besiedlung am Nadelberg. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 1993, 1996, 47–81.

Matt/Jaggi 2001: Ch. P. Matt/B. Jaggi, 2000/24 Nadelberg 10 (Zerkindenhof). Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2000, 2001, 68–71.

Matt 2004: Ch. Ph. Matt, 2002/31 Nadelberg 12 (Griebenhof). Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2002, 2004, 50–53.

Matt/Jaggi 2011: Ch. P. Matt/ B. Jaggi, Basel: Bauen bis zum Erdbeben – die Stadt als Baustelle. In: Archäologie Schweiz AS, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit SAM, Schweizerischer Burgenverein SBV (Hrsg.), Akten des Kolloquiums zur Mittelalterarchäologie in der Schweiz, Frauenfeld 28.–29.10.2010 (Basel 2011) 29–57.

Nagel et al. 2006: A. Nagel/M. Möhle/B. Meles, Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt VII. Die Altstadt von Großbasel I, Profanbauten. Die Kunstdenkmäler der Schweiz 109 (Bern 2006).

Möhle 2016: M. Möhle, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt VIII. Die Altstadt von Großbasel II, Profanbauten. Die Kunstdenkmäler der Schweiz 130 (Bern 2016).

Reicke 2000: D. Reicke, Stadthausgasse 7 und 9 (D 1999/116). Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 1999, 2000, 261–263.
Sommerer 2005: S. Sommerer, Kommunikationsmodelle im Vergleich. Überlegungen zur Konzeption und Rezeption spätmittelalterlicher Deckenmalereien. In: R. Günthart/M. Jucker (Hrsg.), Kommunikation im Spätmittelalter. Spielarten – Wahrnehmungen – Deutungen (Zürich 2005).
Tramèr 2002: S. Tramèr, Untere Rheingasse 12, „Zer Alte Schmitti“ (D 2000/11). Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2001, 2002, 203–208.
Tramèr 2017: S. Tramèr, Acht Jahrhunderte Bauen, Wohnen und Arbeiten in Kleinbasel. Die „Alti Schmitti“ in der Unteren Rheingasse. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2016, 2017, 70–72.
Tramèr/Löbbecke 2020: S. Tramèr/F. Löbbecke, Ein Fenster ins Mittelalter. Haus zum Waldshut, Untere Rheingasse 12 / Sägergässlein 2/4. Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Basel-Stadt 2019, 2020, 63–65.

Adresse

Frank Löbbecke, M.A.
Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, Ressort Bauforschung
Unterer Rheinweg 26
CH 4058 Basel
frank.loebbecke@bs.ch

III.

HANDWERK IN STADT UND LAND

Eine goldene Kegelfibel der Salierzeit aus Soest

Walter Melzer, Julia Ricken und Eugen Müsch

Zusammenfassung

Die goldene Kegelfibel aus Soest zählt zu den herausragenden Goldschmiedearbeiten aus der Zeit des frühen 11. Jahrhunderts. Vergleichsstücke findet man vor allem im „Mainzer Schatz“, aber auch in wenigen anderen Schmuckstücken aus der Salierzeit. Mit ihren Verzierungselementen, den Granaten und den ursprünglich umlaufenden Perlschnüren sowie weiteren Ziersteinen oder Perlen stellt sie bislang einen einzigartigen Fund dar. Sie datiert in eine Zeit, in der Soest eine „Boomtown“ war. Ihr Besitzer oder ihre Besitzerin ist sicherlich im höfischen Umfeld zu suchen.

Einführung

Bereits im Juli 2011 meldete der Sondengänger Mark Kneer der Stadtarchäologie Soest einen Goldfund von einem Acker am westlichen Rand des Stadtgebietes. Es handelte sich um eine kleine goldene Kegelfibel, mit einem Goldgewicht von knapp 7 g, die er in stark zerdrücktem Zustand, von heute noch 15 mm Höhe, bergen konnte und die sicher zu den herausragenden Beispielen hochmittelalterlicher Goldschmiedekunst gezählt werden kann (Abb. 1; Inv.-Nr. 12/03, Burghofmuseum Soest; Melzer et al. 2020, 52–53). Die Fibel vermittelt heute leider nicht mehr den ursprünglichen Eindruck. Sie besaß früher einen runden Grundriss von ca. 25 mm Durchmesser und einen kegelförmigen, ca. 20 mm hohen Aufbau, vor einem soliden inneren Zylinder aus Goldblech. Zu ihrem originalen Aussehen gehörten zwei Perlenreihen, die ehemals in Ösen vor senkrechten Goldblechstreifen angeordnet waren. Alternierende Dekorzonen sind gleichmäßig angeordnet. Vom Rand der Fibel, schräg zur Basis einer zentralen Fassung hin, sind sechs Bleche mit je zwei übereinander angeordneten Blechfassungen angebracht. In den oberen Fassungen befinden sich noch sechs leicht ovale, mugelige Granate. Die unteren Fassungen sind heute leer, genauso wie sechs große Zargenfassungen auf der Grundplatte für ehemals aufgestiftete Einzelperlen.

Was die zentrale Fassung mit ihren vier kleeblattförmigen Halterungen ursprünglich trug, muss ebenfalls unbeantwortet bleiben (Abb. 2). Granulierte Goldkügelchen und Filigrandrähte sind weitere Zierelemente. Die angelötete Nadelkonstruktion ist bis auf die Nadel ebenfalls noch erhalten.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 217–228.

Abb. 1 Kegelfibel aus Soest. Gold, Granate (LWL-Archäologie für Westfalen, St. Brentführer).

Herstellungstechnische und analytische Untersuchungen

Die Kegelfibel, mit den heutigen maximalen Maßen von 26 x 20 mm an der Basislochscheibe, besaß ursprünglich nur einen Kreisdurchmesser von ca. 25 mm. Es überrascht daher, dass ein solch kleines, jedoch überaus filigranes und qualitätsvolles Kleinod heute noch aus 286 Einzelteilen besteht, ursprünglich jedoch aus mindestens 351 Teilen bestand (Abb. 3 mit Tabelle). Zwar sind einzelne Baugruppen verloren gegangen, doch lässt sich auf Grund der Anzahl der leeren Fassungen und der Perlpunzeinschläge an den Zylindern I und III die Anzahl von Einlagen und Perlen rekonstruieren. Vergleichsstücke

Abb. 2 Detailansicht der Kegelfibel aus Soest (Stadtarchäologie Soest, Chr. Theopold).

zeigen, dass an den D-förmigen Ösen an Zylinder I (38–43) und III (280–283) ursprünglich umlaufende Perlschnüre mit mutmaßlich insgesamt 46 Perlen befestigt waren, angezeigt durch Perlpunzeinschläge in denen die Perlen ruhten. Nicht erhalten haben sich Nadel (33) und Achse (34), sowie einzelne granulierte Goldkugeln auf Ebene IV, die wahrscheinlich bereits im Zuge der Lötung aus ihrer Position sprangen. Es kann als nahezu sicher gelten, dass in den Kastenfassungen (218–223) auf Ebene II mit Hilfe von splintartigen Stiften (182–187) sechs gebohrte Perlen (230–235) befestigt waren. Ebenfalls verloren sind auch die Einlagen aus der zentralen Fassung und den unteren Kastenfassungen auf den Stegen. Zwar sind hier verschiedenfarbige Edel- bzw. Halbedelsteine und/oder Email bzw. Glassteine denkbar, allerdings fällt auf, dass sie wie die Perlen, die mit den Stiften gehalten wurden, systematisch fehlen. In den sechs oberen Fassungen auf den Stegen sind diese jedoch vollständig mit Almandinen (255–260) besetzt. Es liegt daher der Verdacht nahe, dass in den heute leeren Fassungen ursprünglich ebenfalls Perlen oder Perlmutt gefasst waren, welche sich durch die Lagerung in saurem Bodenmilieu aufgelöst haben.

Die Fibel ist in vier sich verjüngende Ebenen und vier Stufen (Zylinder I–III und zentralen Kegelstumpf) gegliedert. Diese Grundkonstruktion wurde aus relativ dünnen Goldblechen unterschiedlicher Stärken, zwischen 0,2 bis 0,25 mm für die Kastenfassungen und ca. 0,4 mm für die Trägerlochscheiben, hergestellt. Zylinder, Fassungen und Kegelstumpf (236) sind Blechabwicklungen. Bei Zylinder II (284) wurde, zur Vergrößerung der Auflagefläche für die Trägerscheibe (303) der Ebene IV, die Oberkante um 90° umgebogen, was treibtechnisch geschah. Aufwendiger ist die Börteltechnik an der Trägerlochscheibe (75) der Ebene II. Hier wurde an der Innenkante des Lochkreises eine v-förmig gefaltete Nut hergestellt, in die der Kegelstumpf eingesteckt und später verlötet wurde. Für die Verzierung und gleichzeitig Stabilisierung sorgten unterschiedlich starke Filigrandrähte aus tordierten Blechstreifen. Die Drähte wurden vor allem an den Kanten und Stoßfugen, aber auch auf den Rückseiten der Trägerlochscheiben (1, 75) angebracht, hier als Ringe und Voluten. Auch wenn letztere beim Tragen nicht sichtbar waren, gab sich der Goldschmied/die Goldschmiedin auch hier größte Mühe um Exaktheit. All diese Maßnahmen dienten zudem der zusätzlichen Stabilität.

Die sechs splintartigen Haltestifte (182–187) für die Perlen bestehen aus gefalteten, im oberen Bereich partiell zusammengelöteten Blechstreifen, die mit je fünf granulierten Goldkügelchen (188–217) verziert sind. Hier kann als sicher gelten, dass diese Bauteile gesondert hergestellt wurden, schon wegen der Temperaturempfindlichkeit von Perlen. Ebenfalls aus gefalteten und reaktionsgelöteten Blechabwicklungen bestehen Nadelrast (31) und Nadelhalter (32), wobei, und das ist typisch für Fibeln des 11. Jahrhunderts aus Edelmetall, an der Nadelrast ein Blechstreifen (30) zur Stabilisierung seitlich angelötet wurde. Des Weiteren wurden ca. 95 in etwa gleich große Granulationskügelchen (107–181, 305–324) zur Verzierung der Trägerscheiben der Ebenen II und IV aneinandergereiht eingesetzt. Aus je drei tordierten Drähten (327–338) und je drei Granulationskugeln (339–350) bestehen die an Zylinder III seitlich angelöteten Kleeblattstifte, die die zentrale Einlage (351) in einer Kombination aus Kasten- und Krappenfassung fixierten (Brepohl 1987, 364–372).

Doch wie gelang es eine solche große Anzahl von Einzelteilen aus Gold zusammenzufügen? Von dem Mönch

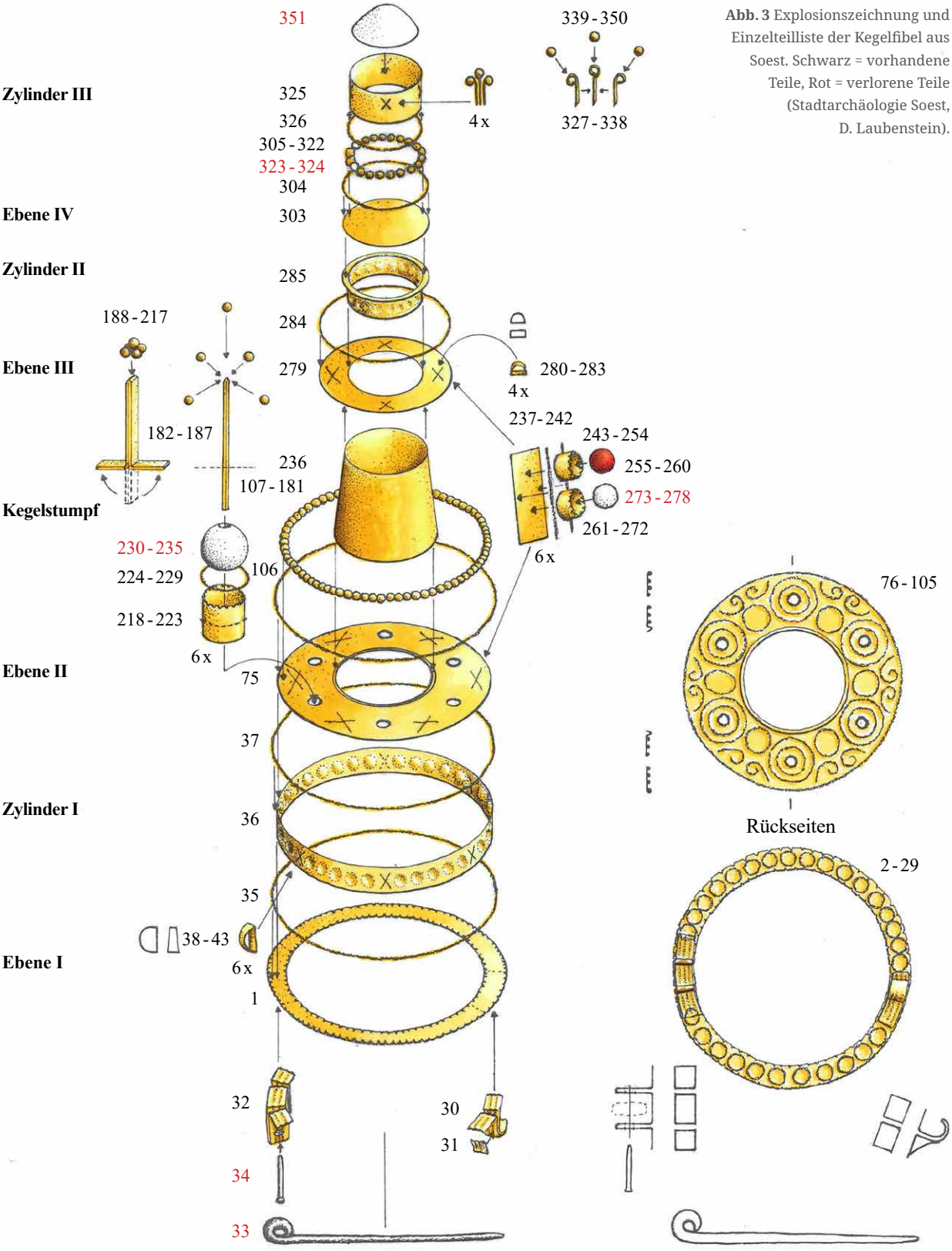


Abb. 3 Explosionszeichnung und Einzelteilliste der Kegelfibel aus Soest. Schwarz = vorhandene Teile, Rot = verlorene Teile (Stadtarchäologie Soest, D. Laubenstein).

M 1,75 : 1

Zylinder III	Nr. 351	Stein	1
	Nr. 339 - 350	Granulationskugeln (4 x 3)	12
	Nr. 327 - 338	Drahtösen	12
	Nr. 326	Drahtring	1
	Nr. 325	Hohlzylinder (Blechabwicklung)	1
Ebene IV	Nr. 323 - 324	Granulationskugeln	2
	Nr. 305 - 322	Granulationskugeln	18
	Nr. 304	Drahtring	1
	Nr. 303	Trägerscheibe	1
Zylinder II	Nr. 302	Faden	1
	Nr. 286 - 301	Perlschnur (4 x 4)	16
	Nr. 285	Hohlzylinder	1
Ebene III	Nr. 284	Drahtring	1
	Nr. 280 - 283	D-förmige Ösen	4
	Nr. 279	Trägerlochscheibe	1
Stege I-VI	Nr. 273 - 278	Stein- oder Perleneinlage	6
	Nr. 261 - 272	Drähte	12
	Nr. 255 - 260	Almandine	6
	Nr. 243 - 254	zylindrische Kastenfassungen	12
	Nr. 237 - 242	Blechstreifen	6
Ebene II	Nr. 236	Hohlkegelstumpf (Blechabwicklung)	1
	Nr. 230 - 235	Perlen	6
	Nr. 224 - 229	Drahtringe	6
	Nr. 218 - 223	zylindrische Kastenfassungen	6
	Nr. 188 - 217	Granulationskugeln (6 x 5)	30
	Nr. 182 - 187	Haltestifte (Perlen)	6
	Nr. 107 - 181	Granulationskugeln	75
	Nr. 106	Drahtring	1
	Nr. 76 - 105	Drahtringe/Voluten (Unterseite)	30
	Nr. 75	Trägerlochscheibe	1
Zylinder I	Nr. 74	Faden	1
	Nr. 44 - 73	Perlenschnur (5 x 6)	30
	Nr. 38 - 43	D-förmige Ösen	6
	Nr. 37	Drahtring	1
	Nr. 36	Hohlzylinder (Blechabwicklung)	1
Ebene I	Nr. 35	Drahtring	1
	Nr. 34	Achse	1
	Nr. 33	Nadel	1
	Nr. 32	Nadelhalter	1
	Nr. 30 - 31	Nadelrast	2
	Nr. 2 - 29	Drahtringe (Unterseite Nr. 1)	28
	Nr. 1	Trägerlochscheibe	1
Summe		ursprünglich ca.	351
		erhalten	286

und Goldschmied Theophilus Presbyter ist eine einzigartige zeitnahe Quelle zur hochmittelalterlichen Goldschmiedekunst aus dem frühen 12. Jahrhundert, die *Diversarum Artium Schedula*, überliefert (Theobald 1984). Theophilus beschreibt die Reaktionslötung, die auch an der Soester Kegelfibel angewendet wurde. Das Geniale an der Technik ist, dass alle Einzelteile vor dem eigentlichen Lötvorgang mit einer Mischung aus Kupfercarbonaten bzw. -salzen und organischem Klebstoff oder mechanisch fixiert werden und in der Regel in einem Zug zusammengeschmolzen werden. Bei dieser Löttechnik wird kein Lot zugeführt, sondern an den Kontaktstellen der Goldteile sinkt der Schmelzpunkt punktuell, durch Reduktion von mineralischen Kupferverbindungen zu metallischem Kupfer unter Bildung einer punktuellen neuen eutektischen Goldlegierung mit niedrigerem Schmelzpunkt. Ob tatsächlich alle Bauteile an der Soester Fibel gleichzeitig gefertigt oder nicht doch vorgefertigte Baugruppen addiert wurden, muss offenbleiben. Beides ist möglich, Letzteres jedoch wahrscheinlicher. Auf jeden Fall gelangte im 11. und 12. Jahrhundert die Technik der Reaktionslötung zu einer erneuten Blüte, die bereits in der Antike zum Auflöten von Goldkügelchen, der Granulation, seit dem 3. Jahrtausend in Vorderasien bekannt

	Au	Ag	Cu	Sn	Pb
Basis RS	79,47	15,18	4,92	0,23	0,20
Kastenfassung	78,93	15,81	5,04	----	0,21
Krappenfassung	78,97	15,70	4,93	0,23	0,17

Tab. 1 Analysen von drei Metallproben der Fibel. Verwendetes RFA-Gerät Niton XL 3t980 im Modus Legierungen mit allen Filtern. Beprobt wurden die Goldlegierungen.

	Bal	Fe	Al	Si	Ca	Mn	Y
Stein 1	47,88	27,85	10,20	13,20	0,88	0,17	0,003
Stein 2	46,69	25,11	12,13	14,02	0,48	0,21	0,01

Tab. 2 Analysen von zwei Granateinlagen der Fibel. Verwendetes RFA-Gerät Niton XL 3t980 im Modus Legierungen mit allen Filtern. Anteile der Goldlegierung sowie Schwefel und Phosphor wurden als Kontamination herausgerechnet. Bal = Summe aller nicht einzeln ausweisbarer Elemente.

Abb. 4 Verschiedene Ansichten der Kegelfibel aus Soest (Stadtarchäologie Soest, Chr. Theopold).

war, und sich nach und nach in allen Hochkulturen Afrikas und Europas verbreitete.

Die Soester Fibel wurde aus einer recht hochwertigen Goldlegierung mit rund 80 % Feingold, 15 % Silber und 5 % Kupfer hergestellt (Tab. 1). Blei und Zinn sind Spurenelemente, die mutmaßlich mit dem Kupfer in die Legierung gelangten. Analysiert wurde an drei Punkten: der Basis (Unterseite, Ebene I), der Kastenfassung und der Krappenfassung. Trotz der zahlreichen Einzelteile, aus denen die Fibel besteht, verwendete der Goldschmied eine einheitliche, hochwertige Goldlegierung. Die Einheitlichkeit der Goldlegierung ist für die verwendete Lötechnik, der beschriebenen Reaktionslötung, wegen des einheitlichen Schmelzpunktes, von erheblichem Vorteil. Die geringfügigen Abweichungen der drei Analysen sind mit Entmischungen beim Erstarren der Schmelze und in geringerem Maß mit unterschiedlichen Reaktionslotanteilen im Messfeld zu erklären. Dies liegt an dem bauartbedingten Messfeld von 3 mm des RFA-Gerätes, wodurch immer auch Bereiche des durch Reaktionslot beeinflussten Goldes miterfasst wurden.

In den oberen runden Kastenfassungen auf den Stegen befinden sich Steineinlagen aus der Granatgruppe, und zwar Almandine, d. h. Aluminium-Eisensilikate, auch wenn diese nicht die idealtypische reine Zusammensetzung ($Fe_3Al_2SiO_{12}$) aufweisen, sondern eine geringe Überschneidung zum Grossular $Ca_3Al_2(Si0_4)_3$ vorliegt. Beide gehören zur Gruppe der Granate (Tab. 2). Das liegt daran, dass Granate im Atomgitter Elemente des halben Periodensystems einbauen können und daher meist verunreinigt vorliegen. Dies ist auch bei den beiden analysierten Almandinen der Soester Fibel der Fall, die Spuren weiterer Elemente, wie Mangan und ein so seltenes Element wie Yttrium aufweisen. Maßgeblich für die Klassifikation bleibt aber Eisen, Aluminium und Silizium. Aufgrund der Ähnlichkeit der elementaren Zusammensetzung kann davon ausgegangen werden, dass die beiden analysierten Steine aus der gleichen Lagerstätte stammen, die bislang nicht bekannt ist.

Parallelen zur Soester Kegelfibel

Die Suche nach Vergleichsfunden fällt bei diesem außergewöhnlichen Fund schwer. Kegelfibeln sind zwar bekannt, allen voran die Stücke aus dem sogenannten „Mainzer Schatz“, dennoch sind bislang keine dem Soester Fund entsprechende Fibeln zu finden.

So kann man sich einer Einordnung der Soester Kegelfibel nur über bestimmte Merkmale nähern (Abb. 4). 1991 hat M. Schulze-Dörrlamm etliche Vergleichsstücke zu dem „Mainzer Schatz“ zusammengestellt und infolgedessen die Datierung und Provenienz der bekannten Objekte präzisiert (Schulze-Dörrlamm 1991; Schulze-Dörrlamm 2020; Spiong 2000, 74). Zwar sind die Objekte aus dem „Mainzer Schatz“ wesentlich aufwendiger und kostbarer gearbeitet als das Soester Stück, trotzdem lassen sich einige Parallelen im Aufbau und der Verzierung erkennen. So gibt es bei der kleinen Buckelfibel mit Perlkranz (Schulze-Dörrlamm 1991, Abb. 27; Jülich et al. 2017, Kat. 6, Abb. 1) acht ovale Glasflüsse, die in gezähnten Zargenfassungen saßen bzw. sitzen. Vielleicht lag auch bei den sechs heute leeren Zargenfassungen am Soester Stück ein solches Material vor. Die vier Kegelfibeln aus Mainz zeichnen sich besonders durch die durchbrochene Wandung, die Flächengranulation, die Trommelkränze und die – für M. Schulze-Dörrlamm typisch salierzeitliche – Achterschlaufenverzierung aus (Schulze-Dörrlamm 1991, Abb. 10; Jülich et al. 2017, Kat. 3, Abb. 1a–d; Kat. 4, Abb. 1; Kat. 5, Abb. 1). Die Soester Kegelfibel sieht demgegenüber, mit geschlossener Wandung und weniger Zierelementen, schlichter aus. Die Nadelrast und der -halter sind bei allen genannten Fundstücken ähnlich, die Nadelrast jedoch bei den Mainzer Objekten kunstvoller geschlauft. Der Goldwert der Soester Fibel liegt mit rund 80 % knapp unter dem der Mainzer Kegelfibeln (80,6 bis 88,9 %). Für M. Schulze-Dörrlamm steht die Datierung des „Mainzer Schatzes“ in die zweite Hälfte des 11. und sogar in das 12. Jahrhundert fest (Schulze-Dörrlamm 2020, 297; Salier 1992, 263–265). Als Vorläufer wird unter anderem die Goldkegelfibel aus dem Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg (Inv.-Nr. 1927.101) angeführt (Schulze-Dörrlamm 1991, 33, Abb. 14). Dieses Stück besitzt keine Bodenplatte, war ursprünglich von einer Perlschnur umgeben und hat auf der Mitte der Wandung einen Kranz aus Kugelpyramiden. Letztere sowie die Ösen für die verlorenen Pendilien, die Perlen am Rand und die große Ähnlichkeit zu einer Fibel mit griechischer Inschrift (Schulze-Dörrlamm 1991, 34, Abb. 15) lassen Schulze-Dörrlamm auf eine Herkunft aus dem Mittelmeerraum schließen. Sie sieht in der Hamburger Fibel eine Vorläuferin der Mindener und datiert sie in das frühe 11. Jahrhundert (Salier 1992, 161–162). Auch die kleine Fibel aus Luxemburg (Musées Royaux d’Art, Brüssel; Schulze-Dörrlamm 1991, 36, Abb. 17) ordnet sie in die spätottonisch-frühsalische Zeit ein (Salier 1992, 277); bezeichnend nennt sie hierbei auch die Blattfassungen des Mittelsteins (Schulze-Dörrlamm 1991, 35–36). Die Mindener Fibel gehört für Schulze-Dörrlamm in das zweite Viertel des 11. Jahrhunderts; typisch ist hier die enge Aneinanderreihung der Perlschnüre (Schulze-Dörrlamm 1991, 36–37, Abb. 18; Salier 1992, 273). Ein erst auf den zweiten Blick gutes Vergleichsstück zu dem Soester Fund ist die Fibel aus dem Schmuckmuseum Pforzheim (Inv.-Nr. 1964/31). Bei diesem ca. 3,3 cm durchmessenden und 1,2 cm hohen Stück ist die Perlschnur noch erhalten. Mittig sitzt ein Almandin, der durch eine gezähnte Zargenfassung gehalten wird,

welche wiederum von einer Granulationskugelreihe umgeben ist. Schulze-Dörrlamm datiert sie in das späte 10. bis frühe 11. Jahrhundert (Salier 1992, 435).

Wenige Fibeln und andere Schmuckstücke, außer die von M. Schulze-Dörrlamm angeführten, können heute zusätzlich für einen Vergleich herangezogen werden. Ein wahrer Glücksfall ist der Metalldetektorfund aus dem niedersächsischen Südergellersen, der 2019 an das Landesamt für Denkmalpflege gemeldet wurde.[1] Die Fibel ist mit den Maßen von ca. 2,5 cm Durchmesser und 6,67 g nahezu identisch mit dem Soester Stück, allerdings besaß die niedersächsische Fibel ursprünglich nur einen mittigen Stein und drei ebenfalls verlorene Perlenschnüre, außerdem ist sie ohne Bodenplatte gearbeitet. Der Stein wurde in einer dreifingrigen krallenförmigen Fassung gehalten (vgl. Minden). Die Wandung ist kegelförmig und wird alternierend von Perlenschnüren bzw. den nun nur noch erhaltenen Ösen, Filigrandraht und reihig angeordneten Granulationskugeln verziert. Diese Elemente lassen sich auch auf der Soester Fibel wiederfinden. Nadelhalter und -rast sind bei beiden Stücken gleich gearbeitet. Folgt man der Erklärung M. Schulze-Dörrlamms, dass die Fibeln mit geschlossener Bodenplatte Vorläufer der Fibeln ohne Bodenplatte sind (Salier 1992, 435), so könnte man davon ausgehen, dass das Soester Stück mit seiner zwar vorhandenen, aber offenen Bodenplatte etwas älter ist als die Fibel aus Niedersachsen. Auch zeigt letztere im Aufbau Ähnlichkeiten mit dem Mindener Fund, ist dabei aber weniger filigran gearbeitet. Vielleicht sollte sie die Optik mit den Perlschnüren und Granulationskügelchen aber imitieren und könnte dann in das zweite Viertel des 11. Jahrhunderts datieren. Ein Bruchstück einer wahrscheinlich ganz ähnlichen Fibel kam 2010/2011 bei einer Grabung in Hameln, „Osterstraße“ heraus (Schween 2011/2012, 130). Zwar handelt es sich nur um ein ca. 1 cm langes Bruchstück, dennoch lässt es sich als der untere Rand einer goldenen Kegel(?)fibel mit Ösen zur Perlschnurhalterung und Filigrandraht identifizieren. Nicht unerwähnt bleiben sollte auch ein Pontifikalring aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts (Staatliche Museen Berlin, Kunstgewerbemuseum, Inv.-Nr. K 3878).[2] Die umlaufende Perlschnur ist hier leider verloren gegangen, der Ring zeigt aber wunderbar das Farbspektrum der verschiedenen Steine bzw. Materialen, die auch für das Soester Fundstück möglich gewesen sein könnten. Partiell kann man eventuell auch eine Fibel aus Schleswig, „Hafengang 11“ vergleichend betrachten (Schimmer 2022, 323, Taf. 2, Kat. 1.1.3). Diese aus Buntmetall bestehende Kegelfibel mit einem charakteristischen Buckelkranz zeigt auf der Außenwand ein Felderband, das mit seinen von oben betrachtet strahlenförmigen Verzierungen der Anordnung der Bänder der Soester Fibel ähnelt, auf denen die Granate und heute leeren Fassungen sitzen. M. Schimmer datiert diese Fibel aber anhand von einer Kegelfibel aus Leidschen Rijn bei Utrecht (Schimmer 2022, 89, Abb. 59) und der Fibel aus der Bremer Altstadt (Stiegemann/Kroker 2009, 340, Nr. 71) in das Ende des 11. bzw. an den Anfang des 12. Jahrhunderts. Diese Datierung wird auch gestützt durch eine Buckelkranzfibel aus Dörby (Schulze-Dörrlamm 1991, 45, Abb. 25), die um 1100 vergraben wurde.

Die Halterungen des Mittelsteins bei der Soester Fibel sind bislang ohne konkreten Vergleich. Eine ähnliche Verzierungstechnik findet sich zum Beispiel auf dem Prudentia-Schrein, der allerdings um 1230/40 datiert. Hier wurden ebenfalls volutenförmig geschlaufte Filigrandrähte mit Granulationskugeln besetzt, eine Blattform haben sie jedoch nicht (Goldene Pracht 2012, 91–92, Abb. 42, 43).

In der näheren Umgebung von Soest ist 2015 auf dem Gebiet der mittelalterlichen Wüstung Dorevelde bei Medebach eine goldene Scheibenfibel mit Filigrandrahtverzierung und rotem Glasstein gefunden worden (Grünewald/Müsch 2015). Die Bodenplatte ist durchbrochen und – wie bei dem Soester Fund, allerdings wesentlich schlichter – verziert. Der Stein sitzt in einer glatten Zargenfassung und es findet sich keine Granulation. Nadelhalter und -rast sind ähnlich zu denen des Soester Fundes, allerdings ist das Goldblech für die beiden Elemente hier nicht gerillt und die Stütze geschlauft. Außerdem wurde die Bodenplatte durch eine Verlängerung des Bleches von der Nadelrast an dieser Stelle zusätzlich stabilisiert. Eine solche Stabilisierung, dann allerdings auch bei dem Nadelhalter, lässt sich bei einer Fibel aus Werl erkennen (Bergmann 2001, 120). Die Nadelrast ist ohne jegliche Stütze. Der Stein ist von Perldrähten und einer gezackten Fassung umgeben. Gleiche Fassungen finden sich auch auf einem Osnabrücker Kapitelkreuz (Schulze-Dörrlamm 1991, 61, Abb. 42), das um 1070 datiert, oder auch auf dem Einband des Evangeliars aus Helmarshausen von 1120–1130 und dem Tragaltar aus dem Paderborner Dom (Stiegemann/Wemhoff 2006, 410–411, 418–419). Auch mehrere Fibeln dieses Formtyps aus Schleswig werden in das Ende des 11. bzw. in das 12. Jahrhundert datiert (Schimmer 2022, 98–99, 324, Taf. 1, Kat. 1.1.6.1–1.1.6.7).

Anhand der Vergleichsstücke könnte man die Soester Kegelfibel als Vorläufer der prächtigen Schmuckstücke aus dem „Mainzer Schatz“ sehen. Die augenscheinlichen Parallelen zu dem Fundstück aus Niedersachsen lassen nach deren Bearbeitung auf weitere Schlüsse hoffen.

Sucht man nach Vergleichen in historischen Abbildungen stößt man auf das Bildnis des Kaisers Konrad II. im

1 Mein Dank gilt dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege, Herrn Dr. Mario Pahlow vom Regionalreferat Lüneburg, für die Erlaubnis diesen Fund bereits vor einer geplanten Veröffentlichung durch das Landesamt hier zu benennen.

2 https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/item/J2KK7KG3CTW3QAZZ7ACUEVOS2MLPDI3H, zuletzt abgerufen 17.01.2024.

Abb. 5 Anhänger aus Mikulčice, Institute of Archaeology of CAS, Brno, Inv.-Nr. 594-2/57. Gold, Glas, Perlen (Institute of Archaeology of the Czech Academy of Sciences, Brno, Jiří Foltýn).

Evangeliar Heinrich III. von Speyer (*Codex Aureus Escorialensis*, Real Monasterio de San Lorenzo de El Escorial, Cod. Vitr. 17, fol. 2v). Dort ist auf der rechten Schulter des Herrschers deutlich eine goldene Kegelfibel zu erkennen. Auch eine Abbildung von Otto II. zeigt auf seiner rechten Schulter eine Fibel, allerdings weniger plastisch, bei der ein Mittelstein von kleinen Kugeln umgeben ist (*Registrum Gregorii*, Chantilly, Musée Condé, Ms. 14 bis.). Geht man noch weiter zurück, kann man auch auf der Darstellung Lothar I. im Evangeliar von Tours (Bibliotheque Nationale de France, Ms. lat. 266, fol. 1v) eine runde Fibel mit großem Mittelstein, acht ihn umgebenden Steinen sowie Perlrand erkennen. Ebenfalls nicht eindeutig als Kegelfibel identifizierbar ist auch die Fibel auf der Abbildung Heinrichs III. im Echternacher Evangeliar (*Codex Caesareus Upsaliensis*, Carolina Rediviva, Cod. C 93).

Forschungsgeschichtlich interessant sind die Darstellungen aus dem späten 19. Jahrhundert, die zweifellos allesamt romantisierend sind: Die Holzfigur des Heinrich I. in der Meißner Albrechtsburg, die zwischen 1873 und 1885 entstanden ist (Albrechtsburg o. A.), trägt eine goldene Kegelfibel mit Buckel- oder Trommelkranz, ähnlich der Fibel, die Ludwig dem Deutschen im Frankfurter Kaisersaal um 1840 auf die Schulter gemalt wurde (Kaisersaal Frankfurt am Main, Nr. 03, Carl Trost). Noch deutlicher zeigt es Max Barack in seinem Band „Die deutschen Kaiser“ von 1888 (Barack 1888, 7) und das Gemälde von Lorenz Clasen von 1840 (Kaisersaal Frankfurt am Main, Nr. 13, Lorenz Clasen): Die rechte Schulter Konrads II. ziert eine Kegelfibel mit großem Mittelstein. Auf einigen Umzeichnungen des Gemäldes von Clasen ist sogar eine durchbrochene Wandung mit dreieckigen Verzierungen zu erkennen – diese detaillierte Ähnlichkeit zu den Mainzer Stücken ist höchstwahrscheinlich mit der Entdeckung des Mainzer Schatzes im Jahr 1880 zu erklären.

Zusammengefasst lassen sich also für die Soester Kegelfibel folgende Merkmale herausstellen: Ihre offene Bodenplatte könnte ein Hinweis auf einen Vorläufertypus der Fibeln ohne Bodenplatte – wie die Mainzer Stücke – sein und ein Nachfolger der Fibeln mit geschlossener Bodenplatte – wie die Pforzheimer Fibel. Die geschlossene Wandung sieht M. Schulze-Dörrlamm ebenfalls als Vorläufer zu den durchbrochenen Wandungen. Die Bodenplatte der Soester Fibel zeigt wunderbar gearbeitete Verzierungen mit Filigrandraht, ähnlich dem Medebacher Stück. Deutliche Parallelen gibt es zu der niedersächsischen Fibel: gleiche Granulationskugelreihen und Filigrandraht sowie Nadelrast und -halter. Die für M. Schulze-Dörrlamm charakteristische Achterschlaufenverzierung ist auf der Soester Fibel nicht zu finden. Die Perlschnüre, wie auch bei dem Pontifikalring und der Pforzheimer Fibel zu sehen, sind ein typisches byzantinisch-italienisches Verzierungselement (Salier 1992, 273), können aber ebenso von hiesigen Goldschmieden übernommen worden sein. Gleiches gilt für die Kugelpyramiden, die auf den Stiften für die Perlen sitzen (Schulze-Dörrlamm 1991, 34). Sie zeigen aber deutliche Ähnlichkeiten mit Schmuck aus den (süd-) osteuropäischen Regionen, beispielsweise die Kugelpyramiden am Anhänger von Mikulčice, der zudem noch eine Perlenschnur aufweist, allerdings aus dem 9. Jahrhundert stammt (Abb. 5). Für die Blatthalterungen mit aufgesetzten Kugeln lassen sich bislang keine Parallelen finden. Folgt man diesen Indizien könnte die Soester Kegelfibel stilistisch und somit zeitlich in die Regierungszeit Konrad II., also in das frühe bzw. die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts eingeordnet werden.

Höfischer Schmuck in Soest?

Seit dem Ende der frühmittelalterlichen Beigabensitte zählt Fibelschmuck aus Edelmetall zu den archäologischen Raritäten. Da einfache Buntmetallfibeln als Bestandteile der alltäglichen Kleidung getragen wurden, sind sie als Verlustobjekte im archäologischen Kontext häufig vertreten. Wertvoller Schmuck war jedoch auch Standeszeichen und ermöglichte dem Träger/der Trägerin, soziale Zugehörigkeit zu zeigen. Den ehemaligen Besitzer oder die Besitzerin der Soester Kegelfibel muss man sicherlich in der Oberschicht suchen. Das vorliegende Fundstück repräsentiert die höfische Schmuckmode des beginnenden 11. Jahrhunderts, einer Zeit, als Soest unter anderem durch den Bau der Pfalz des Kölner Erzbischofs in seinem Zentrum die kirchliche Macht- und Prachtentfaltung eines Kirchenfürsten hautnah erlebte.

Soest geht auf eine merowingische Gründung zurück, deren große Bedeutung unmittelbar mit einer umfangreichen Salzgewinnung in Verbindung zu bringen ist, die bis ans Ende des 6. Jahrhunderts zurückverfolgt werden kann (Melzer 2015, 23–25). In karolingischer Zeit war Soest bedeutender Missionsstandort und Nebenresidenz der Kölner Erzbischöfe. Innerhalb einer noch im 9. Jahrhundert entstandenen, knapp 4,5 Hektar umfassenden Befestigung, konnten archäologisch die um 800 gegründete Pfarrkirche St. Petri sowie Teile eines dazugehörigen, um-

fangreichen Gräberfeldes nachgewiesen werden. Sowohl die Translation der Patroklusreliquien von Troyes nach Soest als auch die Gründung des Stiftes St. Patrokli durch den Kölner Erzbischof Bruno, dem Bruder König Ottos I. und Herzog von Lothringen, zeigen das Engagement des Kölner Erzbistums. Dadurch wurden Ende des 10. Jahrhunderts weitere Bereiche innerhalb der Befestigung neu bebaut. Im Schutze des Castrums ließen sich zahlreiche Handwerker, besonders Metallhandwerker und Kaufleute nieder. Markt und Münze lassen sich nachweisen. Um 1000 n. Chr. wurde ein turmartiger Palas in die bestehende Befestigung integriert und diente den Kölner Erzbischöfen als Pfalz. Die Lage am Hellweg sorgte zudem dafür, dass die Könige und Königinnen auf ihren Wegen zwischen dem Rheinland und Sachsen gerne im westfälischen Soest Station machten. Insgesamt ist im 11. Jahrhundert eine starke Siedlungsverdichtung am Ort zu verzeichnen. Diese ging einher mit den zeitgleichen immensen Bautätigkeiten, besonders an den Kirchen. Aber auch weiter entfernte Areale, vor allem im Westen, wurden nun neu besiedelt. Die Niederlegung der ersten Befestigung lässt sich ebenfalls noch in das 11. Jahrhundert datieren, als im Westen eine neue Abschnittsbefestigung auf Höhe der späteren Stadtmauer der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtet wurde. Damit war die Entwicklung Soests – die als Stiftsstadt und erzbischöfliche Pfalzstadt eine Zwitterstellung als „Quasi-Bischofsstadt“ einnahm – hin zur bedeutendsten westfälischen Hansestadt aber noch lange nicht abgeschlossen (Ehbrecht et al. 2016, 3–7; Ricken im Druck).

Literatur

Albrechtsburg o. A.: Staatliche Schlösser, Burgen und Gärten Sachsen gemeinnützige GmbH, Albrechtsburg Meißen – Innenausstattung, https://www.albrechtsburg-meissen.de/de/albrechtsburg-meissen/geschichte/. Zugriff 05.04.2023.

Barack 1888: M. Barack, Die deutschen Kaiser (Stuttgart 1888).

Bergmann 2001: R. Bergmann, Wüstungsforschung: Die ländliche Besiedlung im Mittelalter. In: Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 39: Der Kreis Soest (Stuttgart 2001) 113–123.

Brepohl 1987: E. Brepohl, Theorie und Praxis des Goldschmieds (Leipzig 1987).

Ehbrecht et al. 2016: W. Ehbrecht/M. Siekmann/Th. Tippach, Soest. Historischer Atlas westfälischer Städte 7. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, N. F. 30 (Münster 2016).

Grünewald/Müsch 2015: Chr. Grünewald/E. Müsch, Eine salierzeitliche Goldfibel aus dem Raum Medebach. Archäologie in Westfalen-Lippe 2015, 114–117.

Jülich et al. 2017: T. Jülich/L. Lambacher/K. Siebert, Der Mainzer Goldschmuck. Ein Kunstkrimi aus der deutschen Kaiserzeit (Regensburg 2017).

Goldene Pracht 2012: Goldene Pracht. Mittelalterliche Schatzkunst in Westfalen, Katalog der Ausstellung Münster 2012 (München 2012).

Melzer 2015: W. Melzer, 25 Jahre Stadtarchäologie Soest. Soester Beiträge zur Archäologie 14 (Soest 2015).

Melzer et al. 2020: W. Melzer/J. Ricken/F. Heinze/I. Pfeffer, Was habt ihr denn in Soest gefunden? Ausgewählte Funde von 1990 bis 2020 geben Antwort. Soester Beiträge zur Archäologie 16 (Soest 2020).

Salier 1992: Das Reich der Salier 1024–1125. Katalog zur Ausstellung Speyer 1992 (Sigmaringen 1992).

Ricken im Druck: J. Ricken, Mittelalterliche Eliten in Soest – Eine archäologische Spurensuche, in: Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum XII: Adel in der Stadt (im Druck).

Schimmer 2022: M. Schimmer, Der Übergang von Haithabu nach Schleswig im Spiegel der hochmittelalterlichen Funde. Ausgewähltes Fundmaterial der Grabung Hafengang 11 in Schleswig. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 378 (Bonn 2022).

Schulze-Dörrlamm 1991: M. Schulze-Dörrlamm, Der Mainzer Schatz der Kaiserin Agnes aus dem mittleren 11. Jahrhundert. Neue Untersuchungen zum sogenannte „Gisela-Schmuck“. Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 24 (Sigmaringen 1991).

Schulze-Dörrlamm 2020: M. Schulze-Dörrlamm, Neues zum Mainzer Goldschatz des 11. Jahrhunderts (Teil 2). Archäologisches Korrespondenzblatt 50, 2020, 285–304.

Schween 2011/2012: J. Schween, Pflastersteine und ein Zehntelgramm Gold – Ein Blick auf die archäologischen Ausgrabungen der Jahre 2010 und 2011 rund um die Marktkirche und das Hochzeitshaus in Hameln. Hamelner Jahrbuch 2011/2012, 128–137.

Stiegemann/Kroker 2009: Ch. Stiegemann/M. Kroker (Hrsg.), Für Königtum und Himmelreich. 1000 Jahre Bischof Meinwerk von Paderborn. Katalog der Ausstellung Paderborn 2009/2010 (Regensburg 2009).

Stiegemann/Wemhoff 2006: Ch. Stiegemann/M. Wemhoff, Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romantik, Bd. 2. Katalog der Ausstellung Paderborn 2006 (München 2006).

Spiong 2000: S. Spiong, Fibeln und Gewandnadeln des 8. bis 12. Jahrhunderts in Zentraleuropa. Eine archäologische Betrachtung ausgewählter Kleidungsbestandteile als Indikatoren menschlicher Identität. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 12 (Bonn 2000).

Theobald 1984: W. Theobald (Hrsg.), Die Technik des Kunsthandwerks im zwölften Jahrhundert des Theophilus Presbyter = Diversarum Artium Schedula. Reproduktion der Ausgabe v. 1933 (Düsseldorf 1984).

Adressen

Dr. Walter Melzer
Klusenerweg 36
59494 Soest
Walter-Melzer@t-online.de

Julia Ricken, M.A.
Stadt Soest
Abt. Stadtentwicklung und Bauordnung
Stadtarchäologie
Niederbergheimer Straße 24
59494 Soest
j.ricken@soest.de

Eugen Müsch
LWL-Archäologie für Westfalen
An den Speichern 7
48157 Münster
eugen.muesch@lwl.org

Xures 1072, Speyer 1043, Regensburg 1086

Entwürfe von Inschriften als Vorlage für Handwerker

Matthias Untermann

Zusammenfassung

Sorgfältig gehauene und gravierte Inschriften auf Stein und Metall bedürfen eines Entwurfs. Für die Kapelle in Xures ist der auf Pergament gezeichnete Entwurf der Weiheinschrift von 1072 zufällig erhalten geblieben. Auf rasch zu fertigenden Grabauthentiken aus Blei wurde der Entwurf hingegen auf dem Objekt selbst vorgezeichnet; in Grabfunden aus Speyer und Regensburg blieben Teile der Vorzeichnungen erhalten, so dass dort Entwurf und handwerkliche Umsetzung fassbar werden. Beauftragt waren jeweils zwei verschiedene, unterschiedlich ausgebildete Personen, und der Entwurf lässt jeweils keine enge Vertrautheit mit den Bedingungen und Möglichkeiten der Ausführung erkennen.

Eine Vorzeichnung für die Weiheinschrift der Kapelle von Xures, 1072

Ungewöhnlich groß ist ein Pergamentblatt mit der Weihenachricht von 1072 für die Kapelle St-Jacques im Dorf Xures (Lothringen), 54,3 cm hoch und 51,5 cm breit, und ebenso ungewöhnlich ist der Text gestaltet, mit 14 großformatigen Zeilen und aufwändig gebildeten Einzelbuchstaben (Abb. 1).[1] M.-J. Gasse-Grandjean (2008) hat das im Départementsarchiv Moselle korrekt katalogisierte,[2] aber nie genauer betrachtete Blatt als „charte-inscription“ publiziert.

1 Archives départementales de la Moselle H 2547v; Courtois/Gasse-Grandjean 2001, Bd. 1, 181, Nr. 4823 (http://telma.irht.cnrs.fr/outils/originaux/charte4823/ Stand 04/03/2023).

2 d’Arbois de Jubainville 1923, 307, Nr. H 2547 (verso); Studer 1923, 139, Nr. 104. – Das Pergament ist nach der Französischen Revolution ins Archiv des Départements de la Moselle in Metz gelangt; es ist dort dem Bestand Clergé régulier/Xures zugeordnet; Xures liegt allerdings im Département Meurthe-et-Moselle, so dass dieser Archivgang einer Erklärung bedarf. Vgl. unten Anm. 16.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 229–240.

ANnO•AB•INCARnATIONEDNI•MIL
LESIMO•LXmoX•II•INdICTIONE•VIIII•
COnSECRATA E•CAPELLASIVRES•V•KŁ
IVLII•P MANDONIPIBOnISLEVCHORUEPI•
ANnO•ORDINATIOnIS SVE•II•PRECATV DOnI
ADELBERONISMETTENSISEPI•INHONORE•S•
IACOBIAPŁI•ET•SCI•CRISTOFORI•INCVIVS
ALTARICONTInENTVRRELIQVIESCOR•IACOBI•
APLI•GERARdIEPIETCONFESSORIS•SCOR
InNOCENTV•CRISTOFORIMARTyRIS•
LAVRENTII•MART•CLEMENTISEPI•ETC•
MAXIMInIEPI•STEPhANIPAPE•NICHOLAI•
CONFESSORIS•CLOdVLFIC•ELPIDIIEPI
GLODESINDISVIRGINIS•

Abb. 1 Weihetext für die Kapelle von Xures, 1072 (Archives départementales de la Moselle H 2547v).

Dieser Text ist mit relativ wenigen Abkürzungen und gelegentlich fehlenden, teilweise nachgetragenen Worttrennern geschrieben;[3] sein Inhalt erscheint konventionell:

> Anno ab incarnatione Domini Millesimo septuagesimo secundo, indictione octava, consecrata est capella Siures quinto kalendas Iulii per manus domni Pibonis Leuchorum episcopi, anno ordinationis suę secundo, precatu domni Adelberonis Mettensis episcopi, in honore sancti Jacobi apostoli et sancti Cristofori, in cuius altare continentur reliquie sanctorum Jacobi apostoli, Gerardi episcopi et confessoris, sanctorum Innocentum, Cristofori martyris, Laurentii martyris, Clementis episcopi et confessoris, Maximini episcopi, Stephani pape, Nicholai confessoris, Clodulfi confessoris, Elpidii episcopi, Glodesindis virginis

Im Jahr nach der Fleischwerdung des Herrn 1072, in der achten Indiktion, wurde geweiht die Kapelle Xures am fünften Tag vor den Kalenden des Juli [27. Juni] durch die Hände des Herrn Pibon, Bischof von Toul [*Tullum Leucorum*, 1070–1107], im zweiten Jahr nach seiner Weihe, auf Bitten des Herrn Adelbero [III.], Bischof von Metz [1047–1072], zu Ehren des heiligen Apostels Jakobus und des heiligen Christophorus; in deren Altar werden bewahrt Reliquien der Heiligen, des Apostels Jakobus, des Bischofs und Bekenners Gerhard [von Toul], der heiligen Unschuldigen [Kinder], des Märtyrers Christophorus, des Märtyrers Laurentius, des Bischofs und Bekenners Clemens [von Metz], des Bischofs Maximin [von Trier], des Papstes Stephan [I.], des Bekenners Nikolaus [Bischof von Myra], des Bekenners Chlodulf [Bischof von Metz], des Bischofs Elpidius [von Lyon], der Jungfrau Glodesindis [Äbtissin in Metz].

Das hier Berichtete ist in keiner Weise ungewöhnlich: Eine Kapelle in Xures (einem Dorf bei Lunéville) soll 1072 geweiht werden; der zuständige Metzer Bischof Adalbero, hochbetagt und im gleichen Jahr verstorben, beauftragt damit den Bischof Pibon von Toul; die Kapelle wird zwei Heiligen geweiht, und in ihren Altar werden wie üblich zahlreiche Reliquien eingeschlossen, die der

3 Meine Transkription entspricht nicht den für Layoutfragen unzureichenden Richtlinien der „Deutschen Inschriften“, deshalb folgt der aufgelöste lateinische Text. Unziale bzw. runde Buchstaben sind kursiv gesetzt, Buchstabenverbindungen unterstrichen, Kürzungsstriche darüber gesetzt, Enklaven sowie hochgestellte Buchstaben durch Hochstellung angedeutet; fehlende Worttrennung führt zu Zusammenschreibung; rote Punkte sind wohl nachträglich gesetzt.

Patronatsheiligen sowie weiterer Heiliger vornehmlich aus dem Metzer Umfeld. Die Weihe auch kleiner Landkirchen durch den zuständigen Bischof gehörte zu den zentralen Forderungen der Kirchenreformer um 1060 (Lauwers 2008; Hamilton 2010).[4]

Gasse-Grandjean (2008) hat sich zu Recht über die Gestaltung dieses Dokuments gewundert. Es ist nicht besiegelt, handelt sich also nicht um die eigentliche Weiheurkunde von 1072. Bei Kirch- und Altarweihen wurde in der Regel eine besiegelte Pergamenturkunde in normaler Urkundenschrift ausgefertigt, die den Weihetitel sowie die Deposition und die Namen der Reliquien bestätigt, den handelnden Bischof und das Datum nennt.[5] Der Text für Xures erscheint wegen der Größe des Pergaments und der Gestaltung der Schrift mit bis zu 23 mm großen Buchstaben eher wie eine Inschrift, und so hat Gasse-Grandjean (2008, 154–156) die Vermutung formuliert, dass es sich um die spätere Abzeichnung einer Weiheinschrift handeln könnte, die 1072 in der Kapelle angebracht worden war. In Stein gehauene Weiheinschriften waren im 10.–13. Jahrhundert durchaus häufig und gelten als ergänzende, vor Ort sichtbar bleibende Dokumentation der Weiheakte von nur mittelbarer Rechtskraft (Müller 1975; Johrendt 2014; Debiais 2019). Jedoch spricht nichts dafür, dass der Xures betreffende Text von einer – wie üblich – unweit des Altars eingemauerten Inschrift vor Ort abgezeichnet wurde. Ein Anlass für eine solche höchst aufwändige, großformatige und zeichengetreue Übertragung[6] der Weiheinschrift einer einfachen Kapelle erscheint im Hochmittelalter kaum erschließbar; für die sichernde Abschrift des Textinhalts (wenn die eigentliche Urkunde verloren gewesen wäre) hätte Urkundenschrift genügt – entsprechende Notizen gibt es in Archiv oder Bibliothek mancher größerer Stifts- und Klosterkirchen.[7] In der später an dieser Stelle errichteten Benediktinerpropstei Xures war der Rechtsinhalt der Kapellenweihe durch den 1129 geweihten Kirchenneubau (Calmet 1752, 60; MGH SS 25, 283, 327) obsolet geworden, und der Text enthält keine darüber hinausgehenden, der Überlieferung bedürftigen Stiftungsbestimmungen.

Das großformatige Pergament ist vermutlich genau gegenteilig zu deuten, als sorgfältige Vorzeichnung für eine Inschrift, die in der Kapelle angebracht werden sollte – als Entwurf, der einem Steinmetz zur Verfügung gestellt wurde. Da die Kapelle des 11. Jahrhunderts in Xures nicht erhalten ist und auch ihre mutmaßliche Weiheinschrift nicht bewahrt wurde, lässt sich diese Hypothese nur mit weiteren Beobachtungen und Überlegungen absichern.

Bei diesem Pergamentblatt handelt es sich nicht um eine Urkunde, sondern, wie Gasse-Grandjean schon ausführte, um ein epigraphisches Dokument. Die Verwendung von überwiegend Großbuchstaben („Romanische Majuskel“) für den gesamten Text erscheint für Pergamenturkunden dieser Epoche ausgeschlossen (Koch 1998; Bornschlegel 2019) und findet Parallelen nur an Inschriften auf Stein oder anderen Materialien. Hierzu passen die (nicht konsequente) Verwendung hochgestellter Punkte als Worttrenner, charakteristischer Binnen- und Endkürzungen mit darüber gestellten Kürzungsstrichen (DONI = Domini), hochgestellter Kürzungen (LX^{mo}X = septuagesimo) sowie vereinzelter Kürzungen mit quergestrichenen Buchstaben (APLI = apostoli). Epigraphische Gewohnheit sind auch die (hier relativ selten) verwendeten Enklaven und die Ligatur ET. Eine Weiheurkunde war sicherlich anders gestaltet. Dafür ist die hochrangige Urkundeninschrift von ca. 1135 auf dem Mainzer Domnordportal ein Beleg, die nach völlig anderen Kriterien layoutet und geschrieben wurde als die ihr zugrundeliegende, konventionelle, große Pergamenturkunde (Bornschlegel 2019, 340–346; Kern 2010, 15–23, Nr. 2).

Für Xures wurde der Text überdies nicht nach Gewohnheiten eines Skriptoriums oder einer Kanzlei geschrieben, die epigraphisch geprägte Auszeichnungsschrift verwendeten (Koch 1998; Bornschlegel 2019, 334–336), sondern er wurde mit Tusche gezeichnet, mit demonstrativ sauberer Ausführung aller Buchstabendetails. Vier bis sechs dicht parallel geführte Linien schaffen das Volumen der Schäfte und Balken, mit bis zu zehn Linien sind die Schwellungen aller Bögen sorgfältig ausgeführt, die Sporen werden jeweils aus zwei Linien gebildet. Der Zeichner oder die Zeichnerin vermieden erkennbar, dass parallele Tuschestriche ineinander verlaufen, lediglich Sporen und Trennungspunkte wurden teilweise spiralig mit Linien gefüllt. In den Schäften, Balken und Bögen erscheinen die Linienzwischenräume teilweise laviert. Die Zeilenführung ist nicht ganz gleichmäßig, aber recht sorgfältig mit etwas unterschiedlichen Höhen und Buchstabenabständen. Die erste Zeile sitzt zwischen zwei Blindrillen, alle folgenden jeweils auf einer Blindrille (Gasse-Grandjean 2008, 147).

Auffällig ist die enorme Größe des Pergaments, das einem fast quadratischen Format aus einem DIN A 1-Blatt entspricht. Es handelt sich um eine Vorzeichnung in an-

4 Gerade für Bischof Piron von Toul (1070–1107) sind sehr viele Weihen bezeugt: Choux 1952, 207–241, Nr. 32–37, 48, 49, 55, 56, 58, 68, 79, 81, 107, 109 (Xures fehlt hier); Gasse-Grandjean 2008, 145; vgl. auch die Überlieferung für Bischof Gundekar II. von Eichstätt (1057–1075): Appel 1987.

5 Solche Urkunden hat auch Bischof Pibon ausgefertigt, 1092 für die Prioratskirche Lay-Saint-Christophe und 1101 für die Kirche in Port: Choux 1952, 219–220, Nr. 58, 231–232, Nr. 81; Gasse-Grandjean 2008, 147 mit Anm. 24–25. – Allgemein: Perke 2001/02; Zimmermann 2003.

6 Die von Gasse-Grandjean (2008, 152, 155–156) wegen der „modernen“ Elemente der Schrift vermutete Abschrift erst im späteren 12. Jahrhundert wäre dann gerade keine zeichengetreue Kopie, sondern ein modernisierender Neuentwurf.

7 Ediert als „Notitiae dedicationum“; vgl. MGH SS 15, 1275–1277; MGH SS 30/2, 773; Meyer 1970.

gestrebter Größe, mit bis zu 23 mm großen Buchstaben.[8] Oberer und linker Randabstand des Texts laufen gerade durch – von einem Kürzungsstrich über der ersten Zeile abgesehen. In vielen Zeilen reichen die Buchstaben dicht an den rechten Rand; unten bleibt fast ein Viertel des Blattes ungenutzt. Das Pergamentblatt war viermal gefaltet; der Text hält Abstand aber nur vom querlaufenden ersten Knick, die drei nachfolgenden Faltungen existierten bei der Tuschebeschriftung noch nicht.

Während der Text und das Gesamtlayout völlig konventionell erscheinen, hat der Zeichner oder die Zeichnerin große Mühe gelegt auf sorgfältig charakterisierte Buchstabenvarianten. Benutzt sind Kapitalisbuchstaben und unziale bzw. runde Lettern (Terminologie 1999), die zur ästhetischen Variation häufig sogar im gleichen Wort nebeneinander gestellt werden: N*n* in anno,[9] N*n* und A*A* in *incarnatione*, M*M* in *millesimo* und mit einer anderen Variante in *Maximini*. Unziale bzw. runde Varianten werden auch gewählt für E*E*, D*d*, H*h*, T*T* und V*U* sowie für die Kürzungsstriche; *F* hat immer einen geschwungenen oberen Balken, Y eine geschwungene Cauda und *G* eine eingerollte Gestalt. Es gibt drei Varianten für M und sechs für A sowie kleinere Varianten für S und R. Vergleichbare Buchstabenvarianten („Mischmajuskel“) enthält das Alphabet im Reiner Musterbuch von ca. 1210 (Abb. 2),[10] und sie finden sich in der rheinischen Goldschmiedekunst nach 1150 (Bayer 1999, 98–107). Für Xures huldigte der Zeichner oder die Zeichnerin einem gewissen Manierismus, auch bei der unzialen Kürzung MO über der Zahl LXX (= *septuagesimo*).

Da Worttrennungen im Zeilenumbruch konsequent vermieden wurden, überrascht die Trennung *mil/lesimo* gleich in der ersten Zeile, mit der der Zeichner oder die Zeichnerin es allerdings möglich machte, die dritte Zeile mit dem wichtigen Wort *consecrata* zu beginnen. Auch der Bischofsname Adelbero, der Kapellenheilige Jakobus und das Wort Altar konnten am Zeilenanfang Platz finden. Der hochgestellte Buchstabe von *cuius* am rechten Blattrand waren wegen des fehlenden Platzes notwendig, ebenso das verschobene I von *Nicolai*. Dies gilt vermutlich auch für die beiden randnahen Enklaven (C^{O}) und die Buchstabenverbindung ET. Bei den hochgestellten Buchstaben A in *consecrata* und N in *confessoris* ist eher zu vermuten, dass hier Auslassungsfehler

Abb. 2 Musteralphabet im „Reiner Musterbuch“ (Österreichische Nationalbibliothek Cod. 507, fol. 1r).

korrigiert wurden – bei Letzterem wäre auch ein Kürzungsstrich ganz üblich gewesen. Dieser Textzeichnung ging jedenfalls kein anderer Layoutentwurf voraus, der hier optimiert worden wäre. Auffällig erscheint der inkonsequente Einsatz der Worttrenner, die nicht nur zwischen Namen und Apposition fast immer fehlen, sondern auch vor und nach *domni*; nicht wenige Punkte scheinen erst in einem zweiten Arbeitsschritt eingesetzt worden zu sein (in der Transkription rot markiert). Viele Wörter, die in anderen Inschriften jener Zeit abgekürzt sind, werden hier vollständig ausgeschrieben.

In welchem Kontext haben der Entwerfer/die Entwerferin und/oder der Zeichner/die Zeichnerin dieser Inschrift gewirkt? Das benutzte große Pergament wurde nicht für diese Weihenotiz beschafft. Auf der Rückseite – der ehemaligen Vorderseite – steht eine ältere Wittumsurkunde,[11] die

8 Die zwölfzeilige Weiheinschrift der Nikolauskapelle am Wormser Dom von 1058 ist 43,5 × 46 cm groß, mit 22 mm großen Buchstaben: Fuchs 1991, 12–13, Nr. 11 (https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0238-di029mz02k0001109 Stand 04/03/2023).

9 Vgl. die zwischen 1079 und 1093 entstandene Inschrift in der Krypta von St-Savignien in Sens: Favreau/Michaud 2000, 212–215, Nr. 191 (vierter Stein), Taf. 55, Abb. 115; ebenso in der deutlich jüngeren Bauinschrift von 1214 in Wangen (Elsass): Kalbaum 2011, 98–99, Abb. 153.

10 Österreichische Nationalbibliothek Cod. 507, fol. 1r (https://digital.onb.ac.at/rep/access/open/100480FF Stand 04/03/2023); Unterkircher 1979; Bayer 1999, 101–102, 125.

11 Archives départementales de la Moselle H 2547[1] (recto); Studer 1923, 135, Nr. 77; Courtois/Gasse-Grandjean 2001, 162, Nr. 322 (http://telma.irht.cnrs.fr/outils/originaux/charte322/ Stand 04/03/2023). – Zum Inhalt und zu den Personen: Gasse-Grandjean 2008, 151.

Richard [von Rechicourt] seiner Frau Conigunde 1022 in Verdun anlässlich der Eheschließung ausgestellt und ihr darin zahlreiche Güter und Unfreie übereignet hatte, im Gesamtwert von 20 Pfund Gold und 100 Silberbarren. Das ungewöhnlich große Format dieser Urkunde sollte wohl den Rang des Ausstellers sichtbar machen. Sie ist von nicht weniger als 13 Zeugen unterschrieben.[12] Richard und Conigundes Enkelin Kunigunde übergab 1103 als Witwe Besitzungen bei Xures an die Benediktinerabtei Senones in den Vogesen, die im Bistum Toul lag (Calmet 1752, 59; Gasse-Grandjean 2008, 151 mit Anm. 44–45). Abt Antonius (1087–1136) richtete dann in Xures ein Priorat ein, und die dort wohl anstelle der Kapelle neu erbaute Prioratskirche St. Jakobus wurde 1129 geweiht (Richer, Gesta 283, 327; Calmet 1752, 60).[13] Der Bau der 1072 geweihten Kapelle dürfte also dem Familienverband der Kunigunde und ihres Ehemanns zuzuordnen sein, der bereits vielfältige Kontakte mit Senones hatte;[14] dies könnte auch die Weihe durch den Touler Bischof erklären (Gasse-Grandjean 2008, 144–145). Die in der Wittumsurkunde von 1022 aufgelisteten Besitzrechte waren entweder schon früh entbehrlich geworden, so dass auf ihrer Rückseite die Weiheinschrift entworfen werden konnte, oder sie gehörten – eher – zur Ausstattung der Kapelle in Xures (Gasse-Grandjean 2008, 151).[15] Das Pergament wurde aber nach 1072 (1103?) auf Archivformat gefaltet, ist also wegen der Urkunde von 1022 aufbewahrt und archiviert worden.[16] Seine Nutzung für den Inschriftentwurf war ephemer.

Epigraphische Einordnung

Die epigraphische Einordnung dieser Inschriften-Vorzeichnung ist nicht einfach. Für Lothringen wurden nur wenige Inschriften des 11. Jahrhunderts von F. X. Kraus (1894, 135–160) in einem Corpus erfasst, meist sogar ohne Abbildung des Layouts und der Buchstabenformen. Dort findet sich 1143 die sonst ungebräuchliche, mit DONI vergleichbare Abkürzung DONO für *domno* in der verlorenen, 1651 gelesenen Weiheinschrift für die *Basilica* genannte Pfarrkirche in Chérisey bei Metz (Abel 1859; Kraus 1894, 136–137, Nr. 287; Gasse-Grandjean 2008, 155 mit Anm. 59), ca. 50 km nördlich von Xures. Unüblich ist in Lothringen die Verwendung eines E mit Cauda (Ę); ein zweiter Beleg findet sich immerhin 1050 in der Weiheinschrift der Pfarrkirche von Waha bei Namur.[17] Viele epigraphische Merkmale der Weihenotiz von Xures fügen sich eher in mittelfranzösische als in westdeutsche Schriftgewohnheiten der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ein (Koch 2007, 148–168). Die bemerkenswerte Verwendung „moderner" Elemente stellt den Entwurf in den Kontext von Auszeichnungsschriften der Buchproduktion und eher noch von Schriftentwürfen für Goldschmiedearbeiten und Wandmalerei (Fritz 1999; Bayer 1999, 95–125). Insbesondere die sehr routinierte Parallellinienführung entspricht nicht Gewohnheiten im Skriptorium, sondern den Gravuren der Goldschmiedearbeit. In welcher Goldschmiedewerkstatt die Verantwortlichen der Kapelle 1072 die epigraphische Kompetenz für diesen Entwurf gefunden haben, bleibt vorerst offen – in Metz,[18] in Toul oder in der Abtei Senones. Lothringische Goldschmiedearbeiten des späteren 11. Jahrhunderts sind bislang nicht identifiziert.

Die Bleiplatte aus dem Grab der Kaiserin Gisela

Auffallend vergleichbar ist die teilweise unausgeführte Vorzeichnung einer umfangreichen Inschrift, die 1900 bei der Öffnung der Saliergräber in Speyer zutage kam. Im Grab der Kaiserin Gisela wurde eine große, beschriftete Bleiplatte gefunden (Abb. 3).[19] Als Grabauthentik („Endotaph") enthält der Text Informationen zu ihrer Person, ihren Lebensdaten und zu den Umständen ihrer Beisetzung. Die ersten drei, tief gravierten Zeilen und der Anfang einer vierten sind gut lesbar, brechen aber im Wort ab.

Die Informationen zu den Lebensdaten sind ungewöhnlich ausführlich, das Geburtsdatum allerdings

12 Die Echtheit dieser Urkunde wurde wegen verschiedener Formulierungen angezweifelt; Gasse-Grandjean (2008, 149–150) widerspricht diesen Bedenken. Überdies wäre die ungewöhnliche Größe des Pergaments für die Nachbildung einer Privaturkunde kaum gewählt worden; die Urkunde war jedenfalls vor der Benutzung für den Entwurf der Weiheinschrift von 1072 schon geschrieben.

13 Das Priorat stand nördlich außerhalb des Dorfs; die 1072 geweihte Kapelle war also wohl nicht einfach die Dorfkirche, wie Gasse-Grandjean (2008, 144) annahm, sondern eher die Kapelle eines Hofguts.

14 Für frühe Kontakte zu Senones könnte bereits der Reliquienbestand des 1072 geweihten Altars in Xures sprechen. Reliquien der Bischöfe Gerhard, Clemens, Nikolaus sowie der hl. Christophorus waren auch in Senones präsent, wie die im 13. Jahrhundert geschriebene Klosterchronik des Mönchs Richer belegt (Richer, Gesta).

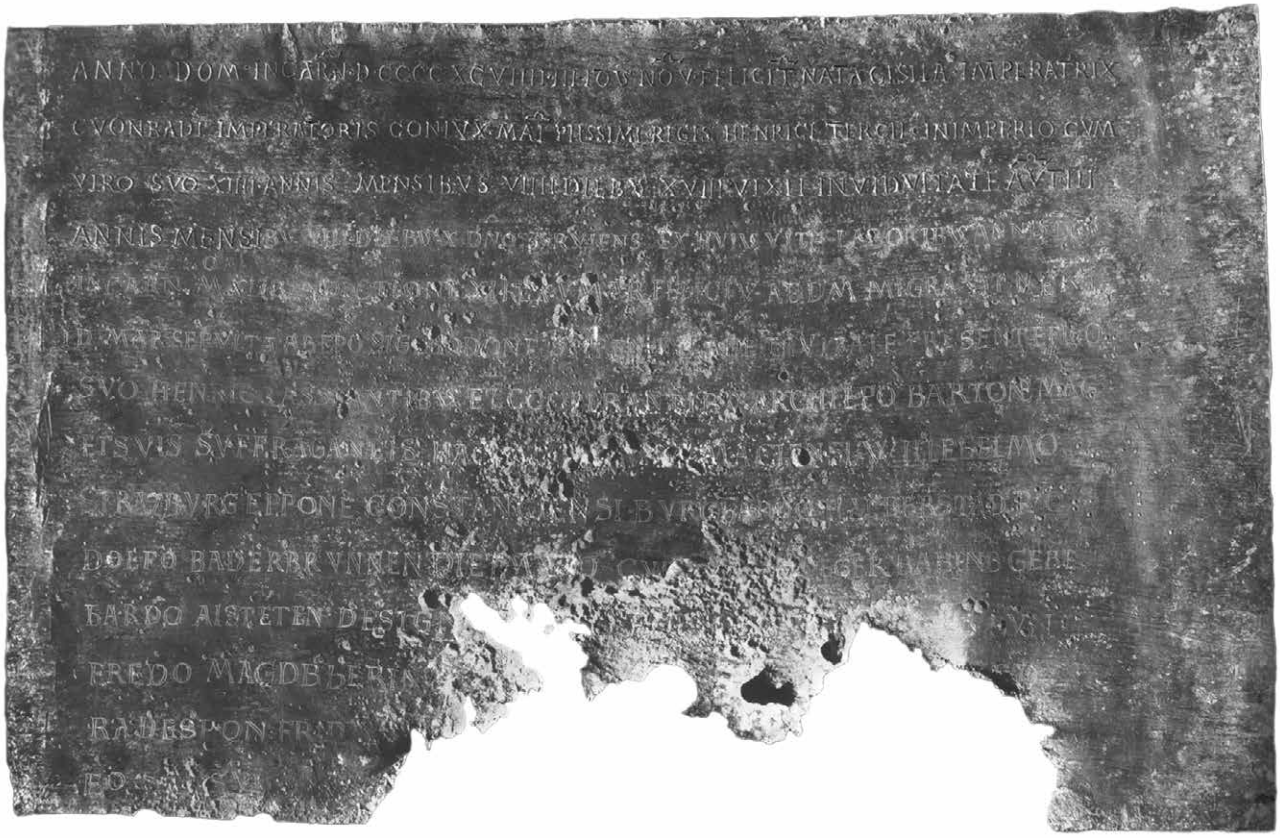
15 Die meisten 1022 genannten Orte sind nicht lokalisiert: *Hunonis ville* (mit einer Mühle) im Comitat Metz, *Villare* (mit Kirche und Mühle) im Comitat des *Havingei*, *Hultiolisvillę*, *Haderi vado*, *Geroldicurtis*, *Arnoldi villę* im Comitat des *Riquini* [Arnaville bei Metz?], *Faverolis*, *Tillo* im Comitat des Grafen *Widricus* (mit Kirche).

16 Weder Senones noch Xures liegen im Département de la Moselle; die Urkunde ist wohl 1683 bei der Übernahme des Priorats Xures durch die Benediktiner von Sainte-Barbe (bei Metz) an letzteren Ort gelangt und von dort ins Départementsarchiv gekommen.

17 Scholz 1999, 43, mit Hinweis auf weitere Belege in Worms 1058 und Regensburg 1052/69.

18 Aus Metz sind keine Arbeiten dieser Epoche erhalten: Chemin 2000.

19 Grauert 1901, 573–577; Müller-Christensen et al. 1972, 938–940, 1029–1030, 1039; Meier 1998, 174. Die konkav gebogen aufgefundene Platte wurde modern flachgeklopft.



ANNO•DOM•INCARN•D•CCCC•XCVIIII•III•IdVS NOV•FELICIT•NATA GISILA•IMPERATRIX
CVONRADI IMPERATORIS CONIVX•MAT PIISSIMI•REGIS HENRICI•TERCII•INIMPERIO CVM
VIRO SVO XIIII•ANNIS MENSIBVS VIIII•DIEBVS XVIII VIXII INVIDVITATE AVT•III•
ANNIS MENSI

Abb. 3 Bleiplatte aus dem Grab der Kaiserin Gisela im Speyerer Dom, 1043; retuschiertes Foto von 1900 (Jakob Schröck; Historisches Museum der Pfalz, Speyer, Fotosammlung).

wegen der uneindeutigen Grammatik problematisch. Auffallenderweise fehlt das Todesdatum – der Text ist zweifellos unvollständig.

> Anno dominice incarnationis DCCCCXC VIIII III Idus Novembris feliciter nata Gisila imperatrix, Cuonradi imperatoris coniux, mater piissimi regis Henrici tercii, in imperio cum viro suo, XIIII annis mensibus VIIII diebus XVIII vixii [!] in viduitate autem III annis mensi

> Im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 999,[20] am dritten Tag vor den Iden des November [11. November] ist glücklich geboren Kaiserin Gisela, die Gemahlin Kaiser Konrads, Mutter des allerfrommsten Königs Heinrich III., in der Kaiserherrschaft mit ihrem Mann lebte sie 14 Jahre, 9 Monate, 18 Tage, in der Witwenschaft aber drei Jahre, … Monate

Bei der Auffindung war gut erkennbar, dass nachfolgend elf weitere Inschriftzeilen fein vorgeritzt, aber nicht mehr tief ausgearbeitet waren. Dieser Bereich ist heute fast vollständig korrodiert. Die Buchstaben waren sorgfältig mit Doppellinien und Deckstrichen vorgezeichnet worden.

Der Text dieser Vorzeichnung ist in einem stark retuschierten Foto der Auffindungszeit überliefert (vgl. Abb. 3),[21] war aber schon um 1970 unleserlich geworden (Müller-Christensen et al. 1972, 938). Im unteren Teil ist die Tafel infolge ihrer Lagerung unter dem Kopf der Toten vollständig zerstört, hier gibt es große Textverluste. Meier (1998, Abb. 51) hat dieses Foto und die Lesung Grauerts (1901, 574), die nicht buchstabengetreu war, an der Platte mit Streiflicht überprüft. 2016 konnte S. Krömker vom Interdisziplinären Zentrum für Wissenschaftliches Rechnen der Universität Heidelberg die Platte hochauflösend mit einem Streifenlicht-Scanner aufnehmen und zusammen mit H. Mara (Mara/Krömker 2017) erhebliche Teile der älteren Ritzungen wieder sichtbar machen (Abb. 4). Die

20 Vgl. Körntgen 2011, 101: 11. November 989 oder 13. November 990. – Da Gisela vor ihrer Hochzeit mit Konrad II. 1016/17 schon zweimal verheiratet war, zuerst um 1003, dann um 1010, kann sie nicht 999, sondern müsste spätestens 990 geboren sein.

21 Das Bild lag Müller-Christensen et al. (1972, 939) nicht vor.

MENSIBVS VIII DIEBVS X DNO SERVIENS EX HVIVS VITE LABORIBVS ANNO DOM
INCARN M XLIII•INDICTIONE XI KL XV MAR FELICIVS ADDM MIGRAVIT V ENI
ID MAR SEPVLTA AB EPO SIGEBODONE SPIREN IN EADE CIVITATE PRESENTE FILIO
SVO HENRICO ASSTANTIBVS ET COOPERANTIBVS ARCHIEPO BARTONE MAG
ETSVIS SVFFRAGANEIS HA[……]W[..]MACIENSI WILLEhELMO
STRAZBVRG EPPONE CONSTANCIENSI . BVRChARDO HALBERSTAD RVO
DOLFO BADERBRVNNEN DIETMARO CVR[……]IDEGER BABENB GEBE
hARDO AISTETEN DESIGN [… … 29 … …] hVN
FREDO MAGDE hERIM[… … 36 … …]RDO
RADESPON FRID[… … 38 … …]
FO S[..]SVI[…

Abb. 4 Bleiplatte aus dem Grab der Kaiserin Gisela, 1043 (Ausschnitt); Multiskale Integralinvarianten (MSII)-Analyse des 3D-Streifenlichtscans (H. Mara/S. Krömker, Interdisziplinäres Zentrum für Wissenschaftliches Rechnen, Universität Heidelberg).

Lesungen Grauerts und Meiers sowie die Retuschen des Fotos sind dadurch im Grundsatz bestätigt.[22]

> mensibus VIII diebus X domino serviens, ex huius vite laboribus anno dominice incarnationis M X L III indictione XI kalendas XV Martias felicius ad deum migravit, V enim idus Martii sepulta ab episcopo Sigebodone Spirensi in eadem civitate, presente filio suo Henrico, asstantibus et cooperantibus archiepiscopo Bartone Maguntinensi et suis suffraganeis Ha[zechone] W[or]maciensi, Willehelmo[23] Strazburgensi, Eppone Constanciensi, Burchardo Halberstadensi, Ruodolfo Baderbrunnensi, Dietmaro Cur[iensi, … Su]ideger Babenbergensi, Gebehardo Aistetensi design[ato,[24] … …] Hunfredo Magdeburgensi, Herim[anno Coloniensi, … Gebeha]rdo Radesponensi, Frid[erico … Rudol]fo S[le]svigensi[25]
>
> … acht Monate, zehn Tage dem Herrn dienend, aus den Mühen dieses Lebens wanderte sie glücklicher zum Herrn im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1043, in der elften Indiktion, am 15. Tag vor den Kalenden des März [15. Februar]; aber am fünften Tag vor den Iden des März (11. März) begraben durch Bischof Sigebodo von Speyer [1039–1051] in derselben Stadt, in Anwesenheit ihres Sohns Heinrich, unter Beistand und Mitwirkung von Erzbischof Bardo von Mainz [1031–1051] und seinen Suffraganen Hazecho von Worms [1025–1044], Wilhelm [I.] von Straßburg [1028/29–1047], Eppo von Konstanz [1034–1046], Burchard von Halberstadt [1036–1059], Rudolf von Paderborn [1036–51], Dietmar von Chur [1040–1070], Suidger von Bamberg [1040–1047], Gebehard, ernannt in Eichstätt [1042–1047], … [Erzbischof] Hunfried von Magdeburg [1023–1051], [Erzbischof] Herimann von Köln [1036–1056] … Gebhard [III.] von Regensburg [1036–1060], Friedrich [von Genf, 1030–1073[26]] … Rudolf von Schleswig [1026–1047].

In den Fehlstellen sind mindestens vier weitere Bischofsnamen zu ergänzen. Der historische Kontext ist erkennbar: Bei diesem Begräbnis waren vier Erzbischöfe und mehr als zehn, vermutlich vierzehn Bischöfe des Reichs in Speyer

22 Schwarz: tief graviert; grün: mit bloßem Auge oder im Streifenlichtscan sichtbar; rot: Umzeichnung Meier 1998, Abb. 51; lila: retuschiertes Foto von 1900, bei Umzeichnung und Scan nicht mehr eindeutig lesbar. – Zahlen in […]: mutmaßlich fehlende Buchstabenanzahl. – Ergänzende Analysen des Fotos und seine Überlagerung mit dem Scan stehen noch aus; in der für diese Platte geplanten Publikation sind weitere Bestätigungen und Korrekturen zu erwarten.

23 Grauert 1901, 574: Wilhelmo.

24 Ebenda vermutungsweise ergänzt: designatoribus.

25 Ergänzungsvorschlag bei Meier 1998, 174 mit Anm. 1004.

26 Genf wird erschlossen von Grauert 1901, 574. In allen anderen Bistümern des Reichs ist 1043 kein Bischof Friedrich belegt; vgl. die folgende Anmerkung.

anwesend. Welche vier Namen der 21 nicht genannten Bischöfe in den Fehlstellen zu ergänzen sind, bleibt zu klären; es fehlen vier Suffragane der Mainzer Provinz, jeweils drei oder vier (Erz-)Bischöfe der Kölner, Trierer und Salzburger Provinz sowie die Vorsteher von Bremen, Prag und Basel.[27]

Als Träger eines Textes, der nur für kurze Zeit nach seiner Produktion sichtbar und dann dauerhaft im Grab eingeschlossen war, gehört die Giselaplatte zu den nicht seltenen Inschriften mit „restringierter Präsenz" (Frese et al. 2014). Aus Sicht der Auftraggeber und Produzenten sollte der Text dauerhaft lesbar bleiben – wohl als Authentik mit Blick auf zukünftige Graböffnungen[28] und wohl auch im Bewusstsein, dass eine außen sichtbare Grabschrift nicht geplant war.[29] Dass diese Grabauthentik nicht nur die Identität der Toten sicherte, sondern mehrere für relevant erachtete und wohl damals nicht ganz einfach zu erarbeitende Zeitangaben festhielt, und überdies den Rang der Toten in der außergewöhnlichen Zahl der bei ihrem Begräbnis anwesenden und mitwirkenden Kirchenfürsten festschrieb, macht sie ebenso ungewöhnlich wie ihre einzigartige Größe.

Auch die bauhistorischen Schlüsse aus der Grabauthentik für Gisela sind bedeutsam (Keddigkeit et al. 2017, 172–177, 181–187): Die Ostteile des im Bau befindlichen Speyerer Doms waren 1043 benutzbar, während Konrad II. 1039 noch in einem Baustellenbereich beigesetzt und sein Sarkophag deshalb mit Eisenbändern gesichert werden musste (Keddigkeit et al. 2017, 172). Kurz vor 1046 übergab Heinrich III. ein kostbares Evangeliar an die Domkirche. Die bislang als nicht überliefert geltende Weihe der Ostteile lässt sich aus der Bischofsliste der Authentik erschließen: Eine so große Zahl von 18 Erzbischöfen und Bischöfen, der Mehrzahl des deutschen Reichs, hat sich nicht wegen des überraschenden Begräbnisses der Königsmutter in Speyer eingefunden. Bei Konrads Begräbnis wird kein Bischof als anwesend genannt.[30] Den Vergleich bietet die Bamberger Domweihe 1012 mit 45 Bischöfen. Die 1043 in Speyer vertretenen Bistümer reichen von Magdeburg im Nordosten über Regensburg bis Chur im Süden, Genf im Südwesten bis Köln im Nordwesten und Schleswig im Norden. Es gibt keine Indizien dafür, dass die Kirchenfürsten sich schon aus anderem Anlass im Gefolge Heinrichs befunden hatten und mit ihm nach Speyer kamen. Das Zusammenrufen so zahlreicher Bischöfe aus weit entfernten Regionen wäre entweder ein Hinweis auf eine länger vorbereitete Synode – die damals in Speyer nicht stattfand – oder aber auf eine Domweihe. Da der Tag des Begräbnisses ein Samstag war, dürfte die Weihe am darauffolgenden Sonntag dem 12. März 1043 stattgefunden haben (Keddigkeit et al. 2017, 175).

Die sorgfältige, anfängliche Beschriftung der Bleiplatte mit meist doppellinig gezeichneten, „konturierten" bzw. „teilweise konturierten" (Terminologie 1999, 19; Bayer 1999, 97) Buchstaben erfolgte über vorgezeichneten Linien, von denen die Buchstaben deutlich Abstand halten. Es gibt zahlreiche, oft nicht durch Striche markierte Kürzungen, aber nur wenige Ligaturen und Buchstabenverbindungen (VS, LI, NE, NT, RV). Einziehende Schäfte und schwellende Bögen, Deckstriche und kleine Sporen prägen die Gestaltung. Bei vielen Buchstaben sind einfache mit doppelten Linien kombiniert; regelhaft bei A, M, V, W, gelegentlich auch in den Bögen von B, R und S; manchmal sind zwei Linien sehr eng geführt. Insgesamt ist der Variantenreichtum im Detail recht groß, in der Proportion der Buchstaben aber recht gering. Verwendet wurde eine relativ breite Kapitalis; das A hat immer einen waagerechten Mittelbalken und einen nur nach links ziehenden Deckbalken; das G ist mit geradem Mittelbalken gestaltet, nur einmal rund, das S einmal als Z geschrieben. Unziale Buchstaben sind auffallenderweise selten – gelegentlich zur Variation eingesetzt sind *A* und *h* sowie ein einziges *d*.

Die Striche der Buchstaben sind fein in die Oberfläche der Bleiplatte eingeritzt. Im Vergleich mit anderen, für Gräber gearbeiteten Bleiplatten-Inschriften ist es unwahrscheinlich, dass diese schwache Vorritzung als endgültige Inschrift dienen sollte. In allen vergleichbaren Authentiken ist der Text kräftig eingraviert, manchmal sogar mit konturierten Buchstaben (Ehrentraut 1952; Meier 1998, 209–211; Favreau 1999). Auch hier dürfte also ein Entwurf vorliegen, der – wie dann auch geschehen – zum tieferen, endgültigen Ausarbeiten gedacht war.

Die begonnene, tiefe Textgravur auf der Giselaplatte arbeitet mit einfachen Strichen, die in die Vorzeichnung

27 Nicht auf der Bleitafel lesbar oder genannt sind als 1043 amtierende Bischöfe: in der Mainzer Provinz für Verden: Bruno; für Hildesheim: Thietmar, für Würzburg: Bruno, für Augsburg: Eberhard; in der Magdeburger Provinz für Merseburg: Hunold, für Naumburg/Zeitz: Kadeloh, für Meißen: Eido; in der Kölner Provinz für Lüttich: Wazo, für Münster: Rudbert, für Osnabrück: Alberich, für Minden: Bruno; in der Trierer Provinz für Trier: Poppo, für Metz: Dietrich, für Verdun: Richard, für Toul: Bruno; in der Salzburger Provinz für Salzburg: Baldwin, für Freising: Egilbert, für Passau: Berengar; außerdem in Basel: Theoderich; in Prag: Severus; in Bremen: Bezelin.

28 Schmitz-Esser 2015. – Zusammenstellung von Grabauthentiken, ohne Überlegungen zur Gestaltung ihrer Inschriften: Meier 2002, 167–211.

29 Sie wurde in Speyer erst bei einer Neugestaltung der Grabstätten nach 1125 zugefügt: Müller-Christensen et al. 1972, 902–905; Keddigkeit et al. 2017, 204–207, 225–227.

30 Beim Begräbnis von König Wilhelm 1087 in Caen waren (nach Bericht des Ordericus Vitalis, Historia ecclesiastica VII, 16, S. 104) alle sieben Bischöfe der Normandie anwesend; allerdings wurde schon sein nahender Tod wie eine Reichsversammlung zelebriert.

hineingesetzt wurden. Dabei gibt es praktisch keine Variation der Strichstärke, und auch die regelmäßig eingesetzten Deckstriche haben die gleiche Breite und Tiefe wie die Hauptstriche. Sporen wurden nicht angestrebt, sondern entstanden wohl eher zufällig am Ansatz der Deckstriche. Die Maße und Eigenheiten der Buchstaben sind bei der Gravur übernommen, vor allem die Schlussligatur VS sowie das unziale *d* und mehrere unziale *A*. Die Kürzungsstriche sind inkonsequent zugefügt. Einzige in der ersten Fassung nicht belegte Form ist das A mit geknicktem Mittelbalken. Da es den ersten Buchstaben der Inschrift darstellt, könnte diese Variation aber schon vorgezeichnet gewesen sein. Der ausführende Handwerker/die ausführende Handwerkerin hat bei der tiefen Gravur weder die Qualitäten der Vorritzung übernommen noch die Arbeit fertiggestellt, und an einer Stelle wurde der Text falsch ausgeführt: VIXII statt VIXIT.

Das zeitliche Verhältnis von Vorritzung zu ausgeführtem Text ist eindeutig und erklärbar. Die Tafel wurde beschriftet unmittelbar vor der Beisetzung der Kaiserin, die in Goslar verstorben war und deren Leichnam knapp vier Wochen später im Speyerer Dom in Anwesenheit ihres Sohns und zahlreicher Kirchenfürsten des Deutschen Reichs in einen steinernen Sarkophag gebettet wurde; die Bleiplatte wurde dabei unter ihren Kopf gelegt. Erst kurz vor diesem Akt standen das Tagesdatum und insbesondere die Namen aller anwesenden Kirchenfürsten fest, so dass der Text formuliert und layoutet werden konnte. Es gab dann erkennbar nicht ausreichend Zeit, die sorgfältig ausgeführte, geritzte Vorzeichnung durch tiefes Gravieren dauerhaft lesbar zu machen. Im Grab Kaiser Konrads II. (†1039) fand sich 1900 eine Bleiplatte mit vollständig und tief, aber ebenfalls recht schlicht graviertem Text, mit einer Buchstabenhöhe von 1,3 cm (Grauert 1901, 572–573; Müller-Christensen et al. 1972, 932; Meier 1998, 168, 171). Die Platte für Gisela war viermal so groß (62 × 41 cm statt 40 × 14 cm) und ihr Text wies bei 0,9 cm Buchstabenhöhe doppelt so viele, deutlich längere Zeilen auf.

Der Entwerfer oder die Entwerferin hatte Buchstabenformen und eine anspruchsvolle, konturierte Schrifttype gewählt, die schon beim Einritzen Zeit kosteten und nicht für eine rasche Ausarbeitung in gleicher Qualität geeignet waren. Es ist jedenfalls eine sehr routinierte Schrift, und sicher nicht der erste Entwurf für eine Inschrift. In manchen feinen Details hätte diese Vorzeichnung allerdings auch bei sorgfältiger Gravur kaum übernommen werden können – sie folgt eigenen, nicht-handwerklichen Formansprüchen.

Eine Bleiplatte aus einem Grab in der Stephanskapelle am Regensburger Domkreuzgang

Ein wichtiger Vergleich ist eine 2010 gefundene Grabauthentik aus St. Stephan am Domkreuzgang in Regensburg, für eine wohl 1086 verstorbene, hochrangige Person, deren Name in den zwei Fragmenten nicht enthalten ist (Bornschlegel 2013, 526–531, Abb. 5–7). Das zweite Fragment trägt den zeilenweise von Linien oder Doppellinien eingefassten Inschriftteil (Abb. 5).

Die drei Buchstaben TER der schwach geritzten, wiederum mit konturierten Buchstaben gestalteten Vorzeichnung am Ende der vierten Zeile (rot) wurden nicht tiefer ausgraviert und blieben dadurch sichtbar. Zusammen mit dem ersten, stark beschädigten Fragment (blau) und einer größeren Fehlstelle im Anschlussbereich ergänzte Bornschlegel als Text:[31]

> [An(n)o a]b [i(n)carnat(ione)] D(omi)ni
> MLXXXVI [.]II K(alendas) Oct(obris) ob(iit)
> [Per]egrin(us) nomine [ui..n(us) e]t se[pult(us)
> es]t hic ab Ottone [h]ui(us) sedi[s ep(iscop)o
> re]gnante ter[tio]/[tio anno] Heinr[ico i]mperatore
> Im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1086 am
> … Tag vor den Kalenden des Oktober starb der
> Fremde namens … und wurde hier begraben
> von Otto, dem Bischof dieses Sitzes
> [1061–1089], zur Regierungszeit im dritten
> Jahr Kaiser Heinrichs / des dritten Kaisers
> Heinrich

Erkennbar ist der Text während der Ausarbeitung kurzfristig umformuliert worden. Die Zählung König Heinrichs IV. als dritter Kaiser seines Namens (1084–1105) wäre üblich gewesen, die von Bornschlegel rekonstruierte Jahreszahl würde dem dritten Kaiserjahr entsprechen (Bornschlegel 2013, 530 mit Anm. 43–44). In beiden Fällen wären weitere Buchstaben am Anfang der folgenden Zeile notwendig gewesen. Dieser Zeilenanfang blieb nicht erhalten. Sprachlich wäre der geplante Text jedenfalls unschön gewesen; zumindest die Kaiserzählung müsste dem Namen nachgestellt werden. Wer entschieden hat, in der kurzen Zeit vor der Beisetzung den entworfenen Text noch einmal zu ändern, bleibt zu diskutieren – da es sich um die Herrschertitulatur handelte, wäre dafür kaum der oder die Gravierende verantwortlich zu machen, sondern jemand aus dem Kontext der bischöflichen Kanzlei. Die

31 Rote Ergänzung durch den Verfasser, Varianten von Bornschlegel vorgeschlagen.

Abb. 5 Bleiplatte aus einem Grab in der Stephanskapelle am Regensburger Domkreuzgang, wohl 1086 (Thomas Stöckl, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege München).

schwache Vorritzung in Blei hätte auch hier jedes Mitglied eines Skriptoriums ausführen können; auffällig ist allerdings, dass die verwendete, gedrückte Proportion der Kapitalis weder in der Buchschrift noch in Urkunden als Auszeichnungsschrift Verwendung fand. Einzige Unzialbuchstaben sind das *M* der Jahresangabe und das zweite *E* in *imperatore*. Auch hier hat wohl ein Goldschmied oder eine Goldschmiedin bereits die Vorzeichnung gefertigt.

Schlussbemerkung

Die Verwendung konturierter Buchstaben in Bleiinschriften ist nicht häufig[32] und wurde bislang nicht diskutiert. Sie entsprechen manchen Auszeichnungsschriften auf Pergament. In Goldschmiedearbeiten begrenzen diese Konturen fast regelhaft die metallenen Buchstaben oder ihre Füllung mit Niello oder Email; in Stein umreißen sie das Eintiefungsrelief, verlieren aber dann ihre Wirkung. Bleiinschriften wurden allerdings in der Regel einlinig graviert, und erzeugten kein Buchstabenvolumen. Im Inschriftentwurf für Xures entspricht die dichte Linienführung innerhalb der Buchstaben der Vorarbeit für eine nielierte oder emaillierte Goldschmiede-Inschrift und dürfte folglich am ehesten durch jemanden gezeichnet worden sein, der sonst nicht auf Pergament schrieb, sondern in Metall gravierte.

Fein geritzte Vorzeichnungen sind für alle sorgfältig gestalteten Inschriften auch auf Stein anzunehmen, aber als Entwürfe nur ausnahmsweise materiell fassbar. Es ist unbestritten, dass nicht nur, aber besonders fremdsprachig-lateinische Texte für die Ausführenden der Gravur-, Goldschmiede- und Steinmetzarbeiten vorbereitet werden mussten (Favreau 1979, 21–31, 33). Sie konnten diese Texte nicht unbedingt verstehen, immerhin waren sie wohl zumeist literat und mit den Buchstaben und deren Varianten vertraut. Der Inschriftenwurf von Xures dürfte sogar belegen, dass dort sprachliche Kompetenz, Layoutfähigkeiten und handwerkliche Routine als Goldschmied oder Goldschmiedin in einer Person zusammentrafen. Seit dem Frühmittelalter erscheinen in den Chroniken und Heiligenviten immer wieder Goldschmiede mit kirchlicher Bildung, wie Bischof Eligius (Berghaus et al. 1989), und auch der Werkstatt des Nikolaus von Verdun (Buschhausen 1980, 97, 105–106) wird man im späten 12. Jahrhundert entsprechend breite Kompetenzen zuschreiben dürfen. Wie der Steinmetz diesen Entwurf für Xures umgesetzt hat, bleibt wohl unbekannt. Bei den Bleiinschriften in Speyer und Regensburg setzen die mit einem spitzen Griffel fein geritzten Entwürfe keine metallhandwerklichen Fähigkeiten voraus und spiegeln sie in Speyer auch nicht – der oder die Schreibkundige könnte im Skriptorium ausgebildet worden sein und normalerweise auf Pergament geschrieben haben. Alle drei Objekte verdienen weitere Beachtung nicht nur als epigraphische Dokumente, sondern auch bei der Erforschung von „Handwerk in Stift und Kloster“ und bei der Frage nach den Kompetenzen von hochmittelalterlichen Handwerkern und Handwerkerinnen.

Dank

Herzlich gedankt für die Übermittlung hochaufgelöster Scans der Urkunde für Xures sei Jean-Eric Iung und Marion Humbert, Département de la Moselle, Direction du Développement culturel et artistique, Direction des Archives, de la Mémoire et du Patrimoine, Metz. Jochen Haberstroh, Bayerisches Landesamt für Denkmalpfle-

32 Authentik in Krakau von 1118: Favreau 1999, Abb. 26. – Vgl. jetzt weitere Belege für teilweise konturierte Inschriften auf Bleiauthentiken bei Wallenwein 2022, S. 153 mit Anm. 84.

ge, München, danke ich für das Foto des Regensburger Fragments. Susanne Krömker, Hubert Mara und ihr Team am Interdisziplinären Zentrum für Wissenschaftliches Rechnen, Heidelberg, haben mit großem Engagement die Wiederentdeckung des Textes auf dem Gisela-Endotaph ermöglicht, dessen gemeinsame Erforschung erst begonnen wurde; Sabine Kaufmann, Historisches Museum der Pfalz, Speyer, machte dankenswerterweise die Platte zugänglich und stellte die Aufnahme von 1900 zur Verfügung. Für Hinweise und Diskussion danke ich Kirsten Wallenwein, Universität Heidelberg, Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit, und Britta Hedtke, Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Forschungsstelle Deutsche Inschriften des Mittelalters. – Die hier vorgelegten Beobachtungen entstanden im Kontext des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Sonderforschungsbereichs 933 „Materiale Textkulturen“, Teilprojekt A05.

Literatur

Abel 1859: M. Abel, in: Bulletins de la Société d’archéologie et d’histoire de la Moselle 2, 1859, 44–45.

Appel 1987: B. Appel, Die Altar- und Kirchenweihen der Bischöfe Gundekar und Otto. In: A. Bauch/E. Reiter (Hrsg.), Das „Pontifikale Gundekarianum“. Faksimile-Ausgabe des Codex B 4 im Diözesanarchiv Eichstätt, Kommentarband (Wiesbaden 1987) 148–174.

Bayer 1999: C. M. M. Bayer, Versuch über die Gestaltung epigraphischer Schriften mit besonderem Bezug auf Materialien und Herstellungstechniken. Beobachtungen und Folgerungen anhand von Inschriften rhein-maasländischer Goldschmiedearbeiten des 12. und 13. Jahrhunderts. In: Koch/Steininger 1999, 95–125.

Berghaus et al. 1989: P. Berghaus/K. Schäferdiek/H. Vierck, Stichwort ››Eligius‹‹ von Noyon. In: Hoops Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 7 (Berlin/New York 1989²) 145–159.

Bornschlegel 2013: F.-A. Bornschlegel, Zwei inschriftlich datierte Regensburger Grabauthentiken der Ottonen- und Salierzeit. Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 93, 2013, 517–534.

Bornschlegel 2019: F.-A. Bornschlegel, Urkundeninschriften und Urkunden imitierende Inschriften. Gestaltungsformen und Gestaltungsmöglichkeiten. In: A. Stieldorf (Hrsg.), Die Urkunde. Text, Bild, Objekt. Das Mittelalter, Perspektiven mediävistischer Forschung 12 (Berlin/Boston 2019) 331–361.

Buschhausen 1980: H. Buschhausen, Der Verduner Altar. Das Emailwerk des Nikolaus von Verdun im Stift Klosterneuburg (Wien 1980).

Calmet 1752: A. Calmet, Histoire de Lorraine, 5, 1 (Nancy 1752).

Chemin 2000: Le chemin des reliques. Témoignages précieux et ordinaires de la vie religieuse à Metz au Moyen Âge. Ausstellungskatalog (Metz 2000).

Choux 1952: J. Choux, Recherches sur le diocèse de Toul au temps de la Réforme Grégorienne. L’épiscopat de Pibon (1069–1107) (Nancy 1952).

Courtois/Gasse-Grandjean 2001: M. Courtois/M.-J. Gasse-Grandjean, La diplomatique française du Haut Moyen Âge. Inventaire des chartes originales antérieures à 1121 conservées en France. Atelier de Recherches sur les textes médiévaux 4 (Turnhout 2001).

d’Arbois de Jubainville 1923: P. d’Arbois de Jubainville, Archives départementales de la Moselle. Répertoire numérique de la Série H (Clergé régulier) (Metz 1923).

Debiais 2019: V. A. Debiais, Urkunden in Stein. Funktionen und Wirkungen urkundlicher Inschriften. In: K. Bolle/M. von der Höh/N. Jaspert (Hrsg.), Inschriftenkulturen im kommunalen Italien. Traditionen, Brüche, Neuanfänge. Materiale Textkulturen 21 (Berlin 2019) 65–90.

Ehrentraut 1952: H. Ehrentraut, Bleierne Inschrifttafeln aus mittelalterlichen Gräbern in den Rheinlanden. Bonner Jahrbücher 152, 1952, 190–225.

Favreau 1979: R. Favreau, Les inscriptions médiévales. Typologie des sources du Moyen Âge occidental 35 (Turnhout 1979).

Favreau 1999: R. Favreau, Les inscriptions sur plomb en Moyen Âge. In: Koch/Steininger 1999, 45–63.

Favreau/Michaud 2000: R. Favreau/J. Michaud, Yonne. Corpus des inscriptions de la France médiévale 21 (Paris 2000).

Frese et al. 2014: T. Frese/W. E. Keil/K. Krüger (Hrsg.), Verborgen, unsichtbar, unlesbar. Zur Problematik restringierter Schriftpräsenz. Materiale Textkulturen 2 (Berlin 2014).

Fritz 1999: J. M. Fritz, Inschriften auf mittelalterlichen Goldschmiedearbeiten. Techniken und künstlerische Gestaltung. In: Koch/Steininger 1999, 85–93.

Fuchs 1991: R. Fuchs, Die Inschriften der Stadt Worms. Deutsche Inschriften 29 (Wiesbaden 1991).

Gasse-Grandjean 2008: M.-J. Gasse-Grandjean, La charte-inscription de la chapelle de Xures (1072). In: Méhu 2008, 143–158.

Grauert 1901: H. Grauert, Die Kaisergräber im Dome zu Speyer. Bericht über ihre Öffnung im August 1900. Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München 1900, 1901, 539–617.

Hamilton 2010: L. I. Hamilton, A Sacred City. Consecrating Churches and Reforming Society in Eleventh-Century Italy (Manchester 2010).

Johrendt 2014: J. Johrendt, Ad perpetuam rei memoriam. Urkunden in Stein. Archiv für Diplomatik 60, 2014, 357–380.

Kalbaum 2011: U. Kalbaum, Romanische Türstürze und Tympana in Südwestdeutschland: Studien zu ihrer Form, Funktion und Ikonographie. Studien zur Kunst am Oberrhein 5 (Münster 2011).

Keddigkeit et al. 2017: J. Keddigkeit/C. Lagemann/M. Armgart/E. Schumacher/M. Untermann, Speyer, St. Maria, Domstift. In: J. Keddigkeit/M. Untermann/H. Ammerich/C. Lagemann /L. Möller (Hrsg.), Pfälzisches Klosterlexikon 4: S, Speyer.

Beiträge zur pfälzischen Geschichte 26, 4 (Kaiserslautern 2017) 133–238.
Kern 2010: S. Kern, Die Inschriften des Mainzer Doms und des Dom- und Diözesanmuseums von 800 bis 1350. Mainzer Inschriften 1 (Wiesbaden 2010).
Koch 1998: W. Koch, Epigraphik und die Auszeichnungsschrift in Urkunden. In: G. De Gregorio/O. Kresten (Hrsg.), Documenti medievali greci e latini. Studi comparativi. Incontri di studio 1 (Spoleto 1998) 309–326.
Koch 2007: W. Koch, Inschriftenpaläographie des abendländischen Mittelalters und der früheren Neuzeit, 1: Früh- und Hochmittelalter. Oldenbourg Historische Hilfswissenschaften 2 (Wien/München 2007).
Koch/Steininger 1999: W. Koch/C. Steininger (Hrsg.), Inschrift und Material, Inschrift und Buchschrift. Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik Ingolstadt 1997. Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Abhandlungen N F 117 (München 1999).
Körntgen 2011: L. Körntgen, Gisela. In: A. Fößel (Hrsg.), Die Kaiserinnen des Mittelalters (Regensburg 2011) 100–122.
Kraus 1894: F. X. Kraus (Hrsg.), Die christlichen Inschriften der Rheinlande von der Mitte des achten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Die christlichen Inschriften der Rheinlande 2 (Freiburg/Leipzig 1894).
Lauwers 2008: M. Lauwers, Consecration d'églises, reforme et ecclesiologie monastique. Recherches sur les chartes de consecration provencales du XIe siècle. In: Méhu 2008, 93–142.
Mara/Krömker 2017: H. Mara/S. Krömker, Visual Computing for Archaeological Artifacts with Integral Invariant Filters in 3D, in: GCH ,17. Proceedings of the Eurographics Workshop on Graphics and Cultural Heritage 2017, 37–47, https://diglib.eg.org:443/handle/10.2312/gch20171290, Stand 04/03/2023.
Méhu 2008: D. Méhu (Hrsg.), Mises en scène et mémoires de la consécration de l'église dans l'Occident médiéval. Collection d'études médiévales de Nice 7 (Turnhout 2007 [2008]).
MGH SS: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores.
Meier 1998: T. Meier, Die Königsgrablege im Dom zu Speyer und die Archäologie des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa, 1: Die Königsgrablege im Dom zu Speyer (Dissertation München 1998).
Meier 2002: T. Meier, Die Archäologie des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa. Mittelalter-Forschungen 8 (Stuttgart 2002).
Meyer 1970: O. Meyer, Eine Kapelle des Kaisers Heinrich im Würzburger Dom der Stauferzeit. Eine neue Quelle zur Würzburger Domweihe. In: D. Harmening (Hrsg.), Volkskultur und Geschichte. Festgabe für Josef Dünninger (Berlin 1970) 452–461; wiederabgedruckt in O. Meyer, Varia Franconiae Historica. Aufsätze, Studien, Vorträge zur Geschichte Frankens, 2. Mainfränkische Studien 24, 2 (Würzburg 1981) 457–468.
Müller 1975: W. Müller, Urkundeninschriften des deutschen Mittelalters. Münchener historische Studien. Geschichtliche Hilfswissenschaften 13 (Kallmünz 1975).
Müller-Christensen et al. 1972: S. Müller-Christensen/H. E. Kubach/G. Stein, Die Gräber im Königschor. In: H. E. Kubach/W. Haas, Der Dom zu Speyer. Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz 5 (München/Berlin 1972) 923–1089.
Ordericus Vitalis, Historia ecclesiastica VII: M. Chibnall (Hrsg.), The Ecclesiastical History of Orderic Vitalis, 4: Books VII and VIII, lat./engl. (Oxford 1983).
Perke 2001/02: W. Perke, Die Weiheurkunde des Albertus Magnus für die Reichsabtei Werden a. d. Ruhr von 1275. Archiv für Diplomatik 47/48, 2001/02, 105–132.
Richer, Gesta: G. Waitz (Hrsg.), Richeri Gesta Senoniensis ecclesiae. Monumenta Germaniae Historica, Scriptores 25 (Hannover 1880) 249–345.
Schmitz-Esser 2015: R. Schmitz-Esser, Kommunikation mit wem? Die Bleitafel des Bremer Bischofs Leuderich. In: J. Keupp/R. Schmitz-Esser (Hrsg.), Neue alte Sachlichkeit. Studienbuch Materialität des Mittelalters (Ostfildern 2015) 77–100.
Scholz 1999: S. Scholz, Gemalte monumentale Inschriften. Paläographische Einordnung ausgewählter frühmittelalterlicher Denkmäler. In: Koch/Steininger 1999, 31–44.
Studer 1923: R. Studer, Catalogue des documents des Archives de la Moselle antérieures à 1101. Annuaire de la Société d'histoire et d'archéologie de la Lorraine 36 (32), 1923, 121–141.
Terminologie 1999: Deutsche Inschriften, Terminologie zur Schriftbeschreibung (Wiesbaden 1999).
Unterkircher 1979: F. Unterkircher, Reiner Musterbuch. Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Musterbuches aus Codex Vindobonensis 507 der Österreichischen Nationalbibliothek (Graz 1979).
Wallenwein 2022: K. Wallenwein, Frühmittelalterliche Reliquienauthentiken auf Metall. In: R. Ast/T. Licht/J. Lougovaya (Hrsg.), Uniformity and Regionalism in Latin Writing Culture of the First Millennium C.E. Philippika, Altertumswissenschaftliche Abhandlungen/Contributions to the Study of Ancient World Cultures 162 (Wiesbaden 2022) 135–161.
Zimmermann 2003: M. Zimmermann, Les actes de consécration d'églises. Construction d'un espace et d'un temps chrétiens dans la Catalogne médiévale (IXe-XIIe siècle). In: P. Henriet (Hrsg.), A la recherche de légitimités chrétiennes. Représentations de l'espace et du temps dans l'Espagne médiévale (IXe–XIIIe siècle). Cahiers de linguistique et de civilisation hispaniques médiévales, Annexes 15 (Lyon 2003) 29–52.

Adresse

Prof. Dr. Matthias Untermann
Max-Joseph-Strasse 45
D-69126 Heidelberg
m.untermann@zegk.uni-heidelberg.de

Schuhmacher, Gerber und Färber in Göttingen

Wasser- und bodenbelastende Handwerke in der Stadt

Betty Arndt

Zusammenfassung

In der Göttinger Altstadt sind mehrere Handwerksbetriebe nachgewiesen, deren Betrieb vermutlich mit einer Belastung von Boden, Grundwasser und Fließgewässern verbunden war. Die Werkstatt eines Schuhmachers, der um 1400 auf seinem Grundstück im Lohgerbverfahren gerben durfte, wird vorgestellt. Die direkte Lage an einem kanalisierten Seitenarm der Leine, ein weiterer, das Grundstück durchfließender kleiner Bachlauf und zahlreiche auf dem Grundstück verbliebene Produktionsabfälle erlauben die Annahme, dass eine Belastung von Boden und Wasser durch das wasserintensive Gerben stattfand, dies ist aber nicht belegt. Nur rund 35 m kanalabwärts befand sich eine Badestube, die das Kanalwasser benutzte. Ein davon 150 m südlich liegender Befund eines frühneuzeitlichen Färberofens ist der zweite vorgestellte Betrieb, für den eine direkte Verbindung mit einem Wasserlauf angenommen werden muss. Der archäologische Befund der für die Göttinger Wirtschaft wichtigen Textilveredelung deckt sich mit schriftlichen Quellen.

Einleitung

Gerberei und Lederherstellung gehören zu den Handwerken, die große Mengen und permanent Wasser benötigen. Fast alle solche Werkstätten haben naturgemäß einen Bezug zu einem Fließgewässer. In den meisten Orten sind die Werkstätten dieser Handwerker daher verhältnismäßig ortsfest und befanden sich lange an derselben Stelle. Mit den sich daraus ergebenden Fragen zu Verschmutzung von Boden und Wasser hat Ralph Röber sich als einer der wenigen Archäologen systematisch auseinandergesetzt (Röber 2016). Auch mit dem generellen Thema der Handwerke in mittelalterlichen Städten hat er sich ausführlich beschäftigt. Es erscheint daher passend, für seine Festschrift diese Themen in einem Beitrag zu behandeln.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 241–250.

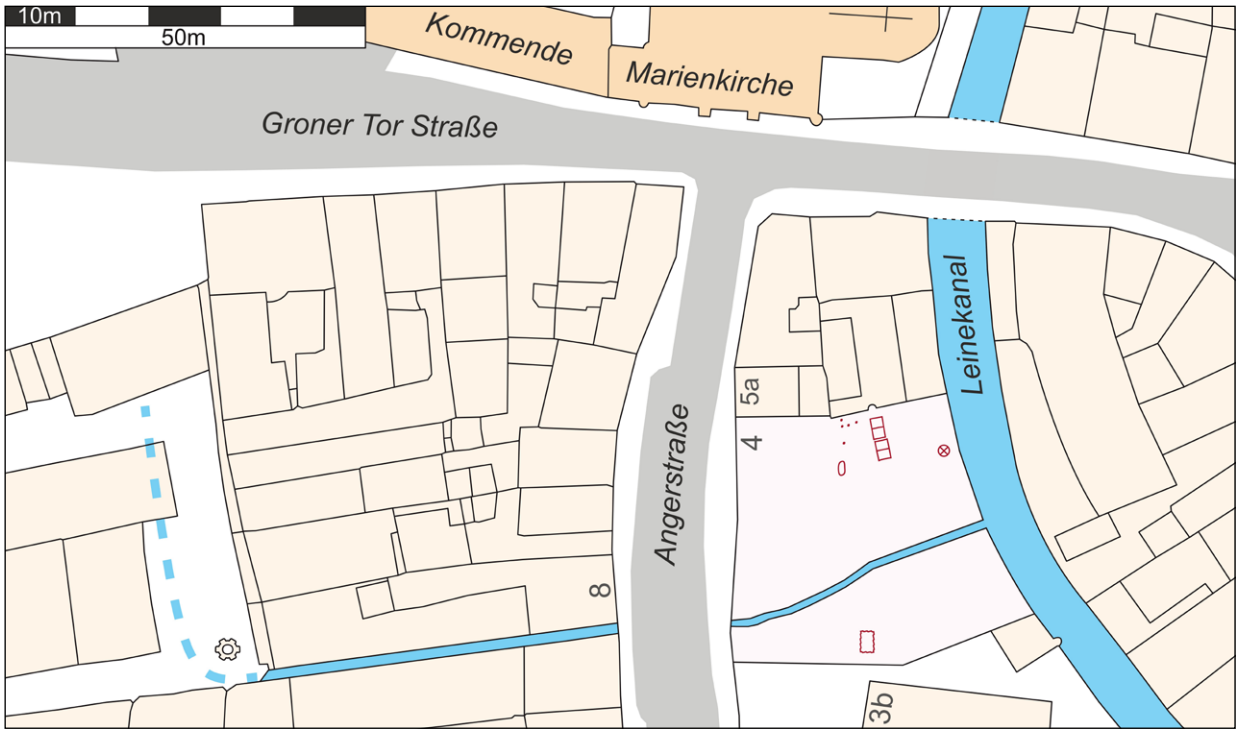


Abb. 1 Göttingen Angerstraße 4: Lageplan des Grundstückes und der wichtigsten Befunde. Noch bis in die Neuzeit floss der schmale Bachlauf „Kuhleine“ quer über die Parzelle bis zum Leinekanal. Er kam von Westen südlich Angerstraße 8, wo auch die Steinmühle lag. Die Badestube lag an der Brücke über den Leinekanal (Grafik J. Elseberg).

Schuhmacher mit eigener Lederproduktion

Im Jahr 1994 wurde in Göttingen eine Notgrabung durchgeführt, in der eine lederproduzierende Werkstatt festgestellt wurde. Die Arbeiten fanden unter großer Zeitnot statt. Zu diesem Zeitpunkt war das „Verursacher- oder Veranlasserprinzip“,[1] nach dem derjenige, der eine Fundstelle durch Bebauung zerstören möchte, auch die notwendigen Ausgrabungsarbeiten durchführen lassen und bezahlen muss, in Deutschland noch nicht ratifiziert, in Niedersachsen entsprechend noch nicht im Denkmalschutzgesetz festgeschrieben. Ausgrabungen wurden dennoch regelmäßig durch die Stadtarchäologie ausgeführt (Arndt 2000), mit meist studentischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die bei der Stadt beschäftigt waren. Im Zeitmanagement waren diese Ausgrabungen aber mehr oder weniger auf Goodwill und Duldung der Bauherrschaften angewiesen, da das damalige Gesetz nur sehr kurze Zeiträume zur Bergung von Funden und dem Schutz von Fundstellen festlegte. In diesem Fall war die Bebauung des innerstädtischen Grundstückes durch ein mehrgeschossiges Wohngebäude mit darunterliegender Tiefgarage geplant. Die Stadtarchäologie kam erst hinzu, als die die Baugrube bereits ausgehoben wurde.[2] Zu diesem Zeitpunkt lag das Grundstück schon mindestens seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts unbebaut. Für die rund 900 m² große Fläche standen nur anderthalb Wochen Grabungszeit zur Verfügung, wobei die Arbeiten auch dann parallel zu den daneben voranschreitenden Bauarbeiten stattfanden, danach war nur noch eine Beobachtung der Baggerarbeiten möglich.

Das Grundstück Angerstraße 4 (FSt. Nr. 35/03) liegt direkt am Leinekanal, der von Zeiten der Stadtgründung bis ins 14. Jahrhundert die Stadtgrenze im Westen der Stadt bildete (Abb. 1). Der Leinekanal ist ein heute mit Bruchsteinmauern gefasster Kanal, der als natürlicher

1 Nach der Konvention von La Valletta („Europäisches Übereinkommen zum Schutz des archäologischen Erbes“, auch Malta-Konvention) ist das Veranlasserprinzip bereits seit 1995 in ganz Europa gültig. In Deutschland hat die Ratifizierung und Umsetzung in die Ländergesetze besonders lange gedauert.

2 Bitter war es für die Stadtarchäologie, dass das Bauprojekt nach dem Ausheben der Baugrube stockte und gar nicht zur Ausführung kam. Die ausgehobene Grube wurde verfüllt und diente für viele Jahre wieder als Parkplatz. Erst 2016 wurde hier schließlich ein Appartementhaus errichtet.

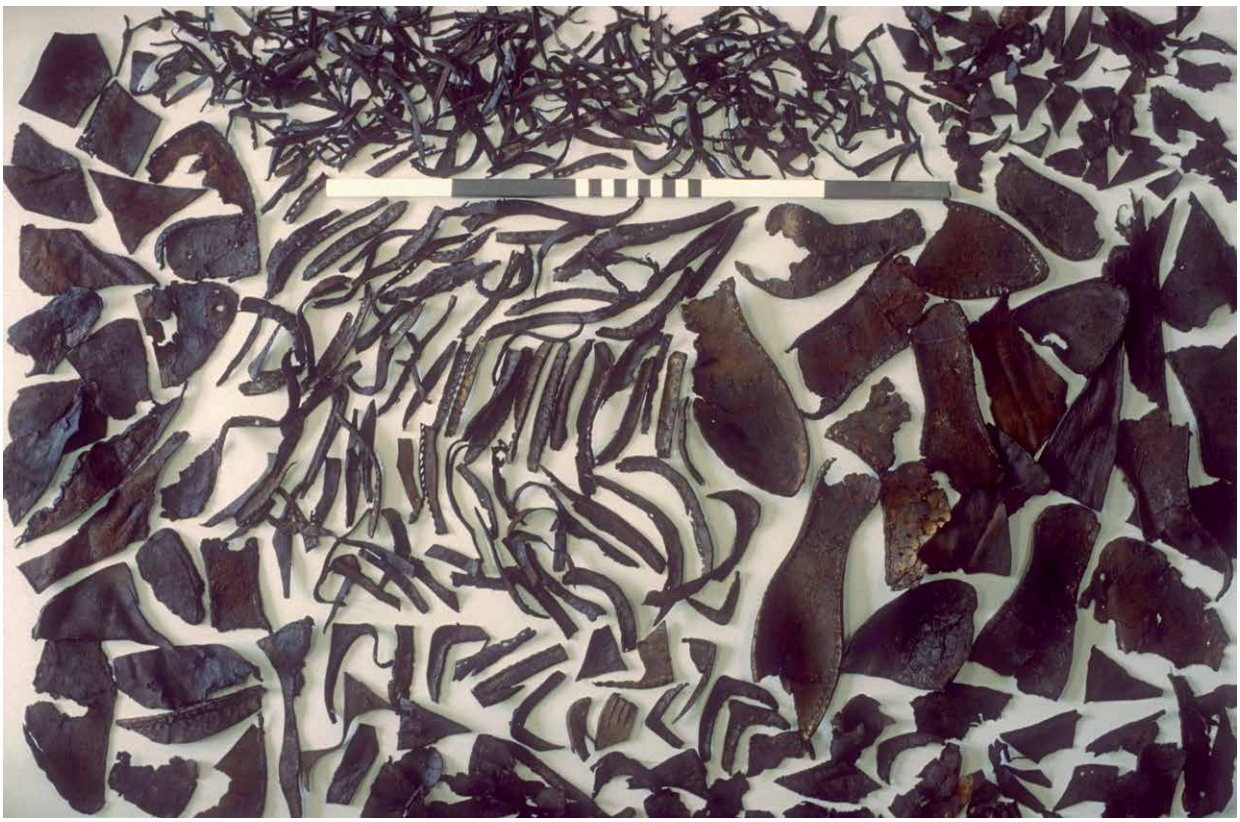


Abb. 2 Göttingen Angerstraße 4: Zuschnittreste von Leder und gebrauchten Schuhen fanden sich in dicken Schichten auf dem Grundstück (H. Michaelis).

Seitenarm der Leine[3] von Süden in die Stadt einfloss (Arndt 2004, 119, Arndt 2020). Westlich des Leinekanals mäanderten weitere kleine Wasserarme (zum Beispiel die sogenannte „Kuhleine"), die heute sämtlich aus dem Stadtbild verschwunden sind. Erst mit Errichtung von Wall und vorgelagertem Wassergraben ab 1362 verlor der Kanal seine Befestigungsfunktion. In der Folge wurden an manchen Stellen Treppen eingebaut, um Zugang zum Wasser für die anliegenden Grundstücke zu ermöglichen. Um den Wasserfluss für die am Kanal anliegenden Mühlen regeln zu können, wurde beim Einfluss im Süden der Stadt ein Wehr eingebaut. Das Gebiet westlich des Groner Tores und des Leinekanals war bereits besiedelt, bevor es vom Wall umschlossen wurde.[4]

Die archäologischen Untersuchungen auf dem Grundstück Angerstraße 4 zeigten, dass der Leinekanal zunächst durch eine hölzerne Einfassung reguliert wurde. Balken von bis zu sieben Meter Länge rahmten den Bachlauf und waren von senkrecht in den Boden gerammten Pfosten gestützt, die im Querschnitt quadratisch und unten angespitzt waren. Diese Konstruktion bildete wohl die erste Befestigung des Kanals. Dendrochronologische Datierungen der Hölzer erbrachten Daten von 1285 (- 6 /+ 8 Jahre) und gaben damit erstmalig den Beleg der mittelalterlichen Einfassung des Leinearms, die mehrfach erneuert wurde (Arndt 1996a, 252–253; Arndt 1996b, Kat. Nr. 675). Erst später wurde offenbar die den Kanal heute säumende Bruchsteinmauer innerhalb der Holzkonstruktion errichtet.

Zu den bei der Ausgrabung dokumentierten Befunden gehörten dicke Schichtpakete von Lederabschnitten, die sich im feuchten Untergrund erhalten hatten. Sie weisen darauf hin, dass hier Leder verarbeitet wurde. Die Art der Abschnitte zeigt, dass hier Schuhe angefertigt und repariert wurden. Sehr viele Abschnitte hatten Nahtlöcher, waren also bereits einmal vernäht. Dazu gehören auch zahlreiche schmale Lederstreifen mit Nahtlöchern, eventuell Abschnitte des Neuzuschnitts benutzter Lederteile.[5] Auch benutzte Sohlen sind unter den Funden.

3 Abweichend Troe 1984.

4 Grabungen fanden zuletzt im Bereich des Heilig-Geist-Hospitals an der Groner-Tor-Straße (Nöcker in Vorbereitung), der daneben gelegenen Deutschordenskommende (Arndt/Brosch 2019; Arndt 2021, 251–257), und an der vor der Stadt liegenden Steinwegsiedlung (Arndt 2007, 267–271; Arndt 2008) statt.

5 Die sogenannten Rahmen, mit denen Sohle und Oberleder verstärkt wurden, kamen erst im 15. Jahrhundert auf (Volken 2009).

Abb. 3 Göttingen Angerstraße 4: Ein großer hölzerner Bottich war nahe am Leinekanal aufgestellt (H. Michaelis).

Abb. 4 Göttingen Angerstraße 4: Eine Reihe hölzerner Kästen dienten zum Einweichen der Häute in unterschiedlichen Flüssigkeiten. Rechts im Bildhintergrund sind die metallene Spundwand und die gegenüberliegende Bruchsteinwand zu sehen, die den Leinekanal säumen (H. Michaelis).

Andere Abschnitte zeigen an, dass neue Sohlen, Oberleder und Flicken geschnitten wurden (Abb. 2).

Die Funde legen nahe, dass eine strenge Trennung zwischen Schuhmachern, die nur neue Schuhe produzierten, und Flickschustern, die Schuh-Reparaturen durchführten, hier wohl nicht gegeben war. Eine solche Trennung wird in der historischen Literatur öfter behauptet und mancherorts wohl durch die Interpretation von Schriftquellen nahegelegt, in Göttinger Quellen werden dagegen keine Flickschuster oder Altmacher genannt. Im archäologischen Befund sind Belege für eine Kombination von Neuherstellung und Reparatur allerdings nicht ungewöhnlich (so auch im benachbarten Einbeck: Heege 2006, 215–216; Volken et al. 2020, 163–176; oder in Stade: Lüdecke 2006, 226). Schuhe konnten repariert, aber auch haltbarer gemacht werden, indem halbe Sohlenstücke oder Fersenstücke aufgenäht wurden (Volken 2009, 206).

Ein bemerkenswerter Befund auf diesem Grundstück war der untere Teil eines hölzernen Bottichs mit einem Durchmesser von rund 180 cm (Abb. 3). Er war direkt neben dem Leinekanal aufgestellt oder eingegraben. Holzerhaltung ist in Göttingen nur selten gegeben und auf Grundstücke mit gut durchfeuchtetem Boden beschränkt. Der Bottich war aus Dauben von 4 bis 5 cm Dicke gefertigt, die jeweils zwischen 14 und 16 cm breit waren. Außen war eine Bindung aus Ruten erhalten. Am unteren Ende hatten die Dauben einen Absatz von zwei Zentimetern, wohl um das Bodenbrett zu fixieren. Der Bottich stand auf einer Packung von dicken Kalksteinen, die zwischen faustgroß und bis zu 20 cm im Durchmesser groß waren. Ihre unterschiedlich dicke Schichtung lässt annehmen, dass sie dazu dienten, den Bottich waagerecht aufzustellen. Zwischen den Steinen fand sich rotsandige Erde mit Eisenoxidausfällungen, wie sie für wasserdurchflossenen Boden typisch sind. Unterhalb dieser Steinpackung lag eine dicke Schicht aus Lederresten. Darunter stand schon der hier vorkommende Flussschotter an. Der Befund ist stratigrafisch jünger als die hölzerne Befestigung des Leinekanals. Offenbar war ein Deckel, dessen Bretter mit einer querliegenden Bohle verbunden waren, in den Bottich hineingestürzt. Zu den zugehörigen Funden zählen Grauwarescherben, Fensterglas, Lederfragmente und diverse Hornzapfen, die Funde legen eine Datierung um 1400 nahe. Herausragender Fund ist ein Pilgerzeichen der Heiltumsweisung in Aachen (Arndt 2016).

Nicht weit entfernt fand sich eine Reihe von vier annähernd quadratischen Holzkästen mit flachem Boden,[6] die in nord-südlicher Ausrichtung aneinandergrenzend angelegt schienen (Abb. 4). Ihre Höhenlage war gestuft (von Norden nach Süden ansteigend), sie waren jeweils circa 1,70 m breit und rund 1,50 m bzw. 1,30 m lang. Jeweils zwei der Holzkästen waren dabei zusammen verzimmert, also aus einem Stück gefertigt und nur innen von einer Querwand getrennt (Arndt 2006, 188). Der Boden der Kästen bestand jeweils aus drei bzw. vier in Längsrichtung nebeneinander gelegten Holzplanken, die mit einer Nut verbunden waren. Die langen Seitenwände hatten eine Nut von rund einem Zentimeter Tiefe, in die die nördliche und südliche Schmalwand, ebenso wie die innere Querteilung eingelassen waren. Hier aufgefundene Textilreste könnten die Reste einer Abdichtung darstellen. Die Holzerhaltung war sehr unterschiedlich, was mit der ehemaligen Nutzung zusammenhängen könnte. Innerhalb der Kästen wurden unterschiedliche Füllungsreste beobachtet. Kasten 19 und Kasten 6 lagen südlicher als die anderen beiden und waren am besten erhalten. Sie enthielten Schlackereste, die mit Keramik und wenigen Metallresten durchmischt waren. Das Holz der nördlich anschließenden Kästen 7 und 8 war schlechter erhalten. Sie fanden sich in einer etwas höheren Lage. Im Inneren wurden Kalksteine (zum Teil verbrannt), sowie Lehm und Schluff gefunden sowie eine weiße, als „mörtelartig“ beschriebene Substanz.

Der Schuhmacher gerbt

Die Kästen, aber auch die zahlreichen Lederabschnitte weisen darauf hin, dass hier Leder nicht nur verarbeitet, sondern auch hergestellt wurde. Um aus einer Tierhaut Leder zu machen, sind verschiedene chemische und mechanische Prozesse notwendig, die die Faserstruktur im Gewebe auflösen und das spätere Leder geschmeidig werden lassen sollen. Zudem soll der natürliche Zersetzungsprozess der Haut unterbrochen werden. Vermutlich dienten die Kästen dazu, Häute einzulegen und in unterschiedlichen Medien einzuweichen. Häute wurden frisch, aber auch getrocknet von den Fleischhauern bezogen. Nach dem Einweichen in Wasser, der sogenannten Weiche, war die Haut aufgequollen und auf der Fleischseite anhaftende Fleischbestandteile konnten entfernt werden. Danach wurden die Häute in einem Äscher eingelegt, um die Haare der Tierhaut zu entfernen, die Haut zu entfetten und Eiweißstoffe herauszulösen. Die in Resten aufgefundene weiße Substanz am Boden des einen Kastens wäre demnach wahrscheinlich Holz-Asche, eventuell auch ein Kalk-Asche-Gemisch. Das Weichen und Aufschließen im Äscher kann zwischen einer und drei Wochen dauern. Danach können die Haare und die lose Oberhaut abgeschabt werden (Jenisch 2008, 219). Bei den Einweich- und anschließenden Spülprozessen entstehen unangenehme Gerüche. Anschließend muss wieder kräftig gespült werden.

Eckige, annähernd quadratische Holzkästen mit flachen Böden wurden auch in anderen Gerberwerkstätten nachgewiesen (so in Braunschweig: Alper 2006, 172; in

6 Die Kästen haben die Befundnummern 6, 7 und 8 sowie 19.

Abb. 5 Darstellung des Gerbers am Schabebaum im Ständebuch des Jost Amman von 1568. Rechts neben ihm hängen rohe Rinderhäute noch mit Schädelteilen und Hörnern. Links steht ein Gerber in einer Grube, die mit Flechtwerk ausgesteift ist. Der Bach im Hintergrund charakterisiert die typische Lage der Werkstätten an einem Fließgewässer (nach Amman 1568, verändert).

Hamburg: Först 2006, 203; in Lübeck: Mührenberg 2006, 457, aber auch in Beverley in England: Evans 2006, 78).

In einer kleinen Grube wurde eine braune, faserige Masse gefunden. Vermutlich hat es sich um Lohe gehandelt, also geriebene Eichenrinde, die für die Gerberei eine wichtige Rolle spielte. Die Eichenrinde wurde in Lohmühlen zerkleinert und dann in Wasser eingeweicht, um die Gerberlohe zu erhalten. Die in der Rinde enthaltenen Gerbstoffe gehen dabei in die Flüssigkeit über. Die Göttinger Lohmühle war eine verhältnismäßig kleine Mühle und lag rund 300 m flussaufwärts. Sie wurde auf der Innenseite des Walls am Einfluss des Leinekanals in die Stadt angelegt, direkt gegenüber der Odilienmühle (Arndt 2020, 217). Sie wurde den Schuhmachern am 14. Juni 1418 auf Erbzins verpachtet (UB II, 72). Eine Vorgängermühle ist nicht bekannt. Für das eigentliche Gerben in der Lohe wurde wohl der runde Bottich verwendet, in dem die Häute auch getreten werden konnten. Offenbar wurden der Gerberlohe auch Hornzapfen zugesetzt, um darin enthaltene Fette an die Lohe abzugeben (Mulsow 2006, 287). Das würde die häufigen Funde von Hornzapfen im Zusammenhang mit Gerbereibefunden erklären, denn in vielen Fällen werden zwar Hornzapfen in größerer Anzahl, aber keine zugehörigen Schädelknochen gefunden. Der eigentliche Gerbprozess, also das Einlegen in die Gerberlohe, kann zwischen 9 und 24 Monaten dauern (Jenisch 2008, 220).

Eine Darstellung des 16. Jahrhunderts aus Jost Ammans Ständebuch zeigt den Gerber in seiner Werkstatt, knietief im Wasser oder Abfällen stehend und mit einem Schabeisen die Haare von einer eingeweichten Tierhaut schabend. Über ihm sind Häute, noch mit Schädeln, Schwänzen und Klauen, aufgehängt (Abb. 5). Im Hintergrund steht ein Geselle in einer Grube aus Flechtwerk, in der vermutlich Häute eingeweicht werden. Eine großformatige Grube mit Flechtwerkwänden (2,5 × 3 m) wurde auch in der Angerstraße 4 festgestellt (vgl. Abb. 1). Weitere Befunde sind eine ovale Grube mit Flechtwerkwand und nur wenige Pfostengruben. Die bei den Arbeitsgängen entstehenden Abfälle wurden vermutlich direkt im Leinekanal entsorgt. Für Arbeiten der Oberflächenverbesserung und Ausrecken des Wassers scheinen auch Glättknochen benutzt worden zu sein, die manchmal fälschlich als Schlittknochen angesprochen werden (Becker 1990). Auch in der Angerstraße 4 wurde ein solcher Glättknochen gefunden, der aus dem Mittelhand- bzw. Mittelfußknochen eines Rinds gefertigt und mit zwei Löchern versehen war.

Berücksichtigt man, dass in anderen Städten Gerberwerkstätten mit einer Vielzahl von Bottichen gefunden wurden (zum Beispiel in Brügge bis zu 45 runde Bottiche auf einem Grundstück: de Witte 2006, 120), spricht alles dafür, dass hier ein Schuhmacher gesessen hat, der für den eigenen, nicht zu großen Bedarf gerbte. Die Göttinger Schuhmacher waren in einer Gilde zusammengeschlossen und konnten 1344 einen neuen Schuhhof direkt am Marktplatz neben dem historischen Rathaus bauen (Statuten Nr. 57, Anmerkung 3; UB I Nr.155, allgemein zum Göttinger Gerberhandwerk: Buchhagen 1998). In den Schriftquellen kommen sie vor allem wegen Auseinandersetzungen mit anderen Handwerken vor. Nach einem Rechtsspruch des Göttinger Rates vom 30. Januar 1428 durften die Göttinger Schuhmacher mit Lohe gerben *alse von aldere ghewesen is*, also wie von alters her gewohnt. Die Kürschner dagegen sollen Felle, die mit Lohe gegerbt werden sollen, den Schuhmachern geben, um sie dort mit in die Lohe zu geben. Die Kürschner dürfen aber rohe Felle kaufen (grün oder geschoren), die Wolle abrupfen und verkaufen und die Felle weißgerben oder mit *bettelkalke* (Statuten Nr. 131). Beutelschneider und Krämer dürfen ausdrücklich nicht gerben, aber sie dürfen aus gekauften Häuten Riemen schneiden und Beutel herstellen und diese verkaufen (Statuten Nr. 83 und Nr. 1401).

Geht man davon aus, dass nicht nur abgeschabte Fleisch- und Fettreste sowie Haare im direkt angrenzen-

den Leinekanal entsorgt wurden, sondern auch die Reste der Gerberlaugen, und dass die verarbeiteten Häute wohl direkt im Fließgewässer gespült wurden, scheint es umso erstaunlicher, dass nur 35 m unterhalb, also in Fließrichtung des Leinekanals, sich auf der gegenüberliegenden Kanalseite eine Badestube befand. Die Badestube auf dem Groner Tor, die *Groener stoven*, wird unter anderem anlässlich eines dort verübten Mordes 1423 und 1425 genannt (Statuten Nr. 124 und Nr. 225 *badestoven*; UB II 416 Anm. 20). 1402 wird in den Statuten festgehalten, dass Schuhmacher nur in ihrem Haus oder auf Ihrem Grundstück Leder zubereiten und gerben sollen (Statuten Nr. 85), gleiches galt bereits seit 1302 für die Gerber (Statuten Nr. 9 und Nr. 11). *kalkwater* darf dabei nicht eingeleitet werden. Dazu gehört auch eine Anmerkung von 1428, dass Hanse von Dasle einen *koven* (stallartiges Gebäude) wieder abbrechen muss, *de dar stunt up dem watere boven dem Groner stoven* (also wohl über dem Leinekanal an der Badestube) und dass keine Häute an der Stube oder der Tränke über das Wasser gehängt werden dürfen. Vielmehr sollen sie da hängen, wo sie von alters her gehangen haben (Statuten Nr. 85, Anmerkung 5).

Die Qualität des Wassers im Leinekanal kann rückwirkend natürlich nur schwer ermittelt werden, da sie auch mit der (unbekannten) Menge des durchfließenden Wassers zusammenhängt (Röber 2016, 28). Eine Belastung des Wassers durch die saure Gerberlohe, die organischen Reststoffe, weitere eventuell der Lohe zugesetzte Beizstoffe wie Alaun und vermutlich zusätzlich eingeleitete Fäkalstoffe, darf aber angenommen werden.

Färberwerkstatt

Nicht sehr weit südlich entfernt, fanden sich auf dem Grundstück Angerstraße 14 (FStNr. 48/06) die Reste einer Werkstatt eines Färbers (Arndt 2007, 274–276). Die Färber veredelten die von den Wollwebern hergestellten Tuche. Auf dem Grundstück, welches direkt an den Wall angrenzt, wurde 2005 eine nur sehr kleine Teilfläche im Hof hinter der straßenständigen Bebauung archäologisch untersucht. Außer wenigen Fundamentresten wurde die steinerne Unterkonstruktion eines Färberofens festgestellt. In einer runden Konstruktion aus Kalksteinen war mit Backsteinen eine Brennkammer errichtet worden. Im Zentrum war eine rechteckige Feuerstelle aus wiederverwendeten, senkrecht gestellten Dachpfannen eingelassen. Diese Konstruktion einer flachen Brennstelle aus sekundär verwendeten Dachziegeln wird in Göttingen regelmäßig in den Dielen der mittelalterlichen Häuser gefunden, wo sie die großformatigen Herdstellen bildeten. Das Ofeninnere, also die Steine selbst, die Vermörtelung aus Lehm, der Zugang zur Brennkammer aus Backsteinen und das umgebende Erdreich waren durch die Hitzeeinwirkung rot verziegelt und zeigen so an, dass es sich um eine Ofenanlage handelt. Der annähernd kreisrunde Befund hatte einen Außendurchmesser von 2,6 m, die eckige Brennkammer maß 1,6 × 0,95 m. Der Ofen wurde an selber Stelle mindestens einmal erneuert, dies belegt neben den überlagernden Schichten die Verschiebung des Zugangs zur Brennkammer, der einmal um 90 Grad versetzt wurde (Abb. 6). Vor der eckigen Brennkammer bestand offenbar eine eingetiefte Arbeitsgrube, die im Profil ablesbar war.

Auf dem runden Ofen konnte ein Kessel mit Färberlauge erhitzt werden, vermutlich wurden dafür Metallkessel verwendet. Zeitgenössische Darstellungen, zum Beispiel in der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zeigen Färber an großen Kesseln, zum Teil mit Ringösen als Handhaben. Der Färber rührt mit einer Holzstange darin. Die Darstellung von Distelkarden auf demselben Bild zeigt an, dass das Aufrauen nach dem Trocknen des gefärbten Stoffes, um eine flauschige Oberfläche zu erzielen, auch zu den Tätigkeiten der Färber gehörte.[7] Auf der Darstellung im Ständebuch von Jost Amman ist eine Stange oberhalb des Kessels befestigt, über die die langen Stoffbahnen gehängt werden konnten. Die „Laken“ genannten Tuche der Göttinger neuen Wollenwebergilde hatten immerhin Maße von ca. 2,6 x 14 m, nach dem Walken noch rd. 1,7 x 10,7 m (Neitzert 1987, 338). Das Färben von Tuchen steht in direktem Zusammenhang mit der Wolltuchproduktion, einem in der frühen Neuzeit führenden Wirtschaftszweig Göttingens. Die Göttinger Tuche wurden von der Gilde in ihrer Qualität geprüft und seit dem 15. Jahrhundert mit dem Göttinger „G“ gesiegelt. Göttinger Tuchplomben wurden in ganz Skandinavien bis hin nach Helsinki und auch in Novgorod gefunden (Schütte 1993). Sie sind Beleg für den weiten Radius des hansischen Exporthandels.

Die begleitenden Funde weisen die Ofenanlage in das 16. Jahrhundert. Der wirtschaftsgeschichtlich für die Stadt so wichtige Zweig der Textilherstellung und -veredelung kann zwar in Schriftquellen nachgewiesen werden, schlägt sich aber kaum im archäologischen Material nieder, da sich das organische Material nicht erhält. Werden Tuchreste gefunden, ist nicht sicher, ob diese aus lokaler Produktion stammen. Der Befund ist daher trotz langjähriger Forschung in Göttingen einmalig. Auch aus anderen Orten in Niedersachsen ist bisher erst ein (jüngerer) Ofen eines Seidenfärbers des 18. Jahrhunderts in Braunschweig (Friesenstraße)[8] nachgewiesen worden. Vergleichbare, als schlüssellochförmig beschriebene mittelalterliche Färberöfen werden aus London, direkt an der Themse liegend, genannt (Egan 1991, 12–14) und sind auch aus den Niederlanden belegt (van de Venne 2008, 256).

---

7 https://hausbuecher.nuernberg.de/index.php?do=query&mo=4&rs=1&os=10&vo=279&tt=prs-jobnorm&tm=F%C3%A4rber; besonders: https://hausbuecher.nuernberg.de/75-Amb-2-317-6-v (Stand: 26.3.2024).

8 Freundliche Mitteilung Götz Alper 2006.

Abb. 6 Angerstraße 14: Der Färberofen mit rundem Grundriss, die eckige Brennkammer ist schon geschnitten. Der Zugang zur Brennkammer wurde einmal um 90° versetzt (K. Gößner).

Auch zum Färben wird naturgemäß viel Wasser benötigt, für die Lauge zum Färben ebenso wie für diverse Spülgänge. Die untersuchte Parzelle liegt allerdings nicht direkt am Leinekanal, sondern von diesem rund 200 m Luftlinie entfernt. Vielleicht floss hier einer der historischen Leinearme durch, die in anderen Grabungen auf etwas weiter nördlich liegenden Grundstücken in der Nähe mehrfach erfasst wurden[9]. Im 14. Jahrhundert wird in den Quellen die Steinmühle genannt, die Fahlbusch (1952, 105) westlich der Angerstraße (hinter dem Grundstück Angerstraße 8) verortet. Sie wird im späten 15. Jahrhundert zur Walkemühle der in der Neustadt ansässigen Neuen Wollenweber umgebaut, wobei eine Färberei auf dem Anger explizit genannt wird (Fahlbusch 1952, 105). Durch einen hölzernen Kanal könnte ein solcher kleiner Bachlauf angezapft worden sein. Wegen des kleinen Ausschnitts der Grabung[10] konnte Derartiges aber nicht festgestellt werden. Außer Wasser werden große Mengen Brennmaterial benötigt. Die Färberlauge muss über längere Zeit warmgehalten werden, wobei für unterschiedliche Farben auch unterschiedliche Temperaturen gehalten werden mussten. So beim Rotfärben eine Temperatur kurz unter dem Siedepunkt, während beim Blaufärben die Lauge nur warm sein soll (de Witte 2006, 121). Die Hitze ist auch nötig, um die Farben gut mit den Stofffasern zu verbinden und ein späteres Auswaschen zu verhindern, welches zu Klagen der Kunden führen konnte.

Die Färber waren erst im 15. Jahrhundert nach Göttingen zugezogen, um die Laken der Neuen Wollenweber zu veredeln (Neitzert 1987, 338–339). Vorher wurden

9 Fundstellen siehe Anmerkung 4.

10 Hier wurde nur die Fläche untersucht, die für ein kleines, hierher transloziertes Fachwerkhaus benötigt wurde (ca. 65 m²). Heute ist der Befund unterhalb des als Synagoge der jüdischen Gemeinde genutzten Gebäudes erhalten und kann in Führungen besichtigt werden.

die Tuche wohl ungefärbt in den Handel gebracht. Für das Grundstück Angerstraße 14 wird in dem im Stadtarchiv geführten Göttinger Häuserbuch (Band 1 3/C, fol. 186) für 1542 als Bewohner ein Hans Hagemann mit der Berufsbezeichnung *tinctor*, also Färber, genannt.[11]

Nach den Statuten (Nr. 225 *wullenwevere* II B) sollten die Färber fünf Farben färben: Blau, Grün, Rot, Braun und Schwarz, wobei Wert auf *ghude, bestendighe farwe* gelegt wurde. Die Farben waren unterschiedlich teuer: Für Laken die blau, grün oder rot gefärbt sind sollte *eyn gulden an golde* oder 21 Schillinge Göttinger Währung gezahlt werden. Für jedes Laken *dem he schone brune holtfarve gifft* (also braun) eine halbe Mark Göttinger Währung und für jedes schwarz gefärbte Laken sollte der Färber 31 Schillinge erhalten.

Als Färbemittel wurden unterschiedliche Pflanzen eingesetzt. Auch den Färbelaugen wurden alkalische Zusätze zugegeben, um eine bessere Farbaufnahme und haltbarere Färbung zu erzielen. Es ist anzunehmen, dass die Laugen zur Entsorgung nicht weit transportiert wurden. Eine sich hieraus ergebende Umweltbelastung, vor allem des Bodens, darf angenommen werden.

Schlussbemerkung

Durch die Funde ist belegt, dass ein Teil der organischen Abfälle, die sowohl beim Gerben wie auch beim Färben anfielen, direkt auf den Grundstücken der Handwerker verblieben. Dabei wurden manchmal bereits bestehende Gruben verfüllt, manchmal auch dicke Schichten angehäuft. Dicke Pakete von Lederabschnittsresten zeigen an, dass diese einfach auf dem Grundstück liegen geblieben sind. Richtig ist aber, dass selbst die großen aufgefundenen Mengen nicht den gesamten Abfall einer Schuhmacherei und eines über Jahre bestehenden Gerberbetriebs zum Beispiel auf dem Grundstück Angerstraße 4 repräsentieren, sondern dass vieles an anderen Stellen deponiert worden sein muss (siehe hierzu auch Evans 2010, 269; Arndt 1999a, Arndt 1999b). Auch die Abfallfunde stellen eine Auswahl der damaligen Grundstücksbesitzer dar. Welche Abfälle liegen blieben und was aus der Stadt geschafft werden musste, hing vor allem auch davon ab, was als gefährlich eingeschätzt wurde. Diese Einschätzung ist wiederum mit dem damaligen Erkenntnisstand verbunden. Zahlreiche Verbote und obrigkeitliche Regelungen zum Umgang mit Abfällen sprechen dafür, dass hier keine Gleichgültigkeit der mittelalterlichen Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner bestand (hierzu zuletzt Arndt 2020, 223–225). Gleiches gilt für die Wasserqualität: gutes Wasser findet Lob in Reisebeschreibungen, das Anlegen privater Brunnen und vor allem auch öffentlicher Brunnen in den Straßen und schließlich als repräsentative Anlage in zentraler Lage auf dem Marktplatz belegen, dass hierauf großer Wert gelegt wurde. Städtische Regelungen, die der Reinhaltung von Straßen und Wasserläufen dienen, sollten deshalb nicht simpel als Beleg für unhaltbare Zustände gedeutet werden, sondern als Zeugnis für ein wachsendes Problembewusstsein und die Erkenntnis, dass für die hiermit verbundenen Probleme gemeinschaftliche, nicht individuelle Lösungen nötig waren.

11 Den Hinweis verdanke ich Ernst Böhme, ehemals Stadtarchivar Göttingens.

Literatur

Alper 2006: G. Alper, Das Braunschweiger Handwerk im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Gläser 2006, 157–182.

Amman 1568: J. Amman, Das Ständebuch. Insel-Bücherei 133 (Frankfurt 1568).

Arndt 1996a: B. Arndt, Größere Fundbergungen und Ausgrabungen der Stadtarchäologie in der Stadt Göttingen. Bericht für die Jahre 1992–1995. Göttinger Jahrbuch 44, 1996, 244–261.

Arndt 1996b: B. Arndt, Angerstraße 4, Kat. Nr. 675 in ‚Fundchronik Niedersachsen 1994'. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 64 (2) 1995 (Stuttgart 1996).

Arndt 1999a: B. Arndt, Abfallbeseitigung in der mittelalterlichen Stadt. Aspekte aus archäologischer Sicht. In: M. Heinzelmann (Hrsg.), Umweltgeschichtliche Erkundungen in Göttingen. Ein Stadtlesebuch rund um den Müll (Göttingen 1999) 47–63.

Arndt 1999b: B. Arndt, Fundgrube Kloake. Annäherungen an ein anrüchiges Thema. Archäologie in Niedersachsen 2, 1999, 105–108.

Arndt 2000: B. Arndt, Großflächige Ausgrabungsarbeiten einer bandkeramischen Siedlung mit Bestattungen in Göttingen – Ein Beispiel für die Umsetzung des Verursacherprinzips. Die Kunde NF 51, 2000, 205–211.

Arndt 2004: B. Arndt, Spuren früher Wasserversorgung in Göttingen. in: A. Hoffmann/A. Richter (Hrsg.), Wasser für Kassel – Zur Geschichte der Wasserversorgung der Stadt und ihrer Region. Kasseler Wasserbau-Mitteilung 15, 2004, 119–128.

Arndt 2006: B. Arndt, Archäologische Befunde zum Handwerk im mittelalterlichen Göttingen. In: Gläser 2006, 183–197.

Arndt 2007: B. Arndt, Ausgrabungen und Fundbergungen der Stadtarchäologie im Stadtgebiet von Göttingen im Jahre 2006. Göttinger Jahrbuch 55, 2007, 265–276.

Arndt 2008: B. Arndt, Ein Weg am Wasser. Der St. Johannisdamm in Göttingen. Archäologie in Niedersachsen 11, 2008, 103–106.

Arndt 2016: B. Arndt, Beitrag „Pilgerzeichen" im Artikel Schmuck. Archäologie in Niedersachsen 19, 2016, 33–34.

Arndt 2020: B. Arndt, Medieval and Post-Medieval Urban Water Supply and Sanitation. Archaeological Evidence from Göttingen and North German Towns. In: N. Chiarenza/A Haug/U. Müller (Hrsg.), The Power of Urban Water. Studies in Premodern Urbanism (Berlin 2020), 213–227.

Arndt 2021: B. Arndt, Aktuelle Ausgrabungen und interessante Neufunde: Bericht der Stadtarchäologie Göttingen aus den Jahren 2017 bis 2019. Göttinger Jahrbuch 69, 2021, 241–266.

Arndt/Brosch 2019: B. Arndt/R. Brosch, Herzog Albrechts „Nygenstad“ und Ordensritter. Stadttopografisches Schachspiel auf nassem Grund am Rande Göttingens. Archäologie in Niedersachsen 22, 2019, 145–149.

Becker 1990: C. Becker, Bemerkungen über Schlittknochen, Knochenkufen und ähnliche Artefakte, unter besonderer Berücksichtigung der Funde aus Berlin-Spandau. Festschrift für Hans R. Stampfli (Basel 1990) 19–30.

Buchhagen 1998: S. Buchhagen, Gerberhandwerk in Göttingen. In: B. Schlegel (Hrsg.) Altes Handwerk und Gewerbe in Südniedersachsen. Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft südniedersächsischer Heimatfreunde 15 (Duderstadt 1998) 39–58.

Egan 1991: G. Egan, Industry and economics on the medieval and later London waterfront. In: G. L. Good/R. H. Jones/ M. W. Ponsford, Waterfront archaeology. CBA Research Report 74 (Oxford 1991) 9–18.

Evans 2006: D. Evans, Crafts and industries in Beverley and Hull from 1200 to 1700. In: Gläser 2006, 71–91.

Evans 2010: D. Evans, „A good riddance of bad rubbish?“ Scatological musings on rubbish disposal and the handling of ‚filth‘ in medieval and early post-medieval towns. In: K. de Groote/D. Tys/M. Pieters (Hrsg.), Exchanging Medieval Material Culture: Studies on archaeology and history presented to Frans Verhaeghe (Brüssel 2010) 267–278.

Fahlbusch 1952: O. Fahlbusch, Die Topographie der Stadt Göttingen. Studien und Vorarbeiten zum historischen Atlas Niedersachsens 21 (Göttingen 1952).

Först 2006: E. Först, Handwerksnachweise in Hamburg vom 12. bis zum 18. Jahrhundert. In: Gläser 2006, 199–209.

Gläser 2006: M. Gläser (Hrsg.), Das Handwerk. Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum V (Lübeck 2006).

Heege 2006: A. Heege, Archäologische Handwerksnachweise in Einbeck. In: Gläser 2006, 211–222.

Jenisch 2008: B. Jenisch, Von der grünen Haut zum Leder – Archäologische und historische Spuren des Gerberhandwerks. In: W. Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk – eine Standortbestimmung. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (Soest 2008) 217–231.

Lüdecke 2006: T. Lüdecke, Das Handwerk in der Stadt Stade – archäologische und historische Notizen, mit Schwerpunkt auf der Situation des 14. Jahrhunderts. In: Gläser 2006, 223–238.

Statuten: Göttinger Statuten. Akten zur Geschichte der Verwaltung und des Gildewesens der Stadt Göttingen bis zum Ausgang des Mittelalters. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 25, bearb. von G. Freiherr von der Ropp (Hannover 1907).

Mulsow 2006: R. Mulsow, Archäologische Nachweise zum mittelalterlichen Handwerk in Rostock. In: Gläser 2006, 285–302.

Mührenberg 2006: D. Mührenberg, Das Handwerk in Lübeck vom 12. bis zum 18. Jahrhundert im Spiegel archäologischer Funde und Befunde. In: Gläser 2006, 253–270.

Neitzert 1987: D. Neitzert, Göttingens Wirtschaft, an Beispielen des 15. und 16. Jahrhunderts. In: D. Denecke/H.-M. Kühn, Göttingen – Geschichte einer Universitätsstadt. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges (Göttingen 1987) 298–345.

Nöcker in Vorbereitung: S. Nöcker, Leben und Sterben im Göttinger Heilig-Geist-Hospital. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 37, 2024.

Röber 2016: R. Röber, Die Belastung von Wasser und Boden in der mittelalterlichen Stadt – Einzelfall oder Paradigma? Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters 29, 2016, 21–36.

Schütte 1993: S. Schütte, Tuchplomben als Städtische Zeichen. Das Fallbeispiel Göttingen. Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg 1993, 135–141.

Troe 1984: H. Troe, Zur Frage des Gewässernetzes in und um Göttingen im Mittelalter. Göttinger Jahrbuch 32, 1984, 57–64.

UB I und UB II: Urkundenbuch der Stadt Göttingen. Urkundenbuch des Historischen Vereins für Niedersachsen 6/7, herausgegeben von Gustav Schmidt, 2 Bde. (Hannover1863/1867).

Van de Venne 2008: A. van de Venne, Poken en stoken, brouwen en koken. Archeologie en geschiedenis van 100 ambachtelijke ovens. AWN-reeks no. 4 (Vlaardingen 2008).

Volken 2009: S. und M. Volken, Der schuhtechnologische „Big-Bang“ der Wendezeit. In: S. Frommer/B. Scholkmann/C. Vossler/M. Wolf (Hrsg.), Zwischen Tradition und Wandel, Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts. Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 3 (Büchenbach 2009) 205–215.

Volken et al. 2020: M. Volken/A. Heege/St. Teuber, Einbeck-Petersilienwasser 2. Lederfunde und Schusterwerkzeug. Studien zur Einbecker Geschichte 19 (Oldenburg 2020).

De Witte 2006: Hubert de Witte, Craft in the town of Brugge: archaeological evidence. In Gläser 2006, 115–122.

Adresse

Betty Arndt, M.A. FSA
Stadtarchäologie Göttingen
FD Bauordnung, Denkmalschutz und Archäologie
Stadt Göttingen
Rote Straße 34
37073 Göttingen
B.Arndt@goettingen.de

Die Entwicklung des Trittwebstuhls in Südwestdeutschland – Ein Überblick

Jonathan Scheschkewitz

Zusammenfassung

Durch Ausgrabungen ließen sich in den letzten Jahren eine große Anzahl von Horizontalwebstühle in Baden-Württemberg archäologisch erfassen, die in den Zeitraum vom 11.–18. Jahrhundert datiert werden können. Der Großteil der Befunde stammt aus (früh)städtischen Zentren, während ländliche Siedlungen bislang unterrepräsentiert sind. In dem Beitrag wird ein Überblick über die Befunde gegeben und der Versuch unternommen, Entwicklungstendenzen aufzuzeigen. Aufgrund der guten Erhaltungsbedingungen ließen sich insbesondere bei den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Befunden aus Isny im Allgäu interessante konstruktive Details erfassen.

Einleitung

Bei der Auswahl eines Beitrages für den Jubilar lag es nahe, einen Bezug zum mittelalterlichen Handwerk herzustellen. Tatsächlich geht dieser auf einen Vortrag beim „Archäologischen Arbeitskreisen zur Erforschung des mittelalterlichen Handwerks“ 2021 in Soest zurück, dessen Mitinitiator Ralph Röber ist. Da eine Publikation dieser Ergebnisse damals nicht stattgefunden hat, bietet sich hier nun die Gelegenheit, dies nachzuholen. Bereits 2006 hat Renata Windler ausgehend von dem 1990 ausgegrabenen Befund eines abgebrannten Webkellers des 14. Jahrhundert in der Tösstalstrasse 7 in Winterthur eine Zusammenstellung der bekannten archäologischen Nachweise zu Trittwebstühlen auf der Tagung in Soest vorgestellt (Windler 2008). Durch die Vorlage der Befunde kristallisierte sich eine charakteristische Befundkombination heraus, die durch eine leicht zur Mitte versetzte ovale oder trapezoide Grube innerhalb eines Gevierts von rechteckig angeordneten Pfostenlöchern gekennzeichnet ist. Dabei erlaubt die Position der Trittgrube, die Sitzposition des Webers oder der Weberin auf der zu den Pfosten versetzten Seite der Trittgrube zu rekonstruieren (Windler/Rast-Eicher 2000). Aus der Schweiz liegen seitdem auch aus ländlichen Siedlungen vermehrt Nachweise von Grubenhäusern mit Befunden von Horizontalwebstühlen vor (Roth 2008; König 2011). Aus Südwestdeutsch-

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 251–268.

Abb. 1 Freigelegter Fußboden eines abgebrannten Grubenhauses des Hochmittelalters mit den Resten eines Gewichtswebstuhls in Bissingen/Teck. Zwischen Webstuhl und Grubenhauswand lagen sechzehn weitere Webgewichte, die wahrscheinlich ursprünglich dort in einer Kiste aufbewahrt wurden (Landesamt für Denkmalpflege, Jan König).

land waren zu diesem Zeitpunkt lediglich drei unsichere Befunde, einer in Hilzingen-Weiterdingen, Kr. Konstanz (Aufdermauer 1993, 269) und zwei aus Rottweil,[1] sowie ein Webkeller aus dem 14. Jahrhundert aus Ulm bekannt (Stelzle-Hüglin 2001). Seitdem hat sich die Anzahl der Fundstellen deutlich vergrößert und deckt mittlerweile den chronologischen Rahmen vom 11. bis in das 18. Jahrhundert ab.

Forschungsstand

Bis in das hohe Mittelalter finden sich in ländlichen, aber auch frühstädtischen Siedlungen immer wieder Grubenhäuser, in denen sich Webgewichte und Spinnwirtel befanden, und die damit indirekt die Produktion von Textilien vor Ort belegen. Seltener sind entsprechende charakteristische Befunde von Vertikal- oder Gewichtswebstühlen, die sich in Form von zwei, meist leicht zur Mittelachse versetzen Pfostengruben zu erkennen geben (zusammenfassend Rast-Eicher 1992; Zimmermann 1990). Im günstigen Fall zeichnet sich zwischen den Pfosten noch eine Rinne ab, deren Funktion unterschiedlich interpretiert wird.[2] Der grundsätzliche Aufbau lässt sich durch entsprechende Webhütten verifizieren, die einem Schadfeuer zum Opfer gefallen sind. Eindrücklich ist ein Grubenhaus aus Bissingen/Teck, das 2018 bei einer Rettungsgrabung freigelegt werden konnte (Abb. 1). Auf der Sohle fanden sich zwischen den Resten von zwei verkohlten Pfosten die Webgewichte des stehenden Webstuhls aufgereiht (Brenner 2019, 237–238). Mit dem Siegeszug des Horizontal- oder Trittwebstuhls ist die Verwendung von Webgewichten nicht mehr erforderlich. Daher verschwindet diese Fundgattung und damit der indirekte Hinweis auf

1 Rottweil-Königshof: Windler 2008, 210 Anm. 41; Rottweil-Altstadt: Ade et al. 2005, 190–191 Abb. 90.

2 Vgl. z.B. Zimmermann (1990, 418) zur Erhöhung der Luftfeuchtigkeit und Windler (2008, 204) als Abdrücke von Schwellbalken auf denen die Webstuhlkonstruktion ruhte.

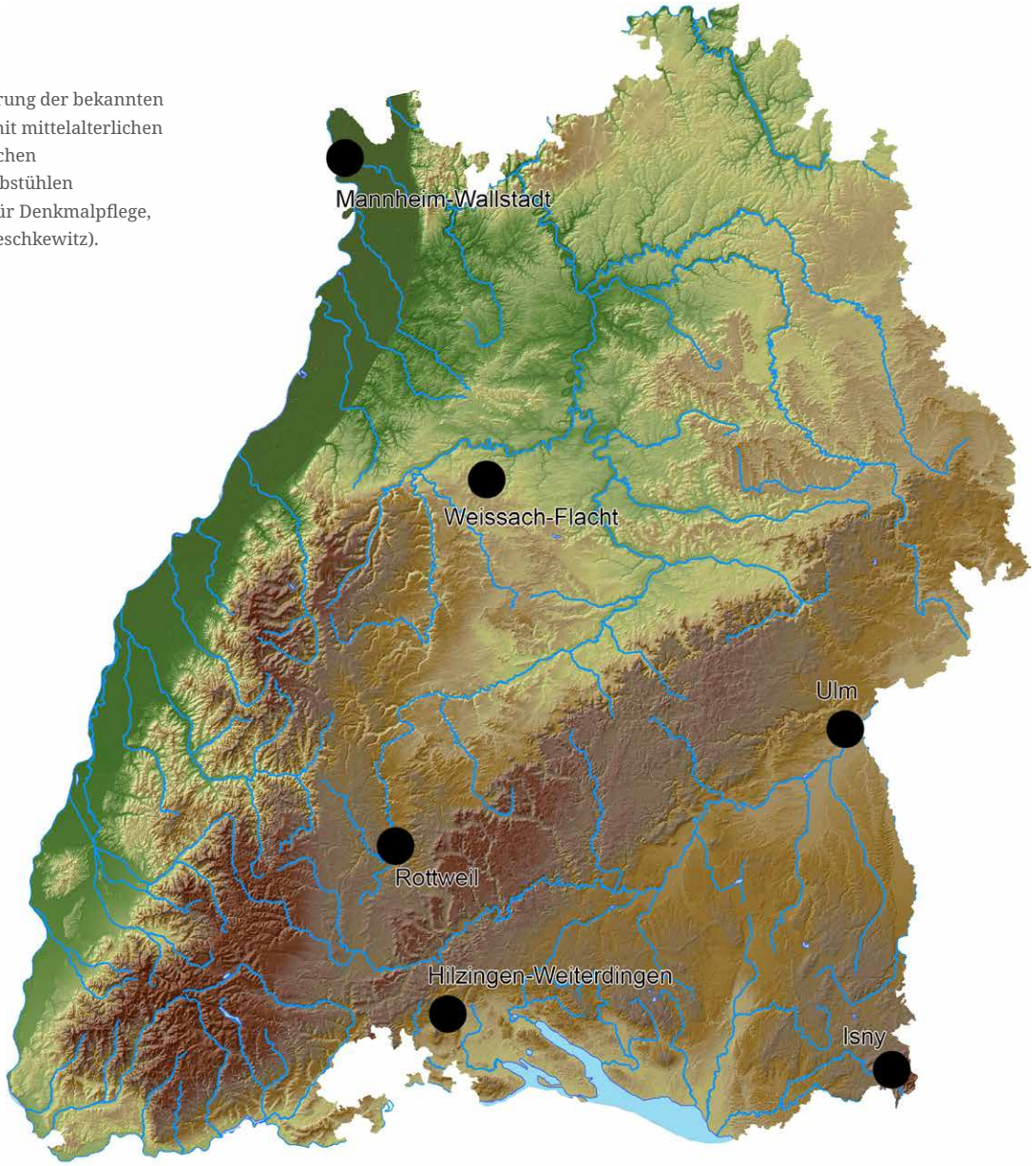


Abb. 2 Kartierung der bekannten Fundstellen mit mittelalterlichen und neuzeitlichen Horizontalwebstühlen (Landesamt für Denkmalpflege, Jonathan Scheschkewitz).

eine Textilherstellung zunehmend aus dem archäologischen Kontext. Bereits im 12. Jahrhundert scheint dieser Wandel in der Produktionstechnik in der Schweiz und Südwestdeutschland weitgehend abgeschlossen gewesen zu sein.[3] Stattdessen tauchen charakteristische Funde auf, die sich relativ gut dem Trittwebstuhl zuweisen lassen. Unter diesen sind die metallenen Breithalter besonders hervorzuheben, da sie im Gegensatz zu den meist organischen Werkzeugen und Teilen der Webstuhlkonstruktionen bessere Überlieferungsvoraussetzungen besitzen und gleichzeitig eindeutig funktionell mit dem Trittwebstuhl in Zusammenhang stehen (Windler 2008, 205–209). Anhand der bisherigen archäologischen Nachweise erscheint demnach diese Innovation spätestens im 11. Jahrhundert im nordalpinen Raum intensiv aufgegriffen worden zu sein, auch wenn anhand auffallender webtechnischer Veränderungen an erhaltenen Textilien des 7. Jahrhunderts bereits eine frühere Nutzung des Trittwebstuhls vermutet wurde (Windler 2008, 206 Abb. 4, 213). Zumindest legen in der Schweiz die jüngst vorgelegten Befunde aus drei Grubenhäusern bzw. Erdkellern aus Otelfingen-Schmittengasse 18–20, Kt. Zürich, aufgrund der Keramik- und ^{14}C-Datierung ein Auftreten erster Horizontalwebstühle bereits im 9./10. Jahrhundert nahe (Windler 2021, bes. 57–58).

Nachweise aus Baden-Württemberg

Aus Baden-Württemberg existieren gegenwärtig keine vergleichbar frühen Befunde. Dennoch hat sich die Anzahl der nachgewiesenen Horizontalwebstühle seit 2008 ver-

3 Vgl. Windler/Rast-Eicher (2000, 74) mit einer Auflistung von den jüngsten Nachweisen von Gewichtswebstühlen aus diesem Raum.

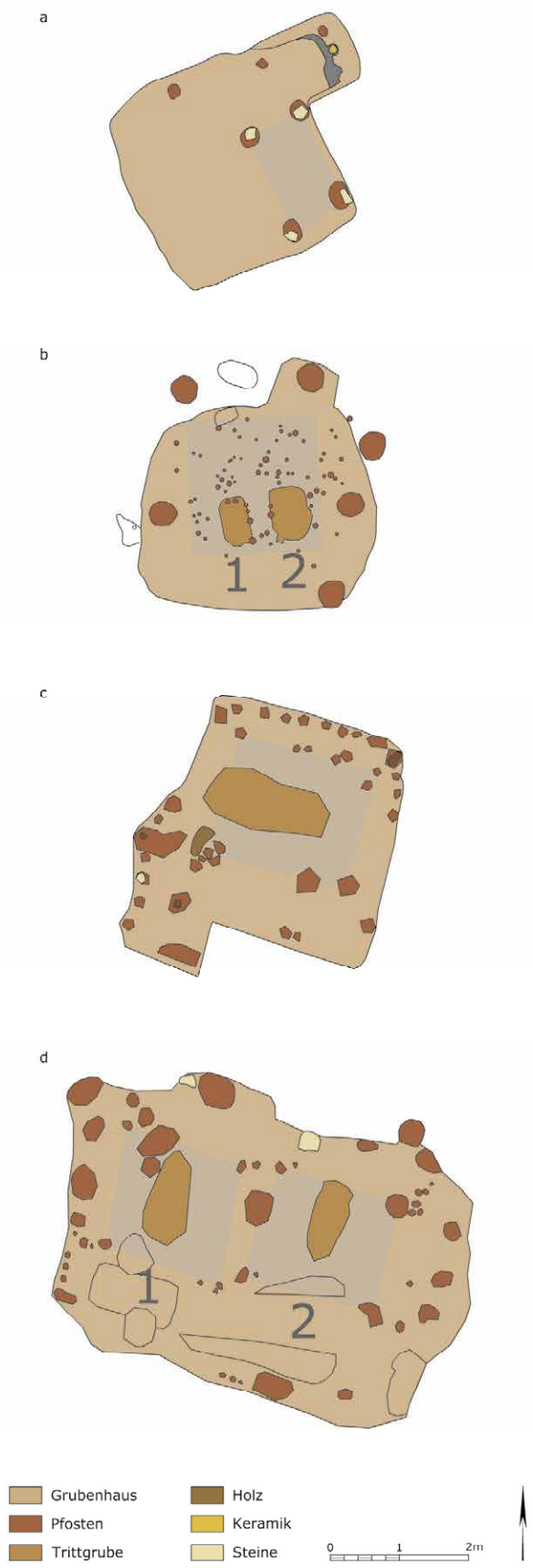


Abb. 3 Befunde mit Horizontalwebstühlen aus ländlichen Siedlungen in Baden-Württemberg. a Hilzingen-Weiterdingen; b Mannheim-Wallstadt; c Weissach-Flacht (GH 1); d Weissach-Flach (GH 3) (Landesamt für Denkmalpflege, Marion Vöhringer).

vielfacht (Abb. 2). Mittlerweile liegen insgesamt 55 unzweifelhafte Befunde von Trittwebstühle aus 22 Grubenhäusern bzw. Kellern aus Weissach-Flacht, Rottweil, Ulm und Isny im Allgäu vor. Ergänzt wird diese Ortsliste um einen weiteren potentiellen Webstuhl aus einem Grubenhaus aus Hilzingen-Weiterdingen sowie zwei aus einem Grubenhaus in Mannheim-Wallstadt, zwei Grubenhäusern vom Rottweiler Königshof, einem aus der Rottweiler Altstadt und aus zwei Kellern in Ulm, bei denen die Befundsituation eine gesicherte Zuweisung zu einem Trittwebstuhl nicht zulässt. Es überwiegen die spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Belege aus den städtischen Zentren wie Isny und Ulm sowie einige hochmittelalterliche Nachweise aus den frühstädtischen Rottweil. Aber auch aus ländlichen Siedlungen liegen mittlerweile einzelne Nachweise vor.

Ländliche Siedlungen

Bei den Befunden von Horizontalwebstühlen aus ländlichen Siedlungen handelt es sich bislang ausschließlich um frühe Nachweise des späten 10. bis 12. Jahrhunderts, während spätmittelalterliche Befunde bislang aus diesem Kontext nicht überliefert sind. Angesichts der geringen Anzahl der Belege, sollte dies nicht überbewertet werden, sondern spiegelt vermutlich ein Überlieferungsproblem wider. Grundsätzlich sind Befunde des Spätmittelalters in diesen Ausgrabungen unterrepräsentiert. Es liegt nahe, hier einen Zusammenhang mit der veränderten Bauweise und der damit verbundenen Reduzierung von Sedimentfallen wie Grubenhäusern und Pfostengruben oder auch der Siedlungskonzentration auf den spätmittelalterlichen Ortskern zu sehen (Schreg 2006, 270, 304–305, 321–322).

Hilzingen-Weiterdingen, Kr. Konstanz

Bei einer Ausgrabung in der Weiterdinger Amthausstraße wurde 1991/92 ein hochmittelalterlicher Siedlungsbereich mit insgesamt fünf Grubenhäusern erfasst. Auf dem Fußboden eines dieser Grubenhäuser zeichneten sich neben dem Eingangsbereich vier rechteckig angeordnete Pfostengruben ab, auf deren Sohle jeweils eine flache, bis zu 20 cm lange Kalksteinplatte dokumentiert werden konnte (Abb. 3a). Der Ausgräber interpretierte den Befund bereits als Standspur eines ursprünglich ca. 0,8 m breiten und 1,5 m langen Horizontalwebstuhls in Analogie zu den Befunden aus Winterthur (Aufdermauer 1993, 269).[4] Das

4 Die Angaben zu den Webstuhlgrößen basieren immer auf Messungen vom Mittelpunkt des Pfostens bzw. der Pfostengrube.

Grubenhaus wird aufgrund von Funden nachgedrehter Keramik in das 11./12. Jahrhundert datiert. Grundsätzlich überzeugen Größenverhältnisse und Anordnung der Pfosten hinsichtlich der funktionalen Zuweisung. Durch den fehlenden Nachweis einer Trittgrube ist eine eindeutige Ansprache jedoch nicht möglich.

Mannheim-Wallstadt

In der Mosbacher Str. 9–11 fand sich auf der Sohle eines hochmittelalterlichen Grubenhauses eine große Anzahl von Stakenlöchern sowie zwei flache ovale Gruben, die nebeneinander zwischen den Firstpfosten angeordnet waren (Abb. 3b). Die beiden Gruben sind 70 und 76 cm lang sowie 40 und 52 cm breit.[5] Lage und Größe weisen große Ähnlichkeiten zu Trittgruben auf (vgl. Wirth 2019, 61 Anm. 12). Allerdings lassen sich trotz der großen Anzahl der dokumentierten Stakenlöcher keine überzeugenden zugehörigen Verankerungen für Horizontalwebstühle rekonstruieren.

Weissach-Flacht, Kr. Böblingen

Bei Ausgrabungen fanden sich 2018 in der Bergstraße innerhalb einer hoch- bis spätmittelalterlichen Siedlung drei Grubenhäuser, von denen zwei charakteristische Pfosten- und Trittgruben von Horizontalwebstühlen aufwiesen (Aust et al. 2019). In dem 4,6 m langen und bis zu 3,7 m breiten Grubenhaus 1 (GH 1) lässt sich anhand der Pfostenabstände ein 1,75 m breiter und ca. 2 m langer Webstuhl rekonstruieren (Abb. 3c). In einem weiteren Grubenhaus (GH3) mit einer Länge von 5,8 m und einer Breite 3,9 m befanden sich zwei nebeneinander positionierte Trittwebstühle mit einer Breite zwischen 1,75 m und 1,8 m sowie einer Länge zwischen 1,7 m und 1,75 m (Abb. 3d). Die Durchmesser der Pfostengruben lassen abgesehen von einigen überproportional großen Ausnahmen auf Verankerungspfosten mit einem maximalen Durchmesser von 9–14 cm schließen. In beiden Grubenhäusern befand sich nachgedrehte Ware, die auf eine Verfüllung im 11./12. Jahrhundert schließen lässt.

(Früh)Städtische Zentren

Seit dem 12. Jahrhundert wird im städtischen Kontext zunehmend eine Konzentration der Textilproduktion stattgefunden haben. So sind aus Konstanz Weber bereits für die Mitte des 12. Jahrhunderts belegt (Storz-Schumm 1992, 403–404). Eine „Leinwandindustrie“ wird in den Städten am Bodensee aus den Schriftquellen zu Beginn des 14. Jahrhunderts fassbar. In St. Gallen, Ulm und Augsburg tritt diese sogar seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, in Konstanz in der Mitte des 13. Jahrhunderts in Erscheinung (Ammann 1943, 339). Insofern verwundert es nicht, dass die meisten Nachweise von Trittwebstühlen bislang bei Grabungen in städtischem Kontext zutage gekommen sind (zusammenfassend Windler 2008, 205–215).

Rottweil

Die heutige um 1200 gegründete Kernstadt von Rottweil besitzt mit der Mittelstadt und der Altstadt zwei Vorgängersiedlungen, die sich südöstlich der heutigen historischen Stadt beidseits des Neckars befanden. Aus diesen Siedlungskernen, von denen zumindest die Mittelstadt zur Blütezeit vorstädtischen Charakter hatte, liegen verschiedene Nachweise von Horizontalwebstühlen vor.[6] Aus der Altstadt auf der östlichen Neckarseite sind neben dem sehr fraglichen Befund aus der Römerstraße 1 (Ade et al. 2005, 190–191 Abb. 90) im Bereich der Armlederstraße 6 in einem römischen Steinbruchareal drei mittelalterliche Grubenhäuser bekannt, von denen eines wiederum eine Trittgrube innerhalb der charakteristischen Pfostensetzungen eines 1,65 m langen und 1,65 m breiten Horizontalwebstuhls aufwies. Die Pfostengruben mit einem Durchmesser zwischen 11 und 15 cm lassen auf relativ einfache, dünne Pfosten schließen, die zur Stabilisierung und Verankerung des Webstuhls gedient haben. Aufgrund der Keramikdatierung um 1100 handelt es sich um den bislang ältesten Nachweis eines Trittwebstuhls in Baden-Württemberg (Abb. 4a). Die zeitliche Einordnung wird durch ^{14}C-Daten unterstützt (Kortüm 2016, 184).

Bei den Ausgrabungen auf dem Areal des vermuteten Rottweiler Königshofs fanden sich in den Jahren 1975–1979 neben Grubenhäusern mit Befunden von Vertikalwebstühlen auch zwei Grubenhäuser/Erdkeller mit auffälligen Gruben, die aufgrund der Größe und längsovalen und trapezoiden Form auf Trittgruben zurückgeführt werden könnten (Abb. 4b–c). Konstruktive Pfosten lassen sich jedoch nicht zuweisen. Beide Befunde lassen sich anhand der Keramikbeschreibungen u.a. mit älterer Albware und der abgebildeten Randformen in das 11. bis frühe 13. Jahrhundert datieren (Klappauf 1980, 182–183, Taf. 160–161, 264).

Wesentlich eindeutiger sind hingegen verschiedene Befunde aus Grubenhäusern der Mittelstadt. So fand sich 1994 in der Legionstraße 15 in einem abgebrannten Grubenhaus auch ein 1,9 m breiter und 2,1 m langer Befund eines Trittwebstuhls mit 10–14 cm im Durchmesser messenden Verankerungspfosten (Abb. 4e). Ein vollständig erhaltener Topf aus nachgedrehter, kalkspatgemagerter Albware sowie Becherkacheln legen eine Datierung in das 12./frühe 13. Jahrhundert nahe (Ade et al. 2005, 160; Sommer 1995, 140). In der Heerstraße 12 konnten in einem Grubenhaus zwei nebeneinanderstehende Webstühle mit den Maßen 1,9 m x 1,6 m sowie 1,8 m x 1,7 m dokumentiert

5 Unpubliziert; Ortsakte in den Reiss-Engelhorn Museen; freundliche Mitteilung Klaus Wirth.

6 Auch für die Altstadt liegen Hinweise auf ein gehobenes Milieu der Siedlung vor (zusammenfassend Scheschkewitz 2013, 311).

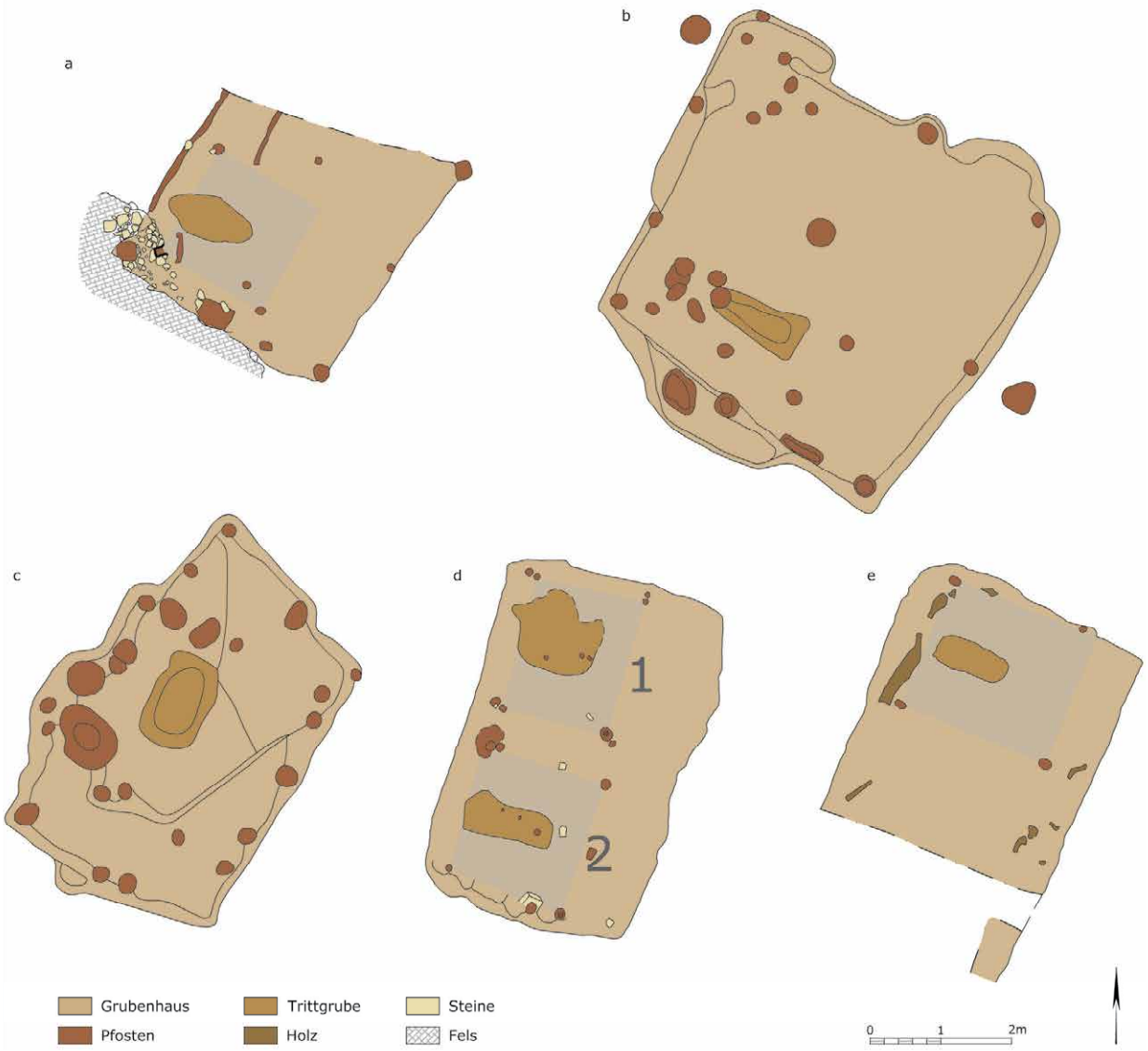


Abb. 4 Befunde mit Horizontalwebstühlen aus Rottweil. a Armlederstraße 6; b-c Königshofweg; d Heerstraße 12; e Legionstraße 15 (Landesamt für Denkmalpflege, Marion Vöhringer).

werden (Abb. 4d). Während der eine Webstuhl einen Ausbesserungspfosten besitzt, wurde der andere Webstuhl vermutlich komplett erneuert. Die Pfostengruben besitzen einen Durchmesser zwischen 8 und 19 cm bzw. 10 und 16 cm, während die Pfostenstandspuren 6–7 cm im Durchmesser aufweisen. In den Trittgruben sind einzelne Staken auf der dem Weber oder Weberin abgewandten Seite. Das überwiegende keramische Fundmaterial besteht aus älterer Albware der jüngsten Entwicklungsphase dieser Warenart sowie Becherkacheln, die eine Datierung in das späte 12./frühe 13. Jahrhundert erlauben (Gross/Kortüm 2007, 111–114).

Eine weitere Untersuchung in der Kastellstraße 24, ca. 50 m Luftlinie entfernt, erbrachte den bemerkenswerten Befund einer eingetieften auf der Sohle 2,9 m breiten und auf einer Länge von 10,25 m dokumentierten Webhütte bzw. Webkellers.[7] In der Nordostecke zeichnet sich in Form einer Ausbuchtung der Rand des einstige Eingangsbereich ab. Obertägige Gebäudestrukturen sind nicht nachgewiesen. Der Befund war noch 0,65 m tief erhalten, so dass unklar ist, ob es sich ursprünglich um einen Keller oder eine eingetiefte Webhütte gehandelt hat. Insgesamt konnten dort fünf Trittwebstühle nachgewiesen werden. Innerhalb des Kellers befindet sich nach zwei Webstühlen ein Absatz mit Stufe, dem drei weitere

7 Da der Befund bis unter die heutige Straße reichte, konnte er nicht vollständig erfasst werden.

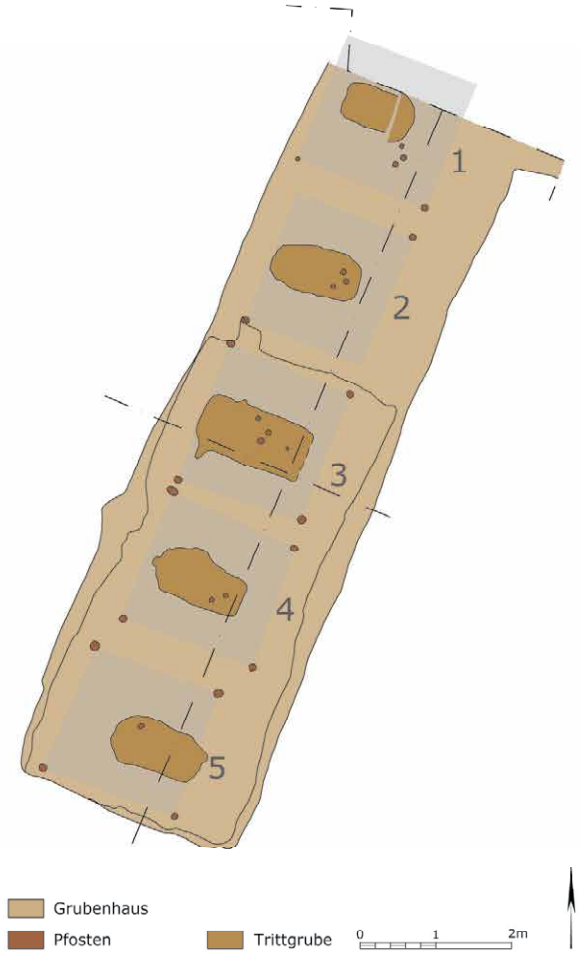


Abb. 5 Keller/Webhütte aus der Grabung Kastellstraße 24 in Rottweil (Landesamt für Denkmalpflege, Marion Vöhringer).

Webstühle folgen (Abb. 5; Scheschkewitz/Schlipf 2009, 221–222; Scheschkewitz 2013, 310).[8] Der südlichste Webstuhl war nach Lage der Trittgrube so positioniert, dass der Weber in Richtung der anderen Weber blicken konnte. In den Trittgruben sind wieder Staken auf der dem Weber oder Weberin abgewandten Seite vorhanden. Die Größe der Webstühle schwankt nach Ausweis der Pfostengruben zwischen einer Breite von 1,6–1,9 m und einer Länge von 1,7–1,8 m. Die geborgene Keramik spricht nach Uwe Gross für eine Datierung in die 2. Hälfte des 12./frühes 13. Jahrhundert. Ein vergleichbarer Befund mit fünf Webstühlen in einer Reihe liegt aus Rheinau-Heerenwis vor. Er wird vom Ausgräber in die Mitte des 12. Jahrhunderts datiert. Die Sohle lag bei 1,7 m Tiefe, so dass eine Interpretation als Keller plausibel erscheint. In einer zweiten Bauphase wurde dieser Keller in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erweitert und die Wände ausgemauert (Roth 2008, 31–37, 81–85).

8 Der Absatz in der Webhütte lässt sich unter Umständen mit einer späteren Erweiterung um diese zwei Webstühle erklären.

Isny im Allgäu

Von 2012 bis 2016 konnte bei einer Großgrabung im Bereich der „südlichen Altstadt“ auf einer Gesamtfläche von 6000 m² ein komplettes Quartier archäologisch untersucht werden (Abb. 6). Die Voraussetzungen dort waren besonders gut, da auf diesen Flächen nach einem großen Stadtbrand von 1631 nur eine einfache, lockere Bebauung errichtet worden war und somit moderne Überprägungen kaum vorlagen. Hinzu kamen beste Erhaltungsbedingungen für organische Materialien, die auf oberflächennahes Schichtwasser zurückzuführen sind. Bei diesen Untersuchungen kamen aus sechs Kellern und einem Raum im Erdgeschoss Befunde von insgesamt fünfzehn Trittwebstühlen zutage, die in den Zeitraum vom 14./15. Jahrhundert bis in das 17. Jahrhundert datieren. Mit der Textilproduktion wird ein ökonomischer Bereich erfasst, der einen Grundpfeiler der Wirtschaft der einstigen Reichstadt Isny dargestellt hat und deren Anfänge sicher auf den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückgehen (Stoob 1973; Ammann 1943, 334–335).

Eindeutige Nachweise aus dem 14. Jahrhundert liegen bislang nicht vor. Auf der Fläche 1 fanden sich in einem Keller der Straßenrandbebauung Spuren von drei Webstühlen mit einer Breite von 1,55–1,7 m und einer Länge zwischen 1,65 und 1,95 m (Abb. 7a). Da eine der Pfostengruben von der Mauer des Kellers geschnitten wird, ist eine Zugehörigkeit der Webstühle zu einer älteren Bauphase des Kellers mit einer Holzverschalung wahrscheinlich (Schmid et al. 2014, 229). Für zwei der Webstühle ließen sich Trittgruben nachweisen. Die Durchmesser der Pfostengruben variieren zwischen 9 und 34 cm und die der erhaltenen Pfosten zwischen 12 und 28 cm. Angrenzende Pfostengruben lassen für Webstuhl 3 Ausbesserungsarbeiten oder einen Austausch annehmen. Stakenreihen mit drei Staken vor den erhaltenen Trittgruben legen eine Konstruktion zur Fixierung von zwei Tritten nahe, wie es in Winterthur belegt ist (Windler/Rast-Eicher 2000, 19–20). Eine Datierung in das 15. Jahrhundert ist wahrscheinlich. Eine ähnliche Datierung wird für einen einzelnen, 1,85 m langen und 1,7 m breiten Webstuhl aus einem ebenerdigen Raum in Fläche 2 vermutet (Abb. 7b; Scheschkewitz/Grundmann 2017, 269).

Sicher in das 15. Jahrhundert können die Webstühle aus einem Keller an der Obertorstraße in der Fläche 4 datiert werden (Abb. 7c). In ersterem fanden sich zwei mit 1,4 m Breite relativ schmale Webstühle, die aber mit 2–2,1 m relativ lang ausfallen. Die erhaltenen Pfosten der Webstühle fallen mit 16–28 cm bei Pfostengruben von 45–61 cm im Durchmesser bereits massiver als datierte ältere Webstühle aus. Einer der Webstühle kann dendrochronologisch in den Zeitraum um 1449

Abb. 6 Gesamtplan der Grabung in Isny (Landesamt für Denkmalpflege, Marion Vöhringer).

(ohne Waldkante und Splint) datiert werden.[9] In das späte 15. Jahrhundert gehören die Webstühle aus einem Keller nahe der Stadtmauer in der Fläche 3, in dem drei Webstühle in einer Reihe aufgestellt standen (Abb. 7d; Schmid et al. 2015, 268–269).

Die zweiphasigen Trittgruben sowie eine leicht versetzte Pfostenreihe sind einer Vorgängergeneration von Webstühlen zuzuweisen, die sich dendrochronologisch in das Jahr 1479 datieren lassen (Scheschkewitz/Grundmann 2017, 270). Die hierauf folgenden Webstühle besitzen mit 1,45 m Breite und 1,65 m Länge die gleichen Maße. Die Stärke der Pfosten liegt bei 17–27 cm und auch die Pfostengruben fallen mit 44–68 cm im Durchmesser entsprechend groß aus. In den holzverschalten Trittgruben waren jeweils die Reste von zwei Tritten erhalten (Abb. 8). Aufgrund des unmittelbaren Bezugs der Webstühle auf den älteren Befund ist eine Datierung in das späte 15./frühe 16. Jahrhundert wahrscheinlich.

Für das 17. Jahrhundert liegen aus zwei Kellern Webstühle vor, die im Zuge des Stadtbrandes von 1631 zerstört worden sind, deren Nutzungszeit sich anhand der gut erhaltenen Hölzer jahrgenau datieren ließ.

9 Ursprünglich wurden der Keller und die Webstühle in das 17. Jahrhundert datiert. Dies muss aufgrund der dendrochronologischen Ergebnisse revidiert werden (Schmid et al. 2016, 262; Scheschkewitz/Grundmann 2017, 270). Alle dendrochronologischen Datierungen basieren auf Bestimmungen durch die Dendrochronologie des Landesamtes für Denkmalpflege: O. Nelle und S. Millon.

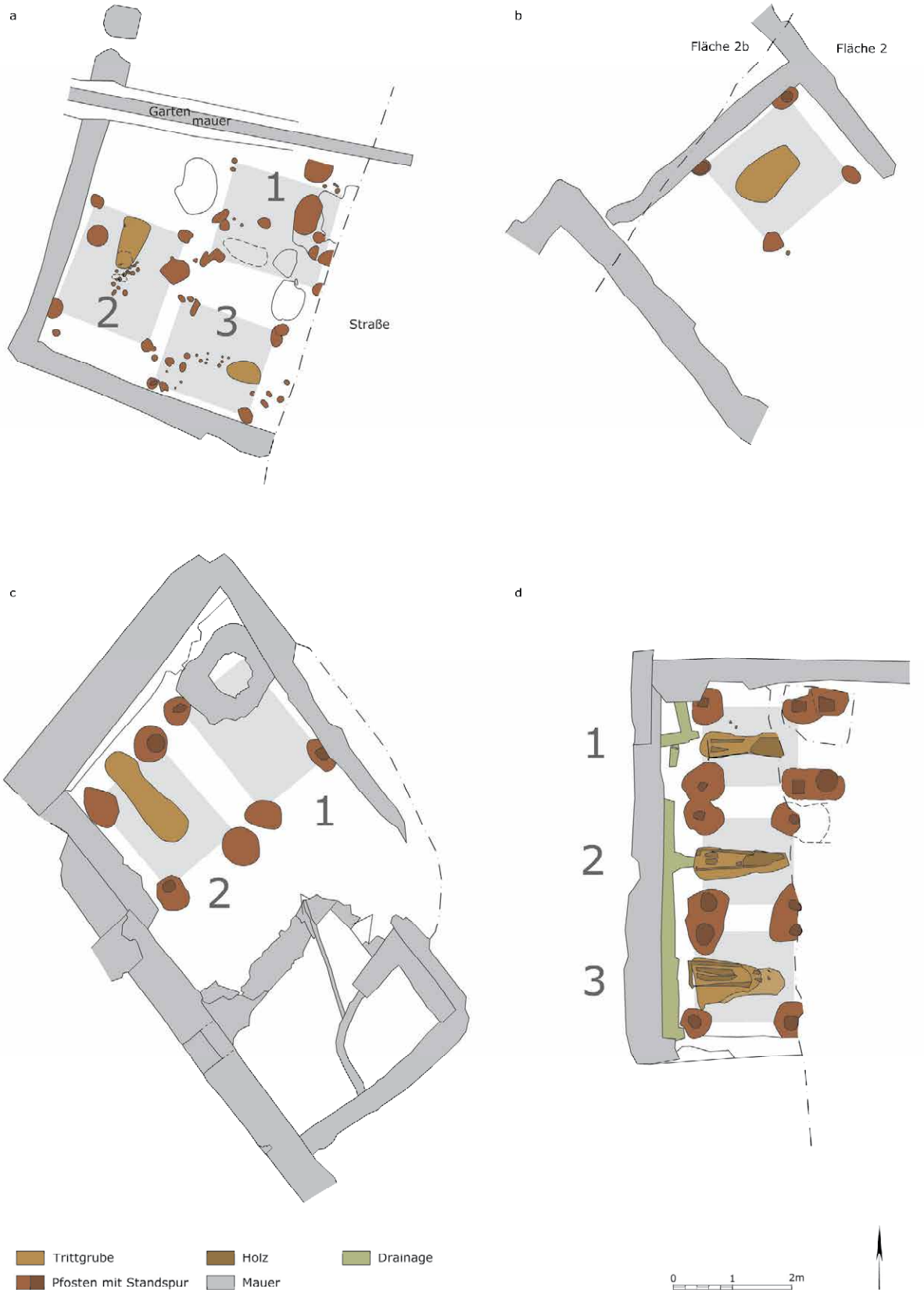


Abb. 7 Befunde mit Horizontalwebstühlen aus Isny im Allgäu. a Fläche 1/Webkeller 1; b Fläche 2/Webstuhl im Erdgeschoss; c Fläche 4/Webkeller 1; d Fläche 3/Webkeller 2 (Landesamt für Denkmalpflege, Marion Vöhringer).

Abb. 8 Blick auf den erhaltenen Webkeller 2 nahe der Stadtmauer in der Fläche 3. Der Kasten links zeigt die südlichen Eckpfosten der drei Webstühle im Profil. Rechts ein vergrößerter Ausschnitt einer Trittgrube mit erhaltenen Resten der Tritte zum Betätigen der Schäfte (Landesamt für Denkmalpflege, Doris Schmid, Marion Vöhringer).

Abb. 10 In der Trittgrube eines der Webstühle vom Webkeller 2 in der Fläche 2 befindet sich zur Aufnahme der Tritte ein Stück eines ausgehöhlten Baumstammes (Landesamt für Denkmalpflege, Birgit Grundmann).

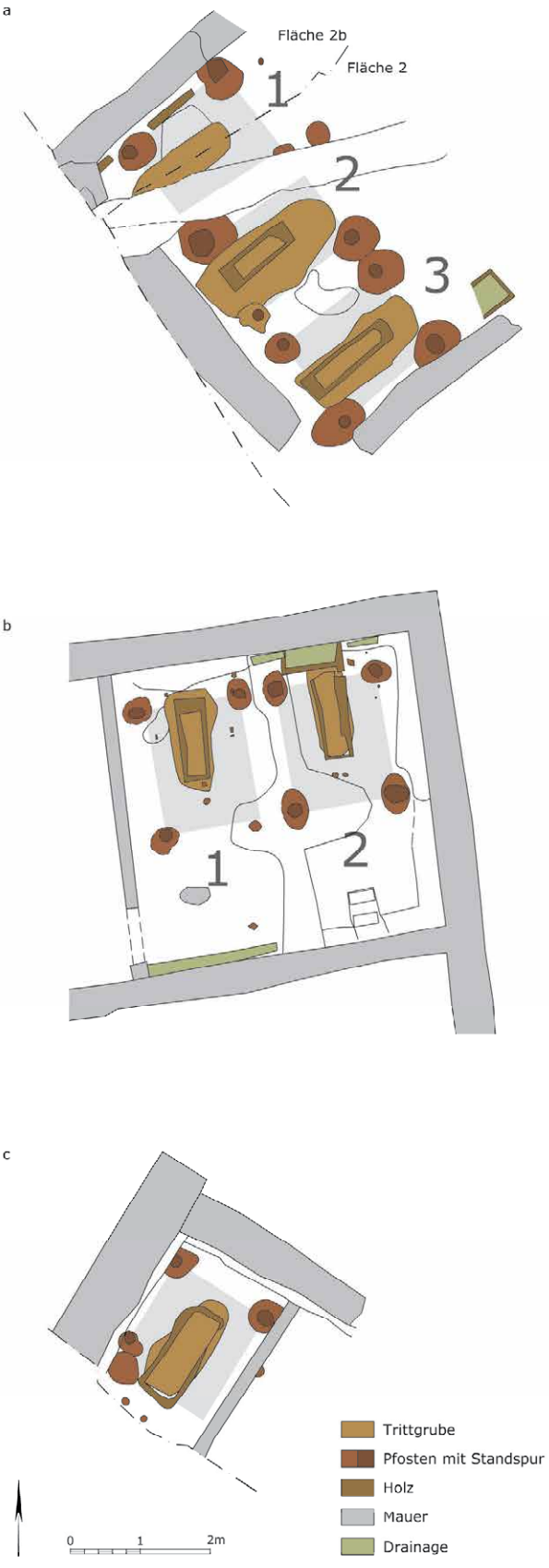


Abb. 9 Befunde mit Horizontalwebstühlen aus Isny im Allgäu. a Fläche 2/Webkeller 2; b Fläche 3/Webkeller 1; c Fläche 2/Webkeller 1 (Landesamt für Denkmalpflege, Marion Vöhringer).

Während in dem einen Keller in Fläche 2 drei Webstühle aus der Zeit um 1614 mit einer Länge von 1,7–1,75 m und einer Breite von 1,3–1,55 m standen (Abb. 9a; Schmid et al. 2014, 231), fanden sich in dem anderen in Fläche 3 zwei Webstühle aus der Zeit um 1618 mit einer Länge von 1,8 m und einer Breite von 1,4–1,45 m nebeneinander aufgereiht (Abb. 9b; Scheschkewitz/Grundmann 2017, 269).[10] Allen gemein ist eine massive Verankerung mit erhaltenen Pfosten mit einem Durchmesser von 16–27 cm und Pfostengruben von 17–81 cm.

Eine Neuerung zeigt sich vor allem in der Umsetzung der Trittgrube. Bei allen diesen Webstühlen fand sich anstelle einer holzverschalten Grube zur Aufnahme der Tritte ein ausgehöhlter Baumstamm (Abb. 10). Diese Bauweise ließ sich auch für einen einzelnen Webstuhl mit einer Länge von 1,7 m und einer Breite 1,5 m aus einem Keller in der Fläche 2 nachweisen, der nur allgemein in das 16./frühe 17. Jahrhundert datiert werden kann (Abb. 9c; Schmid et al. 2016, 262; Scheschkewitz/Grundmann 2017, 269). Die Pfostengruben mit einem Durchmesser von 44–48 cm, bzw. Pfosten mit einem Durchmesser zwischen 16 und 22 cm weisen Maße auf, wie wir sie von den vorgenannten Webstühlen kennen.

Ulm

Für Ulm ist ebenfalls eine lange Tradition der Leinen- und Barchentproduktion belegt. Während eine Leineweberverordnung erst für 1346 überliefert ist, lässt sich über die Nennung eines Zunftmeisters eine Weberzunft bereits für 1292 nachweisen. Ulmer Händler werden bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts fassbar (Ammann 1943, 337). Die ältesten Belege für Trittwebstühle stammen hingegen aus dem 14. Jahrhundert. So wurden bei einer Grabung in der Deinselsgasse 11–17 unter dem Keller der späteren Deinselsgasse 11 im Jahr 2000 die Reste eines Erdkellers des 14. Jahrhunderts erfasst. Dort ließen sich in zwei voneinander trennbaren Phasen jeweils zwei Webstühle nachweisen (Abb. 11a; Stelzle-Hüglin 2001, 226). Während sich in einer älteren Phase ein Webstuhl im Norden und einer im Süden des Kellers befanden, standen sie in der jüngeren Nutzungsphase

10 Webstuhl 3 aus Fläche 2 Keller 2 ergab eine dendrochronologische Datierung des Baumstamms aus der Trittgrube (1613 mit Waldkante) und der Pfosten (1612 ohne Waldkante sowie 1614 ohne Waldkante). Für die Webstühle aus dem Keller 1 der Fläche 3 ergab beim Webstuhl 1 der Baumstamm aus der Trittgrube eine Datierung in das Jahr 1618 (mit Waldkante) sowie bei zwei Pfosten 1616 (ohne Waldkante). Beim Webstuhl 2 ergaben die Pfosten 1616 (ohne Waldkante) sowie 1617 (mit Waldkante).

Abb. 11 Befunde mit Horizontalwebstühlen aus der Ulmer Deinselsgasse; 1 Deinselsgasse 11–17; 2 Deinselsgasse 4 (Landesamt für Denkmalpflege, Marion Vöhringer).

beide in der nördlichen Hälfte. Für die ältere Nutzung waren die Trittgruben und in einem Fall eventuell zwei der Pfosten erhalten. Für die jüngere Phase sind hingegen jeweils vier kleine Pfosten mit Durchmessern von 8–19 cm belegt. Die Länge der Webstühle lag zwischen 1,55–1,7 m und die Breite zwischen 1,15–1,3 m. Aufgrund der Ausrichtung der Trittgruben lässt sich erkennen, dass die Weber in beiden Nutzungsphasen sich zugewandt arbeiten konnten.

Für die Neuzeit liegen aus Ulm darüber hinaus eine Vielzahl von Nachweisen des 17./18. Jahrhunderts vor. So fanden sich in der Deinselsgasse 4 bei Grabungen 2014 im Stampflehmboden eines Gewölbekellers charakteristische Spuren wahrscheinlich von

Abb. 12 Gesamtplan der Grabung Ulm Irrgängle (Landesamt für Denkmalpflege, Marion Vöhringer).

zwei nebeneinanderstehenden Horizontalwebstühlen mit einer Länge von 1,5–1,55 m und einer Breite von 1,45–1,5 m (Abb. 11b). Die Pfostengruben waren mit einem Durchmesser von 8–16 cm auffallend klein und von einer großen Anzahl von Staken umgeben. In der ca. 1 m breiten Trittgrube fanden sich auf einer Seite eine Reihe von sieben Stakenlöchern, die als Hinweis auf einen Webstuhl mit bis zu sechs Tritten gesehen werden können (vgl. Windler/Rast-Eicher 2000, 19–20 Abb. 13). Der Abbau dieses Webstuhls lässt sich anhand der Keramik aus der Trittgrube in das 17. Jahrhundert datieren und damit in eine Zeit für die ein Kaufvertrag aus dem Jahr 1653 überliefert ist, in dem der Weber Mathias Steudlin dem Gärtner Christof Schäffer sein Haus im Grimmingers Gässle (der heutigen Deinselsgasse), veräußert hat (Scheschkewitz/Lang 2015, 274–276).

Bei den Grabungen 2015/16 im Ulmer Irrgängle konnte ein kleines Handwerkerquartier archäologisch untersucht werden, bei dem in sieben Kellern bis zu 24 Webstühle aus dem 17./18. Jahrhundert nachweisbar waren (Abb. 12). Die Auswertung der Archivalien durch Markus Numberger hat ergeben, dass für diesen Zeitraum eine Vielzahl von Webern als Bewohner überliefert sind, die jedoch meist zu unterschiedlichen Jahren in dem Quartier lebten. Die Überlieferung verschiedener Weber in einem Haus erklärt die unterschiedlichen Nutzungsphasen und Anordnungen der Webstühle im Keller (Scheschkewitz/Lang 2016, 271–273; Scheschkewitz/Lang 2017, 275–277). Die Maße dieser Webstühle lassen erkennen, dass sie mit bis zu 2 m deutlich breiter und mit einer Länge meist um 1,4 m auch kürzer ausfallen. Die Pfosten wirken aufgrund des Durchmessers der Pfostengruben (22–60 cm) teilweise sehr massiv. Die wenigen nachweisbaren Pfostenspuren entsprechen mit 17–22 cm hingegen den üblichen Maßen. Im Keller K150/K27 fanden sich zwei Webstühle, die anstelle einzelner Pfosten jeweils drei kleine Stakenlöcher aufwiesen. Dies erweckt den Eindruck, dass die Webstühle nicht mehr durch Pfosten im Boden fixiert wurden, sondern die Staken lediglich ein Einsinken der schweren Webstühle in den Stampflehmboden verhindern sollten.

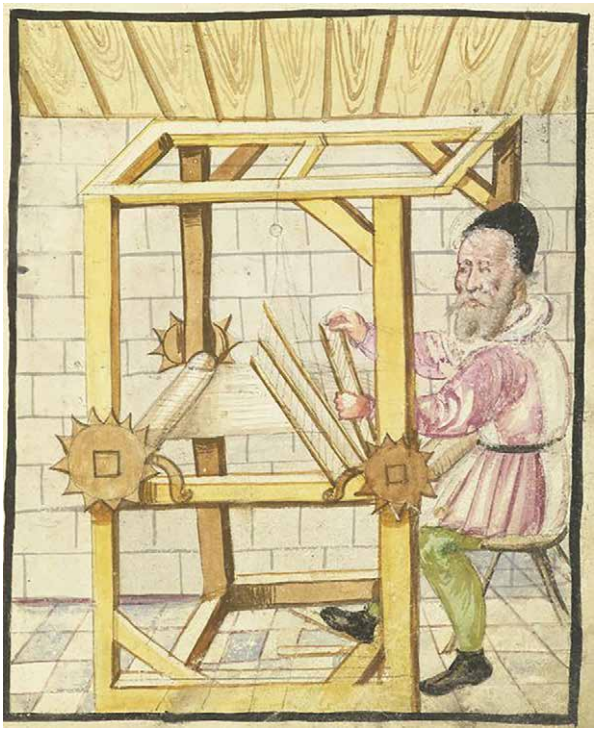


Abb. 13 Auf der Darstellung von 1594 ist der Bruder Hanns Rieter zu sehen, wie er mit den beiden Schäften zum Senken und Heben der Kettfäden hantiert (Stadtbibliothek im Bildungscampus Nürnberg Amb. 317b.2°, f.56r).

Eine entsprechend stabile Konstruktion ohne Verankerung im Boden und auch scheinbar ohne Trittgrube ist aus den Hausbüchern der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung für 1594 überliefert (Abb. 13). Einige der Trittgruben besitzen große Breiten, die möglicherweise auf aufwendigere Trittkonstruktionen zurückzuführen sind.[11] Zumindest lässt die dokumentierte Stakenreihe in einer dieser breiten Trittgruben vom Webstuhl 2 in K25 darauf schließen, dass dieser Webstuhl vier Tritte besessen haben könnte.

Resümee

Während aus der Schweiz aus Otelfingen, Kt. Zürich, mittlerweile gut datierte Befunde von Horizontalwebstühlen aus dem 9./10. Jahrhundert vorliegen, datieren die ältesten Befunde aus Baden-Württemberg bislang in das 11./12. Jahrhundert bzw. in einem Fall um 1100. Dabei fällt gegenwärtig eine Konzentration im frühstädtischen Kontext von Rottweil auf, während ländliche Siedlungen bislang unterrepräsentiert sind. Die Ergebnisse aus der Schweiz warnen jedoch davor, diesen ersten Eindruck überzuinterpretieren. Dort liegen aus den Wüstungsgrabungen Finsterhennen, Kt. Bern, oder Rheinau-Heerenwis, Kt. Zürich, oder auch Otelfingen, Kt. Zürich, eine Vielzahl von Nachweisen vor, die zeigen, dass der technologische Innovationsschub nicht auf die wirtschaftlichen Zentren begrenzt war. In Finsterhennen wird die Textilproduktion mit klösterlichen Abgaben in Verbindung gebracht, wie sich aus Schriftquellen erschließen lässt (König 2011, 52). In Rheinau-Heerenwis wird für die erfasste Siedlung diskutiert, ob diese während der intensiven Textilproduktion zu den klösterlichen Besitzungen gehörte (Roth 2008, 90–91). Klöster sind neben den frühstädtischen Zentren in jedem Fall als Vermittler der neuen Produktionstechnik plausibel.

Konstruktiv ähneln sich die frühen Befunde. Der Horizontalwebstuhl aus der Armlederstraße 6 in der Rottweiler Altstadt besitzt mit 1,65 × 1,65 m ein nahezu quadratisches Geviert aus drei Pfosten zur Verankerung des Webstuhls. Im Aufbau ist kein grundsätzlicher Unterschied zu den anderen hochmittelalterlichen Belegen zu erkennen. Die rekonstruierbare Größe dieser Webstühle variiert in Baden-Württemberg mit einer Breite zwischen 1,6–2 m und einer Länge zwischen 1,6–2,1 m erheblich, wie es bereits für vergleichbare Befunde aus der Schweiz festgestellt wurde. Es liegt nahe, dies mit der Produktion unterschiedlicher Tuchmasse zu erklären. Die Bestrebungen seit der ersten St. Galler Leinwandsatzung von 1364 diese Maße zu normieren, lassen erkennen, dass solche Unterschiede offensichtlich keine Seltenheit waren (Windler/Rast-Eicher 2000, 68; Roth 2008, 79–81).

Innerhalb der Trittgruben finden sich vereinzelt Staken zur Fixierung der Trittkonstruktion. Die ausschnitthafte Erhaltung erlaubt zwar keine Rückschlüsse auf die Anzahl der ursprünglich dort vorhandenen Tritte, die Lage auf der vom Weber oder Weberin abgewandten Seite lässt aber einen Zusammenhang mit der Trittbefestigung erschließen (Windler/Rast-Eicher 2000, 19–20). Gleichzeitig ist erkennbar, dass die Pfostenverankerungen im Boden im Durchmesser relativ zierlich ausfallen. Für sämtliche Verankerungen von hochmittelalterlichen Horizontalwebstühlen lässt sich anhand der jeweils kleinsten Pfostengruben ein Durchmesser von 7–12 cm nachvollziehen.[12] Die frühen bildlichen Darstellungen des 13. und 14. Jahrhunderts scheinen diesen Eindruck zu bestätigen. In einem Manuskript der Mitte des 13. Jahrhunderts findet sich die Darstellung eines Webers an einem Trittwebstuhl. Neben den interessanten konstruktiven Details ist die filigran wirkende Verankerung des Webstuhls auffällig (Abb. 14a). Einen ähnlichen Eindruck vermittelt die Weberin auf den Weberfresken im Haus zur Kunkel

11 So K26 Webstuhl 2 mit, 1,2 m, K55 Webstuhl 1b und 2b mit jeweils 1 m, K305 Webstuhl 1 mit 1,3 m und Webstuhl 2 mit 1,25 m sowie K511 Webstuhl 2 mit 1,2 m sowie 3 und 4 mit 1,15 m.

12 So in Weissach-Flacht und Rottweil (Armlederstraße 6, Heerstraße 12, Kastellstraße 24 und Legionstraße 15).

a.

b.

c.

Abb. 14 a Darstellung eines Webers aus der Mitte des 13. Jahrhunderts (Thomas of Kent, Romance of Alexander; Trinity College Library, Cambridge (O.9.34_072_f032v; https://mss-cat.trin.cam.ac.uk/Manuscript/O.9.34/manifest.json. Stand: 07/02/2024); b Weberin am Trittwebstuhl aus den sogenannten „Weberfresken" im „Haus zur Kunkel" in Konstanz aus dem frühen 14. Jahrhundert (M. Schreiner, Archäologisches Landesmuseum Konstanz); c aus dem Hausbuch der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung stammt eine Darstellung eines Webers am Webstuhl aus der Zeit um 1425 (Stadtbibliothek im Bildungscampus Nürnberg, Amb.317.2°, f.4v.).

in Konstanz aus dem frühen 14. Jahrhundert (Abb. 14b; Bihrer 2007, 188–189). Demgegenüber zeigen Darstellungen des 15. Jahrhunderts massive Pfosten zur Verankerungen des Webstuhls (Abb. 14c). Diese Entwicklung kann auch in den archäologischen Befunden aus Isny nachvollzogen werden. Die Pfosten der dendrochronologisch datierten Webstühle besitzen minimale Durchmesser von 16–22 cm und sind bis zu 70 cm tief eingegraben sowie zusätzlich mit Steinen verkeilt. In Winterthur lassen sich in der Obergasse 4 bereits in der zweiten Nutzungsphase der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts tiefere Verankerungen nachvollziehen, um den großen Kräften standzuhalten, die auf die Webstuhlkonstruktion durch die Spannung der Kettfäden wirkte, wie die Ausgräberin vermutet (Windler/Rast-Eicher 2000, 71–72). Aufgrund der guten Erhaltungsbedingungen in Isny lassen sich für die Trittgruben dieser Webstühle Auskleidungen in Form von Bretterverschalungen mit zwei Tritten nachweisen.

Die vollständig untersuchten Keller in Isny erlauben darüber hinaus Aussagen über die jeweilige Größe des Handwerksbetriebs. Wie in Winterthur ist für Isny, aber auch für Ulm, festzuhalten, dass die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Werkstätten mit zwei bis vier Webstühlen pro Keller den Vorgaben in den Satzungen des 15./16. Jahrhunderts zu folgen scheinen.[13]

Für die Horizontalwebstühle des 17. Jahrhunderts lässt sich in Isny eine Veränderung im Aufbau der Trittgruben erkennen. Bei den sechs Webstühlen dieser Zeitstellung finden sich nun anstelle der Bretterverschalungen ausgehöhlte Baumstämme in der Trittgrube. Ob es sich hierbei um eine regionale Besonderheit oder eine technische Weiterentwicklung handelt, kann gegenwärtig nicht beurteilt werden. Die Weiterentwicklung im 18. Jahrhundert kann in den archäologischen Befunden nur bedingt nachvollzogen werden. In Ulm sprechen bis zu sieben Staken in Reihe in den Trittgruben für zunehmend komplexe Webstühle für aufwendige Musterbildungen. Die rekonstruierbaren Maße mit bis zu 2 m Breite weisen auch auf zunehmend breitere und weniger lange Webstühle hin. Gleichzeitig zeichnen sich Tendenzen ab, dass aufgrund der stabileren Konstruktion des Webstuhlgerüstes eine Verankerung im Boden nicht mehr erforderlich war. Gleiches gilt für die Befestigung der Tritte im Boden (Windler/Rast-Eicher 2000, 72). Die Einführung moderner Webmaschinen im fortgeschrittenen 18. Jahrhundert schließt diese Entwicklung ab. Dies revolutioniert nach Jahrhunderten der kontinuierlichen Nutzung des Horizontalwebstuhls erneut die Textilproduktion und läutet den Niedergang des jahrhundertealten Familienhandwerks ein.

13 So lautete eine Verordnung in St. Gallen von 1450, dass niemand mehr als vier Webstühle besitzen dürfe und ein Zusatz einer Ordnung der Konstanzer Barchentweber von 1538 sieht jeweils einen Webstuhl für den Meister, den Knecht, den Lehrknecht und ggf. einen für die Frau oder die Kinder vor (Windler/Rast-Eicher 2000, 66).

Literatur

Ade et al. 2005: D. Ade-Rademacher/W. Hecht/M. Dumitrache/A. Kotzurek, Rottweil. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 30. 106. Jahresgabe des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins (Stuttgart 2005).

Ammann 1943: H. Ammann, Die Anfänge der Leinenindustrie des Bodenseegebietes und der Ostschweiz. Zeitschrift für Schweizerische Geschichte 23, 1943, 329–370.

Aufdermauer 1993: J. Aufdermauer, Ein mittelalterlicher Keller mit Spuren eines Webstuhls aus Hilzingen-Weiter-

dingen, Kreis Konstanz. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992, 1993, 267–271.

Aust et al. 2019: M. Aust/D. Brenner/A.-K. Schmidt, Nah am Wasser gebaut – zur mittelalterlichen Besiedlung von Flacht. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2018, 2019, 247–251.

Bihrer 2007: A. Bihrer, Adelig-höfisches Bewußtsein im Stift St. Johann zu Konstanz: die Wandmalereien im Haus „Zur Kunkel“ und ihr Auftraggeber. In: S. Lorenz, P. Kurmann, O. Auge (Hrsg.), Funktion und Form. Die mittelalterliche Stiftskirche im Spannungsfeld von Kunstgeschichte, Landeskunde und Archäologie. Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 59 [Kongress Weingarten 2001] (Ostfildern 2007) 187–210.

Brenner 2019: D. Brenner, Neue Erkenntnisse zum hochmittelalterlichen Bissingen an der Teck. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2018, 2019, 236–239.

Gross/Kortüm 2007: U. Gross/K. Kortüm, Grabungen im römischen und mittelalterlichen Rottweil. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2006, 2007, 111–115.

Klappauf 1980: L. Klappauf, Rottweil. Untersuchungen zur Frühgeschichte der Stadt aufgrund der Ausgrabungen 1975–1979 im Bereich des ehemaligen „Königshofes“. Unpublizierte Dissertation Freiburg 1980.

König 2011: K. König, Finsterhennen, Uf der Höchi. Eine hochmittelalterliche Wüstung im Berner Seeland (Bern 2011).

Kortüm 2016: K. Kortüm, Die Spur der Steine. Ein antikes Steinbruchareal in Rottweil. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, 2016, 181–184.

Rast-Eicher 1992: A. Rast-Eicher, Die Entwicklung der Webstühle vom Neolithikum bis zum Mittelalter. Helvetia Archaeolgica 23, 1992, 56–70.

Roth 2008: M. Roth, Rheinau-Heerenwis. Früh- und hochmittelalterliche Siedlungsspuren. Zürcher Hefte 25 (Zürich und Egg 2008).

Scheschkewitz 2013: J. Scheschkewitz, Rottweil um 1200 – Siedlungsstrukturen von hochmittelalterlicher Mittelstadt und spätmittelalterlicher Stadtgründung. In: K. Igel/M. Jansen/R. Röber/J. Scheschkewitz (Hrsg.): Wandel der Stadt um 1200: die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96 [Kongress Esslingen am Neckar 2011] (Stuttgart 2013) 299–320.

Scheschkewitz/Grundmann 2017: J. Scheschkewitz/B. Grundmann, Zum Abschluss der Ausgrabungen in Isny - Südliche Altstadt. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2016, 2017, 267–271.

Scheschkewitz/Lang 2015: J. Scheschkewitz/H. Lang, Vor den Toren der staufischen Stadt – Grabungen in der Deinselsgasse 4 und der Walfischgasse 12–14. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2014, 2015, 274–279.

Scheschkewitz/Lang 2016: J. Scheschkewitz/H. Lang, Von Patriziern und Webern in Ulm. Arch. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, 2016, 270–274.

Scheschkewitz/Lang 2017: J. Scheschkewitz/H. Lang, Grabungen im Ulmer Irrgängle – Ein Wohnquartier einfacher Leute. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2016, 2017, 275–278.

Scheschkewitz/Schlipf 2009: J. Scheschkewitz/Th. Schlipf, Neue Grabungen im mittelalterlichen Rottweil. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2008, 2009, 219–222.

Schmid et al. 2014: D. Schmid/J. Scheschkewitz/O. Goldstein/A. Striffler, Zum Fortgang der Stadtkerngrabung in Isny. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2013, 2014, 225–232.

Schmid et al. 2015: D. Schmid/J. Scheschkewitz/B. Grundmann/S. Goldstein, Die dritte Grabungssaison in der Altstadt von Isny im Allgäu. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2014, 2015, 265–271.

Schmid et al. 2016: D. Schmid/M. Strotz/J. Scheschkewitz, Die Stadtkerngrabungen in Isny rücken in Richtung Marktplatz vor. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, 2016, 261–265.

Schreg 2006: R. Schreg, Dorfgenese in Südwestdeutschland: das Renninger Becken im Mittelalter. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 76 (Stuttgart 2006).

Sommer 1995: C. S. Sommer, Ausgrabungen im römischen und mittelalterlichen Rottweil 1994. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1994, 1995, 139–141.

Stelzle-Hüglin 2001: S. Stelzle-Hüglin, Untersuchungen auf dem Areal Neuer Graben/Deinselsgasse in Ulm. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2000, 2001, 225–227.

Stoob 1973: H. Stoob, Isny. Deutscher Städteatlas. Lieferung I Nr. 5 (Dortmund 1973).

Storz-Schumm 1992: H. Storz-Schumm, Textilproduktion in der mittelalterlichen Stadt. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Stadt Zürich (Hrsg.), Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300 (Ausstellungskatalog Stuttgart und Zürich) (Stuttgart 1992) 402–407.

Windler 2008: R. Windler, Mittelalterliche Webstühle und Weberwerkstätten – Archäologische Befunde und Funde. In: W. Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk – Eine Standortbestimmung. Beiträge des 10. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 9 [Kongress Soest 2006] (Soest 2008) 201–215.

Windler 2021: R. Windler, Webhaus und Speicherbau – mittelalterliche Siedlungsreste in Otelfingen-Schmittengasse 18–20. Archäologie im Kanton Zürich 4, 2021, 43–69 (https://zop.zb.uzh.ch/handle/123456789/67).

Windler/Rast-Eicher 2000: R. Windler/A. Rast-Eicher, Spätmittelalterliche Weberwerkstätten in der Winterthurer Altstadt. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 27/28, 1999/2000, 3–84.

Wirth 2019: K. Wirth, „Loch an Loch und hält doch“ – Neue Interpretationsansätze zu Konstruktionselementen in frühmittelalterlichen Grubenhäusern. Laureshamensia 2, 2019, 56–65.

Zimmermann 1990: W. H. Zimmermann, Webhäuser im ersten und frühen zweiten Jahrtausend n. Chr. in Mittel- und Nordeuropa. In: Experimentelle Archäologie in Deutschland. Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland Beiheft 4 [Ausstellungskatalog Oldenburg 1990] (Oldenburg 1990) 418–422.

Adresse

Dr. Jonathan Scheschkewitz
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart
Ref. 84.4 Archäologische Denkmalpflege:
Provinzialrömische,
frühgeschichtliche, mittelalterliche und neuzeitliche
Archäologie
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Jonathan.Scheschkewitz@rps.bwl.de

Die Visualisierung des Schaffhauser Handwerks mit der Häuserdatenbank 1250–1780

Kurt Bänteli

Zusammenfassung

Die Schaffhauser Häuserdatenbank dokumentiert die räumliche Entwicklung der gebauten Stadt mit ihren Bewohnerinnen und Bewohnern, deren Berufe und Aktivitäten hausgenau über den gesamten Zeitraum von 1250 bis 1780. Die Visualisierung der verschiedenen Handwerker (hier der Weber, Bäcker und Schmiede) und ihrer Tätigkeitsfelder im Stadtplan, ermöglicht einen einzigartigen, authentischen Einblick in längst vergangene Zeiten.

Einleitung

Die Schaffhauser Häuserdatenbank, die sich seit 2010 im Aufbau befindet, eröffnet einen neuen, facettenreichen Blick auf die Geschichte der Stadt und ist zur neuartigen Primärquelle geworden. Struktur, Umfang und Inhalt der Datenbank und die neuen Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, wurden publiziert (Bänteli 2021). Die Häuserdatenbank ist bislang noch nicht öffentlich zugänglich, Verhandlungen zu ihrer Veröffentlichung laufen.

Nachfolgend wird erstmals eine flächendeckende Auswertung vorgelegt von drei der insgesamt zehn Schaffhauser Handwerkerzünfte, den Webern, Bäckern und Schmieden. Die Kombination von Steuerbüchern, Stadtrechnungen und Urkunden mit der hausgenauen Kartierung der überlieferten Personen im Stadtplan ergibt ein authentisches Bild der mittelalterlichen Stadt, mit der Einschränkung, dass die Schriftquellen überwiegend die Sicht der öffentlichen Hand überliefern. Die einzigartige Visualisierung der Handwerker dieser drei Gewerbe zeigt, dass sie in Schaffhausen im Zeitraum von etwa 1380–1450 in jeweils etwa 30 bis 35 Häusern lebten und arbeiteten. Gesamthaft umfasste die Stadt mit ihren Vorstädten damals etwa 850 Häuser (Abb. 1 und 2). Erstmals wird nachgewiesen, dass sich das Weberhandwerk tatsächlich weitgehend auf die Webergasse konzentrierte.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 269–286.

Abb. 1 Die älteste bekannte gedruckte Ansicht der Stadt Schaffhausen, Stumpf Chronik, Holzschnitt koloriert, 1548 (Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen).

Die Weber dürften durch den Vogt oder durch die Tuchhändler hier angesiedelt worden sein. Abgesehen von den Webern finden wir eine solche Konzentration eines Handwerks in der Stadt nur bei den Gerbern. Diese sind im Quartier untere Bachstrasse/westliche Unterstadt konzentriert, entlang von zwei Brauchwasserkanälen. Solche waren unabdingbar zum Betrieb ihrer Wasserwerkstätten (Bänteli, 2017, 139, 341–343, 361–377). Im Gegensatz dazu ließen sich die Bäcker und metallverarbeitenden Handwerker entlang der beiden Reichsstraßen in Ost-West Richtung und gegen Norden nieder, letztere zusätzlich mit einem deutlichen Schwerpunkt im Stadtzentrum, an der Sporren- und Münstergasse. Oft finden wir mehrere gleiche oder verwandte Handwerker direkt nebeneinander, die wohl zusammenarbeiteten. Während die von den Webern und Bäckern hergestellten Produkte eine geringe Bandbreite aufweisen, ist diese bei den Metallhandwerkern unglaublich breit. Hinzu kommt, dass geschätzt die Hälfte der Metallhandwerker auswärtige Spezialisten waren, die durch Steuerbefreiung angeworben wurden und sicher auch viele Innovationen mit in die Stadt brachten. Spannend ist schließlich auch, wie die Frauen im mittelalterlichen Handwerk mitarbeiteten, ihre Männer unterstützten und die Betriebe nach dem Tod der Männer weiterführten, sei es mit ihren Kindern, durch den Beizug von (männlichen) Mitarbeitern oder durch Heirat. Außerdem waren Frauen entgegen der oft gegenteiligen Meinung auch Mitglieder der Zünfte.

Das Weberhandwerk um 1380–1450 und seine Visualisierung

Die Mitglieder der Weberzunft, *es seyn wollin als lynin weber*, also sowohl Wollweber als auch Leinenweber, werden uns durch eine Urkunde von 1387 überliefert:

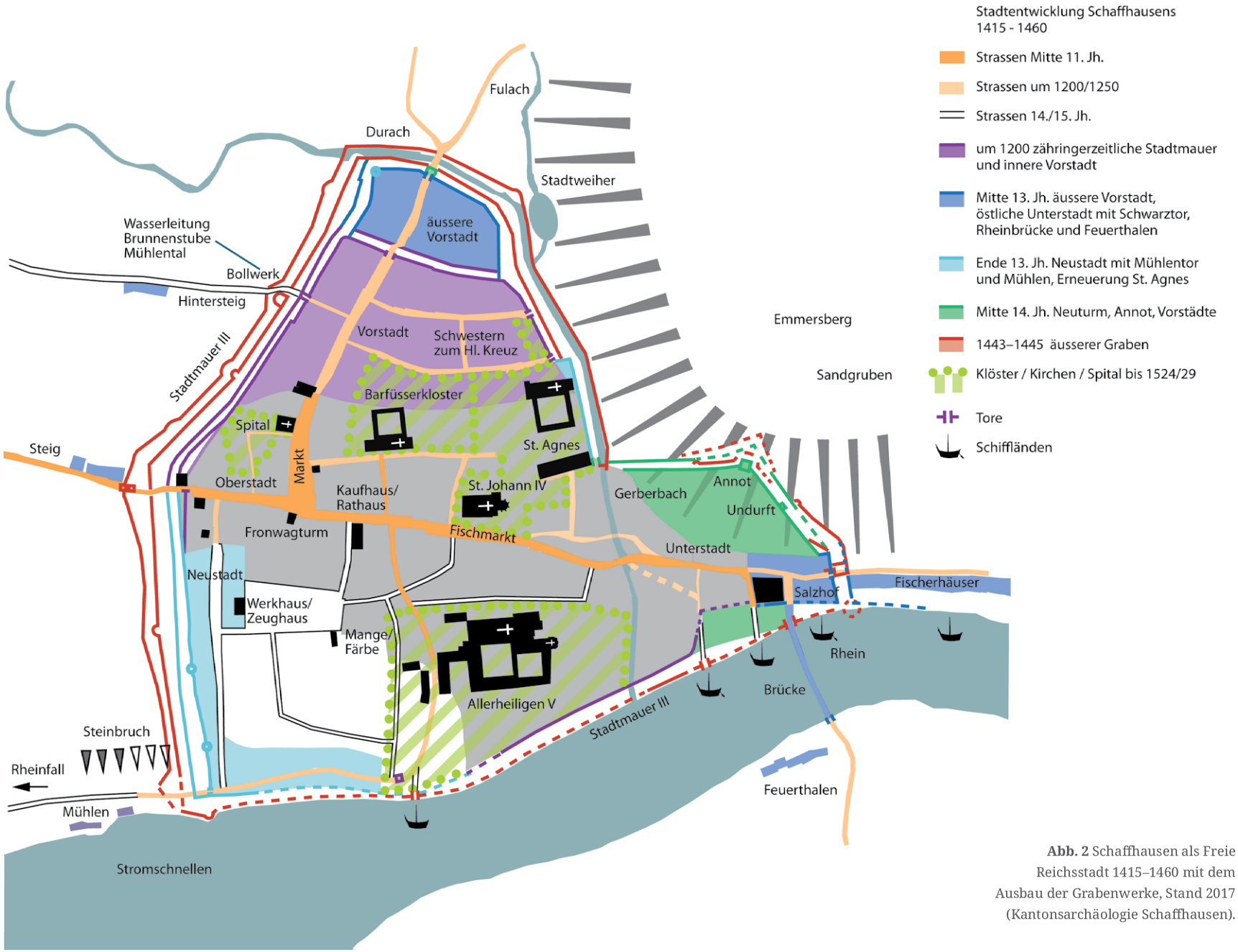


Abb. 2 Schaffhausen als Freie Reichsstadt 1415–1460 mit dem Ausbau der Grabenwerke, Stand 2017 (Kantonsarchäologie Schaffhausen).

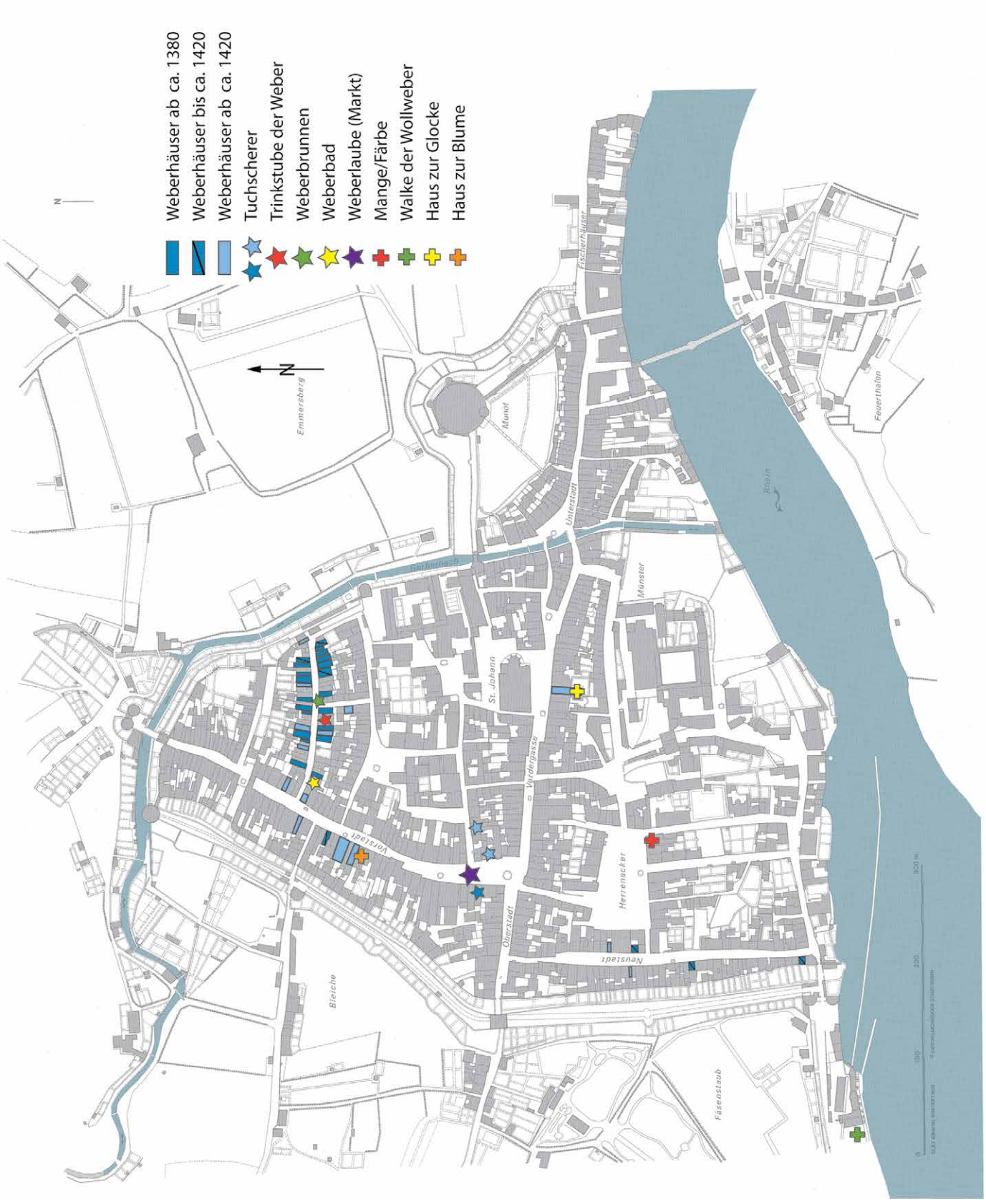


Abb. 3 Visualisierung der Wohn- und Arbeitsorte der Weber um 1380–1450, ca. 32 Häuser (Kurt Bänteli).

20 Weber erschienen vor dem habsburgischen Landvogt Ritter Heinrich von Randegg wegen Ansprüchen, welche die Gesellen an dem Weberhaus und der Trinkstube zu haben meinten. Dieses Haus ist heute noch weitgehend original erhalten (Bänteli/Bürgin 2017, 130; Frauenfelder 1961, 189–190). Die Gesellen verzichteten zwar auf ihre Ansprüche, vereinbarten aber mit den Meistern, dass sie in Zukunft eine gemeinsame Kasse für ihre Einnahmen haben sollten, deren Inhalt jederzeit unter ihnen hälftig geteilt werden konnte, etwa für Darlehen im Falle von Krankheit etc. Auffällig an diesem Abkommen zur sozialen Absicherung ist die sehr enge Verbindung zwischen Meistern und Gesellen sowie der Einbezug von Frauen und Kindern, welche eben auch im Handwerk mitarbeiteten. Genannt werden die Meister des Handwerks *Johans der Barter, Nicolaus Canis, Johans Bretter, Hainrich Phiffer, Johann der Huser, Johann Löninger, Rudolf Murer* und *Cunrad Smit*, andrerseits die Webergesellen *Wilhelm von Werde, Haintz von Mülhusen, Berchtold Ellentrich, Haintz Mosbach, Cunrat Harlman, Franz Zukswert, Gytz Mösch von Nördelingen, Hans Nördelinger von Ulm, Johann Schühenberg von Winterthur, Bürgi Löninger von Siblingen, Nicolaus Röschman* und *Nicolaus der Siber von Schafhusen*.[1] Bislang ließ sich mit solchen Namenslisten wenig anfangen, abgesehen von der Herkunft der Akteure. Durch die Häuserdatenbank lassen sich nun sieben der acht Meister und drei der zwölf Gesellen mit ihrem Haus lokalisieren, alle ausschließlich in der Webergasse (Abb. 3). Weitere Quellen zeigen, dass wir Ende des 14. Jahrhunderts mit 21 Weberhäusern rechnen können, das heißt die Hälfte der Häuser in dieser Gasse waren im Besitz von Webern, die in ihren Kellern das Handwerk ausübten (Windler 2008). Erstmals lässt sich damit belegen, dass die Webergasse ihren Namen zu Recht trägt. Sie erscheint erstmals im Zinsrodel von 1253 als *Webir gazzun* und *vico textorum*.[2] Nur ein Weberhaus liegt etwas außerhalb am Rindermarkt (Vorstadt), drei weitere in der Neustadt. Weshalb sind die Weber in dieser einen Gasse konzentriert? Wurden sie durch den Vogt oder durch den Abt als Stadtherr hier an der Stadtmauer angesiedelt anlässlich der Anlage der zähringischen Vorstadt um 1200 (Bänteli 2017, 61, 67–72)? Waren es die Tuchhändler, welche diese Hofstätten übernahmen und sie den Webern zur Verfügung stellten?

Weitere Hinweise zu den Webern, manchmal werden sie auch Tucher genannt, finden wir in den Stadtrechnungen: 1412 leisteten 16 verschiedene Weber Abgaben von gegen 100 Tüchern an die Stadtkasse.[3] Es sind weitgehend nicht mehr die gleichen Personen wie 1387, einige entstammen aber den gleichen Familien und die meisten Häuser sind identisch geblieben. Etwa 14 weitere Weberhäuser sind in der Folge hinzugekommen, einige davon am Rindermarkt, nahe der Webergasse, zwei in der Neustadt und eines an der *Richsstrass* (Vordergasse), in manchen Häusern wird inzwischen dieses Handwerk nicht mehr ausgeübt, so dass wir schließlich auf eine Gesamtzahl von 32 Weberhäusern kommen (Abb. 3). Bei etwa der Hälfte der Weber ist zusätzlich in den Steuerbüchern ein Knecht, *Servus,* eingetragen; selten sind es zwei.

Einige Weberhäuser sind baugeschichtlich untersucht, am eingehendsten die „Untere Sanduhr" (Webergasse 5), das Haus des Meisters Johann Löninger mit seinem Nachbarn Meister Johann der Huser in der 1370 datierten „Sanduhr" (Webergasse 7), ebenso die Häuser „grosser Erker" und „hintere Liebe" (Webergasse 31/33), die ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert stammen (Bänteli/Bürgin 2017, 573–577, 580–581).

Ein weiteres Haus, die nördliche Hälfte der „Blume" (Vorstadt 11) kaufte um 1455 *Hans Löw,* der erste gesicherte Zunftmeister der Weber, der bis dahin ebenfalls an der Webergasse 28, vis á vis der Weberstube gewohnt hatte.[4] Ebenfalls hier im Zentrum der Webergasse, an der Ecke zum Rosengässchen befindet sich noch heute der Weberbrunnen (vgl. Abb. 3). Er wird 1495 im Zusammenhang mit den beiden Brunnenkönigen, *Hans Siber, der tuocher* und *Peter Tegen*, erwähnt. Diese waren Ratsmitglieder und Amtleute, die unmittelbar beim Brunnen wohnten, in den beiden Eckhäusern zum Rosengässchen (Webergasse 23/25). Sie hatten mit ihren Ehefrauen die Aufsicht über den Brunnenbetrieb inne (zum Amt des Brunnenkönigs: Schultheiss 2006, 235–236).

Zum Teil lassen sich kleinere Biografien der Handwerker mit ihren Familien erstellen: Von *Ruedi Trinkgern* kennen wir seinen bemerkenswerten Namen, *zudem* zahlte er eine Buße wegen Frevelns mit seiner Frau, *… uxor Trinkgerns genenander*.[5] Bei *Hans Kerner* wird auch seine Frau *Margaretha StöckIin* erwähnt, als das Ehepaar Einkünfte ab der „hinteren Liebe" (Webergasse 33) an die Priester der Leutkirche St. Johann verkaufte.[6] Wie oben im Abkommen von 1387 erwähnt, arbeiteten die Frauen

1 Landolt 2004, 582, A 2548; STASH Zünfte 26/1619 16.03.1387; Rüeger 1884, 1140 zu 641; Steinegger 1950, 235–236.

2 STASH UR 1/120. In der Folge immer *vico textorum* genannt im Zusammenhang mit Zinszahlungen für Jahrzeiten ab Häusern in diesem Quartier: STASH UR 1/278, 1300; Harder 1894, 125 1392; 106, 1397; 124, 1404.

3 StadtASH A II.05.01.012/061 1412 und A II.05.01.012/062 1412.

4 STASH UR 2/5227 3.11.1458.

5 Alle kursiven Zitate ohne eigene Anmerkungen stammen aus den folgenden Quellen und können so digital überprüft werden: StadtASH, Stadtrechnungen, http://www.stadtarchiv-schaffhausen.ch (A Altes Archiv – A.II.05.01 Stadtrechnungen oder A.II.06.01 Steuerbücher). Kursive Zitate, die aus Urkunden vom Staatsarchiv Schaffhausen stammen besitzen Anmerkungen. Allgemein zu Wortbedeutungen: Schweizerisches Idiotikon, Online Version: https://www.idiotikon.ch.

6 STASH UR 1/1587, 21.07.1415.

im Handwerk mit. Sie traten nach dem Tod ihrer Männer an deren Stelle, wie die Steuerbücher und Stadtrechnungen zeigen zum Beispiel *Siber Webers* Witwe *alt Siberin, weberin*, *Löw Wäbers* Witwe *alt Löwin, weberin* sowie *Hainrich Spannenknebels* Witwe *Spannenkneblin, weberin.* Sie konnten auch Mitglied der Zunft sein wie eine jüngere Quelle zeigt.[7]

Meister *Claus Hund*, auch *Canis* oder *Conus* genannt, wohnte neben der Weberstube an der Ecke zum Rosengässchen im „Roseneck" (Webergasse 25) und vertrat – wahrscheinlich war er Zunftmeister – die Weber bei einer Regelung betreffend das Wägen der Wolle auf der Fronwaag beim gleichnamigen Turm am Marktplatz.[8] *Canis* war auch einer der 100 Schaffhauser Söldner im Kriegszug von 1411 auf österreichischer Seite gegen das appenzellische Refugium Altstätten (Bänteli 2011, 32).

Der oben genannte *Cunrad Smit,* also Konrad Schmid kam zu Vermögen und beteiligte sich zusammen mit *Siber, weber* an einer Anleihe der Stadt mit je … *L guldin Rinscher* [50 Gulden]. Schmid kaufte 1415 als erster Weber ein Haus an der *Richsstrass*, die „Glocke" (Vordergasse 45), vis á vis der Leutkirche St. Johann. Fünf Jahre später vermachte er das Haus durch einen Leibgedingsvertrag an *Hensli Schmid* und dessen Frau *Anna*, dazu sein ganzes Webgeschirr und die [Tuch]Ram auf dem Herren Acker, seine Farbfässer und die Pressen.[9] Dort hatte die Stadt 1411/12 für die Weber die Mange erbaut (Bänteli 2011, 55), die „Färbi" (Herrenacker 3), die von *Cuonrat Verwer von Sant Gallen* betrieben wurde. Hier wurden auch die Tücher für die Beamten der Stadt eingefärbt: … *umb rot und umb wis tuoch den knechten ze röcken, … umb swartz und rot tuoch den drin knächten zu den schürlättz ermeln, … um grün und rott tuoch, kament zuor knecht rök, … VIII ellen blowes tuochs dem werckmaister* (zu den Stadtfarben: Bänteli 2011, 48, Anm. 15). *Hensli Schmid* starb 1427, und für ihn wurde eine Seelmesse in der Kirche St. Johann gestiftet, … *Hensli Schmids des wäbers jarzyt* (Harder 1894, 177, 15). Seine Witwe Anna wurde nun *Schmidin Weberin* genannt. Sie erscheint noch einmal als Lieferantin von *wiß* [Tuch] *den ratzknehten und Johannes under die rök*. Die prominente Lage ihres Hauses nutzte sie, um eine Wirtschaft einzurichten, in der sie etwa 15 Jahre lang wirtete. Dies zeigen einerseits die städtischen Entschädigungen für Schenkkanten, die sie an wichtige Gäste der Stadt ausschenkte, etwa Ruodolf von Sultz, Landgraf im Klettgau. sowie die Grafen von Lupfen, Landgrafen zu Stühlingen. Zudem zahlte sie der Stadt Weinzoll für große Mengen an Wein. Ihr Sohn *Hanns Schmid*, der Weber oder Tucher erscheint ab 1442 an ihrer Stelle und führte die Wirtschaft weiter, wurde aber auch zu einem der bevorzugten Tuchlieferanten der Stadt, … *VIII eln swartztuch und I ½ eln wißtuch, … liny tuoch und zwilch, … umb lini tuoch, … IIII eln Hotzen, aim armen kneblin, ist yetz im Spital, … ain hotzen rock und underzug.* Hotzen ist das graue, raue Tuch. *Johannes Lutenslacher* von der „hinteren Sanduhr" (Webergasse 9), verkaufte 1428 acht schwartze Hotzen, die je 28 Genfer Ellen maßen, nach Freiburg im Uechtland.[10] Dieser Stoff war auch namengebend für den *Hotzenmacher,* bzw. seine Frau die *Hotzenmacherin,* von denen wir nur ihren Namen und den Wohnort am Rindermarkt, nahe der Webergasse kennen.

Am Eingang zur Webergasse befand sich das Weberbad, im leider nicht mehr erhaltenen Haus zum „hinteren silbernen Schnecken" (Webergasse 45). Nur die Weber besaßen ein eigenes Bad, daneben gab es mit Oberbad, Krautbad und Grossbad drei weitere Badstuben in der Stadt, zwischen denen die verschiedenen Bader oft auch wechselten. Das Weberbad war meistens im Besitz des jeweiligen Baders oder Scherers und ihren Frauen, die 1392 erstmals genannten Betreiber des Weberbades waren *Maister Cuonrat Vasnacht von Immenhusen, der Bader* mit *Nicolaus Bader* und *Servus*. Die Quellen zum Badebetrieb sind kaum aufgearbeitet. Nur ein Vorfall aus späterer Zeit, aus dem Jahre 1541 ist bislang bekannt. *Burkhard Siegrist* hatte seine Frau im Weberbad in einen Zuber mit Wasser geworfen und dermaßen ungebührlich mit ihr gehandelt, dass man Sturm läutete und ein Geläuf entstand. Zur Strafe durfte er nur sonntags auf die Weberstube gehen und hatte Wirtschaftsverbot (Steinegger 1956a; Steinegger 1956b).

Neben Webern wohnten in den übrigen Häusern der Webergasse in diesem Zeitabschnitt je zwei Schuhmacher und Kürschner, ein Schneider, Binder, Metzger, Zimmermann und Schindelmacher, dann ein Priester und schließlich einige niedere Beamte wie Ratsknecht, Pfeiffer, Wächter und laufende Boten. Ebenfalls in der Gasse wohnte der erste Meister der Walke der Wollweber, *Henny Rikenbach*, neben dem bereits genannten *Claus Hund*. Seine Nachfolger hatten ihren Wohnsitz direkt in der Walke, vor dem Mühlentor am Rhein, zwischen den Getreidemühlen, in denen auch die Müller wohnten.

Auf dem Fronwagplatz befanden sich die Lauben, eine gedeckte, offene Halle, unter der die Marktbänke der verschiedenen Handwerker in drei Reihen standen, so auch jene der *Weber under der Louben* (Bänteli/Bürgin 2017, 143–144; Landolt 2004, 239). Hier hatte auch der Kaufmann *Conrad Ziegler* mit seiner Frau *Elisabeth Barter* einen Krämerladen, in dem sie unter anderem auch Tuch verkauften, … *us sim Krongadan der statt geben hatt an bappir, tinttan, waisch, öll, barchat liny tuoch und*

7 STASH UR 1/2802, 01.08.1471 und Rüeger 1884, 1162 zu 941, Anm. 4; Landolt 2004, 588.

8 STASH UR 1/1488, 16.11.1408.

9 STASH UR 1/1667, 3.09.1420.

10 StaatsA Freiburg, Notare 59/202. Für die Recherche danke ich David Blanck vom Staatsarchiv Freiburg.

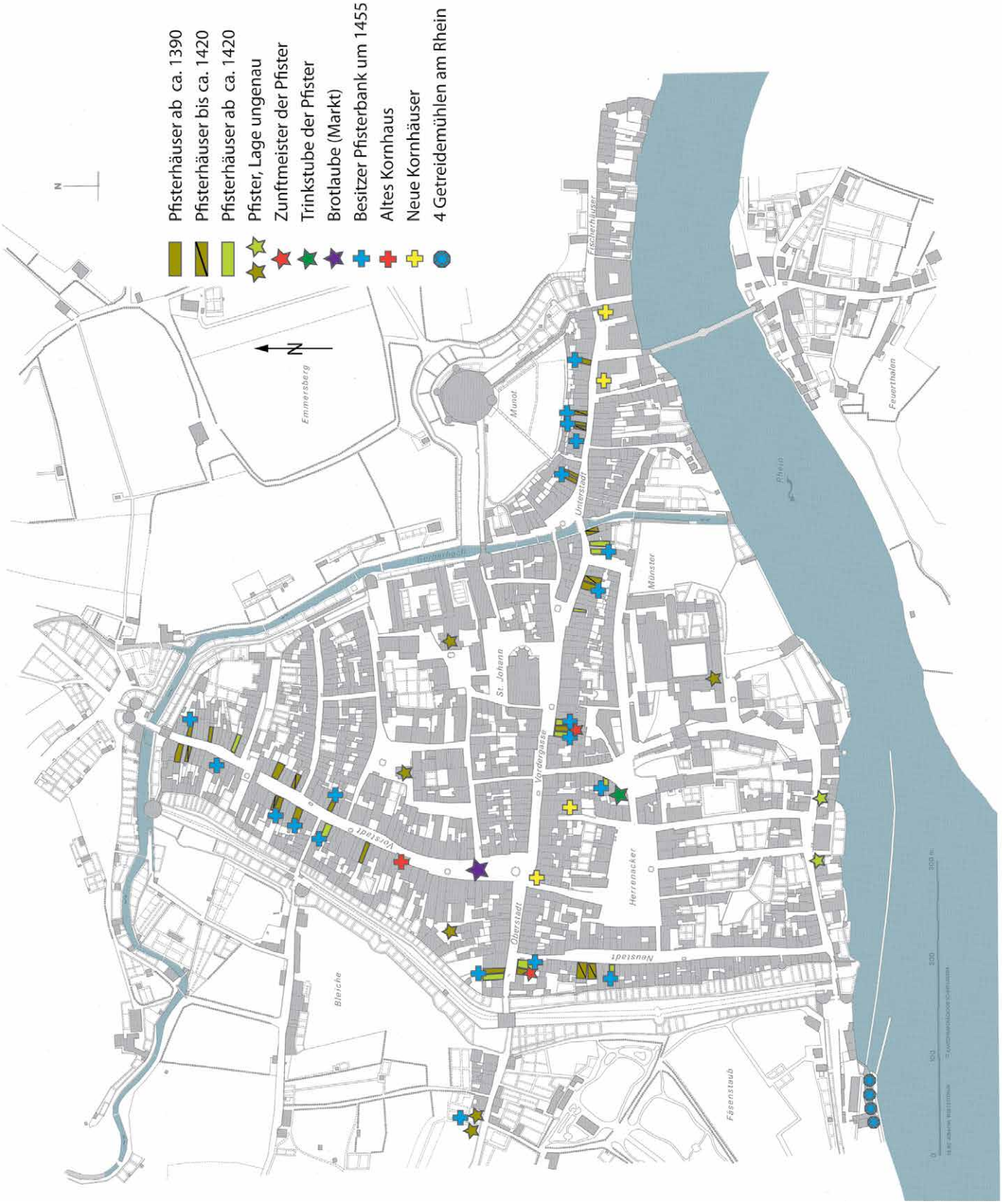


Abb. 4 Visualisierung der Wohn- und Arbeitsorte der Pfister um 1390–1450, ca. 30 Häuser (Kurt Bänteli).

anders. Am Jahrmarkt wurde zudem Tuch im Kaufhaus verkauft und die Händler hatten Abgaben zu zahlen, … *zol von den tüchern im jarmarkt*, bewacht von den Stadtwächtern, … *Henni Muller und Mettibuch von dem tuch uff dem Rathuß zuo hüten*.

Ebenfalls in der Nähe des Marktes lagen auch die Häuser der Tuchscherer. Sie machten die Tücher verkaufsfertig und schnitten mit der grossen, schweren Tuchmacherschere den Flor, die feinen, aus dem Tuch überstehenden Wollfasern ab, bis die Stoffoberfläche glatt wurde. Während der ebenfalls 1392 ersterwähnte *Hensli Tuochscherer von Costentz* auf der Westseite des Platzes erscheint, lagen die Häuser der jeweils zwei bis drei Tuchscherer später meistens auf der gegenüberliegenden Platzseite um den „Turm am Ort" herum und in der oberen Brudergasse (Stadthausgasse). Ihre Häuser waren über die Hinterhöfe verbunden und so erstaunt es nicht, dass die Berufskollegen in den Frevelbüchern gegenseitig als Konfliktparteien erscheinen, … *Item III guldin Hans Maister* [genannt *Fryenberg*] *von des frevels wegen, so er begangen het* [er war notabene selbst Richter], … *er und sin frow* [Verena Stökli] *ain Jeglin Flöter, … Jacob Flöuter von des frevels wegen, so er gen Hans Maister verschuldt hat*. Letzterer verkaufte der Stadt ebenfalls Tücher, … *I schürlatztuoch den schutzen, … IIII eln schürletztuoch, … Hannsen Maister von tuoch scheren den knechten von iren barchaten und dz tuoch, so dartzuo ze kappen und ze ermeln gehort.* Das Schürlitztuch, das auch *Maisters* Kontrahend *Flöter* der Stadt verkaufte, entspricht weitgehend dem Barchentstoff, dem Mischgewebe aus Leinen (Kette) und Baumwolle (Schuss), das geschmeidiger und leichter ist als Leinen, sich dank der Baumwolle leichter färben lässt und die Grautucherei mehr und mehr verdrängte (Landolt 2004, 27; Wipf 2004, 36, 41; Ammann 1948, 65–70). Archäologische Textilfunde aus dem Mittelalter sind selten in Schaffhausen (Bänteli/Bürgin 2017, 140).

Das Bäckerhandwerk um 1390–1450 und seine Visualisierung

In diesem Zeitabschnitt lassen sich etwa 30 Bäckerhäuser nachweisen (Abb. 4). Sie verteilten sich entlang den Reichsstraßen, den beiden Hauptachsen Unterstadt-Vordergasse-Oberstadt sowie nach Norden am Rindermarkt (Vorstadt) und äußere Vorstadt (vertiefend Bänteli 2018, 25–27). Waren es um 1390 noch 20 Häuser stieg ihre Zahl bis in die 1420er Jahre um die Hälfte an. Ihre Standorte haben sich teilweise leicht verschoben, teilweise konzentriert und erweitert. Das Quartier am Rhein, die *Grueb*, der ehemalige Kalksteinbruch, wurde erst in dieser Zeit überbaut und hier kamen zwei weitere Bäcker hinzu. Auch die Vorstadt auf der Steig besaß zwei weitere Bäcker, genauso auch die drei Klöster, … *Mäst, der Pfister im Kloster* [Allerheiligen], der … *Pfister zuo Sanndt agnes*, ungenannt ist einzig jener im Barfüßerkloster, im Gegensatz zum … *Phister im Spital*. Gesamthaft waren demnach in dieser Zeit etwa 34 Pfister (Bäcker) in der Stadt tätig, zusammen mit ihren meist namenlosen Knechten, die in den Steuerbüchern einfach *Servus* genannt werden. Manche Witwen übernahmen den Betrieb ihrer verstorbenen Männer auf unterschiedliche Art: Der Pfister *Cuonrat Tüfel* zog um, von seinem Betrieb an der Vorstadt 24 an die Vorstadt 39 zur *Nydingerin*, der Witwe des *Henni* am Rindermarkt. Nach einigen Jahren wurde dieser Betrieb aufgegeben und *Tüfel* ging zurück in seine angestammte Bäckerei, die er zwischenzeitlich an die Müllerin vermietet hatte, … *Müllerin in Domo Tüfels*. Die Witwe von *Friderich Pfister* führte den Betrieb an der Vorstadt 63 zusammen mit ihrem Knecht, *Servus Fridrichin*, etwa 2 Jahrzehnte lang weiter, bevor die Bäckerei auch in diesem Haus aufgegeben wurde. Schließlich die *Herrin*, die Witwe von *Herrli Phister* heiratete den Pfister Hans Spiegelberg, … *Herrin, Uxor Spiegelbergs*, der den Betrieb an der Vorstadt 37 weiterführte. Die *Hensenlerin*, die Witwe des Pfisters *Hans Henseler* an der Oberstadt 22, heiratete den Pfister Bürkli Müller, … *Bürklin ir Man*, der mit ihr im Nachbarhaus beim Obertor eine zweite Bäckerei eröffnete und den alten Betrieb einem anderen Pfister verkaufte.

Bemerkenswert ist, dass das Haus des ersten Zunftmeisters *Hans Limpach*, der „weisse Hahn" am Fischmarkt (Vordergasse 57), noch heute mit der Confiserie Rohr einen ähnlichen Betrieb beherbergt. Auch die beiden Nachbarhäuser „Semmelring" und „Winkel" waren Pfisterhäuser. Ob und wie eng Pfister als Nachbarn zusammenarbeiteten, wissen wir nicht: Betrieb jeder das Handwerk für sich allein, oder wirtschafteten sie miteinander? Betrieben sie gemeinsame Backöfen? Haben sie zu unterschiedlichen Zeiten gebacken? Jedenfalls wählten die Bäcker ihre Lage mit Bedacht, kundenorientiert mit kurzen Wegen am Eingang- bzw. Ausgang von bevölkerungsreichen Stadtquartieren und Gassen oder an den Stadttoren. Dies weil Brot nach Marktschluss auch im Bäckerhaus verkauft werden durfte (Steinegger 1953, 148). Der Markt lag auf dem Fronwagplatz (vgl. Abb. 2). 1357 wird erstmals eine Brotbank unter der Brotlauben überliefert, diese konnten verkauft oder verliehen werden. Beispielsweise lieh der Pfister *Heinrich Bichsel* im „Mohren" (Oberstadt 22) eine solche Brotbank und Bankstatt unter der Brotlaube vom Kloster Paradies, auf die Dauer von 50 Jahren. Eine andere Brotbank war Gegenstand eines Prozesses zwischen *Verena Altshuserin*, der Frau des Pfisters *Henni Rinwin*, im „Schwarzen Schäflein" (Neustadt 71), gegen den Pfister *Peter Kattler* in der „Sonne" (Vorstadt 42).[11] Um 1455 gab

11 Zum Markt: Bänteli/Bürgin 2017, 140–144; STASH UR 1/812, 17.03.1357, UR 1/861 15.03.1361, UR 1/1426, 10.11.1403, UR 1/1572, 28.12.1414.

es 21 Marktbänke, eine davon gehörte dem Wirt zum „Schlüssel“ (Unterstadt 28). Wenn wir von den 34 Pfistern jene in den Klöstern und im Spital abziehen, besaßen demnach zwei Drittel der Pfister eine Brotbank. Im Gegensatz zu den Webern und Schmieden kamen die Bäcker erst 1412 zu einer eigenen Trinkstube, als sie das Amtshaus der Augustinerprobstei Öhningen erwerben konnten, welches der Beckenstube genannten Gasse ihren Namen gab (Bänteli/Bürgin 2017, 653).Die Quellen zur detaillierten Tätigkeit der Bäcker im Mittelalter sind bescheiden (Steinegger 1953), einige lassen sich aus den Stadtrechnungen herauslesen. Unter dem Titel, *den pfistern lon von der statt mel,* erhielten 1450 die sechs Bäcker *Berchtolt Brunner, Spiegelberg, Hainrich Murer, Atzenberg, Hensli Murbach und Peter Katler ,… lon von allem bachen.* Der Pfister *Clewi Gigenberg* war schon einige Jahre früher zuständig gewesen für die Verteilung des städtischen Mehls, *… von dem mel zu bütlen, … als er dz mel den pfistern gab und dz brot umtruog.* Gebacken für die Stadt wurde aus verschiedensten Gründen, zum Beispiel anlässlich des Verlegens einer Wasserleitung, *… umb Brot, do man Tüchel fuort,* für die Pflästerer, *… morgenbrot, assen och der besetzer und sin knecht,* beim genannten Kriegszug nach Altstätten, *… umb brot, als ers si in die raiss geben hatt gen Altstetten,* für die Gefangenen in den Stadttürmen, *… umb brot den gevangnen in die türn,* anlässlich von Feuern in der Stadt, *… den knechten umb brot,… das sy verzartent, do des Satlers hus bran* oder, *… umb brot den knechten, als es uf der Staig brann.* Zudem verschenkte die Stadt Brot an Gäste, vom König bis zu den Zigeunern, *… umb thusend brot, wurden geschenkt dem künig, … brot den zeginern.* Die zwei Bäcker *Hainrich Bichsel* und *Jos Spiegelberg* erhielten eine Buße, weil sie, *… vierenwerdig gebachen* hatten, also minderwertig, wohl zu leicht.[12] *Bichsel* zahlte nochmals eine Buße, *… von der muttschellen wegen vierenwendig gebachen.* Diese Mutschellen lieferten die Bäcker der Stadt für die Fronleichnamsprozession nach Ostern, welche diese an die Kinder austeilte. Mutschellen waren spezielle Semmeln oder Eierbrötchen in der Art, wie die Examenweggen, die es früher bei uns in den Schulen gab. Auch der Pfister *Hans Murer*, genannt *Krumenschenckel* wurde, *… gebüzet, … von des klainen brotz wegen.*

Zu diesen bereits genannten Pfistern kommt eine Vielfalt weiterer Familiennamen im Bäckergewerbe hinzu: Etwa heute noch bekannte Namen wie *Altdorfer* genannt *Schüfeli*, *Ammann*, *von Ah* oder *von Eich*, *Egli, Steinegger* und *Vogt*, dann jene mit Namen ihrer Herkunftsorte wie etwa *Eppelhuser, Nidinger, Ueberlinger* etc. Und schließlich gibt es auch kaum mehr gebräuchliche oder ausgestorbene Namen wie, *Bärteli, Kleli, Nünangster, Rasor, Süchler* und *Tüfel* etc. Abgesehen vom verbreiteten Namen *Pfister*, den auch viele Handwerker anderer Gewerbe tragen, wurde manchmal diesem Namen einfach ein Vorname hinzugefügt, so etwa bei den beiden Bäckern *Friderich Pfister* und *Haintzli Phister.* Aus *Hoy* wurde der *Hoy Pfister*, *Hanns Pfister von Buningen* wurde *Büninger Pfister* genannt oder *Burckhart Vogel* wurde zum *Vogel Pfister*. Dessen Haus an der Vorstadt 52 kaufte dann lustigerweise 1442 der Pfister *Hans Maisenlock*, was Lockvogel meint. Sehr selten im Bäckergewerbe sind Übernamen (Spitznamen), die mit dem Beruf zusammenhängen. *Heinrich Murbach* wurde *Helpfister,* also Weissbäcker genannt und *Berchtolt Wissbrötli* war Bäcker. Der erste dieses Namens in Schaffhausen besaß eine Brotbank. Familiennamen in den Steuerbüchern wie etwa Brot, Brotlos, Brotscholl, Brotbeck oder Guotbrot können in diesem untersuchten Zeitabschnitt aber nicht mit dem Bäckerberuf in Verbindung gebracht werden.

Ursprünglich lag das Recht des Kornmaßes auf zwei Häusern im „Süssen Winkel“ am nördlichen Rande des Marktes, nur hier durfte Korn gelagert, ausgemessen und verkauft werden. Nach der Einführung der Zunftverfassung 1411 kaufte die Stadt das *Kornmess,* das Recht Korn zu verkaufen mit den beiden zugehörigen Häusern (Bänteli/Bürgin 2017, 92; Landolt 2004, 235) und begann dieses Recht auf weitere öffentliche Gebäude zu verteilen umso das Risiko des Verlusts von Getreide, etwa durch einen Brand, zu verringern. Zuerst kam das Kauf- und Rathaus hinzu, dann der Salzhof und das Paradieserhaus am Rhein bei der Rheinbrücke und der Fronwagturm am Südrand des Marktes, *… den karrer, das korn zuo füeren von den enden, da das gelegen ist in den Saltzhoff, in der Paradiser hus und uff Götz Schultt*[haissen]*n‘ turn.* Periodisch kamen auch Privathäuser hinzu (Landolt 2004, 472). Die Knechte des Salzhofes füllten das Getreide in Säcke ab und trugen es in diese Kornhäuser, *… den knechten, das korn zuo vassen und zuo helffen, daz es verfüert worden ist, … von den segken, die man dazuo gebruchet hat, … den hoffknechten von dem korn uffzuotragen.* Die Pfister und ihre Knechte waren auch verantwortlich dafür, regelmäßig das *… statt korn* in den Kornhäusern zu wenden, damit es nicht verdarb, *… Gigenberg, pfister, von I tag dz korn uff dem Ratzhuß zuo keren und zuo werffen, … Gigenberg vom mel ze kerren, …im Paradiser hus, … Gigenberg IIII tag, … III knechten, … hand dz korn gewannet, … inen und dem Keller ze badgelt.* Sie erhielten also als Schmutzzulage Geld für den Besuch eines Bades.

Nach dem Kauf des *Kornmess* begann die selbstbewusst werdende Stadt auch, das Mühlenmonopol aus dem Besitz des Klosters Allerheiligen an sich zu reißen und den *Mülizoll* der vier Mühlen der Stadtkasse zuzuführen, die Gebühr also, welche die Bürger für das Getreidemahlen zu zahlen hatten. Die Müller wurden städtische Beamte und wohnten vor der Stadtmauer in den Mühlen am Rhein, waren aber geschützt durch eine weitere äußere Mauer.

12 Für die Erklärungshilfe danke ich This Fetzer vom Schweizerischen Idiotikon.

Der Rat erließ eine Müller-Ordnung, ein Regelwerk zum Mühlenbetrieb, welches in den Mühlen angeschlagen wurde. Es regelte die Einrichtung und das Instandhalten der Mühle, den Lohn des Müllers, das Halten von Tieren und die personelle Besetzung der Mühlen. Alle 14 Tage wurden die Mühlen durch zwei Ratsmitglieder, die Mühlenschauer kontrolliert.[13] *Henni Böckli* saß auf der *Böckli müli*, später Obermüli, *Claus von Kempten* in der *Grossen Müli*, *Jäkli Lori* in der *Loris Müli* später *Wissmüli* und *Burkli Oehem* in der *Nidermüli* oder *Ussermüli*. Hinzu kam noch eine fünfte Mühle, die *Müli im Louffen*, am Rheinfall, wo *Hensli Krapf,* amtete. Die Müller hatten die Abgaben einzuziehen, … *umb dz si den zoll in den müllinen samlent und in die stök legent*. Solche Zollstöcke wurden aufgebrochen, …*in dem stock, als er uffgebrochen wart,* so dass man neue Vorhängeschlösser bestellen musste, … *Ott, sporrer um IIII mallenschloß und henkell zuo den stöken in den müllinen.* Die beiden Mühlenknechte *Ulrich Begkenhub* aus Ehingen und *Claus Zanger* genannt *Wolfli* aus Überlingen, hatten gar Geld unterschlagen, das für den Stock bestimmt war. Damit hatten sie gegen den Anstellungseid verstoßen, schworen Urfehde und wurden aus der Stadt verwiesen.[14]

Das metallverarbeitende Handwerk um 1390–1450 und seine Visualisierung

In diesem Zeitabschnitt lassen sich etwa 35 Häuser des metallverarbeitenden Handwerks in der Stadt nachweisen. Sie verteilen sich entlang der Reichsstraßen, den beiden Hauptachsen Unterstadt-Vordergasse-Oberstadt sowie nach Norden am Rindermarkt (Vorstadt) und äußere Vorstadt, im Zentrum mit Sporren- und Münstergasse, Herrenacker und Neustadt. Ob alle drei Klöster eine Schmiede besessen haben, ist fraglich. Gesichert ist der *Schmid im closter* [Allerheiligen] und ein Schmied im Spital. Die archäologischen Funde zu diesem Handwerk sind bisher bescheiden, weil Metall üblicherweise wieder verwendet wurde und wertvollere Funde höchstens in Folge eines Brandereignisses erhalten blieben.[15] Die Stadtrechnungen überliefern hingegen einen ganzen Reigen von spezialisierten Berufen mit ihren Produkten. Sie seien nachfolgend mit der ungefähren Anzahl ausübender Personen vorgestellt. Nicht immer sind Name und Beruf klar zu trennen, denn in kaum einem anderen Handwerk wird der Beruf so namengebend wie bei den Metallhandwerkern und drängt den Familiennamen oder den Vornamen in den Hintergrund. Dies macht es auch schwierig, bei verschiedenen Metallhandwerkern den Namen und die wirkliche Tätigkeit zu trennen. So ist der Nagler manchmal Schlosser oder der Kessler Schmied, oder der gleiche Handwerker wird sowohl als Sporer als auch als Schmied bezeichnet. Pfeile liefern sowohl Pfeilschäfter, Bolzenmacher, Armbruster oder Nadler und Büchsen werden vom Hafengießer und auch vom Büchsenmeister gegossen. Schließlich decken auch vermeintlich klar definierte Berufe ein breiteres Tätigkeitsfeld ab, das sich mit anderen Berufsgattungen überlappt. Trotz all dieser Schwierigkeiten versuche ich, für diesen Zeitabschnitt die Anzahl Handwerker zu quantifizieren, vereinzelte sind nicht eingerechnet. Ich komme auf etwa sieben Hufschmiede, sieben Messerschmiede, acht Nagler, zwei Spengler, zwei Hafengießer, vier Kantengießer, fünf Armbruster, anfänglich auch noch Bogner, später, erstmals 1444 manchmal auch Windenmacher genannt, drei Büchsenmeister, fünf Harnischer, fünf Haubenschmiede, Sarwürker (Ringpanzermacher), zwei Nadelmacher, drei Pfeilschäfter, zwei Bolzenmacher, drei Schwertfeger, dann vier Kessler, zehn Schlosser, acht Sporer und 28 Schmiede, also gegen 110 verschiedene Metallhandwerker zu denen noch ihre Familien und die Knechte hinzukommen. Auch die Schmiede hatten bereits mehr als zwei Jahrzehnte vor der Einführung der Zunftverfassung ihre eigene Trinkstube, die *Smid Stuben.* Wir finden sie bereits im ersten Steuerbuch von 1392 an prominenter Lage an der Reichsstraße (Vordergasse 61), wenige Häuser oberhalb des ersten Rathauses in der heutigen „Schneiderstube“ am Fischmarkt (Bänteli/Bürgin 2017, 105–107; Frauenfelder 1961, 151−152).

Die Untersuchung macht deutlich, dass es einige Schmiedebetriebe gab, die für sich allein arbeiteten, an manchen Orten waren es aber ganze Konglomerate von Metallhandwerkern aus verschiedenen Berufsgattungen, die offensichtlich zusammenarbeiteten. Viele dieser Metallhandwerker waren auswärtige Spezialisten die gezielt angeworben und dafür von der Steuer befreit wurden, entsprechend der heutigen Wirtschaftsförderung. *Fry* steht jeweils im Steuerbuch, bei einigen war es aber umstritten, dort steht jeweils *maint sige fry* (meint, er sei frei). Im Folgenden werden die wichtigsten Standorte vorgestellt. Verschiedentlich übernahmen auch Witwen den Betrieb ihrer verstorbenen Männer, manchmal arbeiteten die Söhne mit oder sie stellten Schmiede ein, wie die Steuerbücher verraten.

Den berühmtesten Hufschmied der Stadt finden wir im „Peyerweggen“ (Unterstadt 16, Abb. 5,1). Der erstgenannte Schmied in diesem Haus war 1427 *Eberli Wißisen,* gefolgt von *Hainrich Strektenring,* der die Pferde im Marstall beschlug, im städtischen Pferdestall im Spital, … *von ysen von den pfärtten im Spitaul.* Bereits 1433 kam *Hans Payer* in diesem Betrieb hinzu, der Stammvater der aus Bayern stammenden Familie Peyer mit den Wecken, welche dem Haus auch den Namen gaben. Auch Peyer war für das Be-

13 STASH UR 2/5122, 27.12.1437.

14 STASH UR 3/5766, 17.04.1449.

15 Bänteli/Bürgin 2017, 137−139. Für Diskussion und Hinweise zum metallverarbeitenden Handwerk danke ich Fabian Brenker, Wien.

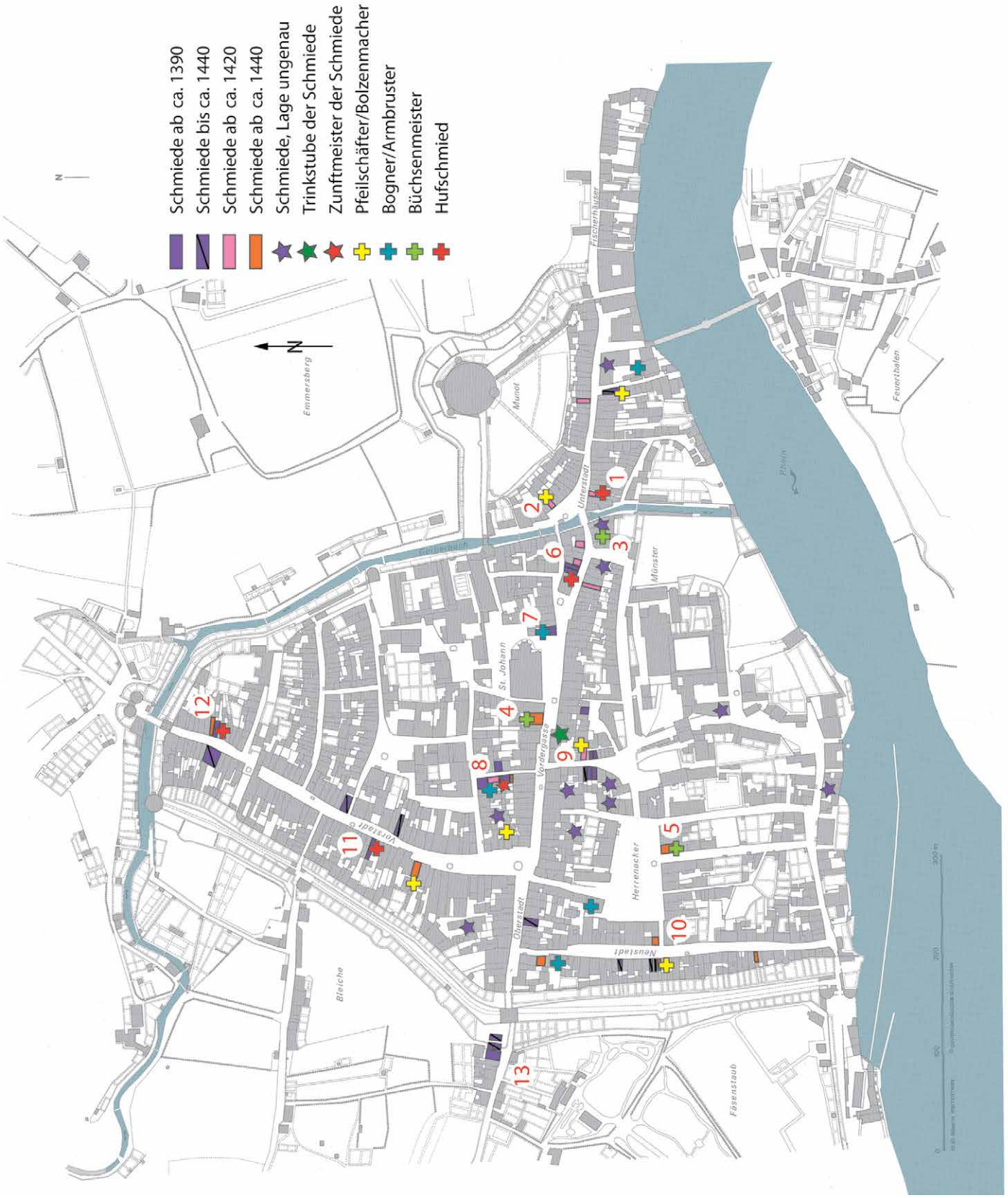


Abb. 5 Visualisierung der Wohn- und Arbeitsorte metallverarbeitender Gewerbe 1390–1450, ca. 35 Häuser (Kurt Bänteli).

schlagen der städtischen Pferde zuständig und zudem verarztete er sie auch, … *von allem beschlahen, so er unser statt bishar getan hat, ouch aller artzatlon, so er an den pferden geartznot hat*. Er beschlug die Pferde der städtischen Ratsknechte und Söldner, … *Frantzen Pfertt ze beschlahen, … von des Wurms ross, … vom Fälcklin und von Mörlers pfertt, dz im Spital staut, ze beschlahen.* Hans Peyer wurde zum Zunftmeister der Schmiede gewählt, weigerte sich aber das Amt anzunehmen, da er … *ain kostlich schmitten habe und gar vil zuo arbeiten mit sinem handwerk von wegen der kostlichen pferde des adels allhie und im Hegöw.* Er verheiratete sich mit Anna Joos, war steuerbefreit und gehörte mit zu den reichsten Schaffhausern in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Landolt 2004, 53; R. Frauenfelder 1932, 3–5).

Märk Phiffer war Pfeilschäfter. Er wohnte an wechselnden Orten, bis er im „Damhirsch" sesshaft wurde (Bachstrasse 12/14; vgl. Abb. 5,2). Aus den Stadtrechnungen lässt sich die Herstellung der Pfeile detailliert nachvollziehen. Man kann die beteiligten Personen mit ihren Wohnorten durch die Häuserdatenbank identifizieren: … *knechten, die holtz gehowen haund zu pfil ze schiften. Haini Müller* von Dachsen, der Wagner in der Unterstadt 44 lieferte das geschlagene Eichenholz, … *dem Wagner von Tachsen um achin holtz zuo pfilscheften, Weltin Hallower* der Kaufmann am Markt, Fronwagplatz 11, transportierte und sägte die Pfeilschäfte, … *von IIII karrentagwan, fuort II tag holtz zuo pfilschefften, … VI tagwan holtz ze segan zuo den pfilscheften.* Hallauers Sohn Hans machte Federn an die Pfeile, … *Hansen Hallower die pfil ze fideren.* Ein weiterer Kaufmann am Markt (Vordergasse 86) lieferte Eisen, … *Steffan Sparer um isen und stahel zu pfilen*. Hier, in den Hinterhäusern arbeitete auch eine kurze Zeit der steuerbefreite Bolzenmacher, *Fry Erhart Boltzmacher von Clingnow.* Er holte Pfeilschäfte die am Rheinfall angeliefert worden waren, … *VIIM schafften harin uß dem Louffen harinn zuo füren* und macht Pfeile und Hakenpfeile daraus, … *M pfilysen anzescheffen und ze stossen und von IIC pfilisen ze schefften, … IIIIC hagenpfil ze schiften und von XLII breitter pfil ouch ze schiften, … IIIIC haggenpfil ze schiften und anzestoßen und von 42 pfil mit vedern ze fidern.*

Der oben erwähnte *Märk Phiffer* erscheint in den Stadtrechnungen 1405/06 gemeinsam mit Meister *Steffan*, … *um Pfil und ze schifton Maister Steffan und dem Merken.* Dieser *Steffan Smid,* ist zuerst einer der Werkmeister, … *Maister Steffain umb I tusung Pfil,* … und wird dann im Steuerbuch 1405 zum *Steffan Büchsenmauister* und ist damit der erste einheimische Büchsenmeister in Schaffhausen (vgl. Abb. 5,3), der im Haus der Familie Kessler an der steinernen Bachbrücke am Gerberbach wohnte (Vordergasse 1), … *Rüdger Kessler et Filius*. Nur drei Jahre später war seine Frau Witwe und übernahm seine Arbeit, … *Steffen Büchssenmaisters Frouw an irm Werch.* Auch die nachfolgenden Büchsenmeister besaßen keine eigenen Häuser und man weiß wenig mehr von ihnen als ihren Namen, … *maister Hanß, dem büchsenmaister; Ludwig Büchsenmaister, Michel Büchsenmaister.* Sie kauften, … *salmiaix* um *dz bulver ze machen,* stellten Kugeln aus Leintüchern her, … *umb I linlachen, machten die büchsenmaister kugelen darus.* Das änderte sich mit *Hans Clinger, Büchsenmayster*, der das Haus seines vermögenden Vaters Ulrich übernahm, den „Goldenen Hirschen" (Vordergasse 54; vgl. Abb. 5,4). Er machte selbst verschiedene Typen von Büchsen, handelte damit, lieferte Munition und Pulver und importierte auch Kriegsmaterial, etwa von Nürnberg: … *maister Hanß von löfferbüchsen ze machen, … dem Clinger umb V büchsen, … II groß steinbüchsen, … V schirmbüchsen, … XX handbüchsen in eim fesslin, …. umb bühssen stil,* [Büchsenschaft] *von clötzen und ansätzen hinder die grosse bühssen zuo giessen* (eine Clotzbüchse schleudert Blei statt Steine), … *bly klötz und geschröt, … um IIIC und XXXIIII lb salpetters, … XLVI lb an küglin, mittel und klain, … II centner bly, … von den büchsen zuo füeren von Nürenberg bis gon Costentz, … als er die büchsen von Costentz überland* [wohl Hochwasser!] *herfuort.* Dieses umfangreiche Arsenal wurde in den kriegerischen Jahren nach 1440 beschafft, als die Stadtbefestigung durch den äußeren Stadtgraben erweitert wurde (vgl. Abb. 2), eine umfangreiche, bauliche Reaktion der Stadt auf die Verbesserung der Feuerwaffen (Bänteli/Bürgin 2017, 145–154).

Es fand auch ein reger Austausch zwischen dem einheimischen *Buchssemaister und wergkmaister Hans Mul* und auswärtigen Büchsenmeistern statt: … *Meister Hans Büchsenmeister von Rüe*[ie?]*dlingen, … II büchsenmeister von Pfullendorff, … III büchsenmaistern von Ravenspurg, … bühssenmaister von Ulm.* Auf *Hans Mul* folgte *Maister Peter Büchsenmaister*, … *um IIIC büchsen ze giessen und um II ½ C fürpfil und kugeln und um kol und von fürpfilen ze schiften verzarten die büchssenmaister und ander, als man die büchs beschossen hat,* etc. Die Stadt errichtete nun ein Amtshaus für den Büchsenmeister (Herrenacker 5; vgl. Abb. 5,5), das auch als Zeughaus diente (zum Büchsenmeisteramt: Schultheiss 2006, 239–241).

Ein weiteres Haus, die „Ess" (heute „Palmzweig", Vordergasse 14) an der Reichsstraße (vgl. Abb. 5,6), besitzt den zum Handwerk passenden Namen, der aber wie die meisten Hausnamen erst im Verlauf des 16. Jahrhunderts in den Schriftquellen auftaucht. Den östlichen Hausteil besaß Hans lseli, der Hufschmied, sein Sohn *jung Yssely, smid* arbeitete ebenfalls mit. Im westlichen Hausteil erscheinen in den betrachteten 60 Jahren in kurzen Abständen etwa ein Dutzend verschiedene Metallhandwerker. Am Anfang steht *Alt Jos Messersmit* gefolgt von *Rüter, Messersmid,* dann *Hans Smit von Mellingen und Haintzli Phister, Messersmit*, der in der Stadt zwei Namensvettern besaß, der eine war Karrer und der andere, wie wir oben gesehen haben, tatsächlich Pfister. *Wentzlaus Harnaschmacher*, erscheint mit seinem Knecht, *Hanns Kötzlins, sins knecht,*

… as er uns XL Pantzer schön gemacht und gebessret haut und der Statt Schilt und Zaichen druffgeschlagen haut. Auf den Harnischer folgte Hans Messerschmied, der zudem laufender Bote der Stadt war und ein unrühmliches Ende nahm. Er wurde wegen Betrugs, Urkunden- und Siegelfälschung in Schaffhausen zum Tode verurteilt und ertränkt, *… von des Meßsmids wegen, den man ertranckte.* Seine Frau *Elisabeth Mösli* aus Passau mit ihrem Sohn Michael profitierten vom kriminell erworbenen Geld und wurden in der Folge vier Meilen aus der Stadt verbannt, *… Johansen Messerschmids frowen, als man si gen Diessenhofen fuort*.[16] Dann erscheinen ein *Schlosser von Kempten* und ein *Messerschmid von Zürich,* die beide steuerbefreit sind. Das gleiche gilt für *Hainrich Brünlinger, slosser*, der mit seinem Sohn Diethelm, genannt *Dietz,* das Nachbarhaus zum „Sternen" (Vordergasse12) übernahm. Der junge Brünlinger wurde zusammen mit seinem Bruder(?) *Stefan Brünlinger* Zeitglockenrichter. Sie machten Beschläge an eine Kriegstruhe für Munition oder Geld, *… von dem raistrog zuo beschlachen*, machten *… IIC fuossysen,* respektive, *… IIIIC fuosysen* für Gefangene, aber auch Munition für die von Meister *Heinrich Hafengiesser* hergestellte Büchsen, *… VIC und LXXX klötz von der statt isen in die Tarraßbüchsen*. Schließlich kam mit dem jungen *Ruedi Kessler* aus der Neustadt ein neuer Familienname hinzu. Kessler betrieb mit den beiden jungen Brünlingern noch jahrzehntelang die Schlosserei in diesen beiden Häusern.

In der „Kette" (Vordergasse 36), an der Friedhofsmauer bei der Leutkirche St. Johann (vgl. Abb. 5,7), war *Hans der Haubenschmied von Buchhorn* tätig. Er erhielt einen Jahresgrundlohn und ihm wurde seine Eigenmiete erstattet, *… dem Hubensmid für sin Behusung,* er kaufte Stahl um Pfeile zu machen, *… um stahel zuo den pfiln* und wurde für gewisse Arbeiten, fürs einfassen oder bemalen zusätzlich entschädigt, *… XXV Huben ze fassen* oder, *… X huben ze vassen und schönmachen*. Ihm folgte *Hans Castler*, *Harnescher,* dann *Jacob Castler* und wiederum *Hans Castler,* der einen Markstand bei den Krämern am Markt bei der Metzg besaß, *… Gadmer by der Metzig, … der Kastler git von sim gaden* (Bänteli/Bürgin 2017, 143). Abgesehen davon erzählen die Stadtrechnungen kaum etwas über die Arbeit der Haubenschmiede oder Harnascher (zum Amt des Harnischers: Schultheiss 2006, 241–242). Zum Teil waren die Rüstungen und Waffen in Stadtbesitz und wurden ausgeliehen, z. B. an den Reitenden Boten der Stadt, den Schmied *Hans Hagman, … er hat ain steheln pantzer, ist der stat, … gelihen Hagman I armbrost, I gürtel, I wellkrapffen, I köcher vol braiter pofil.* Zum Teil war der Harnisch aber Privatbesitz und konnte so verliehen, verpfändet und auf einer öffentlichen Versteigerung verwertet werden, *… Item XVI lb haben wir gelihen Göttz Schulthaisen uff harnasch Item ain engelschhuben, I keplin und ain brustblech, ain gantz baingewand uff II rörli und II blächhentschuoch und uff I schurtz … X guldin an gelt gelihen Stephan Nagler, … darumb ist phand I pantzer und V stuck tüechli, … Schönhantz pignus I armbrost, … Us phanden gelöst, … isenhuot, wz Martis Kochs, het koft Cuonrat Hantzly, … I pantzer, wz Götz Smid, het koft statt, … ain huntz kappen, wz Burkartz Hallowers, het koft Peter Habersetz, … I swert, wz Bentz Stainbrüchell, het koft Steffan ratzknecht.*

Die Hausbesitzer in der Sporrengasse sind mit der heutigen Bebauung grob in Übereinstimmung zu bringen und arbeiteten zum Teil auch in den dortigen Hinterhäusern (vgl. Abb. 5,8). Die Familie Sporer war eine ausgesprochene Schlosserfamilie und hat der Sporrengasse ihren Namen gegeben, wie hier erstmals belegt werden kann (Rüeger 1884, 380, A4). 1392 finden wir *Ruedi*, gefolgt von *Otto* oder *Oettli* dem Zunftmeister der Schmiede. Seine Tätigkeit war vielfältig. Er arbeitete an den Glocken auf dem Vorgänger des Munots und auf dem Turm der Leutkirche St. Johann, *… von der Gloggen uff dem Annot, … von der grossen Gloggen ze henken*, machte ein Vorhängeschloss zum Altar, um die Zunftverfassung von 1411 einzuschließen, *… malnenschloß gen sant Johans zuo fronaltar* (Bänteli/Bürgin 2017, 120; Bänteli 2011, 36; Landolt 2004, 443), arbeitete an der Kirche, *… wachterhüsli, das er machen sol uff dem turn zuo Sant Johanns kilchen, … ainr tür ze Santt Johanns im thurn ze hencken und umb ain schlüssel zu dem schloß*, und er lieferte Pfeile und Spannhaken für Armbrüste, *… als er phil der statt gemacht hett, … um armbrostkruken*. Sein Sohn Hensli wurde nicht nur als guter Schütze bekannt und gewann am Schützenfest in Basel 1434 einen Ochsen, *… Henslin Sporer, als er den ochsen gewonen haut,* er lieferte auch Armbrüste dazu, *… umb I armb' und I winden.* Hinzu kam *Zölgi Spengler,* der Schlösser und Blech lieferte, *… umb schloss und stürtz.*

Ebenfalls in diesem Häuserkonglomerat, vermutlich im Eckhaus zur Brudergasse, wohnte und arbeitete *Peter Sarwürker* von Säckingen, dessen singulär vorkommender Name Panzer- oder Kettenhemdmacher bedeutete. Er saß aus unbekannten Gründen im Gefängnis und seine Rüstungen wurden zwangsversteigert *… Harnäsch kofft uff der Gantt, … IIII Huben, I Baingwand, II Knieling, … II Armzüg, V Par Hendschuoch, VIII Nassband, … II Stächarm, II Ysenhuet*.[17] Nachbar war *Hans Kantengiesser in Domo*, er machte Zinnkannen, *… umb die Kanten.* Ihm folgte *Ruedi Kantengiesser* mit seinem Sohn *Ruedi Kantengieß* genannt *Zötzelli.* Sie lieferten Signalhörner für die Turmwächter, *… Horn uff den Annot, … Horn uff Obertor,* ein neues Eichmaß und Gewichte, *… dz nüw Vechtgeschierr, … umb gwiht, daz der statt wartet, daby man vächten sol,* Zinnkrüge für Wein und Wasser auf das Rathaus, *… kanten*

16 STASH UR 3/5748, 13.02.1439; StadtASH A II.05.01.069/030 und AII.05.01.069/036. 1439-1440.

17 STASH UR 3/5724 26.02.1398; StadtASH A II.05.01.003/14 1402-1403.

ze machen uff das Rauthus. Die alte *Kantengiesserin* zog in die Neustadt (Nr. 51), Rudi wechselte zur unten vorgestellten Familie Sporer in die Münstergasse und an seine Stelle trat *Michel Kanttengiesser.* Dieser machte geeichte Gefäße für die Weinschauer, *… nüwen maussen zuo machen den sinnern,* weitere Zinngefäße, *… giessfass und ainer kanten,* aber auch Reparaturen an Brunnen und Dachrinnen für das Amtshaus des Klosters Salem an der Rheinbrücke, *… zapfen zuo den brunen und umb den kenner uff Salmenswiler hus.* Und schließlich gehörte zu diesem Komplex von Metall verarbeitenden Handwerkern für eine Generation auch *Eberli Schilling* der *Messersmit*, von dem nichts bekannt ist, gefolgt von *Steffan Nagler* der nicht nur Nägel herstellte, sondern auch Gefäße, Hammer, Pferdestriegel und Ringe zum Zaumzeug, *… umb nagel, … um schusseln und I strigel,… I beslahhamer und I halffter ringken.*

Im erwähnten Haus von *Oetli Sporer* an der Sporrengasse wohnte auch der im *Jarlon* angestelllte, steuerbefreite Armbruster *Maister Matheus, … der Oetlinen Huszins von Armbroster,* der in alter Tradition manchmal noch Bogner genannt wurde, *Mathis Bogner* (zum Amt des Armbrusters: Schultheiss 2006, 242–243). Zusätzlich bezahlt wurde er für Pfeile, *… von den Pfiln ze schifften,* lieferte Sehnen und Steigbügel zum Spannen der Armbruste, *… umb IIII senwan und I stegräff,* aber auch ganze Armbrüste, *… an fünf armbrosten, … umb zwai kriegarmbrost.* Im Salzhof baute 1414 der Stadtmaurer *maister Uolrich* ein Amtshaus für den Armbruster, *… sin verdingwerch im Saltzhof, … ouch maister Uolrich sin verdingwerch an des Armbrusters hus, als er das muret*. Aus unbekannten Gründen wurde dieses Amtshaus von den Armbrustern nicht bezogen.

Ein kurzes Zwischenspiel gab *Steffan Armbroster* in der Neustadt, ein anderer, *Maister Simon Armbroster*, genannt *Rot,* kaufte das herrschaftliche „weisse Hündlein" (Vordergasse 32) beim Harnischer Kastler. Er und seine Frau lieferten Armbrüste, *… II armbrusten inzebinden und ze senwen, … I sul und von I krieg, … maister Simonz frouwen um II grossy armbroist*. Zweiter Armbruster neben Simon Rot war *Maister Jörg Schrigger,* auch *Jorg Windenmacher* genannt. Er kaufte ein Haus oben an der „Tanne" auf dem Herrenacker und machte Scharnierbügel und anderes zur Armbrust, *… von ainer nusse zu dez Boshartz arenbrot, … zwain senwen umb nagel, ouch inzebinden,* Material zu Feuerpfeilen inklusive dem oben erwähnten Schürlitztuch, *… XX lb swebel und XX lb salpetter hand wir meister Geryen gen zuo fürpfilen ze machen, … X eln schurlatztuoch zuo fürpfiln.*

In der Münstergasse wohnten weitere Mitglieder der Familie Sporer (vgl. Abb. 5,9). Der „Walfisch" (Nr. 26) war zuerst das Haus eines Trogmachers, das *Claus* oder *Cläwi Murer* übernahm, der meistens als Sporer, zum Teil aber auch als Schmied bezeichnet wird und 1441 *statt schlosser* wurde. Er unterhielt die Uhr auf dem Turm von St. Johann, *… von der zitgloggen ze rihten,* machte 1445 die Wetterfahne auf das neue Bollwerk vor dem Engelbrechtstor, *… ouch das venli uff dem nuwen bolwerg* (Bänteli/Bürgin 2017, 147–154 und 549), sowie verschiedene Reparaturen an den Stadtweihern, an der Kirche St. Johann und am Neuturm, *… ouch die türli uff baid wiger und die glock zu Sant Johans anders ze hengken, … valbruck under dem Nuwen Turn* und montierte Beschläge an Handfeuerwaffen, *… fünf büchsen ze beschlachen.*

Die beiden übernächsten Häuser, „Lorbeerkränzlein" (Münstergasse 22) und „grüner Berg" (Münstergasse 20) waren zuerst im Besitz der Gebrüder Sporer, *Sporer Confratres* und der Familie Murer. *Geory Sporer* war mit seinen Knechten Stadtwerkmann, *… Jergen Sporer, als er der statt werkmann, ist und V ß den knehten ze trinkgelt.* Er arbeitete an der neuen Ratsstube im Kaufhaus, *… als er der statt gewerchet hett uff dem kouffhus, ratstuben.* Der Schwertfeger *Hans Altmaister*, zog von der Sporrengasse hierher, kaufte mit seiner Frau Elsbeth das „Lorbeerkränzlein", das sie an *Johann Lägrer*, Kaplan am St. Nikolaus-Altar in der St. Johannskirche verpfändeten, der ihnen dafür 44 Gulden lieh, gegen eine jährliche Zinszahlung an die Pfrund des entsprechenden Altars.[18] Der *Swertfeger* schliff und polierte die Schwerter, *… zwain swertern zuo fegen.* Altmaister wurde auch *Alt Swertfurber* genannt, seine Witwe *Alt Vegerin.*

Mit *Hans Vischer* kam eine neue Schlosserfamilie hinzu. Fischer lieferte, *… fuoß ysen.* Sein Vater, oder war es ein Bruder(?), *Jacob Vischer* war zuvor kurzzeitig gegenüber auf der anderen Straßenseite tätig gewesen und hatte einen *… raistrog* geliefert. Hier, in den Häusern „Löwengrube", „Palmbaum" und „Orgelpfeife" (Münstergasse 17–21), wohnten und arbeiteten weitere Mitglieder der Familie Sporer. *Bentz Sporer* wurde bereits 1370 erwähnt, dann *Henni*. Später kamen *Jäckli* und *Bästli* hinzu. Sie hinterließen Spuren in den Stadtrechnungen durch Spanngeräte zur großen Armbrust auf dem Annot, *… krieg zuo den grossen armbrost, … IIII nagel und um I zwilr zuo den grossen armbrosten,* Eisenfenster ins Rathaus, *… Isen-Bayen im Rathus,* Zaumzeug für den Ratsknecht Franz Ahorn, *… gebiß an Frantzen zoum,* dann Brenneisen, eine Kriegstruhe, drei Eisenkämme, um Samenkapseln beim Flachs abzustreifen, *… bränysen, … raistrog, … III rafen.*

Weitere Mitglieder der Familie Sporer finden sich schließlich oberhalb dieser Häuser in den Hinterhäusern am Herrenacker, zusammen mit weiteren Eisenhandwerkerinnen, die nur kurzzeitig nachweisbar sind: *Egglin, die Kesslerin, Alt Kesslerin, Gerster, der Nagler* und *Hans Libhain, Nagler. Ursull Notysen* lieferte einen Kübel zum Brand im Kloster Allerheiligen, *… umb ain kübel zem für in das closter.* Ruedi Sporer machte Pfeile, Spannhaken und kleine Rundschilde, *… IIIIC phil, XII crapphen, … XXIIII*

18 STASH UR 2/5103, 11.07.1431.

buggen. *Andres Sporer,* der Schlosser, lieferte Blechschüsseln zum Brunnen unter der nahen Rathaustreppe, … *II Schüssel zem trog uff den Rathuse under der steg* und Teuchelzwingen, mit denen die Teuchel, die ausgebohrten Stämme der hölzernen Wasserleitungen zusammengefügt wurden, …*stabysen zu tüchelzwingen.* Ihm folgte *Engelhart Schappeller,* er machte Bestandteile für die Büchsen, … *XXXIX büchsen messli und um, … VII stürtz zuo den büchsen.*

Hier arbeitete auch der bereits erwähnte reitende Bote *Hans Hagman,* der Rüstungsschmied war. Er machte Brustpanzer für die städtischen Pferde des erwähnten Ratsknechts, … *umb I zom und I fürbug zuo Frantzen pferid,* des Gerichtsschreibers Johannes Gamp, … *ain fürbuog ain dez Gampan hengst*, und für die Pferde zweier Söldner, … *ain fürbug Hartman Strassmans pferit, … ain fürbuog Hagman uff Kneht Hansen grawen hengst*. In einem weiteren Hinterhaus unterhalb des Rathauses war *Balduff* zu Hause, auch er steuerbefreit, …*git nüt*. Er lieferte … *tachnagel* und auch … *isentrautt zuo der nüwen zittgloggen*, welche der *Münch von Rinouw*, ein Mönch des Klosters Rheinau fabrizierte. Es war die erste Uhr der Stadt Schaffhausen und wurde 1409 an den Turm der Leutkirche St. Johann montiert. *Balduff* war auch Büchsenmacher, … *buchs ze machen, mit harnasch,* er lieferte auch Hellebarden, … *umb I parten.*

Auch Erhard Keller, genannt *Meister Erhart Nadler,* arbeitete in einem Hinterhaus oberhalb des Rathausbogens. Seinen Namen erhielt er durch die Herstellung von langen schmalen Waffen, … *von VIM und VIIC pfil ze schäfften und um IIM und VIIC schäfft, … IIIIM pfilisen und C und XXVI spiessysen, … IIIIC Hagachter pfilisen.* Nach seinem Tod führt seine Witwe *Dorothea Schriber* das vielfältige Gewerbe weiter, … *der Nadlerin umb malenschloß, umb schribzüg, umb pfil und umb messer, … sind ir uff pfilyssan gen, … der Nad*[l]*eran umb pfillyssan, … der pfill waran III tusand und XVII pfill.*

In der Neustadt, im Vorgänger des heutigen „Haberhaus“ (Nr. 51; vgl. Abb. 5,10), lag die Schlosserei der Familie Kessler, die aus drei Häusern bestand: Jenes von *Werner* und *Hainrich*, dazwischen lag *Curad und Johanns der Kessler Gebruder hus und smitten.*[19] Mit *Henny Kessler* endete hier diese Familie gefolgt von Meister *Egbrecht Ower* genannt *Kempter.* Er goss sowohl Kanonen als auch Glocken für die Stadtkirche und den Vorgänger des Munots, … *büchsen, die er der statt gemacht hett, … von der glocken uff dem Onnot, … umb die tigel zuo der glocken, … um ain joch zuo der grossen gloggen,* aber auch Signalhörner für die Wächter, … *aim horn ze machen uff sant Johans turn.* Als Nachbar gegen Süden im „Sägisblatt“ (Neustadt 47) kam neu der Messerschmied *Matias Metzger*, genannt *Schoop*, hinzu. Um 1435, gleichzeitig mit dem Verschwinden von Ower, eröffnete im Eckhaus gegenüber, im „weissen Bären“ (Neustadt 42) die neue, bis um 1600 existierende Gießerei von *Maister Hainrich Haffengiesser von Zürich*, das anstoßende Gässchen zum Herrenacker wurde *Haffengiessers gassen* genannt (heute Ackergässchen). Er goss verschiedene Kanonen, … *für sin arbeit, so er an eim nuwen model zuo einer buchs angefangen hatt ze machen, … XI darraß und gross haggen büchsen, … modeln zuo den klötzen,* aber auch Glocken auf den Fronwagturm und ins Rathaus,… *I glöckle in Götz Schulthaissen turn, … uff dz Ratglogkli dem hafengeisser.*

Am Rindermarkt (Vorstadt 11; vgl. Abb. 5,11) arbeitete der Hufschmied *Wirtenberg,* er lieferte Hufeisen und beschlug die Pferde, … *umb Isen und Nagel und VII Ros, … um Rossisen.* Nach seinem Tod übernahm seine Frau, *Uxor Wirtenbergs,* die Schmiede. Ihr zur Seite standen *Faber von Rinow* und *Ruchnagel*, der, … *XIIIC spichernageln* lieferte. Ihnen folgte *Hensli Fund,* der Schmied *ab Staig,* der seinen vor dem Obertor gelegenen Betrieb wegen des Neubaus des zweiten Stadtgrabens aufgeben musste und diesen ins Stadtinnere verlegte. Gegenüber, im Eckhaus zur Repfergasse (Vorstadt 20), arbeitete *Hainrich Paradiser* genannt *Grosshans* mit seiner Frau *Anna*. Nach dem Tod des Vaters übernahm der gleichnamige Sohn mit seiner Mutter die Schmiede. Der Sohn hinterließ keine Spuren als Schmied, er wurde aber im Zusammenhang mit der Erbschaft des vermögenden Priesters *Berchtold Keller von Stühlingen* wegen übler Nachrede über Rat und Bürgermeister von Schaffhausen gefangen gesetzt.[20]

In der äußeren Vorstadt lag die Schmiede der *Smidin von Taigingen „Grosse Traubenlust“* (Vorstadt 60; vgl. Abb. 5,12). Mitarbeiter der Witwe waren die Schmiede *Kallenberg*, *Hans Nagler* und schließlich auch der *Smid von Büningen* von der gegenüberliegenden Schmiede. Dann übernahm ihr Sohn Heinrich den Betrieb. Er arbeitete viel für die Stadt, … *Smid von Taygingen, … bi allem sinem werch, so er uns gerwechott und gemachz hatt,* kaufte dazu Eisenbarren, … *umb IIII schinen isen und umb stahel*, zum Teil holte er es am Rheinfall ab, … *Schmid im Louffen umb II schinen ysins.* Er machte Gussformen für einen Goldschmied, einen Richter und einen Dritten, sowie für ein Gerichtssiegel, … *III tigel, koment an Hans Bertholdz ort, Löfingers und dez Lenn, …. gerichtz insigell.* Heinrich wurde gebüßt, weil er gegen die Zunft frevelte und gegen seinen Schwager, den wir nicht kennen, … *von gemainer zunft wägen, … jung Smid von Teyengen gen sinem swager.* Einige dieser Bußen arbeitete er mit seinem Pferd als Frondienste in der Sandgrube ab, … *Fräfflinen und bussen …V tagwan mit I roß in der Sandgruob.*

19 STASH UR 1/280, ca. 1390.

20 STASH UR 3/5738, 01.10.1417.

Sein Sohn Steffan übernahm mit seiner Frau Guta die Schmiede und wurde auch wieder gebüßt, … *von dem jungen Schmid von Taigingen von sines waters wegen.* Auch er arbeitete für die Stadt, … *von beschlahen* ist aber der einzige Beleg. Er war auch für das Verschließen des nahen *Nüwen Thurn* (Schwabentor) zuständig, … *Steffan Smit, der torbesliesser*. Gleichzeitig mit Steffan kam im Nachbarhaus mit *Egli Müller* ein zweiter Schmied hinzu, der in die Nähe seines Bruders gezogen war, dem Pflasterer *maister Nicolaus Müller, besetzer.* Dieser Egli war manchmal auch Wächter, … *Nüw Turn, … I tag underm tor,* aber er diente vor allem auch als Wächter in den äußeren Stadtgräben und in den Vorstädten, … *Wachter uff dem Graben und in dem Zwingolff, … IIII tag hinder dem Zun.*

Gegenüber der Schmiedin von Thayngen lag in der „grossen Burg" (Vorstadt 55) die Schmiede des städtischen Werkmanns, *Smit von Büningen, dem nüwen werchman, an sim lon, … als er der statt gewerchet hatt.* Lohnbestandteil war auch Getreide, … *I malter veß*[en], … *II malter roggen.* Sein Sohn unbekannten Namens und ein Knecht arbeiteten ebenfalls mit, bis sie nach einem Jahrzehnt im Stadtdienst aus den Büchern verschwinden. Ihnen folgte der junge *Cuonrat Kessler* der, … *ain kupffrin bekin uff das Rauthus in die klainen stuben* lieferte und dann kurzzeitig unser *Steffan Schmid von Taigingen,* der um 1440 diesen Betrieb stilllegte und die väterliche Schmiede auf der anderen Straßenseite übernahm.

Und schließlich lagen vor der Stadtmauer, vor dem Obertor, an der alten Reichsstraße zum *Louffen*, zum Rheinfall drei Schmiedehäuser (vgl. Abb. 5,13). Das erste besaß der bereits 1381 erwähnte *Hans Fund*, ihm folgten *Hermann* und dann *Hensli*, nun einfach … *Fundel Schmid* genannt, der Wagenbestandteile lieferte, …. *umb geschmid zuo dem wagen.* Sein Haus musste wie erwähnt dem Ausbau der Stadtbefestigung weichen. Das gleiche Schicksal erlitt auch das mittlere Schmiedehaus. Hier arbeitete der *Isenschmied Hans Wintertur* oder einfach *Winter Ysensmid* genannt. Er betrieb zwei Drittel der *ysensmitte*, im Laufen (Rheinfall) als Lehen.[21] Den restlichen Teil betrieb *Andres Kessler* mit seiner Frau *Anna* von der Neustadt 61. Sie reparierten und lieferten Kessel, … *von kessin ze bletze, … umb I kessi*. Auf Winter folgte der *Smid von Mellingen* und schließlich *Herman Spaltisen,* auch *Herman Smid an der Stayg* genannt. Er musste wegen seiner Frau eine Buße bezahlen, … *sins wibes frävel* und zog dann ebenfalls in die Stadt, in die Neustadt 85. Im dritten Haus finden wir *Werli* und *Haintz Smid,* dann *Haintz Nagler et frater* gefolgt von *Steffan Nagler,* dessen Frau gegen jene ihres Nachbarn frevelte und deshalb gebüßt wurde, … *uxor Stephfan Naglers, … gen Haintz Naglers frowen.* Es folgte *Rudi Wirtenberg, nagler,* vermutlich der Sohn der gleichnamigen Familie vom Rindermarkt. Seinen Betrieb, die einzige verbliebene Schmiede an dieser Stelle, übernahm *Hans Wiß, der schmid an der Staig*.

21 STASH UR 1/1430-III, 17.07.1404.

Abkürzungen

StadtASH, Stadtarchiv Schaffhausen
STASH, Staatsarchiv Schaffhausen

Literatur

Ammann 1958: H. Ammann, Schaffhauser Wirtschaft im Mittelalter (Aarau 1948) 65–70.

Bänteli 2011: K. Bänteli, «Schafhusen anno MCCCCXI Schaffhausen». Ein Stadtrundgang im Jahr 1411 mit einem neuen Stadtbild. Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 84, 2010 (2011), 25–66 (https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=sbg-003%3A2010%3A84#4).

Bänteli/Bürgin 2017: Kurt Bänteli/Katharina Bürgin, Schaffhausen im Mittelalter - Baugeschichte 1045–1550 und archäologisch-historischer Stadtkataster des baulichen Erbes 1045–1900. Schaffhauser Archäologie 11 (Schaffhausen 2017) (https://sh.ch/CMS/Webseite/Kanton-Schaffhausen/Beh-rde/Verwaltung/Baudepartement/Amt-f-r-Denkmalpflege-und-Arch-ologie/Kantonsarch-ologie-1822631-DE.html).

Bänteli 2018: K. Bänteli, Historische Quellen und archäologische Beispiele zur Erzeugung, Veredlung und Weiterverarbeitung von Nahrungsmitteln in Schaffhausen im 12.–16. Jahrhundert In: Melzer, W. Lebensmittel im Mittelalter und in der frühen Neuzeit: Erzeugung, Verarbeitung, Versorgung. Beiträge des 16. Kolloquiums zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 15 (Soest 2018) 21–32.

Bänteli 2021: K. Bänteli, Die Häuserdatenbank 1250-1780 und ihr neuer Blick auf die Schaffhauser Geschichte am Beispiel der «Weissen Rose» an der Rosengasse in: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 93, 2021, 61–92 (https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=sbg-003%3A2021%3A93#4).

Frauenfelder 1961: R. Frauenfelder, Die Zunfthäuser. Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 38 (Schaffhausen 1961) 136–197.

Frauenfelder 1932: R. Frauenfelder, Geschichte der Familie Peyer mit den Wecken 1410-1932 (Schaffhausen 1932).

Harder 1894: R. Harder, Das Jahrzeitbuch der Kirche St. Johannes in Schaffhausen. Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 6 (Schaffhausen 1894) 93–188.

Landolt 2004: O. Landolt, Der Finanzhaushalt der Stadt Schaffhausen im Spätmittelalter. Vorträge und Forschungen 48 (Ostfildern 2004).

Rüeger 1884: J. J. Rüeger, Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen (Schaffhausen 1884–1910).

Steinegger 1950: A. Steinegger, Lehrlinge und Gesellen im alten Schaffhauser Handwerk. Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 27 (Schaffhausen 1950) 222–260.

Steinegger 1953: A. Steinegger, Entwicklung des Schaffhauser Bäckergewerbes. Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 30 (Schaffhausen 1953) 139–162.
Steinegger 1956a: A. Steinegger, Wie man in Schaffhausen früher badete. Schaffhauser Nachrichten, 07.06.1956.
Steinegger 1956b: A. Steinegger, Die Badstuben in der Stadt Schaffhausen. Schaffhauser Nachrichten, 13.06.1956.
Schultheiss 2006: M. Schultheiss, Institutionen und Ämterorganisation der Stadt Schaffhausen 1400–1550 (Zürich 2006).
Windler 2008: R. Windler, Mittelalterliche Webstühle und Weberwerkstätten - Archäologische Befunde und Funde. In: Melzer, W. Archäologie und mittelalterliches Handwerk. Eine Standortbestimmung. Beiträge des 10. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (Soest 2008) 201–215.
Wipf 2004: H. U. Wipf, 600 Jahre Bogenschützengesellschaft der Stadt Schaffhausen. Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 78 (Schaffhausen 2004) 9–160.

Adresse

Kurt Bänteli
Rosenbergstr. 10a,
CH 8200 Schaffhausen
kurt.baenteli@bluewin.ch

Von „faulen Leckersbueben“ und anderen Beschimpfungen

Archivalien zum Töpferhandwerk in Zug im 17. und 18. Jahrhundert

Eva Roth Heege

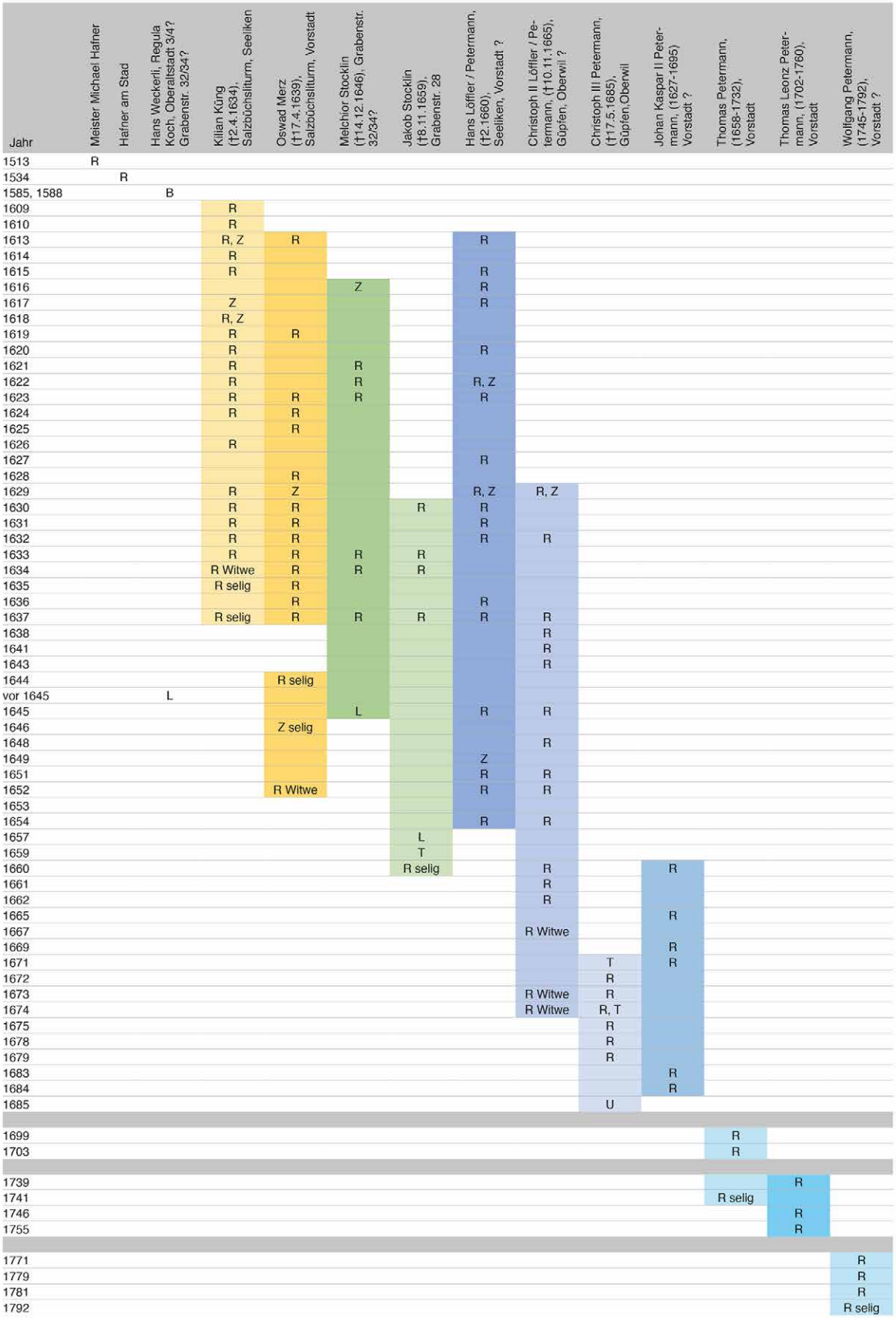
Zusammenfassung

Die Ausgrabungen der vergangenen Jahrzehnte in der Stadt Zug brachten regelmäßig archäologische Funde und Befunde zum Töpferhandwerk des 15. bis 18. Jahrhunderts zu Tage. Neben Töpferei-Abfallprodukten kamen auch Überreste von zwei Werkstätten in der Oberaltstadt 3/4 und Grabenstraße 34 zum Vorschein. Damit lässt sich aktuell archäologisch eine lückenlose zugerische Produktion von Geschirr- und Ofenkeramik ab der zweiten Hälfte des 15. bis ins mittlere 17. Jahrhundert belegen, die unter anderem auch den Produktionsnachweis von Fayence-Gebrauchskeramik und von Vogelgefäßen beinhaltet. Neben den archäologischen Zeugnissen trifft man in den zugerischen Schriftquellen auch auf genealogische Angaben zu den bekannten Hafnerfamilien sowie auf vielfältige Informationen rund ums Töpferhandwerk des 16. bis 18. Jahrhunderts. Im Beitrag werden die Zuger Ratsprotokolle, die genealogischen Forschungen von Paul Anton Wickart (1816–1893), die zugerischen Rechtsquellen, Testamente, Akten der Familie Zurlauben („Zurlaubiana“) und das Häuserverzeichnis der Stadt Zug nach Angaben und Informationen zu den bekannten Hafnerfamilien untersucht und exemplarisch vorgestellt.

Einführung

In der Stadt Zug wurden in den vergangenen Jahrzehnten regelmäßig archäologische Funde und Befunde zum Töpferhandwerk des 15. bis 18. Jahrhunderts entdeckt. Besonders aufschlussreich waren dabei die Funde und Befunde von zwei Werkstätten in der Oberaltstadt 3/4 und Grabenstraße 34 (Roth Heege/Thierrin-Michael 2016; Roth Heege 2022). Zusammen mit weiteren töpfereispezifischen Funden aus anderen Fundstellen der Stadt Zug lässt sich aktuell archäologisch eine lückenlose zugerische Produktion von Geschirr-

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 287–302.



Jahr	Meister Michael Hafner	Hafner am Stad	Hans Weckerli, Regula Koch, Oberaltstadt 3/4? Grabenstr. 32/34?	Kilian Küng (†2.4.1634), Salzbüchsiliturm, Seeliken	Oswad Merz (†17.4.1639), Salzbüchsiliturm, Vorstadt	Melchior Stocklin (†14.12.1646), Grabenstr. 32/34?	Jakob Stocklin (†8.11.1659), Grabenstr. 28	Hans Löffler / Petermann, (†2.1660), Seeliken, Vorstadt ?	Christoph II Löffler / Petermann, (†10.11.1665), Güpfen, Oberwil ?	Christoph III Petermann, (†17.5.1685), Güpfen,Oberwil	Johan Kaspar II Petermann, (1627-1695) Vorstadt ?	Thomas Petermann, (1658-1732), Vorstadt	Thomas Leonz Petermann, (1702-1760), Vorstadt	Wolfgang Petermann, (1745-1792), Vorstadt ?
1513	R													
1534		R												
1585, 1588			B											
1609				R										
1610				R										
1613				R, Z	R			R						
1614				R										
1615				R				R						
1616						Z		R						
1617				Z				R						
1618				R, Z										
1619				R	R									
1620				R				R						
1621				R		R								
1622				R		R		R, Z						
1623				R	R	R		R						
1624				R	R									
1625					R									
1626				R										
1627								R						
1628					R									
1629				R	Z			R, Z	R, Z					
1630				R	R		R	R						
1631				R	R			R						
1632				R	R			R	R					
1633				R	R	R	R							
1634				R Witwe	R	R	R							
1635				R selig	R									
1636					R			R						
1637				R selig	R	R	R	R	R					
1638									R					
1641									R					
1643									R					
1644					R selig									
vor 1645			L											
1645						L		R	R					
1646					Z selig									
1648									R					
1649								Z						
1651								R	R					
1652					R Witwe			R	R					
1653														
1654								R	R					
1657							L							
1659							T							
1660							R selig		R		R			
1661									R					
1662									R					
1665											R			
1667									R Witwe					
1669											R			
1671										T	R			
1672										R				
1673									R Witwe	R				
1674									R Witwe	R, T				
1675										R				
1678										R				
1679										R				
1683											R			
1684											R			
1685										U				
1699												R		
1703												R		
1739													R	
1741												R selig		
1746													R	
1755													R	
1771														R
1779														R
1781														R
1792														R selig

Abb. 1 ◁ Zuger Hafnernamen des 16. bis 18. Jahrhunderts. Im Text erwähnte Hafnernamen und -familien in den entsprechenden Jahren; größere Zeitunterbrüche ohne Hafnernennungen sind grau markiert. B Bildquelle, L Lutiger Häuserverzeichnisse, R Ratsprotokolle, T Testamente, U Urkunde und Z Zurlaubiana (Amt für Denkmalpflege und Archäologie, Eva Roth Heege, Yolanda Keiser).

und Ofenkeramik ab der zweiten Hälfte des 15. bis ins mittlere 17. Jahrhundert belegen. Die archäologischen Zeugnisse ergänzend sollen im Folgenden zugerische Schriftquellen des 16. bis 18. Jahrhunderts zu verschiedenen Fragestellungen rund ums Töpfereihandwerk[1] beleuchtet werden. Ausgangspunkt und Basis der Betrachtungen sind die Zuger Ratsprotokolle und die genealogischen Forschungen von Paul Anton Wickart (1816–1893).[2] Fündig wird man aber auch in den zugerischen Rechtsquellen, Testamenten, den Akten der Familie Zurlauben („Zurlaubiana“) und im Häuserverzeichnis der Stadt Zug, das von Viktor Luthiger (1852–1949) im frühen 20. Jahrhundert zusammengestellt wurde.[3]

Namentlich bekannte Hafner in Zug

In den Ratsprotokollen werden im 16. und 17. Jahrhundert 17 Hafner namentlich genannt (Abb. 1) und für das 18. Jahrhundert lassen sich 22 Hafner belegen. Ihre Namen finden sich in teilweise ausführlichen Protokolleinträgen zu Themen wie Streitschlichtungen, Klagen gegenüber fremden Hafnern, Beanstandungen gegen Hafner und Ziegler aufgrund nicht verfüllter Lehmgruben auf der Allmend und im Zusammenhang mit konkreten Hinweisen auf Brennöfen und Kachelöfen in städtischen Gebäuden. Im Folgenden sollen einige der Hafnerfamilien exemplarisch besprochen werden.[4]

Aus dem 16. Jahrhundert gibt es nur drei Nennungen, die man mit unterschiedlicher Sicherheit dem Hafnerhandwerk zuweisen kann: 1513 wird ein „Meister Michael Hafner“ genannt, der für den Unterhalt des Stadtbrunnens zuständig war, aber nun durch seinen Wegzug seiner Verpflichtung nicht nachkommt. Es ist unklar, ob „Hafner“ in diesem Zusammenhang ein Eigenname ist, oder eine Berufsbezeichnung. Bei der Erwähnung des „Hafners am Stad“ im Jahr 1534 hingegen, handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um eine Berufsbezeichnung. „Stad“ ist die Bezeichnung für die Vorstadt außerhalb der Stadtbefestigung des 15./16. Jahrhunderts, in der auch in späterer Zeit Hafnereien ansässig waren und wo es nachweislich auch Brennöfen gab (Abb. 2, Nr. 3). Bei der dritten Nennung, einer Regelung betreffend Nutzung von Lehmgruben auf der „Löberen“, werden die Hafner nicht direkt erwähnt (vgl. Abb. 2, Nr. 4). Es wird aber ausdrücklich davon gesprochen, dass dort „Lehm gegraben und weggeführt“ werden darf, so dass eindeutig die Berufe Hafner, Ziegler und Bauhandwerker als Zielgruppe angesprochen sind.

Den Namen des Hafners Hans Weckerli kennen wir aus zwei Bildquellen der 1580er Jahre, einerseits von der Bildscheibe eines unbekannten Glasmalers um 1585, die neben der Inschrift „Hans Weckerlÿ von Zug, Raegelÿ Koch sin e’gemachell“ auch das sprechende Wappen mit Töpferschiene und eine Eckdarstellung mit dem Töpfer an der Scheibe in seiner Werkstatt aufweist (Abb. 3a und b).

Andererseits existiert eine Ofenkachel mit der Inschrift „M(eister) Hans Weckerli“ und der Jahreszahl 1588 (Roth Heege/Thierrin-Michael 2016, 77, Abb. 95). Der Hafner Hans Weckerli wird in den zugerischen Ratsprotokollen ansonsten nicht erwähnt und auch die Suche nach seinem Namen in anderen Schriftquellen der Stadt Zug blieb bisher ergebnislos. Sein Lebenswandel in der

1 Die Begriffe Töpferei und Hafnerei, bzw. Töpfer und Hafner werden in diesem Text als Synonym verwendet. In den zugerischen Schriftquellen kommt überwiegend der oberdeutsche Begriff „Hafner“ vor. In jenen Fällen, in denen der Begriff „Hafner“ als Berufsbezeichnung verwendet wird, existiert ausschließlich die männliche Form. Ehefrauen und Witwen werden nicht als Hafnerinnen betitelt. Beim Eigennamen „Hafner“ hingegen werden die Frauen als Hafnerin („haffneren“) bezeichnet. Der Begriff „offner“ kommt in den Ratsprotokollen ebenfalls vor, im 16. Jahrhundert allerdings nur als Eigenname eines Priesters in Cham. Im 17. und 18. Jahrhundert wird der Begriff „offner“ im Zusammenhang mit den Erzeugnissen, also den Öfen genannt: Es ist von „offnerlohn“ (BüA Zug, A39.27.2.1396) und von „offner“ als Ofenbauer (BüA Zug, A39.26.12.238, A39.26.12.440, A39.26.24.179) die Rede. In der Erwähnung der Hafnerordnung von 1661 erscheint der Begriff „offner“ als Synonym zu Hafner (BüA Zug, A39.26.4.259).

2 BüA Zug, A39. ZUGER GSCHICHT (https://www.zuger-gschicht.ch/home), Stichworte: Bartolomäus (Bartli) Brandenberg, Brennofen, Brennhaus, Kaspar Feiss, Hafner, Hafnerofen, Kilian Küng, Lehmgrube, Christoph Löffler, Hans Löffler, Oswald Merz, Offner, Christoph Petermann, Hans Petermann, Johann Kaspar Petermann, Thomas Petermann, Thomas Leonz Petermann, Wolfgang Petermann, Franz Sidler, Hafner Stocklin, Melchior Stocklin, Jakob Stocklin Töpfer. Stand: im Zeitraum 10/3/2022–15/6/2023. Im Folgenden wird auf den Nachweis der Originalzitate verzichtet, detaillierte Nachweise sind im Archiv des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie Zug, Ereignis-Nr. 2646 aufgeführt. Genealogische Angaben stützen sich auf die Genealogien von Paul Anton Wickart (StAZG, MF 24.2), beim Lesen der Familiennamen wurde ich freundlicherweise unterstützt von Stephen Doswald, Jona und Andreas Heege, Zug.

3 Rechtsquellen vgl. Gruber 1972, SSRQ / ZG; Testamente vgl. StAZG, Signatur A13; Zurlaubiana, Acta Helvetica (AH), https://kbaargau.visual-library.de/ah/nav/index/all, Stand 22.5.2023; Häuserverzeichnis vgl. Publikationen von Viktor Luthiger, publiziert zwischen 1936–1951 im Zuger Kalender.

4 Ich bedanke mich beim geschätzten Jubilar für die fortwährende Unterstützung meiner Forschungstätigkeit. Dass es zielführend sein kann, komplizierte Themenkomplexe ab und an nicht umfassend, sondern exemplarisch zu bearbeiten, habe ich bei ihm gelernt.

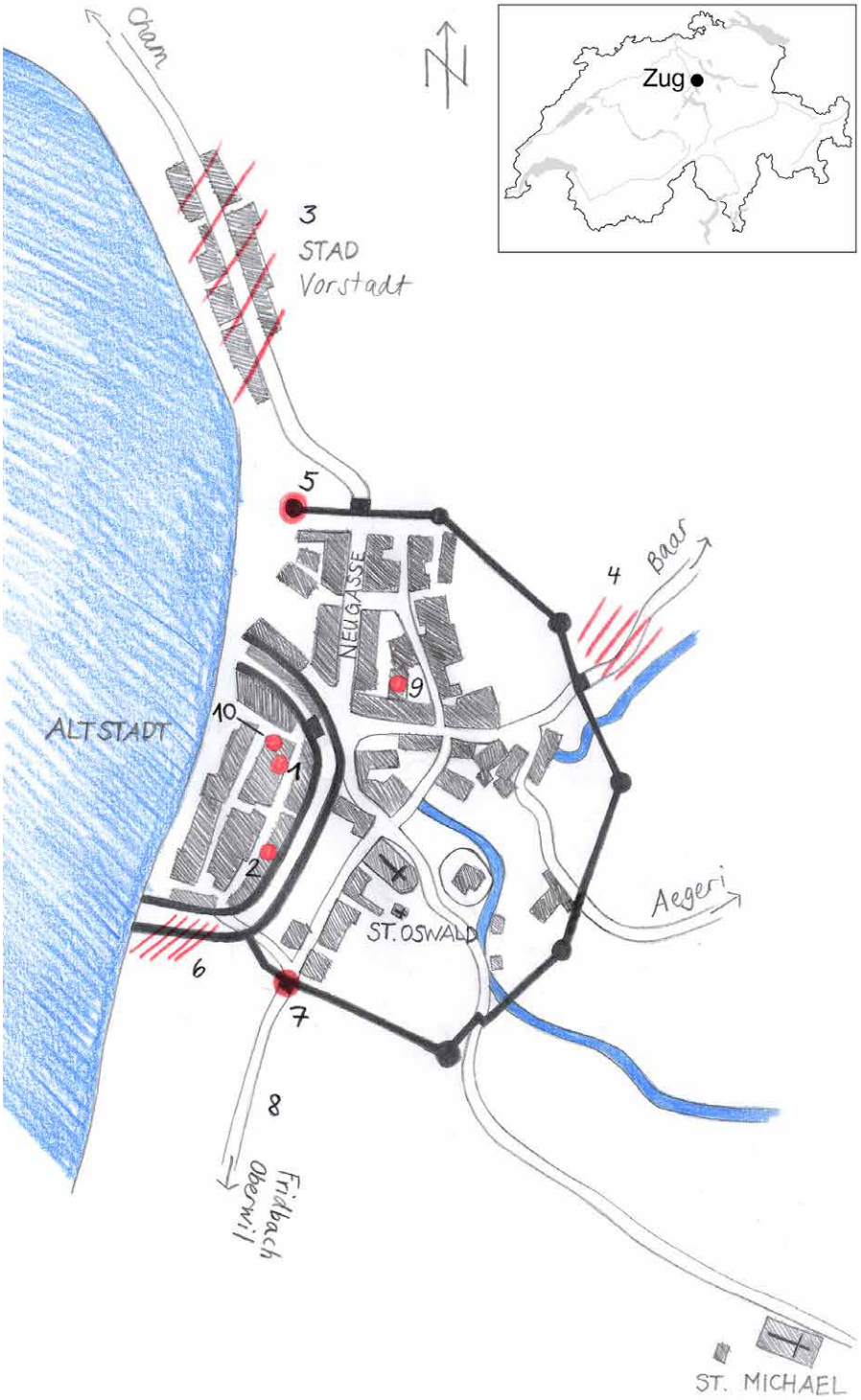


Abb. 2 Zug im 16. und 17. Jahrhundert. Skizze der Bebauung in der Altstadt, Stadterweiterung und Vorstadt. Eingezeichnet sind die im Text vorkommenden Adressen und Flurnamen. 1: Oberaltstadt 3/4; 2: Grabenstraße 34; 3: Vorstadt (Stad); 4: „Löberen"; 5: Lage ehemaliger „Salzbüchsliturm"; 6: Lage „Seeliken" und „Lochgraben"; 7: Frauensteintor; 8: Fridbach/Oberwil; 9: „Güpfen"; 10: Rathaus (Amt für Denkmalpflege und Archäologie, Eva Kläui Sanfilippo, Yolanda Keiser).

Stadt mag also absolut untadelig gewesen sein (wo kein Streit, da keine Quellen!). Ein einziger indirekter Hinweis befindet sich im Häuserverzeichnis von Viktor Luthiger, wo eine Regula Koch vor 1645 als Besitzerin des Hauses Grabenstraße 32 erwähnt wird (Roth Heege/Thierrin-Michael 2016, 76). Falls diese nicht näher belegte Besitzernennung ins frühe 17. Jahrhundert zu datieren ist, wäre es durchaus möglich, dass damit die Witwe des Hafners Weckerli gemeint war und sie zu diesem Zeitpunkt noch lebte. Die Tatsache, dass in diesem Haus als nächster Besitzer 1645 der „Hafner Melchior Stocklin" erwähnt wird, könnte diese Interpretation bekräftigen. In diesem

a.

b.

Abb. 3 Bildscheibe mit Stifterehepaar Hans Weckerli und seiner Ehefrau Regula Koch. a: Ausschnitt mit Inschrift „Hans Weckerlÿ von Zug, Raegelÿ Koch sin e'gemachell" sowie die sprechenden Familienwappen Weckerli mit Töpferschiene und Koch mit Dreibeintopf; b: Ausschnitt mit Töpfer an der Töpferscheibe, unbekannter Glasmaler, um 1585 (Historisches Museum Basel, Inv.-Nr. 1887.213, Amt für Denkmalpflege und Archäologie, Res Eichenberger).

Abb. 4 Zug, Grabenstraße 34. Auswahl von Keramikfunden aus einer verfüllten Tonlagerungsgrube der dort freigelegten Töpferei. Schüsseln mit Schablonen- und Malhorndekor (oben), geschwenktem Engobedekor (Mitte links) und pastosem Pinselstrich (Mitte rechts und unten) (Amt für Denkmalpflege und Archäologie, Res Eichenberger).

Falle hätte der Hafner Melchior Stocklin die Töpfereiwerkstatt von Weckerlis Witwe Regula Koch übernommen.

Falls diese Annahmen alle der Realität entsprechen würden, so hätten sie auch Auswirkungen auf die Interpretation der archäologisch belegten Töpfereiwerkstatt an der Oberaltstadt 3/4: Die außerordentlich qualitätvollen Töpfereifunde (Produktion von Geschirrfayence und international seltenen Gefäßtypen) aus den 1580er Jahren werden bisher aus stilistischen Gründen mit dem Hafner Hans Weckerli in Verbindung gebracht (Roth Heege/Thierrin-Michael 2016, 75–78). Er – oder seine Witwe mit Gesellen – hätte somit nach der Aufgabe der Werkstatt an der Oberaltstadt 3/4 in den 1580er Jahren eine neue Werkstatt an der Grabenstraße 32 betrieben (vgl. Abb. 2,

Nr. 1 und 2) (Roth Heege 2022, 189). Ein weiterer Schluss kann unter der Prämisse eines möglichen Fehlers in der Abfolge der erwähnten Liegenschaften in Luthigers Häuserverzeichnis gezogen werden.[5] Zieht man die archäologischen und bauhistorischen Befunde der Nachbarhäuser Grabenstraße 32 und 34 heran, so fällt auf, dass in Nr. 32 trotzt archäologischer Untersuchungen keinerlei Hinweise auf eine Töpferei dokumentiert werden konnten (Boschetti et al. 2012, 81–84).[6] Ganz im Gegensatz zum Nachbarhaus Nr. 34, wo 2019 eine Werkstatt mit Holzboden, Lehmaufbewahrungsgrube und möglichem Abdruck eines Brennofens an der Wand sowie Abfällen einer Töpferei zum Vorschein kam (Roth Heege 2022, 177–186). Unter der Voraussetzung, dass in Luthigers Häuserverzeichnis ein Abfolgefehler vorliegen könnte, wäre es möglich, dass der schriftlich überlieferte Standort der Töpferei von Melchior Stocklin und seines möglichen Vorgängers Hans Weckerli mit den archäologischen Befunden und Funden der Grabenstraße 34 übereinstimmen.

Zu dieser Theorie passen die Funde aus der zum Einbau der Töpfereiwerkstatt gehörenden Schicht 9 auffällig gut, denn sie weisen die Dekorarten geschwenkter Engobedekor, Schablonendekor und den groben Pinseldekor auf, die nachweislich schon in der Töpferei der Oberaltstadt 3/4 hergestellt wurden (Roth Heege 2022, 179–182) (Abb. 4).

Hafner 1. Hälfte 17. Jahrhundert

Verlassen wir die Mutmaßungen zur Übereinstimmung von Hafnernamen des 16. Jahrhunderts und archäologischen Befunden und kehren zu den Schriftquellen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück: In diesem Zeitraum findet man in den Ratsprotokollen sechs namentlich bekannte Hafnerfamilien, nämlich Küng, Merz, Stocklin, Petermann, Feiss und Brandenberg.[7]

Kilian Küng

Kilian Küng wird zwischen 1609 und 1633 rund 48-mal zu seinen Lebzeiten und neun weitere Male nach seinem Tod am 2.4.1634 in den Ratsprotokollen erwähnt (Klausener 1952).[8] In 14 Zitaten wird er zudem als Fähnrich bezeichnet. Aus den verschiedenen Erwähnungen geht hervor, dass er als Hafner tätig war und Keramik brannte: Von 1610 bis zu seinem Tod betrieb er im Salzbüchsliturm (vgl. Abb. 2, Nr. 5), der seit der Erbauung im mittleren 16. Jahrhundert einen Teil der äußeren Stadtbefestigung bildete, einen Brennofen und bezahlte dafür der Stadt als Eigentümerin jährlich einen Batzen Zins. Schon 1613 wurde Hafner Oswald Merz bewilligt, den Ofen ebenfalls zu nutzen. Dafür musste er sich an der Zinszahlung beteiligen. Im weiteren Verlauf der Eintragungen wird klar, dass auch die Hafner Kaspar Feiss und Bartli Brandenberg den Brennofen mitbenutzten. Nach Küngs Ableben musste seine Witwe Elisabeth Twerenbold den Rat mehrmals bemühen, damit die ausstehenden Zinszahlungen bezahlt wurden. Dass Kilian Küng auch Kachelöfen herstellte und aufbaute, belegt eine Zahlungsforderung vom 17.8.1624 vor dem Rat: Der Schmied vom Dorf schulde ihm zwei Gulden für einen Ofen. Nach der Begutachtung durch Baumeister Stocklin, ob der Ofen auch „gut sei“, wird der Schmied im Dorf aufgefordert die zwei Gulden zu bezahlen. In den „Zurlaubiana“ werden zudem Bezahlungen für zwei Öfen erwähnt: Im Jahr 1613 erhielt Kilian Küng 115 Gulden plus 4 Gulden Zins, wohl für einen Ofen für Hauptmann Heinrich Bachmann aus Baar (AH 132/220) und im Jahr 1617/1618 erhielt er weitere 100 Gulden, bzw. 1 Dublone, wohl für einen Ofen für Heinrich Balmer (AH 132/133).

Kilian Küng war offenbar eine schillernde Persönlichkeit mit teilweise zweifelhaftem Ruf. Vor seiner ersten Ehe mit Maria Schenk hatte er 1608 eine illegitime Tochter Margaritha mit Verena Müller. Von Maria Schenk kennt man leider außer ihrem Namen keine weiteren Angaben, jedoch sind im Taufbuch der Pfarrei St. Michael zwei Töchter Katharina (Taufjahr 1610) und Regula (Taufjahr 1612) belegt (Klausener 1955). Am 21.2.1613 wird in den Ratsprotokollen erwähnt, dass Küng zusammen mit seinem Vater Wolfgang wegen Lärmbelästigung [während der Fasnacht] zu einer Buße von einem Dicken verurteilt und vom Anwohner Rudolf Dachselhofer als „fauler Leckersbub“ beschimpft wurde.[9] Am 29.1.1621 erfährt man von einem Streit mit Oswald Moos, dessen Sohn er das Hafnerhandwerk hätte lehren sollen. Vermutlich am 25.1.1621 heiratete er seine zweite Frau Barbara Brandenberg. An Kindern sind eine Tochter Maria Cleophea (Taufjahr 1623) und ein Sohn Franz (Taufjahr 1625) aus dem Taufrodel bekannt (Klausener 1955). Barbara Bran-

5 Fehlerhafte Erwähnungen in Luthigers Häuserverzeichnis sind trotz des großen Verdienstes seiner Aufzeichnungen leider nicht völlig auszuschließen. Problematisch aus heutiger Sicht ist auch die Tatsache, dass seine Bearbeitungsbasis aufgrund fehlender Quellenzitate nicht nachvollzogen werden kann.

6 Amt für Denkmalpflege und Archäologie Zug, Ereignis-Nr. 81.

7 Kaspar Feiss mit Sohn Kaspar und Bartli Brandenberg werden in diesem Beitrag nicht behandelt; vollständige Tabelle der Hafnernamen des 17. Jahrhunderts vgl. Roth Heege 2022, 188, Abb. 14.

8 Das Todesdatum vom 2.4.1634 ist im Kirchenbuch St. Michael (Tod) aufgeführt (StAZG MF 10/5). Genealogie Wickart, StAZG, MF 24.2: Geschlecht Küng, Familie Nr. 18, Kilian Küng († 2.4.1634) verheiratet mit Maria Schenk (Todesdatum nicht bekannt), Barbara Brandenberg († 15.6.1633) und Elisabeth Twerenbold († 31.5.1652).

9 Schweizerisches Idiotikon, https://www.idiotikon.ch, Stichwort Leckersbueb. Stand: 22/5/2023.

denberg starb vermutlich am 15.6.1633 bei einem Unglücksfall in Unterwalden, denn am 27.8.1633 vernahm der Rat der Stadt Zug verschiedene Zeugen des Unfalls. Leider konnten bisher keine weiteren Informationen zum Unfallgeschehen erschlossen werden.[10] Aus dem weiteren Verlauf der Ratsprotokolle wird klar, dass Barbara Brandenberg ein Marktstand zugeteilt war, der nach ihrem Tod weitergegeben wurde. Hatte sie an ihrem Marktstand die Töpferware ihres Mannes Kilian Küng feilgeboten? Schon sehr bald nach dem Tod von Barbara Brandenberg muss seine dritte Frau Elsbeth (Elisabeth) Twerenbold in Küngs Leben getreten sein: am 16.7.1633 vermerkt der Rat, dass sie und die Magd von Kilian Küng einander beschimpft hätten, ohne dass man über den Grund des Streits informiert wird. Am 17.10.1633 heiratete Kilian Küng Elsbeth Twerenbold und im Weiteren wird am 3.12.1633 notiert, dass er eine Frau „mit schlechtem Leumund" in seinen Dienst genommen habe. Küng wurde aufgefordert, die Magd mit zweifelhaftem Ruf aus der Stadt zu entfernen.

Nicht stimmig sind zwei der letzten Einträge, die vermutlich zu seinen Lebzeiten verfasst wurden. Am 12.11.1633 gab es einen „Beschluss betreffend Anna Hungli und die Hinterlassenschaften von Kilian Küng selig" und am 24.3.1634 wurde sein Garten vor dem Frauensteintor weitergegeben (vgl. Abb. 2, Nr. 7). Laut dem Eintrag im Totenbuch der Pfarrei St. Michael starb Küng jedoch erst am 2.4.1634 (Klausener 1952). Entweder muss man bei den Einträgen in den Ratsprotokollen von Datums- oder Namensfehlern ausgehen oder beim Eintrag im Totenbuch der Pfarrei St. Michael. Eine dritte Möglichkeit, nämlich die Existenz einer zweiten, gleichnamigen Person ist aufgrund der eng verschränkten Erwähnungen seines Hafnerberufes und der Ehefrau eher auszuschließen. Das Todesdatum 2.4.1634 aus dem Totenbuch scheint grundsätzlich zuverlässiger, insbesondere weil Elisabeth Twerenbold erst ab 26.8.1634 fünfmal als Witwe von Kilian Küng erwähnt wurde.

Oswald Merz

Ein zweiter Hafner mit wohl ebenso zweifelhaftem Ruf war Oswald Merz, der in den Ratsprotokollen zwischen 1613 und 1637 insgesamt 27-mal und in den „Zurlaubiana" 1629 und 1637 zweimal erwähnt wird (AH 90/16; AH 147/187). Oswald Merz heiratete 1613 Maria Haberer und 1620 Margarita Feiss (Klausener 1952).[11] Nach seinem Tod 1639 erhielt seine Witwe 1644 wöchentlich vier Schilling Unterstützung und 1646 wird auch seine Tochter Magdalena in den „Zurlaubiana" in einer Auflistung von Spendenbezügern der Stadt Zug von Beat II Zurlauben aufgeführt (AH 139/167). Zudem werfen zwei Erwähnungen aus dem Jahr 1652 ein Licht auf die prekären finanziellen Verhältnisse, die Oswald Merz seinen Erben hinterlassen hatte: Am 11.5.1652 wurde vermerkt, dass des Hafners Sohn Thomas auswandern und sich in Deutschland niederlassen wolle. Sein Burgrecht würde sechs Jahre reserviert. Vermutlich ist er nie zurückgekehrt, denn ein Thomas Merz fehlt im Totenrodel der Pfarrei St. Michael (Klausener 1952). Rund einen Monat nach der Auswanderung des Sohnes wird der Witwe vom Rat eine Unterkunft im Kornhaus zugesprochen.

Zu seinen Lebzeiten fiel Oswald Merz in den Ratsprotokollen wiederholt im Zusammenhang mit Streitigkeiten und Schulden auf und gleich mehrere Erwähnungen belegen, dass Merz auf die schiefe Bahn geraten sein muss: Im Jahr 1632 wurde er beispielsweise nicht nur zusammen mit den beiden Hafnern Hans und Christoph Petermann wegen „gegenseitiger Scheltung in betrunkenem Zustand" offiziell ermahnt, sondern auch in Schuldhaft genommen. Sein Haus in der Vorstadt solle vom Gläubiger Jost Weiss verkauft werden. Dieser Verkauf scheint aber nicht stattgefunden zu haben, denn 1635 wird Merz erlaubt „hinter seinem Haus ein Brennhaus zu bauen" und das Haus des Hafners Merz in der Vorstadt („haffner Mertzen hus jn der Vorstatt") wird noch 1637 in einem Straßenrodel in den „Zurlaubiana" erwähnt (AH 147/187).

Melchior und Jakob Stocklin

Der Name „Hafner Melchior Stocklin" wurde schon im Zusammenhang mit dem Haus Grabenstraße 32 genannt, wo er 1645 im Häuserverzeichnis Luthigers als Nachbesitzer von Regula Koch erwähnt wird (Luthiger 1938, Haus Assekuranz-Nr. 50). Die Existenz dieses Hafners lässt sich über die Einträge in den Ratsprotokollen nur indirekt beweisen, weil der „Hafner Stocklin" im Zeitraum zwischen 1621 und 1637 immer ohne Vornamen genannt wurde. Auch in der Ersterwähnung im Ausgabenrodel von Konrad III Zurlauben im Jahr 1616, laut der ihm zwei Dukaten für Arbeiten bezahlt wurden, wird er nur als „Stockli Haffner" bezeichnet (AH 130/101). Diese ältesten Einträge von 1616 sowie 1621–1623 können sich jedoch nicht auf den Sohn Jakob Stocklin beziehen, weil dieser damals erst 13–15-jährig und für die Art der protokollierten Arbeiten bzw. Streitereien wohl noch zu jung war. So wird der „Hafner Stocklin" beispielsweise 1621 in den Turm gesperrt, weil er mit zwei anderen einer Frau „Schaden zugefügt habe" und Schadenersatz zahlen muss. Laut den Genealogien von Paul Anton Wickart war

10 Das Staatsarchiv des Kantons Nidwalden hat zwar aus diesem Zeitraum Verwaltungsakten betreffend Beziehungen zu Zug. Darunter findet sich aber nichts über einen Unfall im Zeitraum 1633. Für freundliche Auskünfte bedanke ich mich bei Frau Nathalie Durot, Staatsarchiv des Kantons Nidwalden.

11 Genealogie Wickart, StAZG, MF 24.2: Geschlecht Merz, Familie Nr. 13, Oswald Merz, verheiratet mit Maria Haberer († 28.9.1620) und Margerita Feiss († 4.1.1659).

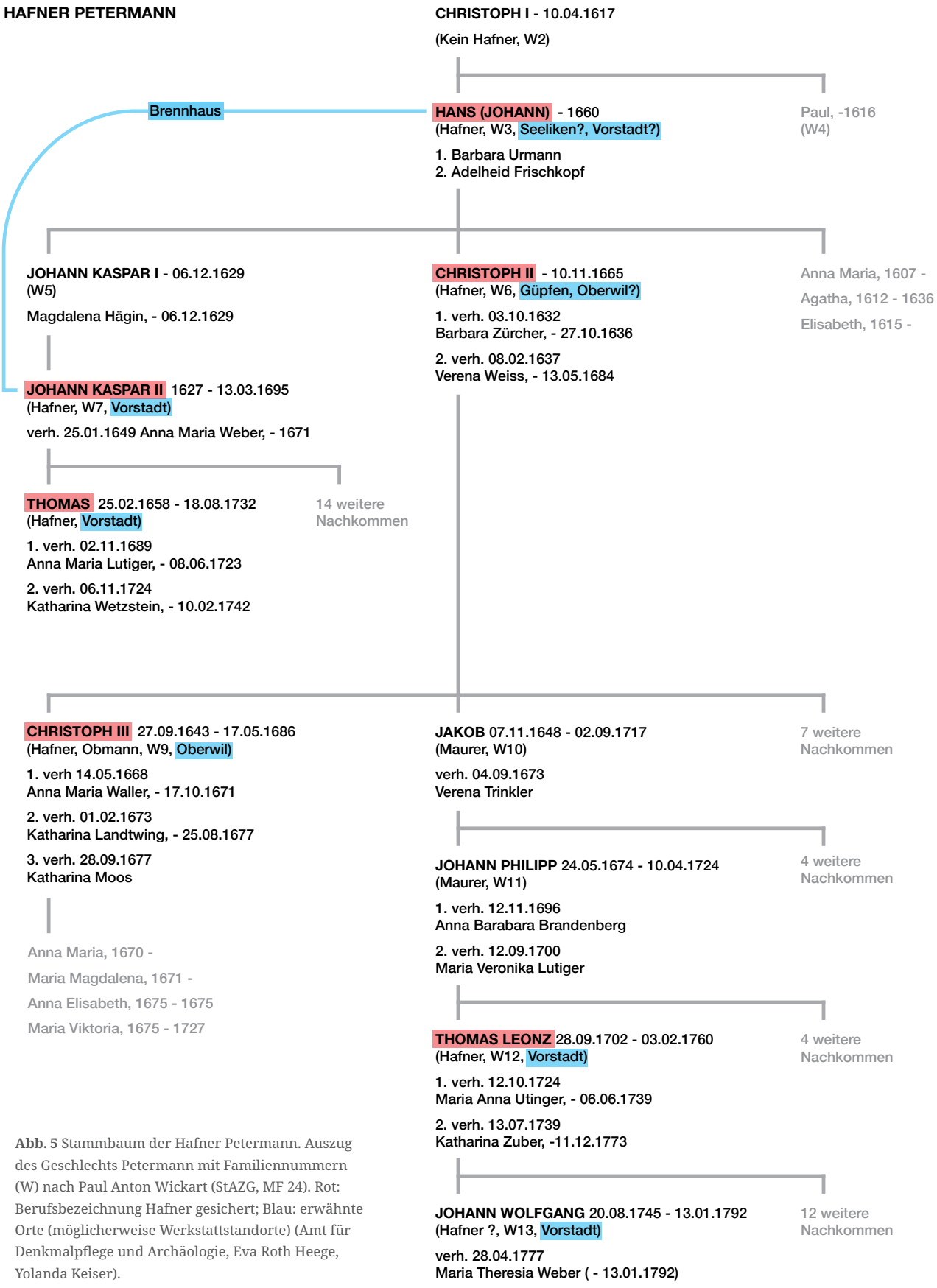


Abb. 5 Stammbaum der Hafner Petermann. Auszug des Geschlechts Petermann mit Familiennummern (W) nach Paul Anton Wickart (StAZG, MF 24). Rot: Berufsbezeichnung Hafner gesichert; Blau: erwähnte Orte (möglicherweise Werkstattstandorte) (Amt für Denkmalpflege und Archäologie, Eva Roth Heege, Yolanda Keiser).

Melchior Stocklin mit Dorothea Villiger verheiratet und er starb am 14.12.1646.[12]

Der Sohn Jakob Stocklin hat die Lebensdaten 1608–1659 und lässt sich im Gegensatz zu Melchior in den Originalquellen etwas besser nachverfolgen, jedoch kann man die Erwähnungen zwischen 1630 und 1637 jeweils auf Vater Melchior oder Sohn Jakob beziehen. So erwirken Vater oder Sohn 1630 beim Rat, dass ihnen ein „Offnerlohn" ausbezahlt werde. Jakob Stocklin bittet 1630 den Rat um Kalk für den Kamin in seinem Haus (Töpferofen?). Ob es sich dabei um einen Ofen in der Grabenstraße 32/34 bei seinem Vater handelte und sie die Werkstatt gemeinsam betrieben, ist nicht klar. Gemäß dem Häuserverzeichnis Luthigers war Jakob 1657 an der Grabenstraße 28, also in der Nachbarschaft des Betriebes seines Vaters, als „Jakob Stocklin Hafner" ansässig (Luthiger 1938, Haus Assekuranz-Nr. 54). Einen besonders persönlichen Einblick bietet das gemeinsame Testament mit seiner Ehefrau Anna Sifrig vom 15. Oktober 1659, wo sie sich sorgfältig als gegenseitige Erben einsetzen.[13] Zudem soll nach seinem Ableben sein Brennhaus mit 50 Gulden belastet und für eine „Jahrzeit" in der Pfarrkirche St. Michael eingesetzt werden. Gemäß dem Totenrodel der Pfarrei St. Michael starb er am 8.11.1659 und in den Ratsprotokollen wird er 1660 als „Hafner Jakob Stocklin selig" erwähnt (Klausener 1952). Versteht man die Töpferei Stocklin als Kontinuität, so belegen die Erwähnungen von Vater Melchior und Sohn Jakob eine Produktion von Geschirr- und Ofenkeramik im Zeitraum zwischen 1621 und 1660.

Die Hafnerdynastie Petermann im 17. und 18. Jahrhundert

Die Hafner Petermann können aufgrund von 65 Einträgen in den Ratsprotokollen zwischen 1613 und 1755 und über sechs Generationen verfolgt werden (Abb. 5).[14] Die ersten Erwähnungen betreffen Hans (Johan) Petermann, der bis 1632 meistens „Hafner Löffler" genannt wird. Aus dem Wortlaut „genannt Löffler" bei mehreren Einträgen über Hans und seinen Sohn Christoph II in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lässt sich schließen, dass sich dieser Übername für die Familie Petermann hartnäckig über Generationen hielt. Als „Löffler" werden in Zug ein Bach und zwei Uferstellen südlich der Stadt nahe Oberwil und in Walchwil bezeichnet (Dittli 2007, 224). Es ist einerseits die Vorgängerbezeichnung des heutigen Fridbachs sowie eines Hofes auf dem Delta des Fridbachs im Süden der Stadt Zug, und andererseits wird eine Bucht mit Hof im nördlichen Teil Walchwils so genannt. Da der Beiname „Löffler" für Hans und Christoph II Petermann als Berufsbezeichnung für einen Löffelmacher nicht in Frage kommt, könnte er sich somit auf den Herkunftsort der Familie nahe Oberwil beziehen; eine Annahme, die wie unten ausgeführt dadurch bekräftigt wird, dass sich Christoph II Petermann und sein gleichnamiger Sohn offenbar zeitweise in Oberwil niederließen. Es gibt aber auch Hinweise, dass Hans Petermann (genannt „Löffler") bis 1623 einen Garten in der „Seeliken" unterhielt. Interessant ist an dieser Erwähnung, dass nahe der „Seeliken", im so genannten „Lochgarten", in anderem Zusammenhang auch ein Brennofen erwähnt wurde und wo laut Ortsnamenbuch ein „brennhus" lag (vgl. Abb. 2, Nr. 6).[15] Sollte mit „Brennhus" ein Töpferofen gemeint sein, so könnte dies auf einen möglichen Standort von Petermanns Werkstatt hinweisen. Hans Petermann wird zudem zweimal in den „Zurlaubiana" erwähnt: 1622 wird aufgeführt, dass ein Hans Heinrich Schmid dem „Hafnermeister" insgesamt 56 Gulden für Holzbeschaffung sowie Kost und Logis seiner Familie schulde (AH 124/20) und 1649 erscheint sein Name in einem Verzeichnis der Zuger Spital Zinsen (AH 146/22).

Obwohl wir das Geburtsdatum von Hans Petermann († 2.1660) nicht kennen, muss man davon ausgehen, dass ihm ein langes Leben von ungefähr 80 Jahren vergönnt war, denn 1607 war schon seine dritte Tochter Anna Maria geboren († 10.1667) und bei der Ersterwähnung 1613 wurde er als Erwachsener vom Rat wegen frevelhafter Worte gebüßt. Von seinen Frauen Barbara Urmann und Adelheid Frischkopf ist leider außer den Namen nichts bekannt.

Auch sein Sohn Christoph II und sein Enkel Christoph III werden in den Ratsprotokollen an zahlreichen Stellen im Zusammenhang mit Zahlungsrückständen oder Nachbarschaftsstreitigkeiten genannt. Christoph II Petermann († 10.11.1665) begegnet uns 1638 erstmals alleine, als er sich vor dem Rat entschuldigen muss, dass er Heinrich Weiss einen „Lügenheini" gescholten habe. Zwei Einträge weisen darauf hin, dass er mit seinem Vater Hans vor 1652 gemeinsam eine Werkstatt betrieb. Gleichzeitig übte aber auch ein weiterer Nachkomme von Hans Petermann, nämlich der Enkel Johann Kaspar II Petermann (1627–1695), vermutlich in derselben Werkstatt wie sein Großvater das Hafnerhandwerk aus: Hans ältester Sohn Johann Kaspar I – von dem wir nicht wissen, ob er Hafner war – war am selben Tag wie seine Frau Magdalena Hägin (Hegin) im Dezember 1629 verstorben, vermutlich an der

12 Genealogie Wickart, StAZG, MF 24.2: Geschlecht Stocklin, Familie Nr. 36, Melchior Stocklin († 14.12.1646) verheiratet mit Dorothea Villiger († 17.8.1629), Vater von Jakob Stocklin (7.3.1608–8.11.1659) verheiratet mit Anna Sifrig († 20.1.1670).

13 StAZG, A13-4 197; ich bedanke mich bei Stephen Doswald, Jona, für die Transkription der Originalquelle.

14 Genealogie Wickart, StAZG, MF 24.2: Geschlecht Petermann, Familien-Nrn. 3, 5, 6, 7, 9, 12 und 13.

15 https://search.ortsnamen.ch, Stichworte Seeliken, Lochgarten und Brennhus. Stand: 22/5/2023. Es könnte sich beim „Brennhus" aber auch um einen Brennofen für Früchte (Schnapsherstellung) handeln.

Abb. 6 Urkunde „Confirmation der new auffgerichten Haffner zunft“ vom 23.2.1685 (StAZG A 16_60) (Amt für Denkmalpflege und Archäologie, Eva Roth Heege, Stephen Doswald).

Pest, von der die Stadt Zug besonders stark betroffenen war (Weber-Strebel 1918, 22). Sie hinterließen den zweijährigen Sohn Johann Kaspar II, der mit großer Wahrscheinlichkeit von seinem Großvater aufgezogen wurde und bei ihm das Hafnerhandwerk erlernte. Zumindest zum Todeszeitpunkt von Hans Petermann im Februar 1660 scheint Johann Kaspar II den Brennofen seines Großvaters betrieben zu haben. Denn im April 1660 tritt sein Onkel Christoph II Petermann vor den Rat und erhebt (vergeblich) Anspruch auf „das halbe Brennhaus“. Er verstand sich als zweiter Sohn offenbar als Nächster in der Erbfolge des Hans Petermann. Sein Neffe Johann Kaspar II war zu diesem Zeitpunkt schon 33 Jahre alt und führte vermutlich den Familienbetrieb weiter.[16] Leider wird aus den Quellen nicht ersichtlich, wo sich das alte Brennhaus des Hans Petermann befand. Es besteht die Möglichkeit, dass Werkstatt und Brennhaus in der Vorstadt lagen, denn der Urenkel Thomas Petermann (1658–1732) arbeitete später eindeutig in der Vorstadt und es wäre möglich, dass es sich um die über die direkte Erbfolge weitergegebene Liegenschaft handelt. Der vergebliche Anspruch auf das alte Brennhaus stellte Christoph II Petermann und seine Nachkommen vermutlich vor erhebliche finanzielle Probleme: Seine Frau Verena Weiss verkaufte 1661 ihr gemeinsames (?) Haus in der Zeughausgasse („Güpfen“, vgl. Abb. 2, Nr. 9) und später erhielt sie 4 Gulden vom Spital. Dies könnte darauf hinweisen, dass sie eine Rente oder Spitalpfründe erhielt. Mit Datierung vom 26.5.1660 existiert ein gemeinsames Testament mit seiner Ehefrau Verena Weiss, wo sie sich gegenseitig zu Erben einsetzen.[17]

16 Genealogie Wickart, StAZG, MF 24.2, Geschlecht Petermann, Familie Nr. 7.

17 StAZG, A13-4 199; ich bedanke mich bei Stephen Doswald, Jona, für die Transkription der Originalquelle.

Sein Sohn Christoph III Petermann (1643–1686) wurde 1672 in den Ratsprotokollen erstmals erwähnt, weil er in Oberwil eine Brennhütte erbaut und damit das Dorf gefährdet habe.[18] Ob die Niederlassung dieses Familienzweigs in Oberwil mit einer allfälligen Herkunft der Familie aus dem Bereich des Fridbachdeltas zusammenhängt (s. o.), kann aus den Quellen nicht erschlossen werden. Jedenfalls konnte er 1674 100 Gulden auf einem Haus in Oberwil versichern und ein (anderes?) Haus kaufen, das ihm aber 1679 aus unbekannten Gründen vom Rat wieder abgesprochen wurde. Aus den Jahren 1671 und 1674 existieren von Christoph III Petermann zwei Testamente mit seinen ersten beiden Frauen.[19] Vor allem dasjenige mit seiner ersten Frau Anna Maria Waller († 17.10.1671) wirft ein eindrückliches Bild auf die tragische Lebenssituation: Die Datierung vom 16.10.1671 legt nahe, dass das Testament am Totenbett von Anna Maria Waller verfasst wurde. Darin wird explizit der ungewöhnliche Vorbehalt erwähnt, dass er die „lebendigen, erzeugten Kinder" [gemeint sind die Töchter Anna Maria und Maria Magdalena] „in Gottesfurcht und in aller Ehrbarkeit" zu erziehen habe. Trotzdem erscheint er mit seiner zweiten Frau Katharina Landtwing 1673 in schlechtem Licht, weil sie „das Kind auf den Bettel schicken und wie einen Hund behandeln". Mit „Kind" waren wohl aber nicht die damals erst drei bzw. zwei Jahre alten Töchter Anna Maria und Maria Magdalena gemeint, sondern allenfalls ein Lehrling, der im selben Haushalt wohnte.

Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte Christoph III Petermann wohl im Jahr 1685, als er in der Urkunde „Confirmation der new auffgerichten Haffner zunft" in Zug als aktueller Obmann aufgeführt wird (Abb. 6).[20] In dieser Urkunde werden unter anderem der Versammlungsort (Wirtshaus Zum Hirschen in der Zeughausgasse), der Zeitpunkt der Versammlungen (zweimal pro Jahr) und die Teilnahmegebühren von Meistern und Gesellen (je einen Batzen) festgelegt. Im Weiteren wird geregelt, wie mit fremden Gesellen, aber auch mit Lehrlingen verfahren werden soll. Die Urkunde vom 23.2.1685 existiert im Original sowie in einer Kopie, der „copia Confirmation der new auffgerichten Haffner zunft Anno 1685".[21] Sie basiert ihrerseits auf einer älteren Ordnung aus dem Jahr 1661, die heute nur als Dorsualnotiz erhalten ist.[22] Beide Ordnungen werden in den Ratsprotokollen wohlwollend erwähnt. So wird die erste Ordnung („artickul") am 11.6.1661 gutgeheißen und bestätigt und auch die Erneuerung mit der Festlegung einer neuen Herberge wird am 23.2.1685 vom Rat bestätigt. Für das Hafnerhandwerk der Deutschschweiz des 17. Jahrhunderts handelt es sich um eine ausgesprochen seltene und bedeutende Rechtsquelle (Boschetti-Maradi 2006, 186–187; Meles/Heege 2023, 29–31).

Kehrt man zurück zur Hafnerei Petermann in der Vorstadt, so scheinen Johann Kaspar II und sein Sohn Thomas Petermann dem Rat weniger durch Verhaltensauffälligkeiten, denn durch qualitativ gute Arbeit aufgefallen zu sein: So wurde 1684 der mittlerweile 57jährige Johann Kaspar II vom Rat gerufen, um in einem Streit zu vermitteln, der sich um die Bezahlung eines „lätz gefallenen" Ofens eines Hafners aus Muri (Kanton Aargau) drehte. Beim genannten „Hafner in Muri" könnte es sich um den aus den Schriftquellen bekannten Hafner Jacob Küchler (geb. 1664) handeln, der als Großonkel des später überregional bekannten Michael Leontius Küchler als einer der Stammväter dieser Hafnerdynastie gesehen wird (Lehmann 1901–1902, 72).[23] Offenbar hatte er den Ofen in der Zuger Ratsstube angefangen, aber nicht fertiggestellt, weil die „großen, gemalten Stücke" missraten waren (vgl. Abb. 2, Nr. 10). Man hatte sich über Ammann Zurlauben vergeblich bemüht, dass er den Werkvertrag einhielt, und 1684 schriftlich sogar den Abt des Klosters Muri ersucht, die Unkosten zu übernehmen. Nun sollte Johann Kaspar II nach Muri zu Küchler geschickt werden, um ihm mitzuteilen, dass er an Stelle der missratenen Stücke neue grüne „nach vorgelegtem Muster" machen solle. Ob die Mission erfolgreich war, wird leider nicht erwähnt, auch ist aus dem heutigen Bestand des Zuger Rathauses nicht zu erkennen, ob dort zu dieser Zeit ein grüner, gemusterter Ofen (mit Schablonendekor?) von Jacob Küchler aus Muri AG gestanden hatte (Birchler 1935, 382, 386, 390; Frei 1930, 47). Jedenfalls war der Ofen in der kleinen Ratsstube schon im Oktober 1699 wieder reparaturbedürftig, denn in diesem Jahr wurde ein weiterer Hafner Oswald Weber aus der Zuger Vorstadt mit dem Auftrag betraut, den Ofen zu flicken (vgl. Abb. 1). Mit dem neuen Aufsetzen sollte bis zum Frühjahr gewartet werden. Im Juni 1703 erhielt derselbe Oswald Weber dann den Auftrag, für 33 Taler einen weißen Ofen zu liefern. Offenbar suchte man für die weißen Kacheln aber noch einen Ofenmaler.

Der nächste Hafner der Dynastie, Thomas Petermann (1658–1732), verfügte offenbar über gute Kontakte zu wichtigen Töpfern der Zeit: Er versprach 1703 dem Rat

18 Genealogie Wickart, StAZG, MF 24.2: Geschlecht Petermann, Familie Nr. 9.

19 StAZG, A13-4 295 und A13-5 316; ich bedanke mich bei Stephen Doswald, Jona, für die Transkription der Originalquellen.

20 StAZG A 16_60: „Confirmation der new auffgerichten Haffner zunft" vom 23.2.1685 (SSRQ / ZG 2, Nr. 1338. https://www.ssrq-sds-fds.ch/online/cantons.html#ZG; für das Lesen der Originalquelle bedanke ich mich bei Andreas Heege, Zug und Stephen Doswald, Jona.

21 StAZG A9-1 1685-02-03: „Copia Confirmation der neüw auffgerichten Haffner Zunfft Anno 1685" (SSRQ / ZG 2, Nr. 1338: https://www.ssrq-sds-fds.ch/online/cantons.html#ZG).

22 StAZG A9-1 1661-06-11: „der haffneren grechtigkeith", 25.03.1661/11.6.1661, nicht ediert.

23 Zum Luzerner Zweig der Hafnerfamilie Küchler vgl. Früh 2015, 59–63.

in dieser Sache, dass er den Ofenmaler Hans Heinrich Graf aus der berühmten Hafnerdynastie in Winterthur (Heege 2021, 20, Abb. 9) für die Bemalung eines Ofens in der kleinen Ratsstube holen werde. Graf verlangte einen Taler pro Woche und die Bezahlung der Verpflegung sowie der Reisespesen. Man wollte aber bei diesem Handel auf Nummer sicher gehen und beschloss, dass Graf das „dessein" nach Entwürfen des Zuger Malers Johannes Brandenberg (1661–1729) malen solle. Diese Entwürfe scheint Johannes Brandenberg auch geliefert zu haben, denn er wurde am 3.11.1703 mit drei halben Talern dafür bezahlt. Ob Hans Heinrich Graf aber den Zuger Ofen bemalte, darf bezweifelt werden, denn am 1.3.1704 fragte wiederum Oswald Weber an, ob er die noch unbemalten Stücke auch blau bemalen solle. Auch von diesem Ofen fehlt im Rathaus in Zug jede Spur, denn der aktuell im Bürgerratssaal aufgestellte Winterthurer Turmofen von David II Pfau (datiert 1698) stammt ursprünglich aus dem Haus Deschwanden (Fischmarkt 11) gegenüber dem Rathaus und wurde 1934 als Depositum der Gottfried-Keller-Stiftung wieder aufgebaut (Birchler 1935, 386, 390; Bellwald 1980, 284, Kat. 97).[24]

Der letzte Petermann, der nachweislich das Hafnerhandwerk ausübte, war Thomas Leonz (1702–1760).[25] Er war Enkel von Jacob Petermann (1648–1717), einem jüngeren Sohn des Hafners Christoph II und Bruder des Obmanns Christoph III (vgl. Abb. 5). Großvater Jacob (1648–1717) und Vater Johann Philipp (1674–1724) übten beide das Maurer- und Steinmetzhandwerk aus. Thomas Leonz wird als Hafner in der Vorstadt erwähnt und es wäre möglich, dass er bei seinem entfernt verwandten Vetter Thomas (1658–1732), der ebenfalls in der Vorstadt arbeitete, in die Lehre ging und den Hafnereibetrieb übernahm. Dies lässt sich aber nicht beweisen. Thomas Leonz fällt dem Rat auf, weil er 1739 die „fremde Frau" Katharina Zuber aus Unterwalden heiratete und für die Beibehaltung des Hintersassenrechts 400 Gulden vorhalten musste. Dieser Forderung kam er zum Teil in Form von Hausrat, Kleidern und Bargeld nach. 1746 musste er zusammen mit den Hafnern Hans Georg Moos und Wolfgang Brandenberg wegen Lehmtransports zu verbotener Zeit vor dem Rat erscheinen. Auch mit seinem Leumund war es nicht zum Besten bestellt, denn im August 1755 wurde er vom Rat aufgefordert, dass „die Frau in seinem Haus" nur bis Martini geduldet werde und danach wegziehen müsse. Es ist nicht anzunehmen, dass hierbei die Ehefrau Katharina Zuber (gest. 1773) gemeint war. Zu dieser Zeit müssen sich mit Anna Maria und Johann Wolfgang auch mindestens zwei lebende, minderjährige Kinder im Haushalt befunden haben. Was es mit der nicht aufenthaltsberechtigten Frau auf sich hatte, bleibt daher unklar.

Johann Wolfgang Petermann (1745–1792), der 1777 Maria Theresia Weber heiratete, wird nicht mehr als Hafner erwähnt. Allerdings könnte man aus einem Eintrag 1771 schließen, dass dem gleichwohl so war, denn er hatte offenbar zusammen mit dem Hafner Michael Wettstein Holz gestohlen, ein Vergehen, das in den Ratsprotokollen auffallend häufig im Zusammenhang mit der Nennung von Hafnern vorkommt. Johann Wolfgang starb am 13.1.1792 vermutlich auf tragische Weise am selben Tag wie seine Frau Maria Theresia Weber. Sie hinterließen zwei unmündige Kinder von 10 und 13 Jahren.

Schlussbemerkung

Dieser kurze Überblick über die zugerischen Schriftquellen zum Hafnerhandwerk vom 16. bis zum 18. Jahrhundert eröffnet erste Erkenntnisse zu den Hafnerfamilien und gewährt erstaunliche Einblicke ins Alltags- und Familienleben der Handwerker. Es ist dabei zu beachten, dass besonders die Erwähnungen zu regelmäßigen Verfehlungen in den Ratsprotokollen möglicherweise ein stark verzerrtes Bild über die Handwerker und ihre Familien vermitteln. Unbescholtene Personen werden seltener oder nie erwähnt, weil deren Alltagsgeschäfte korrekt abgewickelt wurden und keiner Ratsentscheidung bedurften. Dieser erste Überblick lässt zudem noch große Bearbeitungslücken offen, weil beispielsweise bisher nur ein Teil der bekannten Hafnerfamilien beleuchtet werden konnte. Auch warten weitere, interessante Themen wie etwa der Inhalt von Testamenten, obrigkeitliche Hafnererlasse, Benutzung von Lehmgruben und die Behandlung auswärtiger Hafner auf eine künftige Bearbeitung. Ähnliche Erkenntnisdefizite treffen auf die archäologischen Befunde und Funde ab der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert zu: Bisher wurde das vorhandene Fundmaterial dieser Zeitstellung nach einer ersten Sichtung gegliedert und kurz vorgestellt (Roth Heege 2018). Es müsste jedoch umfassender ausgewertet werden können. Die Mehrheit dieser Funde stammt aus dem Verbrauchermilieu, nur ausnahmsweise gibt es Schrühbrände und Modelfragmente von verschiedenen Fundstellen aus der ganzen Altstadt.[26] Ob für den Zeitraum nach den beiden ausgegrabenen Werkstätten in der Oberaltstadt 3/4 und der Grabenstraße 34 noch weitere Befunde von anderen Töpfereien im Boden schlummern, ist nicht bekannt.

24 Heute Dauerleihgabe des Museums Burg Zug. Ich bedanke mich bei Leonie Meier, Museum Burg Zug, herzlich für die freundlichen Auskünfte.

25 Genealogie Wickart, StAZG, MF 24.2, Geschlecht Petermann, Familie 12.

26 Beispielsweise Schrühbrände aus Uferbereich des Sees (ADA Ereignis-Nr. 2334) sowie Schrühbrände und Modelfragmente aus der Dorfstraße 10 (ADA Ereignis-Nr. 2190) und der Vorstadt 14 (ADA Ereignis-Nr. 554).

Abkürzungen

ADA: Amt für Denkmalpflege und Archäologie Zug
AH: Acta Helvetica
BüA: Bürgerarchiv Zug
StAZG: Staatsarchiv des Kantons Zug
StdAZG: Stadtarchiv Zug
ZK: Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug, 1855 ff.

Ungedruckte Quellen

Bürgerarchiv Zug (BüA Zug)

BüA Zug, A39, Rats- und Gemeindeprotokolle der Stadt Zug 1471–1798, zugänglich über das Suchportal zuger-gschicht.ch.

Staatsarchiv Kanton Aargau (SAR)

Zurlaubiana, Acta Helvetica (AH), https://kbaargau.visual-library.de/ah/nav/index/all.

Staatsarchiv Zug (StAZG)

StAZG A9-1 1661-06-11, „der haffneren grechtigkeith“, 25.03.1661/11.6.1661.

StAZG A9-1 1685-02-03, „Copia Confirmation der neüw auffgerichten Haffner Zunfft Anno 1685“, SSRQ / ZG 2, Nr. 1338, https://www.ssrq-sds-fds.ch/online/cantons.html#ZG.

StAZG, A13-4 197, Testament Jacob Stocklin und Anna Sifferig, vom 15.10.1659.

StAZG, A13-4 199, Testament Christoph Petermann und Verena Weiss, vom 26.5.1660.

StAZG, A13-4 295, Testament Christoph Petermann und Anna Maria Waller, vom 16.10.1671.

StAZG, A13-5 316, Testament Christoph Petermann und Katharina Landtwing, vom 15.2.1674.

StAZG A 16-60, „Confirmation der new auffgerichten Haffner zunft“ vom 23.2.1685, SSRQ / ZG 2, Nr. 1338, https://www.ssrq-sds-fds.ch/online/cantons.html#ZG.

StAZG, MF 24, Genealogien der lebenden und ausgestorbenen Bürgergeschlechter der Stadt Zug, 6 Bde., angefangen 1850 durch Pfarrhelfer P. A. Wickart und fortgeführt ab 1880 durch Hypothekarschreiber A. Wickart (1838–1921).

StAZG, P 83 Familie Luthiger, Zug, resp. Viktor Luthiger-Holzgang: Familienarchiv: Originalunterlagen zur Familie Luthiger […]. Materialien zur Häusergeschichte.

MF 10/5 Pfarrarchiv St. Michael, Zug: Pfarrbücher 1607–1892; Protokoll des Kirchenrates 1874–1905.

MF 5/6 Pfarrarchiv St. Michael, Zug: Kirchenbücher (Pfarrbücher), Buch 1, 2. Teil, Buch 2, 1. Teil, 1607–1892.

Stadtarchiv Zug (StdAZG)

Klausener 1951: G. Klausener, Register zu den Pfarrbüchern Ehe 1610–1798, Manuskript 1951(StdAZG, A.7.430).

Klausener 1952: G. Klausener, Register zu den Pfarrbüchern Tod 1610–1798, Manuskript 1952 (StdAZG, A.7.590).

Klausener 1955: G. Klausener, Register zu den Pfarrbüchern Taufe 1607–1828 1. Zwei Halbbände A-K und L-Z, Manuskript 1955 (StdAZG, A.7.274).

Gedruckte Quellen

Gruber 1972: E. Gruber, Die Rechtsquellen des Kantons Zug, 2. Band: Stadt Zug und ihre Vogteien / Äusseres Amt. Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, VIII. Abteilung (Aarau 1972). https://www.ssrq-sds-fds.ch/online/ZG_1.2/index.html#p_III.

Literatur

Bellwald 1980: U. Bellwald, Winterthurer Kachelöfen, Von den Anfängen des Handwerks bis zum Niedergang im 18. Jahrhundert (Bern 1980).

Birchler 1935: L. Birchler, Die Kunstdenkmäler des Kantons Zug, II. Halbband, Die Kunstdenkmäler von Zug-Stadt. Die Kunstdenkmäler der Schweiz (Basel 1935).

Boschetti-Maradi 2006: A. Boschetti-Maradi, Gefässkeramik und Hafnerei der Frühen Neuzeit im Kanton Bern. Schriften des Bernischen Historischen Museums 8 (Bern 2006).

Boschetti-Maradi 2012: A. Boschetti-Maradi, Archäologie der Stadt Zug. Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 6.1 (Zug 2012).

Dittli 2007: B. Dittli, Zuger Ortsnamen, Lexikon der Siedlungs-, Flur- und Gewässernamen im Kanton Zug. Lokalisierung, Deutung, Geschichten (Zug 2007).

Frei 1930: K. Frei, Zuger Keramik. Zuger Neujahrsblatt 1930, 43–54.

Früh 2015: M. Früh, Die ehemaligen und die heutigen Kachelöfen im Luzerner Rathaus. In: Kantonale Denkmalpflege Luzern (Hrsg.), Von der Geschichte geprägt, Die Kachelöfen im Rathaus Luzern. Schriftenreiche Kantonale Denkmalpflege Luzern 1 (Luzern 2015) 51–68.

Heege 2021: A. Heege, Winterthurer Schätze der Hafner Graf und Pfau. Keramikfreunde der Schweiz, Revue 135, 2021, 9–38.

Lehmann 1901−1902: H. Lehmann, Die Hafnerfamilien Küchler in Muri und Luzern. Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, Neue Folge, Band 3, Heft 1, 1901–1902, 73–79.

Luthiger 1936: V. Luthiger, Der Fischmarkt in Zug. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 81, 1936, 53–59.

Luthiger 1937: V. Luthiger, Die Altstadt-Untergasse in Zug und ihre Bewohner. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 82, 1937, 41–55.

Luthiger 1938: V. Luthiger, Die Altstadt-Obergasse in Zug und ihre Bewohner. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 83, 1938, 48–62.

Luthiger 1939: V. Luthiger, Die Nachbarschaft „Graben“ und teilweise der „Weinmarkt“ nun Neugasse, mit seinen Bewohnern. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 84, 1939, 40–58.

Luthiger 1940: V. Luthiger, Die Nachbarschaft Antonsgasse und ihre Bewohner. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 85, 1940, 44–59.
Luthiger 1941: V. Luthiger, Die Zeughausgasse in Zug, ihre Häuser und deren Besitzer. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 86, 1941, 46–63.
Luthiger 1942: V. Luthiger, Die Zeughausgasse in Zug, ihre Häuser und deren Besitzer. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 87, 1942, 35–41.
Luthiger 1943: V. Luthiger, Die Nachbarschaft Linden und ihre Bewohner. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 88, 1943, 36–49.
Luthiger 1944: V. Luthiger, Die Nachbarschaft St. Oswald in Zug. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 89, 1944, 36–47.
Luthiger 1945: V. Luthiger, Die Nachbarschaft St. Oswald in Zug. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 90, 1945, 44–54.
Luthiger 1946: V. Luthiger, Die Nachbarschaft Dorf in Zug, deren Häuser und ihre Besitzer. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 91, 1946, 35–44.
Luthiger 1947: V. Luthiger, Die Nachbarschaft Dorf in Zug, deren Häuser und ihre Besitzer. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 92, 1947, 35–44.
Luthiger 1942: V. Luthiger, Alte Häuser und ihre Besitzer in Zug. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 93, 1948, 35–40.
Luthiger 1949: V. Luthiger, Alte Häuser und ihre Besitzer in Zug. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 94, 1949, 36–39.
Luthiger 1950: V. Luthiger, Alte Häuser und ihre Besitzer in Zug. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 95, 1950, 35–39.
Luthiger 1951: V. Luthiger, Kapelle und Hof St. Konrad. Zuger Kalender, Historisches Jahrbuch für den Kanton Zug 96, 1951, 36–40.
Meles/Heege 2023: B. Meles/A. Heege, Zürcher Kachelöfen – Das Hafnerhandwerk in der Stadt Zürich und seine Produkte (Schaffhausen 2023).
Roth Heege 2018: E. Roth Heege, Spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramikkomplexe im Kanton Zug. In: AS/SAM/SBV (Hrsg.), Die Schweiz von 1350 bis 1850 im Spiegel archäologischer Quellen (Basel 2018) 309–324.
Roth Heege 2022: E. Roth Heege, Altbekannt oder rätselhaft? Neue Funde und Befunde zum Töpferhandwerk in der Stadt Zug, Zug, Grabenstraße 34. Tugium 38, 2022, 177–204.
Roth Heege/Thierrin-Michael 2016: E. Roth Heege/G. Thierrin-Michael, Oberaltstadt 3/4. Eine Töpferei des 16. Jahrhunderts und die Geschichte der Häuser. In: Amt für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Zug (Hrsg.), Archäologie der Stadt Zug 2. Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 6.2 (Zug 2016) 13–154.
Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache (Frauenfeld 1881f.), https://www.idiotikon.ch
Weber-Strebel 1918: J. M. Weber-Strebel, Seuchen in der Schweiz und besonders im Kt. Zug in früheren Jahrhunderten. In: Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug (Hrsg.), Zuger Neujahrsblatt 1919 (Zug 1918) 21–24.

Adresse

Eva Roth Heege, lic. phil.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie
Hofstrasse 15
CH 6300 Zug, Schweiz
eva.roth@zg.ch

Metallurgen in der Bergstadt

Neue archäologische Nachweise mittelalterlicher Produktionsstandorte im Erzgebirge

Christiane Hemker und Matthias Schubert

Zusammenfassung

In den vergangenen Jahren erbrachten (montan)archäologische Untersuchungen in den Bergbaurevieren des Erzgebirges neue Erkenntnisse über die technischen Anlagen zur Erzaufbereitung und -verhüttung. In der Freiberger Altstadt wurden buntmetallurgische Gewerke in Form batterieartig angelegter Öfen nachgewiesen. Auch in Dippoldiswalde, in der Wüsten Bergstadt Bleiberg sowie in der Bergbausiedlung Vorderer Grünwald sind solche nachgewiesen. Die Deutung der Öfen erfolgt mithilfe naturwissenschaftlicher Analysen sowie vergleichbarer Relikte vor allem aus den böhmisch-mährischen Montanrevieren. Eine Differenzierung oder gar funktionale Zuordnung anhand der Ofenform gelingt meist nicht. Bergbausiedlungen wie Kremsiger oder Vorderer Grünwald belegen, dass sie planmäßig mit organisiertem Grundriss, Hausstellen und Gewerken angelegt waren, lässt diese als entwickelte Bergbauzentren erscheinen.

Vorbemerkungen

Immer wieder wurden in den vergangenen Jahren bei Rettungsgrabungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen (LfA) in den Bergstädten Freiberg, Annaberg und Dippoldiswalde Befunde und Funde freigelegt, die metallurgischen Prozessen zugeordnet werden können (Schubert/Bertuch 2016, 386–406; Bock 2018, 269–275; Wegner/Schubert 2015, 207–244). Es handelt sich primär um die Relikte von Öfen, die beprobt und damit geochemisch analysiert werden konnten. In der Zusammenschau dieser archäologischen und naturwissenschaftlichen Ergebnisse kann davon ausgegangen werden, dass sich im Verlaufe der Bergbauperiode des „1. oder Großen Berggeschreys“ (12. bis 14. Jahrhundert) in den Bergstädten eine solide Silber- und Buntmetallproduktion etablierte. Ergänzt wird dies durch metallurgische Analysen, die auf technologisch ausgereifte und systematische Verarbeitungsprozesse zur Gewinnung der Metalle hinweisen.

Hinzu treten ebensolche Befunde aus wüst gefallenen Bergbausiedlungen des 12. bis 14. Jahrhunderts beidseits des Erzgebirgskamms, die im Rahmen der grenzübergreifenden deutsch-tschechischen ArchaeoMontan-Projekte entdeckt wurden (u. a. Derner 2018). Diese

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 303–318.

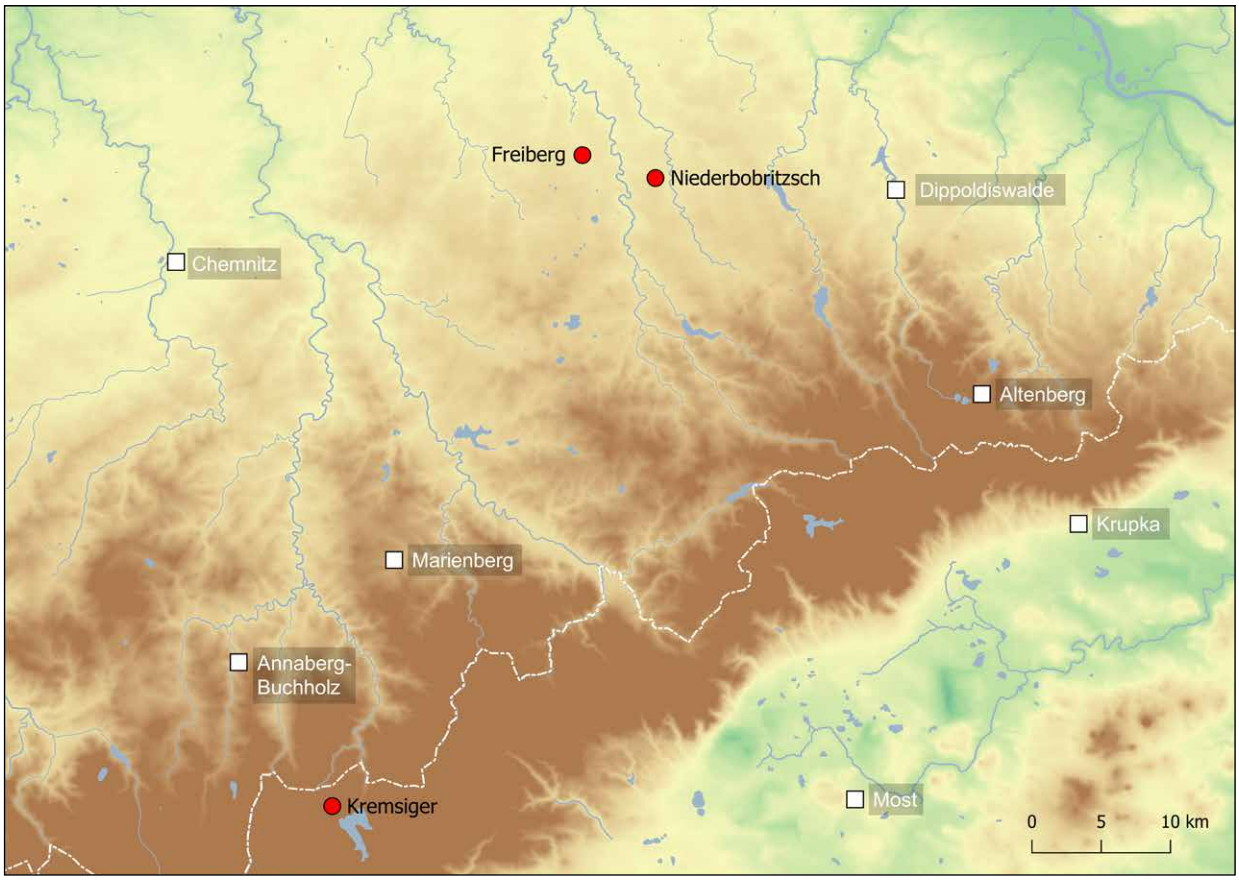


Abb. 1 Überblickskarte des Erzgebirges mit den drei montanarchäologischen Fundstellen: Der Herderstraße in der Bergstadt Freiberg, der mittelalterlichen Bergbausiedlung am Rammelsberg bei Nieberbobritzsch und das mittelalterliche Bergbauzentrum Kremsiger (M. Schubert, LfA Sachsen, Kartengrundlage: Landesamt für Geobasisinformation Sachsen, GeoSN).

wurden mehrheitlich mithilfe minimalinvasiver Methoden (bspw. durch Bohrungen oder kleinen Sondagen) untersucht. Erwähnt sei an dieser Stelle die Untersuchung der 2017 entdeckten Bergbausiedlung des frühen 13. Jahrhunderts im osterzgebirgischen Vorderen Grünwald bei Schönfeld, die aufgrund ihrer Lage auf 700 m NN die bislang höchstgelegene mittelalterliche Siedlung im ganzen Erzgebirge darstellt und – dies sei an dieser Stelle nur am Rande erwähnt – damit ein neues Licht auf dessen Besiedlung wirft (Schubert et al. 2018, 175–208; Hemker/Schubert 2022, 58–59).

In unserem dem hochverehrten Jubilar gewidmeten Beitrag wollen wir uns den montanarchäologischen Erkenntnissen zur Entwicklung des erzgebirgischen Bergbaus zuwenden, deren Betrachtung um zwei neuere Fundstellen mit signifikanten Ofenrelikten aus dem sächsischen sowie einer weiteren aus dem böhmischen Erzgebirge ergänzt werden soll (Abb. 1). Denn die dort erfassten Ofenformen sowie die in und in deren unmittelbarem Umfeld durchgeführten geochemischen Analysen lassen sich gut in die der bereits vorgelegten Fundstellen einfügen (Schubert/Bertuch 2016; Schubert 2016; Wegner/Schubert 2015).

Montanarchäologische Forschungen

Die Montanarchäologen des LfA, ab 2021 Fachbereich Montanarchäologie, erforschen seit 2008 zunächst ausschließlich auf sächsischer Seite und seit 2012 gemeinsam mit den tschechischen Archäologen vom Institut für archäologische Denkmalpflege in Most den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bergbau im gesamten Erzgebirgsraum (Hemker 2014a, 7–34; Hemker 2018, 9–76). Die Initialzündung für die Intensivierung und Erweiterung der montanarchäologischen Forschungen beim LfA ist auf die Entdeckung der bis 2008 unbekannten Bergwerke des 12./13. Jahrhunderts in Dippoldiswalde zurückzuführen (Hemker 2014b, 163–168). Im Rahmen der beiden internationalen ArchaeoMontan-Forschungsprojekte konnten umfassende untertägige Untersuchungen dieser nicht überprägten und gut erhaltenen Bergwerke durchgeführt werden, die im europäischen Vergleich bislang einzigartig sind. Mittlerweile lassen sich dem Edelmetallbergbau im 12./13. Jahrhundert neben Freiberg und Dip-

poldiswalde weitere mittelalterliche Bergwerke in Scharfenberg bei Meißen (Hoffmann/Lorenz 2014, 293–308) und Niederpöbel bei Schmiedeberg (Schröder 2015, 23–165; Schröder 2018) aber auch neuentdeckte Bergbausiedlungen wie die oben bereits erwähnte im Vorderen Grünwald bei Schönfeld im Osterzgebirge (Schubert et al. 2018) hinzufügen.

Zum mittelalterlichen Bergbau im Erzgebirge

Die Erschließung des Erzgebirges und seines Vorlandes erfolgte im Zuge der Hohen Kolonisation spätestens seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Bereits um 1200 ist mit Siedlungen bis hinauf in die Kammlagen des Erzgebirgsraumes zu rechnen. Insbesondere im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts wurde der herrschaftliche Landesausbau offenbar forciert vorangetrieben und es entstand mit den Waldhufendörfern eine typische, den Gebirgsregionen angepasste, agrarische Siedlungsform (Billig/Geupel 1992, 173–193; Geupel 2013, 14–24; Schubert et al. 2022, 413–419). Die reichen Silbererzfunde um 1168/1170 bei der späteren Bergstadt Freiberg stehen in der Forschung bis heute für die in der Folge einsetzenden regen Bergbauaktivitäten im Erzgebirge, die in dieser Phase primär auf die Gewinnung reicher Silbererze und silberhaltiger Blei- und Kupfererze zielte (Wagenbreth/Wachtler 1988; Schwabenicky 2009; Hoffmann/Richter 2012). Nicht nur die Markgrafen von Meißen, sondern auch andere Herrschaftsträger, wie beispielsweise die Burggrafen von Dohna, heuerten gezielt erfahrene Prospektoren an, die potenzielle Lagerstätten aufsuchten und nach silberhaltigen Erzgängen erkundeten (Richter 2011, 61–68; Hoffmann 2011, 391–421). In der frühen Bergbauphase stand bergbautechnisch der Abbau der sekundär angereicherten Oxidationszonen mit teilweise gediegenem Silber im Vordergrund. Sie waren in Folge der Verwitterung des primären Erzkörpers im oberflächennahen Bereich entstanden (Scholz 2011, 111–116).

Aufgrund des von Markgraf Otto dem Reichen von Meißen (1125–1190) ausgerufenen „Großen Berggeschreys“ zog es vermutlich erfahrene Bergleute aus anderen Bergbaurevieren des Reichslandes, wie beispielsweise dem Harz, ins heutige Sachsen. Die Bergstadt Freiberg inmitten des ergiebigen Freiberger Zentralreviers war für Otto von großer strategischer und wirtschaftspolitischer Bedeutung (Hoffmann/Richter 2012; Richter 2013). Er benötigte dringend Berg- und Hüttenleute, denen er attraktive Freiheiten wie das Aufsuchungs- und Förderrecht für Erze oder die Bergbaufreiheit, mit der jedermann unabhängig vom Grundeigentum an jedem Ort schürfen durfte, gewährte (Hemker/Schubert 2022, 47). Die Bergleute waren vermutlich gewohnt mitsamt ihren Familien von einem „ausgebeuteten“ Revier in das nächste zu ziehen und brachten ihr dort dringend benötigtes Wissen und ihre Fachkenntnisse über die Erze und Mineralien oder deren Verhüttung gleich mit. So entstanden im Erzgebirge im 12./13. Jahrhundert überall dort Bergbausiedlungen und Bergstädte, wo die meist im Auftrag der jeweiligen Herrschaftsträger tätigen Prospektoren erzreiche Lagerstätten fanden (Hemker/Lobinger 2020, 13–33). Die Versorgung der Prospektoren erfolgte über die im Zuge der Hohen Kolonisation gegründeten agrarischen Siedlungen (Billig/Geupel 1992) in der Umgebung sowie durch Händler (Hemker 2022, 11–30). Die rasante Entwicklung des mittelalterlichen Bergbaus wurde durch eine ökonomisch bedingte Krise mit verschiedenen Ursachen jäh gestoppt (Burghardt 2018). Dies schlug sich nach der Mitte des 14. Jahrhunderts in einem deutlichen Rückgang des Edelmetallbergbaus im gesamten mitteleuropäischen Raum nieder. Einige Städte wie Freiberg oder Dippoldiswalde konnten aufgrund ihrer sich parallel entwickelnden zentralörtlichen Funktion überleben, die reinen Montansiedlungen fielen hingegen nicht nur im Erzgebirge, sondern auch im übrigen Reichsland wüst (Hemker/Bartels 2013, 20–25).

Arbeitsabläufe in den Hüttenbetrieben der mittelalterlichen Bergbaustädte und -siedlungen im Erzgebirge

Technologische Prozesse in der Silbergewinnung spiegeln sich als Ergebnis archäologischer und naturwissenschaftlicher Untersuchungen in den Bergstädten Freiberg und Dippoldiswalde, sowie der Bergbausiedlung Vorderer Grünwald wider (Schubert/Herbig 2017; Wegner/Schubert 2015; Schubert et al. 2018, 175–194). Ergänzt werden diese durch Befundkomplexe aus zeitgleichen bzw. wenig späteren böhmisch-mährischen Bergbaurevieren (Derner et al. 2016, 216–242; Hrubý 2021; Derner 2018), sodass Werkplätze und Produktionsareale innerhalb größerer und kleinerer Bergbauzentren unterschieden bzw. rekonstruiert werden können. Nachdem das abgebaute erzhaltige Gestein zutage gefördert worden war, begannen die Scheide- und Aufbereitungsvorgänge zur primären Erzaufbereitung, wozu das Aufklauben, die Scheidearbeit, der Mahlvorgang und die Erzwäsche gehören. Charakteristisch ist eine vergleichsweise große Ausdehnung solcher Aufbereitungsareale, die sich meist unmittelbar am Abbau oder an der Erzwäsche befanden (Schubert et al. 2018, 175–194). Dort wurden die silber- und bleiarmen Erze von den wertvolleren Silberträgern oder vom Bleiglanz getrennt. Angesichts eines durchschnittlichen Silbergehalts von häufig nur bis zu 1 Prozent war dies sicher eine mühevolle Prozedur, bei der zunächst große Massen aufbereitet werden mussten, um überhaupt einen zählbaren Gewinn zu erzielen. Nach der manuellen Vorauslese kamen die Erzmühlen zum

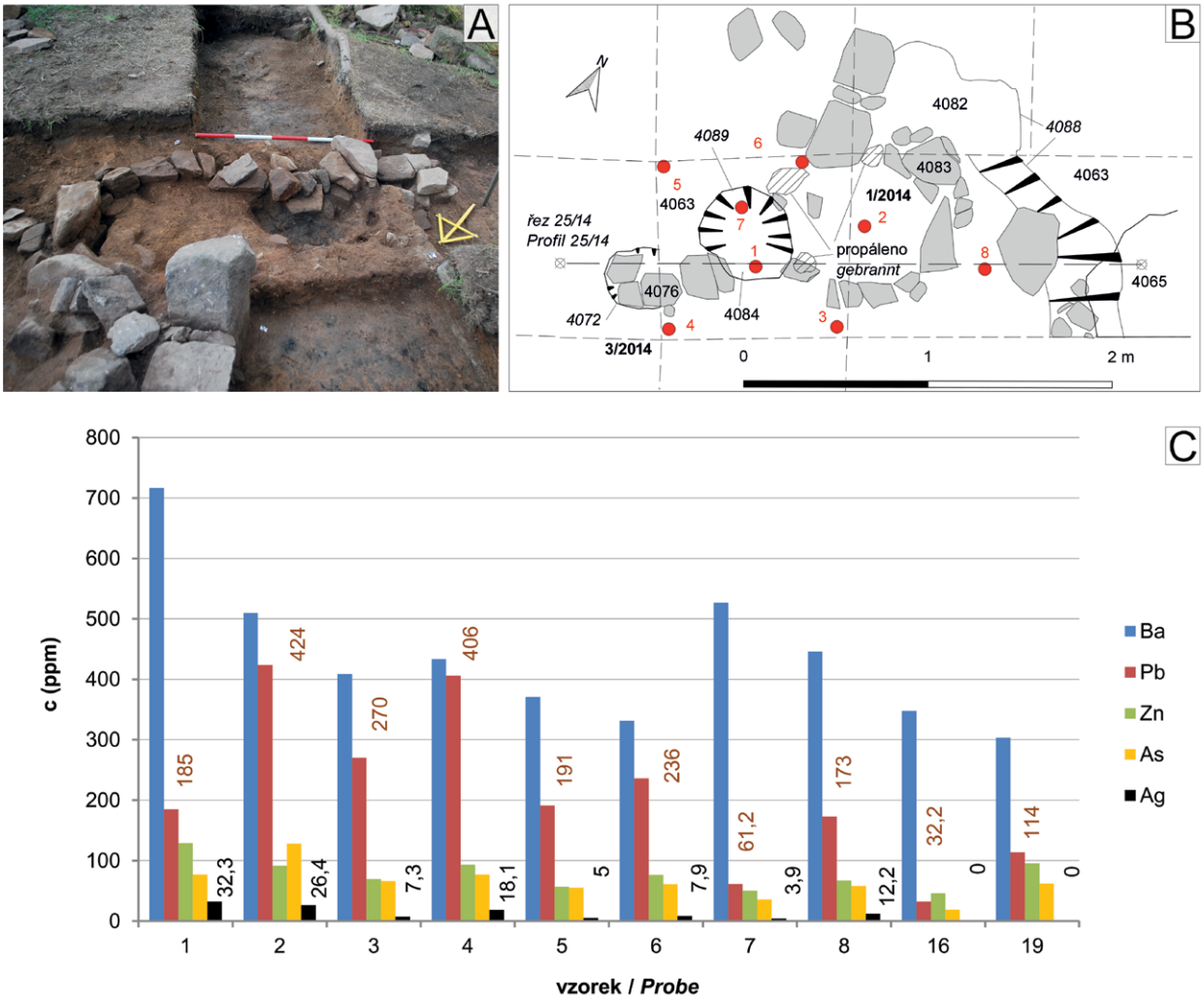


Abb. 2 Bergbauzentrum Kremsiger, Ofen 1/2014 mit den Ergebnissen der Schwermetallanalyen. A: Ofen 1/2014 und seine teilweise ausgegrabene Vorherdgrube. B: Umzeichnung Planum des Ofens 1/2014 mit markierten Entnahmestellen der Proben für die Schwermetallanalyse. C: Ergebnisse der Schwermetallanalysen von Ofen 1/2014. Proben 16 und 19 sind geogene Referenzproben (Kryštof Derner, Institut für archäologische Denkmalpflege Nordwestböhmens in Most, ÚAPP Most).

Einsatz, deren Konstruktion und Antrieb wir jetzt durch den Fund einer Erzmühle beim mährischen Havlíčkův Brod aus dem späten 13. Jahrhundert sehr viel deutlicher verstehen (Hrubý 2021, 96–103, Abb. 55a–b). Mahlsteine wurden häufig in Bachtälern, unweit von ehemaligen Erzwäschen, gefunden (u. a. Vorderer Grünwald: Hemker/Schubert 2020, 13, Abb. 5; Jihlava und Cvilinek: Hrubý 2021, 97, Abb. 49–50). Die Qualität, Menge, Textur und Struktur des gewonnenen Erzes entschied, ob das reine Silber- und Bleierzkonzentrat bereits geschmolzen werden konnte oder vorher nochmals geröstet werden musste. Im böhmisch-mährischen Bergland sind für diese Periode zahlreiche Verhüttungsplätze kartiert, die Silber und Blei produzierten. Sie befanden sich häufig an Wasserläufen, da die Blasebälge wohl mit Wasserrädern betrieben wurden. Um die Transportwege zu verkürzen, waren neben den Hüttenbetrieben auch die Erzwäschen, Pochwerke und Erzmühlen in direkter Nachbarschaft. Nach dem Poch- und Mahlvorgang kamen die silber- und bleihaltigen Erze in die Erzwäsche. In der Bergbausiedlung Cvilínek bei Iglau/Jihlava wurde eine Erzwäsche freigelegt, die aus Holzbehältern, umgeleiteten Wasserläufen, Rinnen und Schleusen konstruiert worden war (Hrubý 2021, 108–110). In einem mehrstufigen Waschvorgang wurden dabei unterschiedliche Granulate des Erzkonzentrats nach dem Schwerkraftprinzip gewonnen.

Im Anschluss wurden die Erzgranulate dem sogenannten Probiervorgang unterzogen. Die archäometallurgischen Analysen von entsprechenden Produktionsabfällen aus den Grabungen in Freiberg und Dippoldiswalde legen dafür

einen zweistufigen Prozess nahe (Hemker/Schubert 2022, 49–50; Hemker/Schubert 2020, 19, Abb. 16): Mit Probiergefäßen wird zunächst das „Ansieden" als erster Schritt des Verbleiens durchgeführt. Dabei wird das zu testende Erz oder Metall in flachen offenen Probierschalen, den Ansiedescherben, gegebenenfalls unter Zusatz von Blei verschmolzen. Als Zwischenprodukt erhält man ein silberreiches Blei, das sogenannte Reich- oder Werkblei, das im folgenden Schritt, der sogenannten Kupellation, unter erneuter Luftzufuhr geschmolzen wird, um das Silber endgültig vom Blei zu trennen. Das Blei oxidiert zu Bleioxid (Bleiglätte), während das edlere Silber weiter in metallischem Zustand verbleibt (Adam-Staron 2005). Vergleichbare Funde sind aus vielen zeitgleichen Bergstädten und Bergbausiedlungen in den Montanrevieren bekannt (Schubert et al. 2018; Derner 2018; Hrubý 2021). Bislang eher selten sind Funde von Bleiglätte und Bleischmelzen im sächsischen Erzgebirge, die mit dem metallurgischen Prozess der Bleiarbeit zusammenhängen (Hemker/Schubert 2020, 18, Abb. 15a–b). Dabei wird silberarmes Blei in einem Tiegel oder einer Schale zusammen mit ungeröstetem silberreichen Erz (Silbersulfid) aufgelöst. Dies begünstigt die Abtrennung unerwünschter Elemente wie Schwefel, Arsen oder/und Antimon vom Erz, das sich dadurch automatisch reduziert. Zumeist wird Bleiglätte von den Probiermeistern bei verschiedenen Verfahren verwendet, wie Lazarus Ercker bereits im 16. Jahrhundert berichtete (Ercker 1565). So wird sie bei der Verbleiung (oder Bleiarbeit), bei der Kupellation und beim Feinbrennen zugegeben. Solche metallurgischen Prozesse werden in Schalen, Scherben oder Kupellen durchgeführt, die stets im Fundmaterial der Bergstädte und Bergbausiedlungen auftreten (u. a. auch in Annaberg, vgl. Bock 2018, 243–253). Auf die Silberproduktion selbst und die weitere Verwendung des Silbers weisen Funde wie Silberbarren, Gusskuchen, Münzen oder auch Hacksilber hin (Burghardt et al. 2018, 141–143).

Um den ungefähren Feingehalt von Edelmetallen bestimmen zu können, benutzte der Probiermeister einen sogenannten Probierstein, auf dem Metallabstriche aufgebracht wurden. Diese wurden dann mit Abstrichen von Referenznadeln bekannter Feingehalte verglichen. Vielleicht waren dabei auch Probierer (*examinatores*) und/oder Erzkäufer (*emptores metalli*) anwesend. Aus Sachsen kennt man diese schwarzen, im Querschnitt quadratischen Schiefersteine u. a. aus Freiberg (Schubert 2022, 61–62, Abb.10), der Wüsten Bergstadt Bleiberg sowie aus der ebenfalls verlassenen Bergstadt Fürstenberg im Hohen Forst bei Kirchberg (Schwabenicky 2009, 159, Abb. 332, 200, Abb. 401).

Montanarchäologisch sind bislang in Sachsen nur wenige mittelalterliche Verhüttungsstandorte entdeckt und untersucht worden. Neben dem Hüttenstandort und Schlackenplatz unterhalb der Wüsten Bergstadt Bleiberg auf dem Treppenhauer (Schwabenicky 2009) wurden insbesondere im Rahmen der ArchaeoMontan-Projekte entsprechende Standorte durch J. Crkal im erweiterten Umfeld der alten böhmischen Bergstadt Preßnitz/Přísečnice entdeckt. Diese Relikte der Eisenverhüttung in Form von Schlackenkonzentrationen oder Schlackehalden datieren in das 13./14. Jahrhundert (Crkal 2018, 140, Abb. 43). Nur wenige Kilometer nördlich der einem Stausee zum Opfer gefallenen Bergstadt befindet sich das wüste Bergbauzentrum Kremsiger, das von 2012 bis 2017 Ziel intensiver montanarchäologischer Untersuchungen war (Derner 2018, 217–379).

Ein Ofen aus dem Bergbauzentrum auf dem Kremsiger

Vermutlich wurde in dem auf 790–830 m Höhe in der Kammlage des böhmischen Erzgebirges liegenden Bergbauzentrum Kremsiger ausweislich der Keramikfunde ab der 2. Hälfte des 13. und bis in die 1. Hälfte des 14. Jahrhundert sehr intensiv Bergbau betrieben. Neben unzähligen Pingen und offenen Verhauen im weitläufigen bewaldeten Gelände konnte das Team um Kryštof Derner vom Institut für archäologische Denkmalpflege Most etwa 40 eingetiefte und regelmäßige Hausstellen, zumeist Grubenhäuser, feststellen, die in vorgegebenen Reihen um einen rechteckigen Platz angelegt waren (Hemker 2022, 59–60). Auf einer einem Grubenhaus vorgelagerten etwa 10 x 10 m großen Terrasse, wurden die Relikte eines ehemals runden Ofens (Maße ca. 75 x 70 cm, Tenne 0,52 m²) freigelegt, dessen in Lehm gesetzte Steinkuppel eingestürzt war (Abb. 2). Die Ofenmündung wies vom Hause weg, ihr vorgelagert befand sich eine annähernd runde Arbeits- oder Vorherdgrube, auf deren Sohle sich Reste der von der Ofentenne ausgekehrten Holzkohle befanden. Die im Umfeld des Ofens geborgenen Fragmente von Schlacken, verschlackter Keramik, Bleiglätte und technischer Keramik aus Graphitton, legen eine Funktion dieser Anlage innerhalb metallurgischer Arbeitsprozesse nahe (Derner 2018, 364–384). K. Derner weist den Ofen aufgrund seiner Struktur und Größe den konkaven Öfen von birnen- bzw. ovaler Form nach Hrubý zu (Hrubý 2021, 125, Abb. 74). Deren eigentliche Funktion ist nicht eindeutig, da ihre Grösse zwischen der von Probier- und Schmelzöfen liegt, häufig Schlacken fehlen und mäßige Schwermetallgehalte vorliegen. In den zeitgleichen mährischen Bergbausiedlungen liegen diese Öfen häufig in der Nähe von Sortier- und Röstanlagen (vgl. Hrubý 2021, 122, Abb. 71,12). Für die geochemische Analyse mittels RFA wurden Bodenproben aus der Ofentenne (Nr. 1), der Sohle der Vorherdgrube (Nr. 2), aus der Holzkohlefüllung (Nr. 3), aus der Fläche unmittelbar vor der Ofenmündung (Nrn. 4–7) sowie aus dem rückwärtigen Ofenbereich und der Pochabfälle (Nr. 8) sowie zwei Kontrollproben 16 und 19 entnommen. Höhere Blei- und geringe Silbergehalte liegen für die Vorherdgrube und

Abb. 3 Freiberg, Herderstraße (FG-327), Übersichtsplan der Ergebnisse der Grabung FG-327) mit den freigelegten Ofenanlagen. a Bruchsteinbrunnen; b Tonnengewölbe; c Kreuzgewölbe; d Kellereingang 14. Jh.; e Kellereingang 13. Jh.; f Arbeitsgrube, keine genaue Zuordnung zu einem Ofen möglich (Stefan Johl, LfA Sachsen).

ihre Füllung, aus der Ofentenne sowie der Ofenmündung vor. Der in allen Proben sehr hohe Bariumgehalt ist der lokalen Fluor-Baryt-Gangart geschuldet und am höchsten auf der Ofentenne nachgewiesen, während die leicht schwankenden Zink- und Arsengehalte gleichbleibend auf eher mittlerem Niveau liegen. Vergleichbare Werte sind am ehesten im Probierprozess (Ansieden und Kuppelation) zu erwarten.

Neue Ofenfunde aus Freiberg

Der rasante Aufschwung der ältesten und größten sächsischen Bergstadt Freiberg begann um 1168 als in der Nähe der späteren Stadt auf der Christiansdorfer Flur silberhaltiges Erz gefunden worden war. Bereits ab 1170 entwickelte sich eine Bergleutesiedlung (Sächsstadt), die von Beginn an städtischen Charakter besaß. Um 1180 war die Bevölkerung so stark angewachsen, dass eine gezielte Stadterweiterung mit dem Anlegen der Oberstadt im Gitterraster erforderlich wurde (Hoffmann/Richter 2012; Hemker 2022). Die Bergstadt ist durch rege Bautätigkeit seit vielen Jahren

im Fokus archäologischer Rettungsgrabungen. Erstmals konnten 2014 auf der Grabung Nonnengasse/Am Marstall (FG-309) Relikte mehrerer Öfen aus dem 13. und 14. Jahrhundert freigelegt werden, die aufgrund geochemischer Analysen buntmetallurgischen Prozessen zugewiesen werden konnten. Diese Ballung von Öfen als auch deren zeitliche Kontinuität weisen auf eine Sondernutzung des Areals für metallurgische Gewerke bspw. für das Rösten von polymetallischen Blei- und/oder Kupfererzen hin. Die Öfen gleichen sich dabei in Aufbau und Dimension untereinander nur wenig (Schubert/Bertuch 2016, 386–406; Schubert 2022, 55–64). Befunde vergleichbarer Ofenanlagen in der Bergbausiedlung des 12./13. Jahrhunderts in Dippoldiswalde sind hier einzureihen (Wegner/Schubert 2015, 207–244; Wegner/Schubert 2022, 48–50).

Ein metallurgischer Betrieb des 13. bis15. Jahrhunderts in der Freiberger Herderstraße

2017 und 2018 wurden bei Rettungsgrabungen im Bereich Herderstraße/Heubnerstraße/Kreuzgasse (FG-327) erneut mehrere Ofenanlagen freigelegt (Bock 2022, 65–72) (Abb. 3). Das Grabungsareal liegt im alten Freiberger Marienviertel am westlichen Rand der Unterstadt, die um das Jahr 1170 entstanden ist und damit zu den frühesten Siedlungsbereichen Freibergs zählt (Hoffmann/Richter 2012, 112; Hemker 2023). Im Verlauf des 13. Jahrhunderts wird die Parzellierung der Freiberger Stadtviertel und der damit einhergehenden zunehmenden Verdichtung der Bebauung weitestgehend abgeschlossen gewesen sein. Die Gebäude sind zu dieser Zeit hauptsächlich in Fachwerkbauweise ausgeführt. Diejenigen aus Stein bilden die Ausnahme und befinden sich sowohl direkt an der Straße als auch im rückwärtigen Bereich (Hoffmann/Richter 2012, 119, 165−166). Spätestens um 1200 wird auf der nördlichen Parzellenhälfte des Grabungsareals ein quadratisches und unterkellertes Steinhaus (Haus 1, Maße erhalten: 11,1 x 12,5 m) gebaut. Dies und die bis zu 1,50 m breiten teils noch im Aufgehenden vorhandenen Bruchsteinmauern weisen es als Steinwerk aus, das in Lage und Kubatur mit dem von U. Richter in den 1990er Jahren untersuchten Steinwerk am Freiberger Untermarkt vergleichbar ist (Hoffmann/Richter 2012, 168–169). Unser Steinwerk wird bis in das 14. Jahrhundert hinein sukzessive nach Westen erweitert, wobei Brandschäden am und einplanierte Brandschichten im Gebäude auf einen der zwei verheerenden Stadtbrände des 14. Jahrhunderts (1375 bzw. 1386) zurückzuführen sind. Im 15. Jahrhundert wird nach Süden ein großes, langrechteckiges Fachwerkgebäude an das Steinwerk angebaut, dessen Giebel zur Heubnerstraße zeigt (Haus 2) und das die Ober- und Unterstadt miteinander verbunden hat. Massive Brandschichten mit verziegeltem Fachwerklehm lassen darauf schließen, dass dieses Gebäude wohl Opfer eines der beiden späteren Brandkatastrophen des 15. Jahrhunderts (1471 bzw. 1484) wurde (Bock 2021).

Schon sehr früh, noch im 13. Jahrhundert, erfolgte eine funktionale Änderung der Räumlichkeiten im westlichen Gebäudedrittel des Steinwerks sowie im westlich daran anschließenden Hofbereich. Wohl aufgrund von Platzmangel wurden hier installierte ältere Latrinen aufgegeben, um mehr Raum für die Anlage von Öfen zu gewinnen. Teilweise wurden diese sogar in den Innenraum der aus solidem Bruchsteinmauerwerk bestehenden Latrinen eingebaut. Acht der insgesamt elf Öfen konnten geochemisch primär auf Schwermetalle untersucht und buntmetallurgischen Prozessen zugeordnet werden. Die Häufung der Öfen und deren Datierung sprechen für einen intensiven metallurgischen Betrieb, der dort vom 13. Bis in das späte 15. Jahrhundert stattgefunden hat.

In der Gesamtschau der Schwermetallanalysen sind die Ergebnisse für den Ofen 1 mit einem Bleigehalt von bis 2468 ppm, einem Zinkgehalt bis 2782 ppm, einem Kupfergehalt bis 1023 ppm und einem Arsengehalt bis 3141 ppm besonders auffällig (Abb. 4). Diese hohe Schwermetallbelastung ist ein deutlicher Beleg, dass dort polymetallische Erze verarbeitet worden sind. Der Silbergehalt von immerhin noch erfassten 25 ppm deutet darauf, dass diese Erzminerale Silber enthalten haben und damit wohl das Ziel der pyrometallurgischen Verarbeitung gewesen sind. Aufbau und Maße von Ofen 1 sind dem Probierofen 3B der Grabung an der Nonnengasse vergleichbar, der dort jedoch frühneuzeitlich einzuordnen ist (Schubert 2016, 169). Dies spricht für eine sehr lange Laufzeit dieser Ofenform, die im 13./14. Jahrhundert u. a. auch in Cvilinek und Jihlava vorkam (Hrubý 2021, 127, Abb. 76,4–5).

Die drei annähernd baugleichen, langrechteckigen Öfen 3, 7 und 9 entsprechen einem Typ für den nach Form und Aufbau sowie den Ergebnissen der Schwermetallanalysen (für Ofen 3 und 7) das Rösten von polymetallischen sulfidischen Erzen anzunehmen ist (Abb. 5). Die Form wurde erstmals auf der Grabung in der Nonnengasse (FG-309) erfasst, war dort allerdings nicht vollständig erhalten (Schubert 2016, 168, Abb. 9). Die Öfen weisen teils eine beachtliche Länge von bis zu 4,5 m auf. Für Ofen 3 sind erhöhte Zinkgehalte von bis zu 1195 ppm auffällig, die vom Erzmineral Sphalerit (Zinkblende) stammen, das paragenetisch sehr häufig mit dem Silberträger Galenit (Bleiglanz) in sulfidischen, gangförmigen Lagerstätten vorkommt. Beim Rösten wurde das sulfidische Erz zur weiteren Verarbeitung mürbe gemacht und in ein Oxid umgewandelt. Neben Schwefel werden so weitere sich auf den eigentlichen Schmelzprozess ungünstig auswirkende und unerwünschte Bestandteile wie Arsen, Zink oder Antimon entfernt respektive verdampft. Durch die Überführung in die oxydische Form

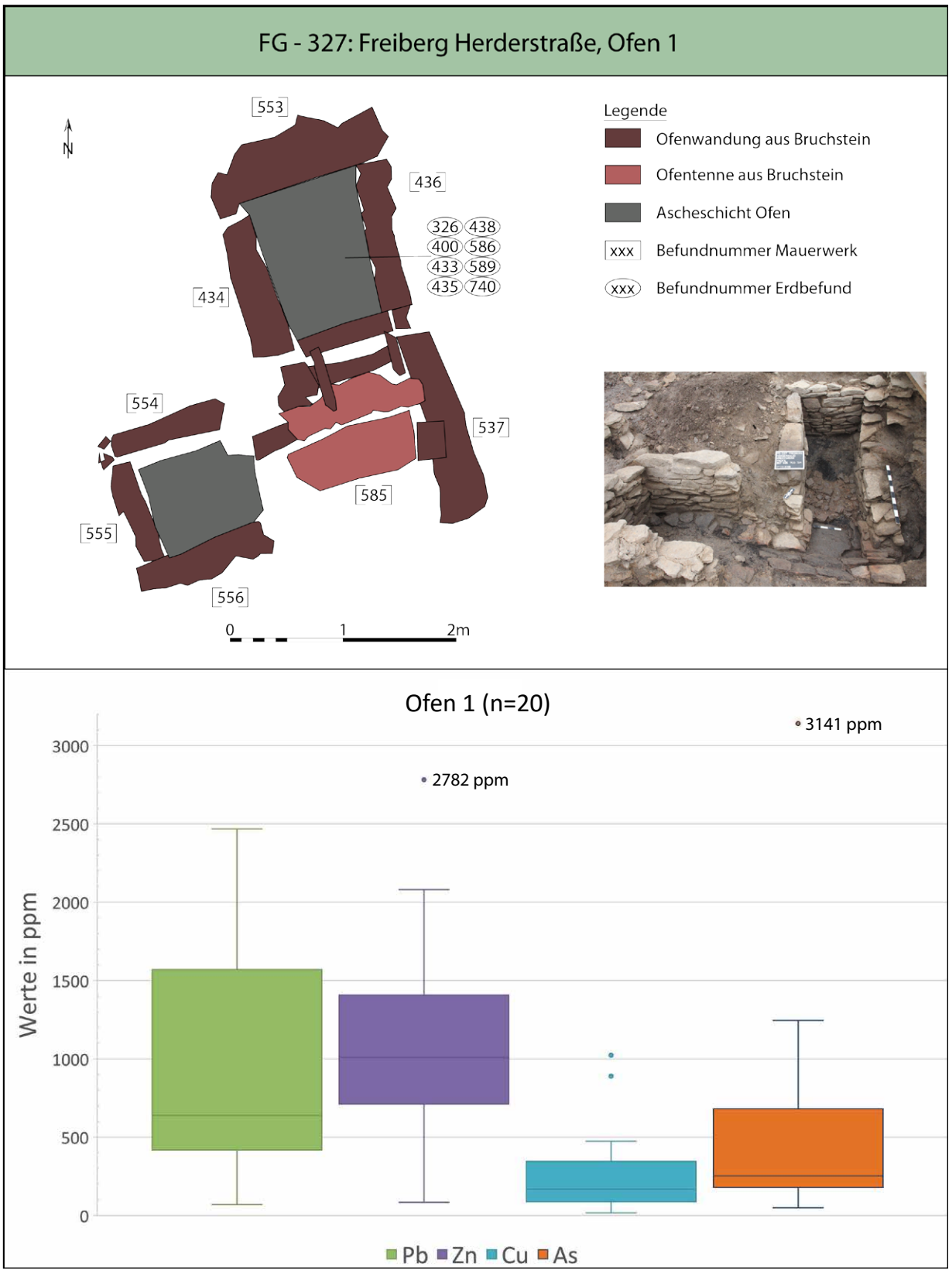


Abb. 4 Freiberg, Herderstraße (FG-327), Foto und Umzeichnung von Ofen 1 mit den Ergebnissen der Schwermetallanalysen (St. Johl und M. Schubert, LfA Sachsen).

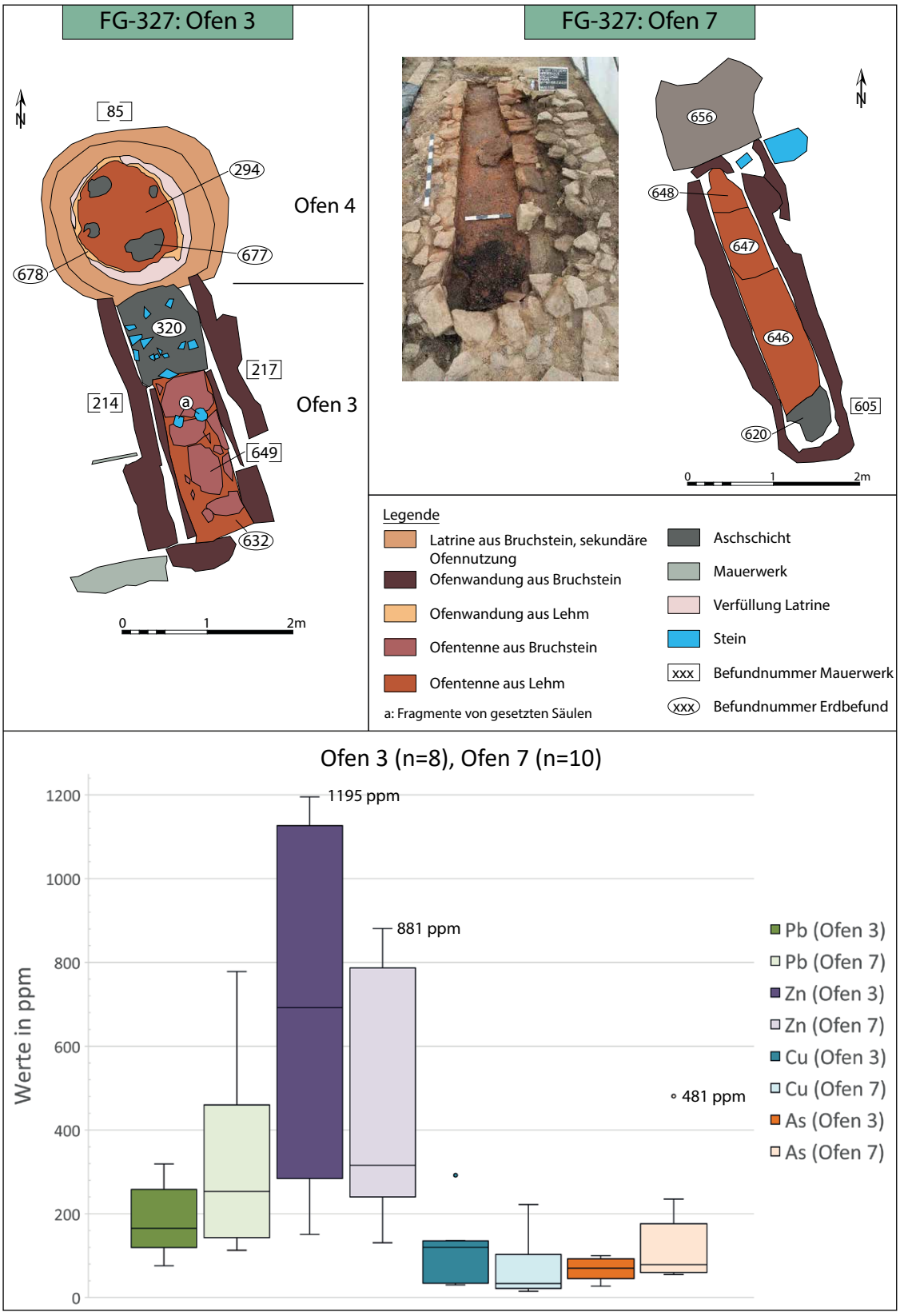


Abb. 5 Freiberg, Herderstraße (FG-327), Foto und Umzeichnung von Ofen 3 und Ofen 7 mit den Ergebnissen der Schwermetallanalysen (St. Johl und M. Schubert, LfA Sachsen).

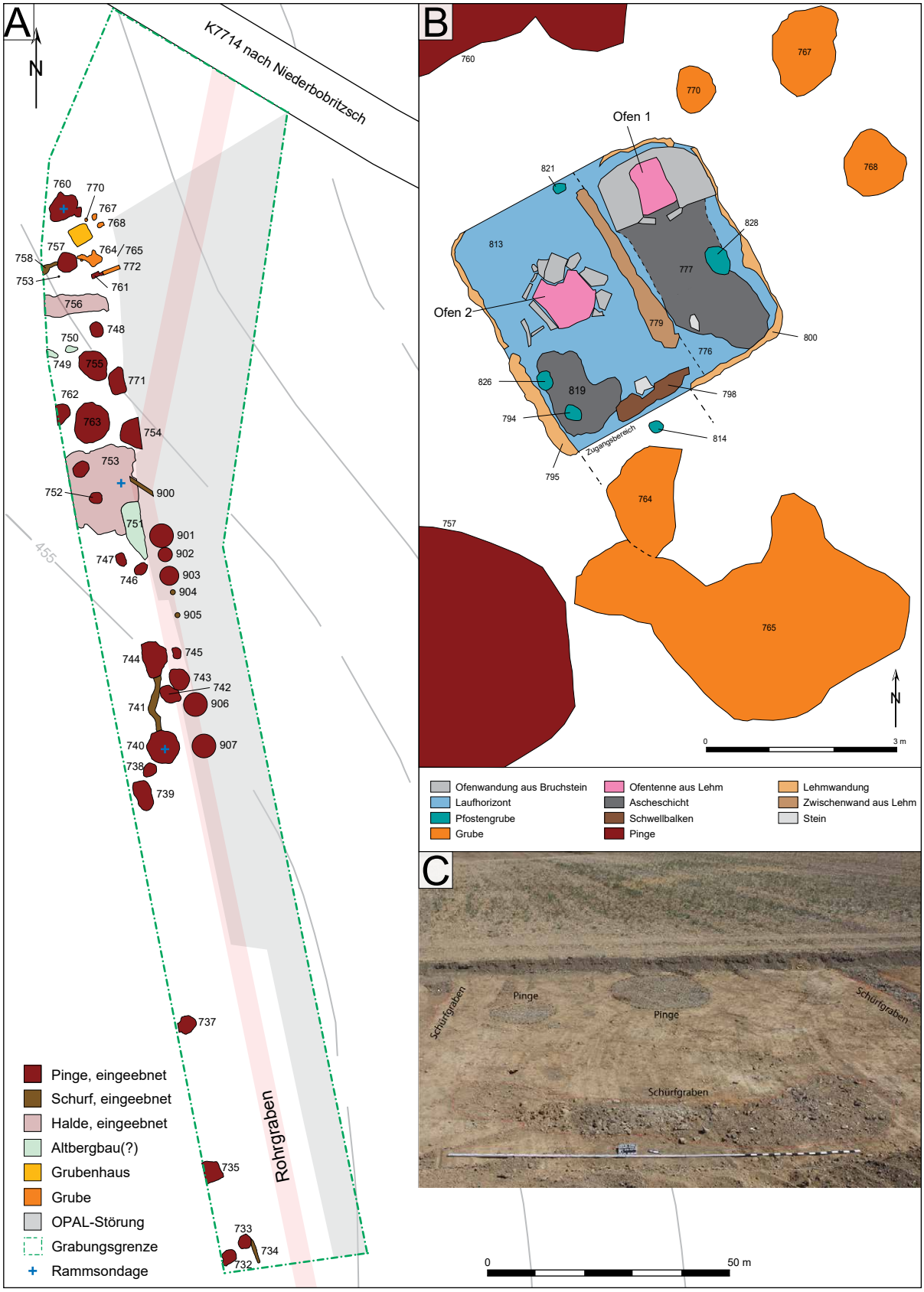

A
N
K7714 nach Niederbobritzsch
Rohrgraben
455
Pinge, eingeebnet
Schurf, eingeebnet
Halde, eingeebnet
Altbergbau(?)
Grubenhaus
Grube
OPAL-Störung
Grabungsgrenze
Rammsondage
B
Ofen 1
Ofen 2
Zugangsbereich
Ofenwandung aus Bruchstein
Laufhorizont
Pfostengrube
Grube
Ofentenne aus Lehm
Ascheschicht
Schwellbalken
Pinge
Lehmwandung
Zwischenwand aus Lehm
Stein
0
3 m
C
Pinge
Schürfgraben
0
50 m

Abb. 6 ◁ Niederbobritzsch bei Freiberg (NIB-04), Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen. A: Übersicht der Grabungsfläche 1 mit Relikten des Altbergbaus und den Überresten der mittelalterlichen Bergbausiedlung in Form eines Grubenhauses mit vorgelagerten Gruben. B: Umzeichnung des Grubenhauses mit den Öfen 1 und 2 im Innenraum sowie dem vorgelagerten Grubenkomplex 764/765. C: Auf dem ersten Grabungsplanum zeichnen sich die überpflügten Pingen und Schürfgräben gut ab. Blick nach Osten (St. Johl und M. Schubert, LfA Sachsen).

sind polymetallische Blei- und Kupfererze anschließend leichter zu verhütten (Agricola 1556, 235–240). Auch können die geförderten Erze durch Erhitzen und Abschrecken u. a. mit Wasser leichter zerkleinert und vom tauben Gestein getrennt werden. Für die Ansprache als Röstofen sprechen zudem die jeweils sauber angelegten Flächen der Ofentennen, auf denen sich das zerkleinerte Erz gut ausbreiten und bewegen ließ, um optimale Röstbedingungen zu erlangen. Ein Absatz in der Bruchsteinwandung von Ofen 3 diente offenbar als Auflage für einen Rost. Mit den Öfen 3, 7 und 9 ist diese Ofenform für die mittelalterliche Bergstadt Freiberg erstmals im Grundriss vollständig erfasst worden.

Die metallurgischen Betriebe in der Herderstrasse (FG-327) und in der Nonnengasse (FG-309) wurden über einen langen Zeitraum innerhalb der Freiberger Altstadt betrieben. Sie geben damit auch einen Hinweis auf das Nebeneinander von bergbaubedingten feuergefährlichen Gewerken und dicht bebauten Siedlungsarealen, welches für die Bergstädte im späten 12./frühen 13. Jahrhundert nicht unüblich gewesen zu sein scheint. Trotz der großen Brandgefahr konnten solche feuergefährlichen Prozesse wohl auch noch nach den beiden verheerenden Stadtbränden Freibergs im 14. Jahrhundert weiter durchgeführt werden. Erst nach den beiden folgenden katastrophalen Stadtbränden im späten 15. Jahrhundert wurden auch die metallurgischen Betriebe endgültig aus der Stadt verbannt (Hoffmann/Richter 2012, 188–192, 274–255). Im bisherigen Grabungsbefund sind solche Anlagen jedenfalls nicht mehr nachzuweisen.

Die mittelalterliche Bergbausiedlung am „Rammelsberg“ bei Niederbobritzsch

Für die Neuverlegung der Europäischen Gas-Anbindungsleitung (EUGAL) wurde zwischen 2018 und 2019 ein bis zu 30 m breiter und 50 km langer Trassenabschnitt angelegt, der das Erzgebirge in nordsüdlicher Richtung querte. Dieser Abschnitt begann unweit von Freiberg auf einer Höhe von 360 m NN und endete an der deutsch-tschechischen Grenze in der Kammlage südlich von Seiffen auf einer Höhe von 629 m NN. Er wurde vom Fachbereich Montanarchäologie betreut. Damit eröffnete sich erstmals die Gelegenheit, das archäologische Bodenarchiv einer erzgebirgischen Kulturlandschaft über eine weite, von dessen Vorland bis in die Kammlagen reichende, Strecke zu untersuchen. Dabei kamen eine Vielzahl neuer Fundstellen zutage, die u. a. dem weit gefassten Arbeits- und Lebensfeld des historischen Bergbaus, aber auch anderen Siedlungs- und Werkplatzaktivitäten (Meiler, Glashütten etc.) zuzuordnen sind und chronologisch vom späten 12. Bis in das 19. Jahrhundert reichen (Schubert et al. 2022, 413–434).

Die dabei entdeckte Bergbausiedlung bei Niederbobritzsch liegt inmitten der östlichen Fortsetzung des Lagerstättendistriktes des Freiberger Zentralreviers im Altbergbaugebiet Rammelsberg rund 5 km östlich der Bergstadt Freiberg auf einer Höhe von 448 m bis 463 m NN. Der Rammelsberg ist ein in der Forschung seit langem bekanntes frühes Abbaugebiet, das insbesondere auf Silber, aber auch auf Kupfer, Zinn und Blei zielte. Nach den Schriftquellen lag die Blütezeit des hier umgehenden Bergbaus dann im 16. Jahrhundert, erbrachte jedoch auch noch Ausbeuten bis ins 19. Jahrhundert (Wagenbreth/Wächtler 1988, 102–134). Noch früher datiert ein Grubenhaus des 13./14. Jahrhunderts, das U. Richter dort untersuchen konnte (Richter 2011, 66). Noch heute sind zahlreiche Bergbaurelikte wie Pingen und Halden aber auch Hohlwege im Waldgebiet um den Rammelsberg vorhanden.

Zwei Öfen und ein Grubenhaus

Neben zahlreichen Bergbau- und Siedlungsbefunden (Schürfgruben, Tagesschächte, Halden, Gruben) wurden in der Bergbausiedlung auch die Relikte eines Grubenhauses mit seinen vorgelagerten Abfallgruben (Grubenkomplex 764/765) angeschnitten (Abb. 6). Das Grubenhaus datiert nach Keramikfunden in die Mitte des 13. Jahrhunderts und war noch bis in eine Tiefe von ca. 0,5 m im anstehenden Boden eingetieft erhalten. Der annähernd rechteckige Grundriss hatte die Maße 3,5 x 4,2 m und ist mit Grubenhausbefunden aus sächsischen und böhmischen Bergbausiedlungen und -städten der ersten Bergbauperiode des 12. bis 14. Jahrhunderts vergleichbar (Schwabenicky 2009, 226–230; Wegner/Schubert 2015, 212–216; Derner 2019, 242–253). Außen vor dem Eingang befanden sich überwiegend flache Gruben (Befund 764–765), die mit humosem bis grussigem Material verfüllt waren. In der Nordostecke des Grubenhauses befand sich ein aus Gneisbruchsteinen regelmäßig gesetzter und u-förmig angelegter Ofen (Außenmaße 1,6 x 1,2 m; Innenmaße Feuerraum 0,9 x 0,65 m) (vgl. Abb. 6 und 7). Zu solchen Öfen finden sich mittlerweile gute Vergleiche aus anderen mittelalterlichen Bergbausiedlungen (Schwabenicky 2009, 38, 57–68, 72–77; Hrubý 2019, 124–130, 180; Hrubý 2021,

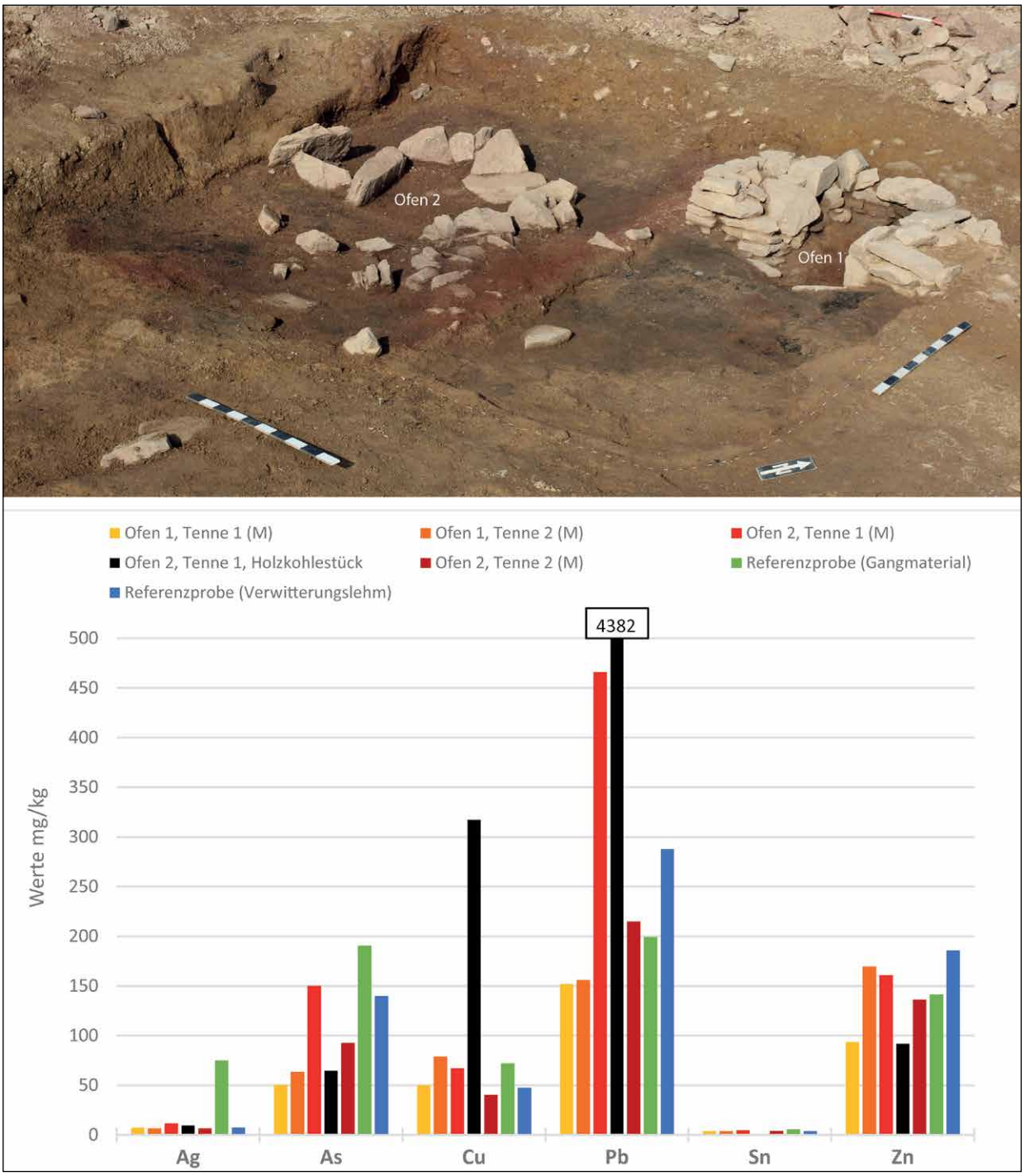


Abb. 7 Niederbobritzsch bei Freiberg (NIB-04), Situationsfoto des in den umgebenden Boden eingetieften Grubenhauses sowie der von einer rot verziegelten Zwischenwand getrennten Öfen 1 und 2 mit jeweils vorgelagerten Ascheschichten. Diagramm mit den Ergebnissen der Schwermetallanalysen von Ofen 1 und Ofen 2. Für die jeweils oberen und unteren Lehmtennen (Tenne 1 und Tenne 2) der beiden Öfen wurde der Mittelwert (M) der Metallgehalte gebildet (St. Johl und M. Schubert, LfA Sachsen).

122, 127–128). Form und Aufbau der beiden Öfen aus Niederbobritzsch sind u. a. mit denen aus den zeitgleichen Bergbausiedlungen bei Jihlava und bei Cvilinek auf der Mährischen Höhe vergleichbar (Hrubý 2021, 122, Abb. 71,5; 127, Abb. 76,4.5).

Die Ofenöffnung zeigte nach Süden davor lagerte eine mit Holzkohle und Lehmresten durchsetzte Ascheschicht (Befund 777), die wohl die aus dem Ofen ausgeräumten Brandrückstände enthielt. Zwei übereinander lagernde Lehmtennen wiesen auf mindestens zwei Nutzungsphasen hin. Ein weiterer Ofen aus Gneisbruchsteinen befand sich im Westteil des Grubenhauses mit annähernd runder Grundform (Ofen 2, Außen 1,28 x 1,25 m; Feuerraum 0,85 x 0,75 m), der weniger aufwändig errichtet schien. Ofen 2 war nachträglich in den Laufhorizont des Hauses eingetieft und wohl erst nach Aufgabe des Grubenhauses dort eingebaut worden. Die Öffnung wies ebenfalls nach Süden, dieser vorgelagert fanden sich ebenfalls Ascheschichten (Befund 819). Auch hier weisen zwei stark verziegelte übereinander lagernde Lehmtennen auf mindestens zwei Nutzungsphasen hin. Die Öfen waren durch eine Zwischenwand getrennt. Ob die beiden Öfen gleichzeitig beziehungsweise nacheinander genutzt wurden, ließ sich stratigrafisch nicht eindeutig klären. Es ist jedoch schwer vorstellbar, dass in den beiden kleinen Räumen des ohnehin nicht großen Grubenhauses zwei Öfen gleichzeitig betrieben wurden. Wahrscheinlicher ist, dass die Grube des ursprünglichen Grubenhauses zu einem Werkplatz umgebaut worden ist. Eine damit vergleichbare Neunutzung von Baustrukturen ist für die hochmittelalterliche Bergstadt Dippoldiswalde nachgewiesen (Wegner/Schubert 2015, 213–217). Dort war durch das rasche Verfüllen und Einebnen eines Grubenhauses Platz für eine neue technische Anlage geschaffen worden, die durch ein schlichtes Schutzdach geschützt wurde (Schubert/Wegner 2015, 214, Abb. 10). Auf ein ebensolches für die beiden Öfen im Grubenhaus von Niederbrobritzsch weisen insgesamt fünf Pfostengruben (Befund 794, 814, 821, 826, 828) hin.

Insgesamt wurden 18 Sedimentproben aus den jeweils zweiphasigen Ofentennen der beiden Öfen sowie 2 Referenzproben auf Spurenelemente untersucht. Mittels ETV-ICP-OES[1] wurden die Gehalte der Spurenelemente Silber (Ag), Arsen (As), Cadmium (Cd), Kupfer (Cu), Blei (Pb), Antimon (Sb), Zinn (Sn) und Zink (Zn) ermittelt.

Die insbesondere für den westlichen Ofen 2 ermittelten hohen Schwermetallgehalte in der oberen Lehmtenne (Tenne 1) legen nahe, dass dort mit Metallen oder Erzen thermisch hantiert wurde (vgl. Abb. 7). So weisen Blei mit 4382 mg/kg und Kupfer mit 317 mg/kg deutlich erhöhte Werte auf. Die Bleiwerte deuten zudem auf die Verarbeitung von silberhaltigen Bleierzen hin, was durch die minimal erhöhten Silbergehalte von bis zu 15,97 mg/kg unterstützt wird. Der hohe Kupfergehalt weist zudem auf die Verarbeitung von kupferhaltigen Erzen hin. Die Werte von Ofen 1 lassen keinen unmittelbaren buntmetallurgischen Zusammenhang erkennen. Dessen funktionale Ansprache als technische Anlage zur Silbergewinnung wird jedoch wie auch die von Ofen 2 durch den Fund von zwei Bleischmelzen als typischer Fundgattung der Silber- und Bleiproduktion bestätigt (so bei Derner u. a. 2016, 232–233; Hrubý 2019, 146–147; Hrubý 2021, 142–144). Dabei handelt es sich um silberarmes Blei, das aus bereits entsilberter Bleiglätte reduziert wurde, um es bei metallurgischen Prozessen zur Silbergewinnung (Verbleiung/Bleiarbeit, Kupellation/Treibprozess, Feinbrennen) nochmals zu verwenden. Bleiglätte entsteht als Nebenprodukt im Zuge des Treibprozesses (Bachmann 1993, 34–36), bei dem das Silber endgültig vom Blei getrennt wird (Werk- oder Herdblei) und wurde in der Regel nicht weggeworfen. Als weitere Verwendungsmöglichkeit für Bleischmelzen ist das Probieren von silberhaltigen Erzen und/oder Metallen bekannt (Wegner/Schubert 2015, 218–219).

Auch ein eiserner Dreifuß, auf dem die flachen Schmelzschalen gelagert werden konnten und der in dieser Form noch rund 350 Jahre später von Georgius Agricola im Kontext einer Alchimistenwerkstatt abgebildet wird (Agricola 1556, 387), wurde in den Verfüllschichten des Grubenhauses geborgen. Die auch als Ansiedescherben bezeichneten Schalen sind für das Mittelalter aus Bergstädten wie Freiberg oder Dippoldiswalde bekannt und kommen dort im Kontext des Probierwesens vor (Smolnik 2014, 246; Wegner/Schubert 2015, 230–232; Richter 2011, 62).

Mit der Fundstelle bei Niederbobritzsch liegt für das Bergbaugebiet am Rammelsberg mittlerweile der dritte Nachweis für den Beginn dortiger Bergbauaktivitäten bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts vor (Richter 2011, 61–68). Damit ist sicher, dass zu dieser Zeit auch im Umfeld der Bergstadt Freiberg der Bergbau im vollen Gange war. Zudem belegen die Niederbobritzscher Siedlungsbefunde und -funde, dass die Bergleute direkt bei Ihren Bergwerken gewohnt haben, ein Siedlungskonzept, das mittlerweile für viele vergleichbare Bergbausiedlungen im Erzgebirgsraum und darüber hinaus nachgewiesen ist (Hemker/Schubert 2022, 58–60).

1 Durch die Kopplung der ICP-OES (Optische Emissionsspektrometrie mit induktiv gekoppeltem Plasma) mit elektrothermischer Verdampfung (ETV) ist es möglich Festproben zu analysieren, ohne dass diese durch die sonst notwendigen Aufschlüsse in Lösung gebracht werden müssen.

Literatur

Adam-Staron 2005: K. Adam-Staron, Vom Probierwesen. In: Agricola-Forschungszentrum Chemnitz (Hrsg.), Rundbrief 2005. 14. Agricola Gespräch Gedenken zum 450.Todestage Georgius Agricolas (Chemnitz 2005) 1–11.

Agricola 1556: G. Agricola, De Re Metallica Libri XII. Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen. Unveränderter Nachdruck der Erstausgabe, Berlin 1928 (Wiesbaden 2006²).

Bachmann 1993: H.-G. Bachmann, Zur frühen Blei- und Silbergewinnung in Europa. In: H. Steuer/U. Zimmermann (Hrsg.), Montanarchäologie in Europa. Archäologie und Geschichte 4 (Sigmaringen 1993) 29–36.

Billig/Geupel 1992: G. Billig/V. Geupel, Entwicklung, Form und Datierungen der Siedlungen in der Kammregion des Erzgebirges. Siedlungsforschung 10, 1992, 173–193.

Bock 2018: S. Bock, Mönche – Münze – Metallurgie. Die Ergebnisse der Ausgrabungen im Franziskanerkloster zu Annaberg (ein Vorbericht). In: R. Smolnik (Hrsg.), Ausgrabungen in Sachsen 6. Arbeits- u. Forschberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 33 (Dresden 2018) 343–353.

Bock 2021: S. Bock, Grabungsbericht FG-327 (Unpubl. Bericht LfA).

Bock 2022: S. Bock, Ausgrabung in Freiberg, Herderstraße/Kreuzgasse (FG-327). In: R. Smolnik (Hrsg.), Leben und Tod in einer Bergstadt. Die Welterbe-Bestandteile Dippoldiswalde, Freiberg, Annaberg und Marienberg im Spiegel archäologischer, archäobotanischer und anthropologischer Studien. ArchaeoMontan 8. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen 78 (Dresden 2022) 65–72.

Burghardt 2018: I. Burghardt, Der Edel- und Buntmetallbergbau im meißnisch-sächsischen Erzgebirge (1350–1470). Verfassung – Betriebsorganisation – Unternehmensstrukturen. ArchaeoMontan 1. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen 64 (Dresden 2018).

Burghardt et al. 2018: I. Burghardt/C. Hemker/G. Wagner/J. Wojnicz, Aus der Erde – in die Erde. Silber im Mittelalter. In: M. Wemhoff/M. M. Rind (Hrsg.), Bewegte Zeiten. Archäologie in Deutschland (Berlin 2018) 141–152.

Derner et al. 2016: K. Derner/P. Hrubý/M. Schubert, Mittelalterliche Silberproduktion in wettinischen und přemyslidischen Regierungsraum: Neue archäologische Untersuchungen. Der Anschnitt 68, 2016, 216–242.

Derner 2018: K. Derner, Středověké hornictví a hutnictví na Přísečnicku ve středním Krušnohoří / Mittelalterlicher Bergbau und Hüttenwesen in der Region Preßnitz im mittleren Erzgebirge. ArchaeoMontan 5. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen 68 (Dresden 2018).

Ercker 1565: L. Ercker, Das kleine Probierbuch von 1565. In: H. Winkelmann (Hrsg.), Lazarus Ercker – Drei Schriften (Bochum 1968) 31–214.

Geupel 2013: V. Geupel, Führer zu den Burgen und Wehrkirchen im Erzgebirgskreis (Dresden 2013).

Hemker/Bartels 2013: C. Hemker/C. Bartels, Alles kommt vom Berge her. Silberbergbau im Mittelalter. Archäologie in Deutschland 4, 2013, 20–25.

Hemker 2014a: C. Hemker, ArchaeoMontan 2012–2014. Drei Jahre grenzüberschreitende Forschungen zum mittelalterlichen Bergbau im Erzgebirgsraum: Archäologie – Geschichte – Natur- und Geoinformationswissenschaften – Ausstellung – Tagung – Publikation. In: R. Smolnik (Hrsg.), ArchaeoMontan 2014. Ergebnisse und Perspektiven/Vysledky a vyhledy. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 29 (Dresden 2014) 7–34.

Hemker 2014b: C. Hemker, Der Aufbruch geht weiter II. Ausgewählte Funde des Jahres 2012 aus den hochmittelalterlichen Silbergruben von Dippoldiswalde und Niederpöbel. In: R. Smolnik (Hrsg.), Ausgrabungen in Sachsen 4. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 27 (Dresden 2014) 163–168.

Hemker 2018: C. Hemker, Das Erzgebirge im Fokus der Montanarchäologie. In: R. Smolnik/N. Goryczková (Hrsg.), ArchaeoMontan 2018. Das Erzgebirge im Fokus der Montanarchäologie. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 32 (Dresden 2018) 9–76.

Hemker/Lobinger 2020: C. Hemker/C. Lobinger, Bergbau und Mobilität im Mittelalter. Archäologische, historische und naturwissenschaftliche Fallstudien zum (über-)regionalen Kultur- und Technologietransfer zwischen Montanrevieren. In: Christiane Hemker (Hrsg.), Bergbau und Mobilität im Mittelalter. Archäologische, historische und naturwissenschaftliche Fallstudien zum (über-)regionalen Kultur- und Technologietransfer zwischen Montanrevieren. ArchaeoMontan 7. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen. Beiheft 73 (Dresden 2020) 13–33.

Hemker/Schubert 2020: C. Hemker/M. Schubert, Frühe Vorboten einer Industrialisierung? Archäologische Untersuchungen mittelalterlicher Silber- und Buntmetallproduktionsstandorte im sächsischen Erzgebirge. Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz 2, 2020, 11–24.

Hemker 2022: C. Hemker, Leben und Tod in einer Bergstadt – Annaberg und Marienberg im Spiegel archäologischer, archäobotanischer und anthropologischer Studien. In: R. Smolnik (Hrsg.), Leben und Tod in einer Bergstadt. Die Welterbe-Bestandteile Dippoldiswalde, Freiberg, Annaberg und Marienberg im Spiegel archäologischer, archäobotanischer und anthropologischer Studien. ArchaeoMontan 8. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen 78 (Dresden 2022) 11–30.

Hemker/Schubert 2022: C. Hemker/M. Schubert, Silber – Aufstieg eines Edelmetalls. In: Kommission der Montanarchäologie (Hrsg.), Bergbau durch die Jahrtausende. Montanarchäologie in Deutschland. Archäologie in Deutschland. Sonderheft 23 (Stuttgart 2022) 46–63.

Hemker 2023: C. Hemker, Was braucht der Bergmann um 1200? Montanarchäologische Beobachtungen zum Einfluss des mittelalterlichen Bergbaus auf Siedlung, Stadt und Land. In:

S. Brather (Hrsg.), Neue Rahmungen – Die Anfänge Freiburgs im europäischen Kontext. Archäologische und historische Perspektiven (Ostfildern 2023) 299-330.

Hoffmann 2011: Y. Hoffmann, Die Geschichte von Dippoldiswalde bis zum Ende der ersten Bergbauperiode um 1400. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 51/52, 2009/2010 (2011), 391–421.

Hoffmann/Richter 2012: Y. Hoffmann/U. Richter, Entstehung und Blüte der Stadt Freiberg. Die bauliche Entwicklung der Bergstadt vom 12. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts (Halle/Saale 2012).

Hoffmann/Lorenz 2014: Y. Hoffmann/E. Lorenz, Neue Befunde zum Scharfenberger Silberbergbau des 13. Jahrhunderts. In: R. Smolnik (Hrsg.), ArchaeoMontan 2014 – Ergebnisse und Perspektiven. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 29 (Dresden 2014) 293–308.

Hrubý 2019: P. Hrubý, Metalurgická produkční sféra na Českomoravské vrchovině v závěru přemyslovské éry/Metallurgical Production Sphere in the Bohemian-Moravian Highlands at the End of the Přemyslid Era. Spisy Masarykovy univerzity v Brně. Filozofická fakulta 487 (Brno 2019).

Hrubý 2021: P. Hrubý, Erzbergbau und Edelmetallproduktion der Přemysliden im Kontext europäischer Montanarchäologie des hohen Mittelalters. ArchaeoMontan 6. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen, Beiheft 72 (Dresden 2021).

Richter 1995: U. Richter, Archäologische Untersuchungen in Freiberg – Neue Erkenntnisse zur Frühgeschichte der Stadt. Stadt- und Bergbaumuseum Freiberg, Schriftenreihe 12 (Freiberg 1995).

Richter 2011: U. Richter: Der Freiberger Bergbau in der ersten Bergbauperiode: Grabungen - Funde - Denkmale. In: R. Smolnik (Hrsg.), Aufbruch unter Tage. Stand und Aufgaben der montanarchäologischen Forschung in Sachsen. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 22 (Dresden 2011) 61–68.

Richter 2013: U. Richter, Der Hausbau in Freiberg im 12. und 13. Jahrhundert. In: Y. Hoffmann/U. Richter (Hrsg.), Die Frühgeschichte Freibergs im überregionalen Vergleich. Städtische Frühgeschichte – Bergbau – früher Hausbau (Halle/Saale 2013) 369–388.

Scholz 2011: V. Scholz, Die Grubenbaue des hochmittelalterlichen Bergbaus von Dippoldiswalde vom ausgehenden 12. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. In: R. Smolnik (Hrsg.), Aufbruch unter Tage. Stand und Aufgaben der montanarchäologischen Forschung in Sachsen. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 22 (Dresden 2011) 111–117.

Schröder 2015: F. Schröder, Die montanarchäologischen Ausgrabungen in Niederpöbel (2011–2013) – Befunde und Ergebnisse In: R. Smolnik (Hrsg.), ArchaeoMontan 2015. Montanarchäologie im Osterzgebirge – Montánní archeologie ve východním Krušnohoří. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 30 (Dresden 2015) 23–165.

Schröder 2018: F. Schröder, Funde aus den mittelalterlichen Bergwerken von Niederpöbel. ArchaeoMontan 3. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen, Beiheft 66 (Dresden 2018).

Schubert 2016: M. Schubert, Buntmetallurgische Werkstätten in mittelalterlichen Bergbaustädten im Erzgebirge. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 29, 2016, 161–174.

Schubert/Bertuch 2016: M. Schubert/M. Bertuch, Schlegelschall und Rauch – Neue Erkenntnisse aus Freibergs Oberstadt. In: R. Smolnik (Hrsg.), Ausgrabungen in Sachsen 5. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 31 (Dresden 2016) 386–406.

Schubert/Herbig 2017: M. Schubert/C. Herbig, Buntmetallurgische Prozesse aus mittelalterlichen Bergbausiedlungen im internationalen Vergleich mit einem Ausblick auf die (exquisiten) Ernährungsgewohnheiten der Dippoldiswalder und Freiberger Bergleute. Globalisierung. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 30, 2017, 195–208.

Schubert et al. 2018: M. Schubert/I. Burghardt/J. F. Tolksdorf/F. Schröder/H. Hönig/R. Krivanek, Eine neuentdeckte mittelalterliche Bergbausiedlung im „Vorderen Grünwald“ bei Schönfeld in der Kammlage des Osterzgebirges. In: R. Smolnik/N. Goryczková (Hrsg.), ArchaeoMontan 2018. Das Erzgebirge im Fokus der Montanarchäologie. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 32 (Dresden 2018) 9–76.

Schubert 2022: M. Schubert, Ergebnisse der Grabung Freiberg, Nonnengasse 11–13/Am Marshall (FG-327). In: R. Smolnik (Hrsg.), Leben und Tod in einer Bergstadt. Die Welterbe-Bestandteile Dippoldiswalde, Freiberg, Annaberg und Marienberg im Spiegel archäologischer, archäobotanischer und anthropologischer Studien. ArchaeoMontan 8. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen 78 (Dresden 2022) 55–64.

Schubert et al. 2022: M. Schubert/C. Hemker/S. Johl, Ein Schnitt durch das Erzgebirge. Montanarchäologie an der EUGAL-Trasse. In: R. Smolnik (Hrsg.), Steinzeitjägerin trifft auf Bergknappen. Trassenarchäologie an EUGAL und OPAL in Sachsen. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 35 (Dresden 2022) 413–434.

Schwabenicky 2009: W. Schwabenicky, Der mittelalterliche Silberbergbau im Erzgebirgsvorland und im westlichen Erzgebirge unter besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen in der Wüsten Bergstadt Bleiberg bei Frankenberg (Chemnitz 2009).

Smolnik 2014: R. Smolnik (Hrsg.), Silberrausch und Berggeschrey. Archäologie des mittelalterlichen Bergbaus in Sachsen und Böhmen. Wanderausstellung des Ziel 3-Projektes ArchaeoMontan (Dresden 2014).

Wagenbreth/Wachtler 1988: O. Wagenbreth/E. Wachtler, Der Freiberger Bergbau. Technische Denkmale und Geschichte (Freiberg 1988).

Wegner/Schubert 2015: M. Wegner/M. Schubert, Die Grabung Roter Hirsch – Hochmittelalterliche Wohn- und Werkstätten der Dippoldiswalder Bergleute. In: R. Smolnik (Hrsg.), ArchaeoMontan 2015. Montanarchäologie im Osterzgebirge. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 30 (Dresden 2015) 207–244.

Wegner/Schubert 2022: M. Wegner/M. Schubert, Dippoldiswalde, „Roter Hirsch“ (DW-31). In: R. Smolnik (Hrsg.), Leben und Tod in einer Bergstadt. ArchaeoMontan 8. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen 78 (Dresden 2022) 47–53.

Adressen

Dr. Christiane Hemker
Matthias Schubert, M.A.
Landesamt für Archäologie, Abteilung Archäologische Denkmalpflege
Zur Wetterwarte 7
01109 Dresden
christiane.hemker@lfa.sachsen.de
matthias.schubert@lfa.sachsen.de

Die Fensterstiftungen der Gewerken im Freiburger Münster

Bergwerksdarstellungen als Repräsentationen korporativer Identität

Daniel Parello

Zusammenfassung

Die Darstellung von Bergleuten bei der Arbeit in den Fensterstiftungen der Gewerken hat in der Forschung verschiedentlich zu der Vorstellung geführt, dass in den zahlreichen Zunftfenstern des Freiburger Münsters ursprünglich ebenfalls Handwerksdarstellungen vorhanden waren. Doch sind die Bergwerksdarstellungen in Verbindung mit dem schriftlich genannten Grubennamen stets als Repräsentationen korporativer Identität zu verstehen. Obschon es die Gewerkschaft als korporiertes und selbständiges Rechtsgebilde bis in das ausgehende Mittelalter vermutlich noch nicht gab, stehen diese Signaturen Rechtszeichen nahe, die als Siegelbilder mittelalterlicher Korporationen Verwendung fanden.

Einleitung

Im Freiburger Münster haben sich vier Fenster erhalten, die von Fronern oder Gewerken gestiftet wurden. Die Froner waren ein Zusammenschluss von Personen, die gemeinsam ein Bergwerk betrieben, das ihnen vom Bergherrn verliehen wurde (Tubbesing 1996; Schlageter 1970). Die Teilhaber waren um die Mitte des 14. Jahrhunderts überwiegend finanzkräftige Investoren, bildeten aber noch keine rechtlich selbständige Organisation. „Die Gewerkschaft des Schwarzwaldes lässt sich insgesamt als Rechtsgebilde des Übergangs beschreiben mit schon körperschaftlichen, aber auch noch genossenschaftlichen Zügen“ (Tubbesing 1996, 217). Ein eigenes Siegel führten die Gewerkschaften jedoch nicht. Die Urkunden wurden von jenen Anteilseignern besiegelt, die ein eigenes

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 319–329.

Abb. 1 Das Tulenhaupt-Fenster im Langhaus der Freiburger Münsters, Freiburg, um 1340 (© Corpus Vitrearum Deutschland, Freiburg im Breisgau, Ulrich Engert).

Abb. 2 Transport von Fässern mit Seilen. Rest einer Signatur der Seiler(?). Aquarellkopie eines Glasmalereifragments im Südquerhaus des Straßburger Münsters um 1220/30 (© Straßburg, Musée L'Œuvre Notre Dame).

Siegel besaßen, die anderen bekannten, dass dies auch für sie gelten solle.[1] Diesen Sachverhalt gilt es für die Beurteilung der Fensterstiftungen zu berücksichtigen.

Das Tulenhaupt-Fenster

Das gegen 1340/50 entstandene Tulenhaupt-Fenster (Abb. 1) im südlichen Seitenschiff über dem Lammportal zeigt unter den beiden Mittelbahnen die Wappen der Familie Tulenhaupt, darüber eine Schutzmantelmadonna und den Hl. Andreas mit den inschriftlich genannten Stiftern Adelheid und Franz Tulenhaupt (Becksmann 2010, I, 273–290; II, Abb. 127–137; Geiges 1931/33, I, 127–158).[2] Die Sockelbilder in den beiden Seitenbahnen deute ich als Signaturen der Anteilseigner am Bergwerk Dieselmuot. Die Signaturen zeigen Bergleute bei der Arbeit, darunter in gut lesbaren gotischen Majuskeln den Namen der Grube Dieselmuot, die auf dem Schauinsland beim Haldenhof oberhalb von Hofsgrund lag.

Signaturen von Korporationen in Form von handwerklichen Darstellungen sind für das beginnende 13. Jahrhundert bereits in den Fenstern von Chartres belegt (Manhes-Deremble 1993; Williams 1993; Sauvanon 1993). Im Straßburger Münster gibt es nur wenige Spuren korporativer Stifternachweise in den Fenstern. Einige Signaturen haben sich in den Glasmalereien des Querhauses aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhalten. Das Johannesfenster scheint von den Kürschnern, einer vom Bischof privilegierten Berufsgruppe, gestiftet worden zu sein (Beyer et al. 1986, 59–64; Kurmann-Schwarz 2010, 161–162, 219–279). Eine weitere Darstellung ist möglicherweise auf die Berufsgruppe der Seiler zu beziehen (Abb. 2), deren Erzeugnisse für den Bau des Münsters eine große Rolle spielten (Beyer et al. 1986, 115–123; Parello 2015, 112–114). Die Seiler haben in Straßburg vermutlich das heute weitgehend verlorene Andreasfenster über dem Eingang zur gleichnamigen Kapelle gestiftet. Die Stiftungen stammen aus einer Zeit, bevor sich die Berufsgruppen zu Zünften zusammenschlossen, einen eigenen Rechtsstatus ausbildeten und Wappen und Siegel führen durften (Mosbacher 1971, 96).

In Freiburg sind über den Signaturen der Anteilseigner am Bergwerk Dieselmuot die Legenden des Hl. Nikolaus zu sehen (vgl. Abb. 1), in denen – wenig verwunderlich – Geldgeschäfte mit Silber und Gold im Zentrum stehen (Becksmann 2010, II, Abb. 127–137). Um die Töchter eines verarmten Patriziers vor der Prostitution zu bewahren, beschenkt der Heilige im oberen Bild der linken Fensterbahn die Mädchen mit drei Goldklumpen. Im Bild gegenüber schlägt ein wütender Jude die Statue des Hl. Nikolaus auf der Geldtruhe, weil der Heilige wider Erwarten nicht den Diebstahl seines Vermögens verhindert hatte.

In welchem Verhältnis stand Franz Tulenhaupt zum Bergbau? Diese Frage entzieht sich unserer Kenntnis, da die Quellenlage zur Familie spärlich ist. Eine direkte oder indirekte Beteiligung am Bergbau – etwa als Teilhaber oder im Silberhandel – lässt sich urkundlich nicht nachweisen. Ein Zusammenhang wird letztlich aufgrund der Bergwerksdarstellungen und weiterer ikonographischer Indizien im Fenster angenommen. So kniet das Stifterpaar zu Füßen des Hl. Andreas, der auch als Patron des Bergbaus gilt,[3] und im Maßwerk präsentieren sich die Heiligen mit Werkzeugen, die im Bergbau zum Einsatz gelangten (vgl. Abb. 1). Links neben dem Hl. Franz von Assisi, dem Namenspatron des Stifters, erkennt man den Hl. Matthias mit Axt, rechts neben dem Apostel Jacobus den Älteren steht der Hl. Rainoldus mit den Attributen Hammer und Schwert. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist davon auszugehen, dass das Fenster anteilig von den Gewerken und von Franz Tulenhaupt gestiftet wurde, was bislang einzig die Freiburger

1 So in einer Verleihungsurkunde vom 4.4.1335: „So haben wir die vorgenanten froner Heinrich der Vatter, Claus Absolon, Hans der Beler, únserú ingesigel gehenket an disen brief, uns, die anderen froner, benúget wol mit dirre vorgenanten froner ingesigel, wan wir eigener ingesigel nút enhaben". Stadtarchiv Freiburg. Zitiert nach Tubbesing 1996, 192. Vgl. hierzu auch Trenkle 1886/87, 74 (Urkunde 7).

2 Becksmann nennt – ohne jedweden Nachweis – neben Franz und seiner Gattin Adelheid noch den Bruder Nikolaus Tulenhaupt und dessen Frau Anna als Mitstifter des Fensters.

3 Freundlicher Hinweis von Stefanie Zumbrink, Freiburg.

Abb. 3 Zwei Details aus dem Tulenhaupt-Fenster. 1 Bergmann im Stollen beim Erzabbau; 2 Bergleute beim Erzabbau und bei der Förderung. Freiburg um 1340 (© Corpus Vitrearum Deutschland, Freiburg im Breisgau, Rainer Wohlrabe).

Kunsthistorikerin Ingeborg Krummer-Schroth (1978, 50–56) angenommen hatte. Auch die auffälligen kompositorischen Unterschiede zwischen den Innen- und Außenbahnen würden eine solche Annahme stützen. Die These des Freiburger Glasmalers und Lokalhistorikers Fritz Geiges, hinter der Signatur der arbeitenden Bergleute verberge sich Franz Tulenhaupt als einziger Gewerke, um damit die Quelle seines Reichtums aufzuzeigen, ist hingegen zurückzuweisen (Geiges 1931/33, I, 139; ebenso Schlageter 1970, 156). Denkbar wäre allenfalls, dass sich Franz Tulenhaupt als Anteilseigner der Gewerkschaft durch weitere Stiftungsmittel das Privileg sicherte, mit seinem persönlichen Wappen zu zeichnen. Dass sich mehrere Stifter die Ausgaben für ein Fenster teilen, ist an und für sich nichts Ungewöhnliches. Auch im Obergaden des Chores treten in den vierbahnig unterteilten Fensteröffnungen verschiedene und bisweilen nicht miteinander verwandte Fensterstifter nebeneinander auf (Becksmann 2010, I, 430–447, bes. 445–447; II, Abb. 215–285).

Die Bergwerksdarstellungen des Tulenhaupt-Fensters geben aufgrund ihres Detailreichtums Aufschluss über die Arbeits- und Fördermethoden um die Mitte des 14. Jahrhunderts (Straßburger 2007, 78–83): In der Fensterbahn unten links erkennt man einen Bergmann im knielangen, gegürteten Rock mit einer über das Haupt gezogenen Kapuze (Abb. 3,1). Der Kopf ist mit einem Schachthut aus geflochtenen Zweigen vor unbeabsichtigten Stößen und Steinfall geschützt. Die Beine sind bis über die Knie mit Wickelgamaschen versehen, darüber werden lederne Halbschuhe getragen. Der Bergmann arbeitet in kniender Position über Tage und schlägt mit zwei Keilhauen das Erz aus einem Gang ab. Das Erz ist von unterschiedlicher goldener, silberner, blauer und grüner Färbung, womit eine größere Vielfalt an verschiedenen Metallverbindungen angedeutet wird. Im rechten Bild erkennt man zwei Bergmänner am Schacht in kniender Tätigkeit (Abb. 3,2). Der halbrunde Hügel ist außenseitig mit Gras bedeckt. Mit einer beidhändig geführten Keilhaue schlägt der linke

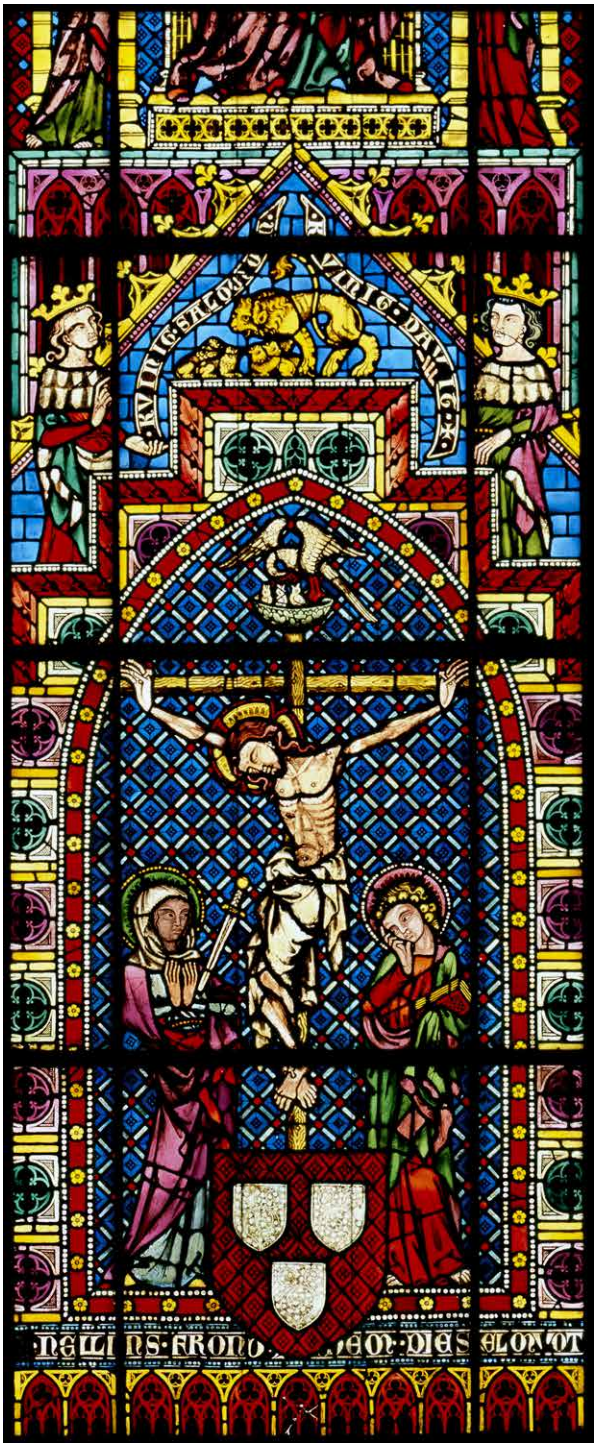


Abb. 4 Detail aus der Mittelbahn des Malerfensters im Langhaus des Freiburger Münsters. Freiburg, um 1340 (© Corpus Vitrearum Deutschland, Freiburg im Breisgau, Ulrich Engert).

Bergmann das Silbererz ab, das zu Boden fällt. Ein zweiter Bergmann legt das in Säcken abgefüllte Erz in einen geflochtenen Weidenkorb. Das am Korbbügel befestigte und gespannte Seil verschwindet senkrecht im Schacht und dürfte an einer Haspel hängen. Beide Arbeiter tragen vermutlich lederne Schutzkappen mit Fransen.

Das Maler-Fenster

Schreiten wir als nächstes zum Maler-Fenster (um 1340) im Nordseitenschiff des Münsterlanghauses (Abb. 4). Anders als im Tulenhaupt-Fenster ist hier nur noch die Mittelbahn original erhalten (Becksmann 2010, I, 228–245; II, Abb. 104–109; Geiges 1931/33, II, 210–237). Im vergangenen Jahrhundert hat Fritz Geiges (1853–1935), der mit der Wiederherstellung sämtlicher Glasmalereien des Münsters betraut worden war, die beiden Seitenbahnen nach seinen eigenen künstlerischen Vorstellungen neugeschaffen und mit Wilden Männern geschmückt, da – so Geiges zur Begründung – die Malerzunft, welche die Fensterstiftung später von den Fronern übernahm, ihre Trinkstube im „Haus zum Riesen“ hatte (Geiges 1931/33, II, 219, 224f.). Die noch zu großen Teilen erhaltene, stellenweise gestörte Sockelinschrift der Mittelbahn lautet: NOELLINSFRON*D* DEM DIESELMVOT. Die Inschrift lief ursprünglich über sämtliche drei Bahnen hinweg. Weitere Inschriftenfragmente haben sich als Füllmaterial in der Fensternut der Mittelbahn erhalten, die im Zusammenhang mit einer Instandsetzung des Fensters wiederverwendet wurden (Geiges 1931/33, II, 221, Abb. 532). Die vorerst nicht zuzuordnenden Buchstaben und Buchstabengruppen sind •ER VIN M• EN ZE F R D•Z N•+.

Albrecht Schlageter und ihm folgend Rüdiger Becksmann schlugen als Ergänzung DIS GVLTEN DIE FRONER ZE NOELLINSFRON VND ZE DEM DIESELMVOT, vielleicht gefolgt vom Stiftungsdatum vor (Schlageter 1970, 156; Becksmann 2010, I, 240). Sehr wahrscheinlich wird man für die verlorenen Seitenbahnen Darstellungen von Tätigkeiten in den Bergwerken Noellinsfron und Dieselmuot annehmen dürfen, da die Stiftung von den Teilhabern dieser beiden benachbarten Gruben gemeinsam veranlasst wurde. Unbekannt ist, warum im 16. Jahrhundert die Stiftung von den Malern übernommen wurde, deren Wappen damals über die ursprüngliche Inschrift gelegt wurde. Auch am Außenbau wurden an den Pfosten des Fensters mehrere Malerwappen mit der Jahreszahl 1537 angebracht (Schuster 1910, 52–58). Inhalt des Fensters war die Darstellung des salomonischen Thrones (1. Kön 10,18–20), eines Sinnbilds Mariens und der Menschwerdung Christi. Ein solches Motiv wurde erstmals an der Westfassade des Straßburger Münsters in monumentaler Form umgesetzt (van den Bossche 2006; Boerner 2008, 87–108, 139–182). Anlass für die Themenwahl könnte der stufenartige, an einen Berg erinnernde Aufbau oder die sprichwörtliche Kostbarkeit des Throns gewesen sein, der laut Buch der Könige reich mit Gold und Edelsteinen geschmückt gewesen sein soll. In jedem Fall bietet sich die dreiteilige achsenbetonte Fensterform für eine derartige Komposition geradezu an.

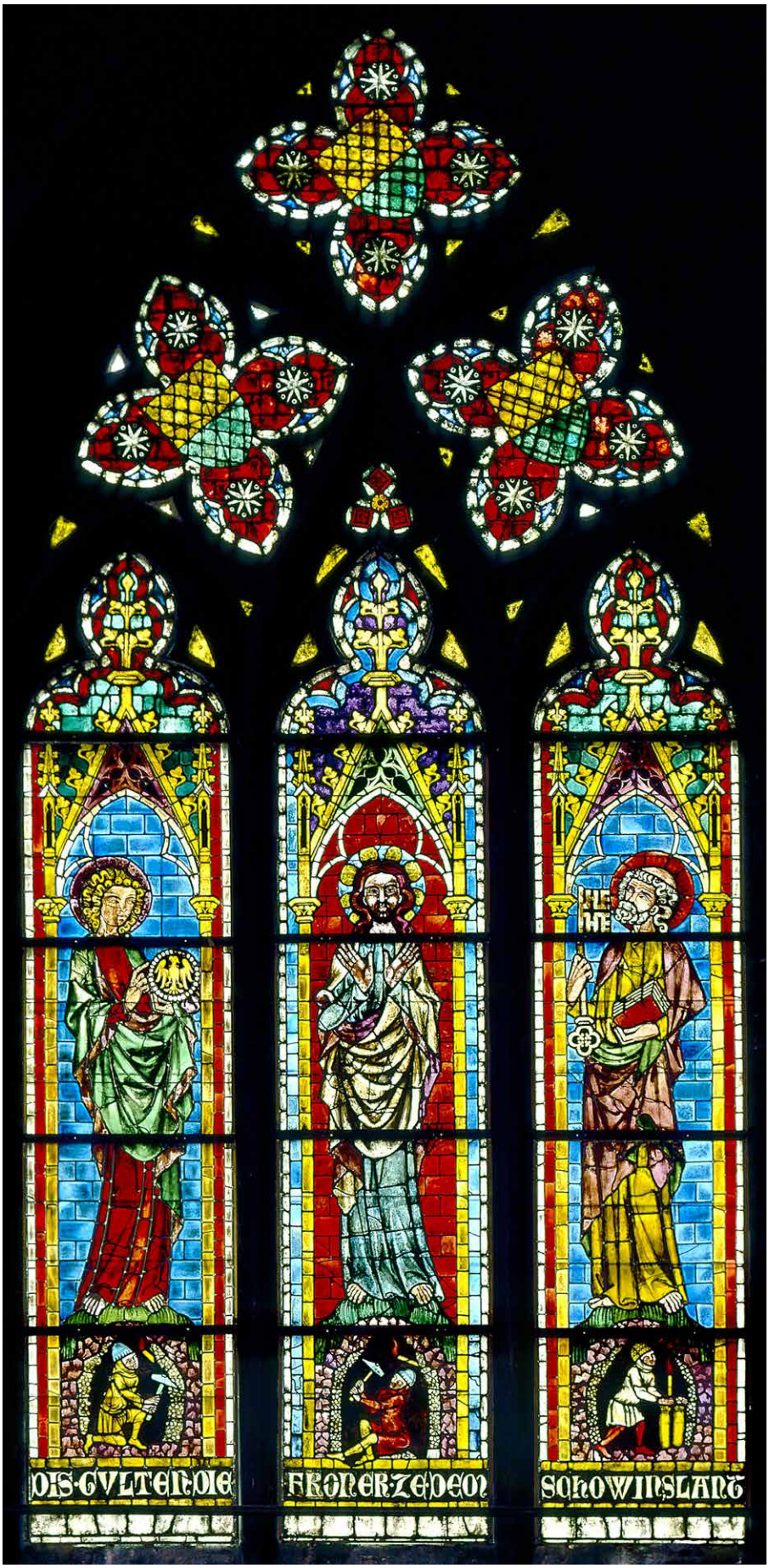


Abb. 5 Das Schauinsland-Fenster im Mittelschiff des Freiburger Münsters. Bei den Schnewlin-Wappen im Maßwerk handelt es sich um moderne Ergänzungen von Fritz Geiges. Freiburg, um 1340/50 (© Corpus Vitrearum Deutschland, Freiburg im Breisgau, Rainer Wohlrabe).

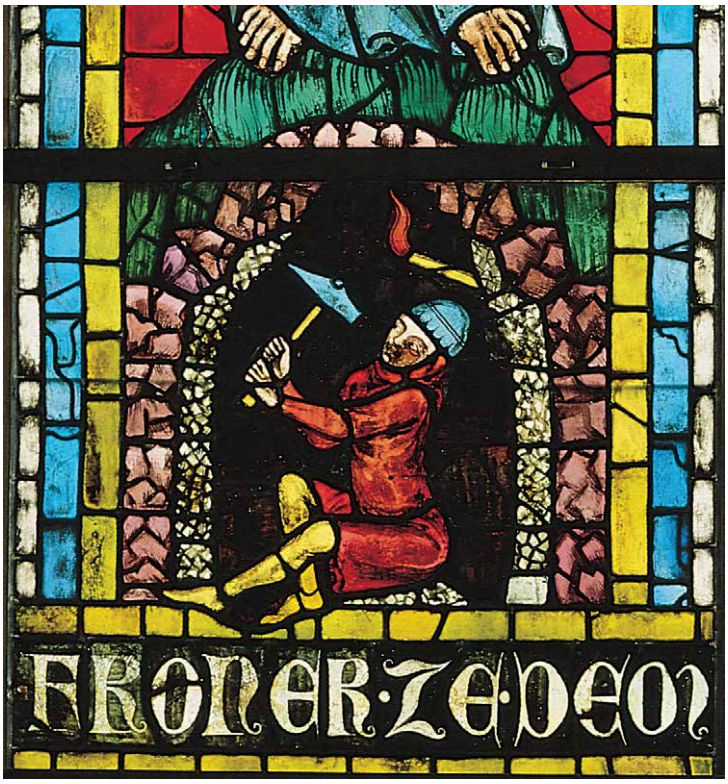


Abb. 6 Detail aus dem Schauinsland-Fenster, Bergmann bei der Erzgewinnung im Stollen. Freiburg, um 1340/50 (© Corpus Vitrearum Deutschland, Freiburg im Breisgau, Rainer Wohlrabe).

Das Schauinsland-Fenster

Ein drittes Bergbau-Fenster ist vom Mittelschiff des Langhauses aus nur schwer einsehbar (Abb. 5). Das Schauinsland-Fenster befindet sich im Obergaden des Mittelschiffs und wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts der besseren Sichtbarkeit wegen von der Nordseite in das erste westliche Fenster der Südseite transferiert. Die sogenannte Verschönerungskommission, die im Zuge der Erhebung Freiburgs zum Bischofssitz mit der Wiederherstellung des Münsters beauftragt worden war, ließ das Fenster im Jahr 1819 herunternehmen, um damit die lückenhaften Fenster in den Seitenschiffen zu füllen (Geiges 1931/33, II, 246–264; Parello 2000, 32, 67–68, 73–74, 76; Becksmann 2010, I, 343–353; II, Abb. 189–198). Fritz Geiges machte sich hundert Jahre später im Zusammenhang mit der Wiederherstellung der Münsterfenster Gedanken über das ursprüngliche Aussehen dieser Verglasung und führte die verstreuten Bestandteile im Obergaden wieder zusammen. Aber auch hier hat der Restaurator eigenmächtig in den Bestand eingegriffen und dadurch letztlich den Blick auf den Stiftungszusammenhang verunklärt. Doch dazu gleich mehr.

Das Fenster zeigt die Verklärung Christi auf dem Berg Tabor (Mt 17,1–3): „Sechs Tage danach nahm Jesus Petrus, Jakobus und dessen Bruder Johannes beiseite und führte sie auf einen *hohen Berg*. Und er wurde vor ihnen verwandelt; sein Gesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider wurden weiß wie das Licht. Und siehe, es erschienen ihnen Mose und Elija und redeten mit Jesus“. Eine Allusion zum Bergbau liegt bei der Wahl des Bildthemas nahe. Man erkennt Christus, Johannes und Petrus, die barfuß auf begrünten Hügeln stehen. Die Darstellungen in der Sockelzeile gewähren einen Einblick in die darunter befindlichen Stollen, wo drei Bergmänner fleißig mit dem Abbau von Erz beschäftigt sind.

Sämtliche Gruben zeigen den gleichen Aufbau (Abb. 6): Unter der Grasnarbe folgt zunächst eine äußere gröbere Gesteinsschicht in violetter Farbe, die innen mit silberfarbenem Erz ausgekleidet ist. Gegenüber den Darstellungen im Tulenhaupt-Fenster (vgl. Abb. 3) fällt die farbige Differenzierung der Kleidung ins Auge. Der mittlere Bergmann schlägt das Erz im Sitzen ab, wobei er selbst auf einem Erzhäufchen sitzt. Hervorzuheben ist die Verwendung von Kienspänen als Geleucht, die an den Wänden befestigt sind, wie im Falle des Bildmotivs rechts, von einem Bergmann gehalten wird, der zwei Bergsäcke mit gefülltem Erz an den Stoß lehnt.

Wie im Falle des Tulenhaupt-Fensters sind auch hier die Bergbaudarstellungen mit einem großen Inschriftenband in gotischen Majuskeln verbunden, auf dem sich die Stiftergemeinschaft verewigt hat: DIS GVLTEN DIE FRONER ZE DEM SCHOWINSLANT. Damit dürften die Fragen zu den Stiftern des Fensters eigentlich geklärt sein. Fritz Geiges, der als ausgewiesener Lokalhistoriker die Quellen zum Münsterbau studiert hatte, war allerdings die testamentarische Zuwendung Johannes Schnewlins, gen. der Gresser, von 1347 nicht entgangen. Dieser hatte dem Münster sein bestes Pferd mit seidenem Waffenkleid und seinen besten Harnisch *ze vnserre vrouwen an die obern fenster ze verglasende* vermacht (Schreiber 1828, 365–375). Geiges fügte daher im Zuge der Wiederherstellung der Farbverglasung in die oberen Maßwerkteile des Fensters kurzerhand drei Schnewlin'sche Wappenschilde ein. Zwar treten Johannes Schnewlin, Hanman Schnewlin und Konrad Dietrich Schnewlin im Hof etwa 1343 im Bergrechtsstreit zwischen dem Grafen von Freiburg und dem Abt von St. Trudbert auf, doch geht aus dem Testament des Johannes Schnewlin nicht hervor, dass dieser Anteile an der Grube Schauinsland besaß, worauf bereits Hermann Nehlsen (1967, 111–114) in seiner Studie zu der Freiburger Familie Schnewlin hinwies. Sofern die Maßwerke des Schauinsland-Fensters überhaupt figürliche Darstellungen enthielten, könnten sie – wie Rüdiger Becksmann vorgeschlagen hatte – die Propheten Mose

GOT·DE·M·ALMACHTIGEN
GWERCKEN·SANT·ANNEN
DER·IVNGFRAV·MARIA·
GRVB·IM·TODNAV·DIESES
VND·DR·HEILGEN·MVTER·SAT
VENSTER·MACHEN·
ANNE·ZV·LOB·HABEN·DE
LOSSEN·IM·IOR·1515

Abb. 7 ◁ Das Annenfenster in der Alexanderkapelle des Freiburger Münsters von Jakob Wechtlin (Ropsteinwerkstatt), Freiburg, 1515 (© Corpus Vitrearum Deutschland, Freiburg im Breisgau, Ulrich Engert).

und Elija gezeigt haben, die eigentlich kanonischer Bestandteil des biblischen Tabor-Ereignisses sind.

Möglicherweise lässt sich aber die in einem weiteren Obergadenfenster erhaltene Einzelfigur der Hl. Anna, die Maria auf ihrem Arm trägt, mit der urkundlich überlieferten Fensterstiftung Schnewlins verbinden. Schnewlin hatte testamentarisch über die Stiftung zweier Priesterpfründen für einen neuen Annenaltar im Münster verfügt (Becksmann 2010, I, 349–350, 353; II, Abb. 192, 199). Hier zugehörig ist womöglich auch das Schnewlin-Wappen mit dem in Gold und Grün geteilten Schild, das heute im Depot des Augustinermuseums aufbewahrt wird. Dass Anna bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts als Patronin der Bergleute verehrt wurde, ist allerdings wenig wahrscheinlich.

Das Annenfenster

Mehr als eineinhalb Jahrhunderte später – im Jahr 1515 – wurde von den Gewerken der St. Annengrube zu Todtnau im Gauch das Annenfenster (Abb. 7) gestiftet (Geiges 1908; Geiges 1931/33, II, 223, 237–230; Becksmann 2010, I, 449–462; II, Abb. 285). Es befindet sich in der gleichnamigen Kapelle auf der Nordseite des neuen Chors. Auf dem durchlaufenden zweizeiligen Schriftband liest man:

> „GOT DEM ALMAECHTIGEN DER JVNGFRAV MARIA VND DER HEILIGEN MVOTER SA(N)T ANNE(N) ZVO LOB HABEN DIE GWERCKEN SANT ANNEN GRVOB IM TODNAV DIESES VENSTER MACHEN LOSSEN IM IOR 1515“.

Thema ist die Darstellung der Hl. Sippe nach der Trinubiums-Legende mit der Anna Selbdritt im Zentrum der Komposition. Der Legende nach hatte Anna nach dem Tod ihres ersten Gatten Joachim noch zwei Männer – Cleopas und Salomas – geehelicht und mit diesen weitere Kinder gezeugt (Kirschbaum 1972, 163–168; Esser 1986). Das 15-köpfige Familienbild besteht überwiegend aus farblosem, mit Schwarz-, Braunlot und Silbergelb bemalten Glas vor blauem Damastgrund und ist inschriftlich als Werk des Straßburger Glasmalers Jakob Wechtlin gesichert. Wechtlin war Mitarbeiter der Ropsteinwerkstatt, die damals sämtliche Fenster für den neuen Chor anfertigte und hierzu wiederholt auf Vorlagen des Malers Hans Baldung Grien zurückgriff. Auch der Figurengruppe der Hl. Anna Selbdritt im Annenfenster lag möglicherweise eine Detailstudie Baldungs zugrunde.

Da im Fenster weder Wappen noch Personennamen auftauchen, glaubte Münsterbaumeister Friedrich Kempf in den heraldisch gestalteten Wappentieren des Fliesenbodens verborgene Hinweise auf die Stifter erkennen zu können (Kempf 1926, 227). Die Namen der an der Stiftung beteiligten Personen lassen sich jedoch lediglich anhand der Gewerkenordnung der St. Annen-Grube erschließen. Die von Kaiser Maximilian im Jahr 1512 bestätigte Ordnung wurde von Abt Georg von St. Blasien und dem kaiserlichen Verweser Benedikt Costentzer gesiegelt, der die ausländischen Gewerken – darunter Innsbrucker, Augsburger und wohl auch Basler Bürger – vertrat (Tubbesing 1996, 293–298). Hinzu traten die anwesenden und namentlich genannten Anteilseigner Rudolf von Blumeneck, Georg Dörfel, Ludwig Spilmann und Ulrich Wirtner. Rudolf von Blumeneck war auch Stifter des kurz zuvor entstandenen Anbetungsfensters im Hochchor (Becksmann 2010, I, 439–441; II, Abb. 270–277); ebendort stiftete auch Ulrich Wirtner in seiner Eigenschaft als zweiter Münsterpfleger zusammen mit Sebastian von Blumeneck und dem Münsterschaffner und Pfarrer. Ihre Wappen sind dort jeweils gut sichtbar in den Fenstern angebracht (Becksmann 2010, I, 436–438; II, Abb. 236–237). Eine Signatur mit der Darstellung von Bergleuten, wie sie für die Stiftungen des 14. Jahrhunderts noch charakteristisch waren, besitzt das Annenfenster nicht mehr; neben der inschriftlichen Nennung steht hier allerdings das Bildthema selbst in einem inhaltlichen Bezug zur St. Annen-Grube.

Fazit

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die hier aufgeführten Bergwerksdarstellungen in Verbindung mit dem schriftlich genannten Grubennamen ausschließlich als Repräsentationen korporativer Identität zu verstehen sind. Obschon es die Gewerkschaft als korporiertes und selbständiges Rechtsgebilde bis in das ausgehende Mittelalter vermutlich noch nicht gab (Tubbesing 1996, 214), wäre in einem weiteren Schritt zu klären, wie derartige Signaturen im Verhältnis zu den Rechtszeichen mittelalterlicher Korporationen zu bewerten sind und ob diese außerhalb stifterlicher Repräsentation auch in den Rechtsverkehr Eingang fanden, wie sie in vergleichbarer Weise etwa auf Siegelbildern (Abb. 8) verwendet wurden (Späth 2009).[4]

4 Dass umgekehrt auch Siegelbilder als Zeichen erzbischöflicher Macht in die Gestaltung von Glasmalereien einfließen konnten, belegen die gegen 1220 entstandenen Fenster für die alte Westfassade der Kathedrale von Reims. Hierzu Lillich 2007.

Abb. 8 Stadtsiegel von Sulzburg (1283), Todtnau (1341) und Zeiring/Steiermark (1284) (Umzeichnungen aus Straßburger 2007).

Daraus ergibt sich:

1. Da die Signatur jeweils für die Gesamtheit der Gewerken steht, würde die Aufnahme eines weiteren Wappenbildes die Idee der korporativen Stiftung *ad absurdum* führen, da hiermit ein einzelner Anteilseigner herausgehoben würde. Der Verweis auf ein entsprechendes Vorgehen im Zusammenhang mit Urkundenbezeichnungen, die lediglich von siegelführenden Eignern besiegelt wurden, trägt nicht, da die Fensterstiftungen anders als Rechtsurkunden eine repräsentative und außenwirksame Funktion haben. Daher ist anzunehmen, dass am Tulenhaupt-Fenster zwei Stiftergruppen in Erscheinung treten, wobei eine Beteiligung Tulenhaupts an der Grube Dieselmuot möglich, aber nicht zwingend notwendig erscheint.

2. Vermutlich nahm sich Geiges das Tulenhaupt-Fenster zum Vorbild für seine Rekonstruktion des Schauinsland-Fensters. Geiges fügte diesem Fenster, das eindeutig als Stiftung der Froner ausgewiesen ist, im Maßwerk drei neue Schnewlin-Wappen hinzu. Johannes Schnewlin, genannt der Gresser, stiftete laut Testament aus dem Erlös von Ross und Harnisch seine eigenen Fenster, die er schwerlich durch die Aufnahme einer weiteren Stiftergruppe in widersinniger Weise „verwässert“ sehen wollte.

3. Die Annahme Rüdiger Becksmanns (2010, I, 215), dass auch in zahlreichen weiteren, von den Zünften gestifteten Fenstern des Langhauses einmal Handwerksdarstellungen angebracht gewesen seien, ist zurückzuweisen. Die Zunftwappen sind als eindeutige Zeichen der Handwerkgruppen völlig ausreichend und bedürfen im Gegensatz zu den Gewerken keiner weiteren Signaturen.

Die genannten Fensterstiftungen der Froner dürften aus den gemeinschaftlich erwirtschafteten Gewinnen finanziert worden sein. Eine offene Frage ist, ob die Höhe der Abgaben an den Anteilen der jeweiligen Kapitalgeber bemessen wurden. In jedem Fall erhofften sich die Anteilseigner mit ihren Zuwendungen an das Münster einen anhaltenden Bergsegen. Die in den Fenstern dargestellten Schutzpatrone sollten die Kapitalgeber vor tauben Erzgängen bewahren und dazu beitragen, dass sich ihre hohen Investitionen in diesem risikoreichen Geschäft dauerhaft auszahlten (Steuer/Zettler 2001, 342).

Literatur

Becksmann 2010: R. Becksmann, Die mittelalterlichen Glasmalereien in Freiburg im Breisgau. Corpus vitrearum medii aevi Deutschland II,2 (Berlin 2010).

Beyer et al. 1986: V. Beyer/C. Wild-Block/F. Zschokke avec la collaboration de C. Lautier, Les vitraux de la cathédrale de Strasbourg. Corpus vitrearum medii aevi France IX,1 (Paris 1986).

Boerner 2008: B. Boerner, Bildwirkungen. Die kommunikative Funktion mittelalterlicher Skulpturen (Berlin 2008).

Esser 1986: W. Esser, Die Heilige Sippe. Studien zu einem spätmittelalterlichen Bildthema in Deutschland und in den Niederlanden. Dissertation Universität Bonn (Bonn 1986).

Geiges 1908: F. Geiges, Das St. Annen-Fenster im jetzigen Alexander-Chörlein. Freiburger Münsterblätter 4, 1908, 41–81.

Geiges 1931/33: F. Geiges, Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters (Freiburg im Breisgau 1931–33).

Kempf 1926: F. Kempf, Das Freiburger Münster (Karlsruhe 1926).

Kirschbaum 1972: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. IV (Rom, Freiburg/Br., Basel, Wien 1972).

Krummer-Schroth 1978: I. Krummer-Schroth. Glasmalereien aus dem Freiburger Münster (Freiburg im Breisgau ²1978).

Kurmann-Schwarz 2010: B. Kurmann-Schwarz, Les vitraux du Choeur et du transept. In: J.-P. Meyer, B. Kurmann-Schwarz, La cathédrale de Strasbourg. Choeur et transept: De l’art roman au gothique (vers 1180–1240). Supplément au no. XXVII du bulletin de la cathédrale de Strasbourg (Strasbourg 2010).

Lillich 2007: Meredith Parsons Lillich, The Stained-Glass Spolia in the South Transept of Reims Cathedral and Rémois Ecclesiastical Seals. Gesta 46/1, 2007, 1–18.

Manhes-Deremble 1993: C. Manhes-Deremble, Les vitraux narratifs de la cathédrale de Chartres. Étude iconographique. Corpus Vitrearum France, Études 2 (Paris 1993).

Mosbacher 1971: H. Mosbacher, Kammerhandwerk, Ministerialität und Bürgertum in Straßburg. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 119, 1971, 33–174.
Nehlsen 1967: H. Nehlsen, Die Freiburger Familie Snewlin. Rechts- und sozialgeschichtliche Studien zur Entwicklung des mittelalterlichen Bürgertums. Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 9 (Freiburg im Breisgau 1967).
Parello 2000: D. Parello, Von Helmle bis Geiges. Ein Jahrhundert historistischer Glasmalerei in Freiburg. Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 31 (Freiburg im Breisgau 2000).
Parello 2015: D. Parello, Une rencontre interculturelle: les vitraux du transept de la cathédrale de Strasbourg entre continuité et mutuation. In: C. Dupeux, J. Wirth (Hrsg.) 1200–1230. Une revolution gothique. Katalog der Ausstellung im Musée de l'Œuvre Notre Dame Strasbourg (Strasbourg 2015) 102–117.
Schlageter 1970: A. Schlageter, Der mittelalterliche Bergbau im Schauinslandrevier. Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland 88, 1970, 123–171.
Schreiber 1828: H. Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freiburg, Bd. I, II. Abtheilung (Freiburg im Breisgau 1828).
Schuster 1910: K. Schuster, Wappen am Freiburger Münster. Freiburger Münsterblätter 6, 1910, 52–58.
Späth 2009: M. Späth, Die Bildlichkeit korporativer Siegel im Mittelalter. Kunstgeschichte und Geschichte im Gespräch. Sensus, Studien zur mittelalterlichen Kunst 1 (Köln, Weimar, Wien 2009).
Straßburger 2007: M. Straßburger, Bergbau im Schauinsland vom späten Mittelalter bis um 1800. Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland 126, 2007, 69–99.
Steuer/Zettler 2001: H. Steuer und A. Zettler, Der Bergbau und seine Bedeutung für Freiburg. In: H. Haumann, H. Schadeck (Hrsg.), Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht" von 1520. 2. ergänzte Auflage (Stuttgart 2001) 320–342.
Sauvanon 1993: J. Sauvanon, Les métiers au Moyen Age (Le Coudray 1993).
Trenkle 1886/87: J. Trenkle, Zur Entwicklungsgeschichte des Schwarzwälder Bergbaus. Schauinsland 13, 1886/87, 62–78.
Tubbesing 1996: G. Tubbesing, Vögte, Froner, Silberberge. Herrschaft und Recht des mittelalterlichen Bergbaus im Südschwarzwald. Freiburger Rechtsgeschichtliche Abhandlungen, Neue Folge, Bd. 34 (Berlin 1996).
van den Bossche 2006: B. van den Bossche, La cathédrale de Strasbourg. Sculpture des portails occidentaux (Paris 2006).
Williams 1993: J. W. Williams, Bread, Wine, & Money. The Windows of the Trades at Chartres Cathedral (Chicago/London 1993).

Adresse

Dr. Daniel Parello
Corpus Vitrearum Medii Aevi, Freiburg im Breisgau
Arbeitsstelle der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz
Lugostraße 13
79100 Freiburg im Breisgau
parello@cvma-freiburg.de

IV.

KERAMIK UND KACHELÖFEN

Frühmittelalterliche Keramik vom mittleren Neckar

Uwe Gross

Zusammenfassung

Der Beitrag unternimmt den Versuch, anhand chronologisch unterschiedlicher Funde in einem südwestdeutschen Kleinraum die Keramikentwicklung von der frühmerowingischen Zeit bis zum Beginn der jüngerkarolingischen Epoche nachzuzeichnen. Es handelt sich dabei um Materialien von fünf Plätzen im Raum zwischen der Glems im Norden und dem Rand der Schwäbischen Alb im Süden.

Mit Ausnahme jener aus Dettingen/Teck handelt es sich bei den hier vorgelegten Funden um unpublizierte Materialien. Deren Entdeckung liegt meist schon lange, z. T. sogar etliche Jahrzehnte zurück (Münchingen 1989, Wüstung Reistingen bei Herrenberg 1989). Zu Korntal-Münchingen (Stork 1990), Reistingen (Arnold 1990) und Pfullingen (Goldstein/Maurer 2015) erschienen nur kurze Vorberichte in den Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg der jeweiligen Ausgrabungsjahre, jeweils gänzlich ohne oder allenfalls mit spärlichen Fundabbildungen. Die Fundstelle von Frickenhausen blieb im Jahresband von 2011 unerwähnt.

Dettingen/Teck, Kr. Esslingen

Die Funde aus einem 2021 untersuchten Grubenhaus in Dettingen (Abb. 1) konnte der Verfasser in einem Beitrag zum KARMEN-Kolloquium am 3.11.2022 in Mannheim vorstellen. Dieser ist inzwischen im Internet zugänglich (Gross 2022; Nachträge Gross 2023). Auch wenn das Material insgesamt nur etwa hundert Scherben zählt, kommt ihm erhebliche Bedeutung zu. Zum einen, weil Funde des 5. Jahrhunderts aus gut dokumentierten Zusammenhängen in Südwestdeutschland derzeit noch selten sind, zum anderen, weil es sich aus mehreren verschiedenen Warenarten zusammensetzt und darüber hinaus einige Sonderstücke beinhaltet. Handgeformte Gefäße spielen mit nur wenigen Fragmenten erstaunlicherweise keine große Rolle. Unter diesen überwiegen die grobgemagerten Gefäße. Es lassen sich das Randstück eines Kumpfes (Abb. 1,1) sowie ein Rand- und ein Wandstück von Töpfen (Gross 2022, Folie 5) identifizieren. Ein Bodenstück ist feintonig mit geglätteter Oberfläche (Gross 2022, Folie 5). Verzierte Stücke fehlen im Bestand völlig. Die dominierende Drehscheibenkeramik besteht zu einem kleineren Teil aus rauwandigen Erzeugnissen westlicher Tradition (Ware „Mayener Art“). Argonnensigillaten oder frühe

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 333–344.

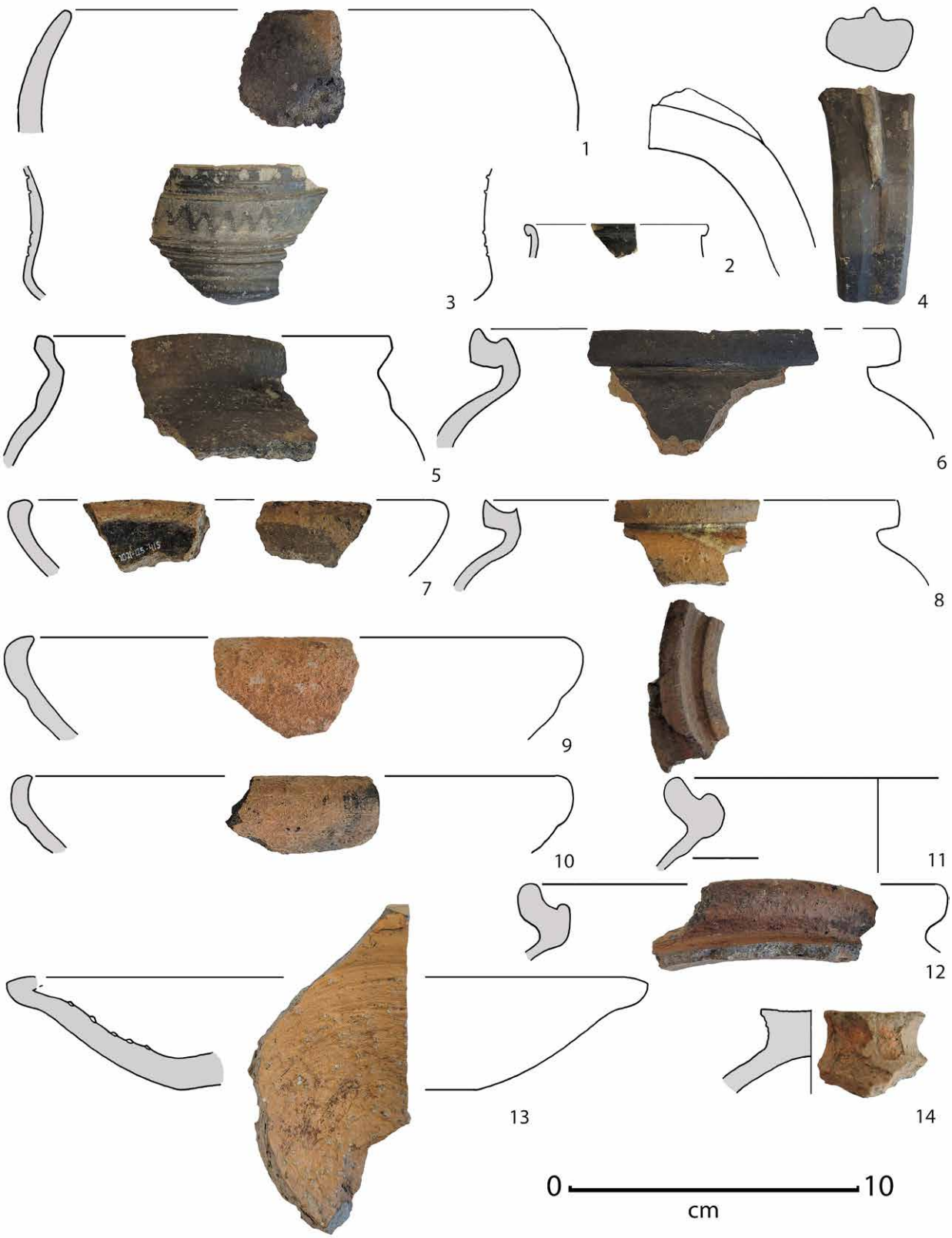


Abb. 1 Dettingen/Teck, Kr. Esslingen, Keramikfunde (Uwe Gross).

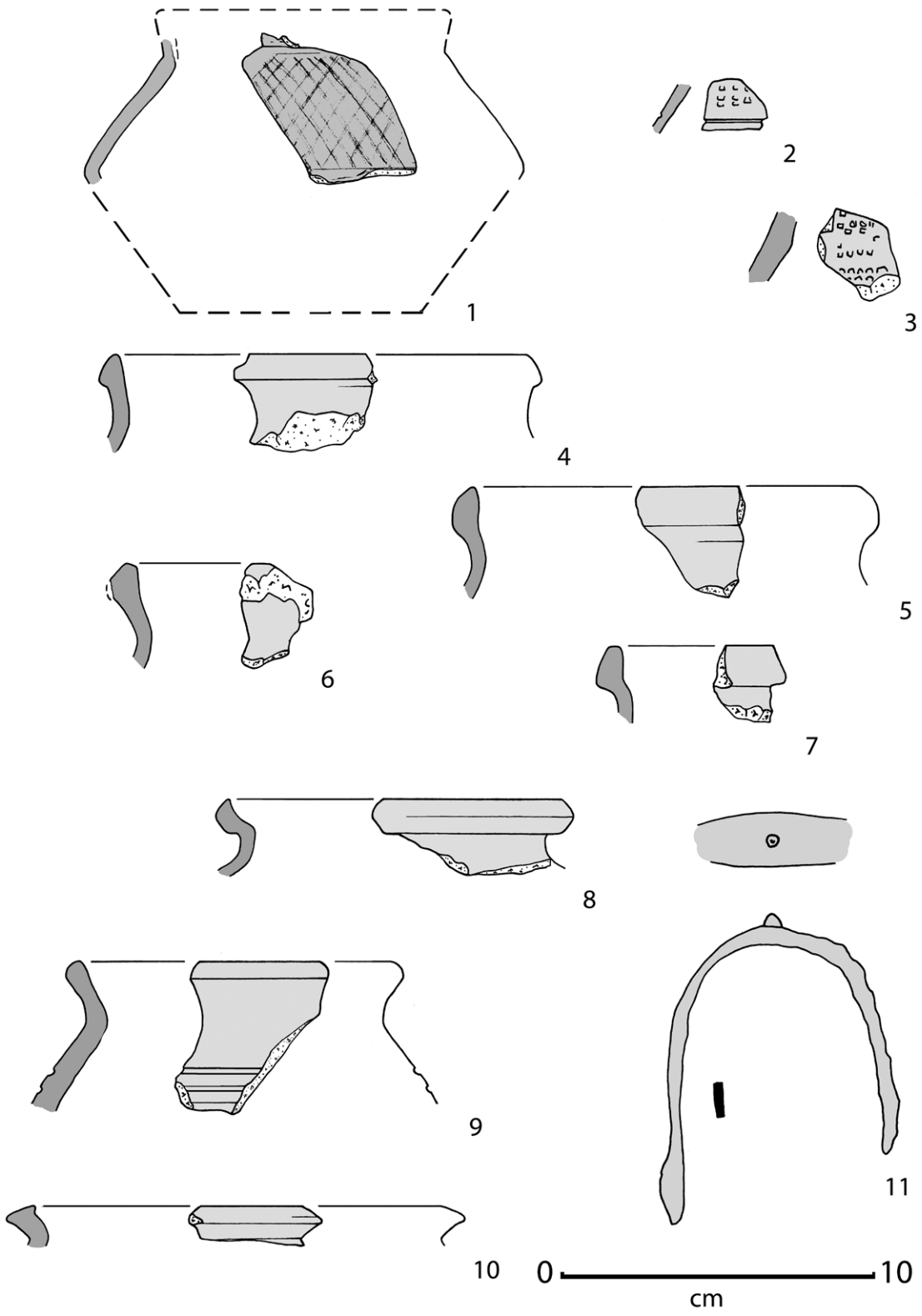


Abb. 2 Korntal-Münchingen, Kr. Ludwigsburg (Uwe Gross).

Vertreter der ihr nachfolgenden rotgestrichenen Ware sind nicht vorhanden. Dass letztere in Dettingen jedoch durchaus präsent ist, belegt eine Scherbe aus der Fundstelle Kirchheimer Straße (Gross 2022, Folie 2). Im vorliegenden Fundgut herrschen Gefäße in östlicher („donauländischer") Tradition vor. Bei den rauwandigen Gefäßen „Mayener Art" sind zwei Ränder von steinzeugartig hart gebrannten Deckelfalztöpfen der Alzei-Form 27 zu nennen (Abb. 1,11–12). Es liegen außerdem zwei rauwandige Schalen mit einziehendem Rand der Alzei-Form 29 vor (Abb. 1,9–10).

Aufmerksamkeit verdient das Vorhandensein eines Deckelknaufes (Abb. 1,14), denn tönerne Deckel verschwinden nach dem Urmitz-Horizont für lange Zeit nahezu völlig aus dem Formenschatz auch der linksrheinischen Töpfereien. Betont werden muss ebenso das Vorkommen einer Reibschale einer niedrigen, „tellerartigen" Ausprägung mit recht schütterem Steinchenbesatz der Innenwandung (Abb. 1,13). Das Dettinger Stück erinnert mit seinem einziehenden Rand an Gefäße der Alzei-Form 29 und wäre wegen der spärlichen und recht tief ansetzenden Steinchenrauung bei schlechterem Erhaltungszustand sicher entsprechend (falsch) eingeordnet worden. Die insgesamt recht seltenen Nachweise für den Gebrauch von *mortaria* in der Zeit nach dem Limesfall im rechtsrheinischen Südwestdeutschland zeigen fast alle die von kaiserzeitlichen Reibschalen bekannten, wenngleich z. T. stark zurückgebildeten Kragenrandbildungen, die bis ins Frühmittelalter hinein fortleben.

Bei der Keramik „donauländischer" Tradition bestimmen reduzierend gebrannte rauwandige Gefäße das Bild. Die meist mit einem Deckelfalzrand versehenen Töpfe (Abb. 1,5–6), vereinzelt auch Schüsseln (Gross 2023, Abb. 1,2) besitzen gute Entsprechungen in den Keramikgruppen 5, 8 und 9 auf dem Runden Berg bei Urach und in der Wüstung Sülchen bei Rottenburg. Hinzu kommen eine Schale mit einziehendem Rand und ein Krug (Gross 2022, Folie 17). Die zahlreichen sowohl reduzierend wie auch oxidierend gebrannten Wand- und Bodenscherben mit sehr stark ausgeprägten Drehriefen (Gross 2022, Folie 18) bleiben bei „donauländischer" Keramik nach derzeitigem Kenntnisstand andernorts bislang ohne Parallelen.

Ein rauwandiger Schalenrand und zwei Topfränder sind oxidierend gefeuert und zeigen Glasurspritzer außen bzw. Glasurauftrag innen (Abb. 1,7–8). Während die Glasurspuren an den zwei Rändern von Deckelfalztöpfen wohl unbeabsichtigt entstanden, ist die teilweise verbrannte Innenglasur an dem Schalenrand sicher intentionell, da flächendeckend. Die Anwendung der Glasurtechnik ist im 4. und 5. Jahrhundert im mittleren Donauraum und südlich der Alpen in Italien noch einigermaßen geläufig. Hierzulande sind jedoch nur wenige Belege zu ermitteln, so aus einer kleinen Gräbergruppe des 5. Jahrhunderts ein Krug in Wiesloch (Gross 2001a, 113, Farbabb. 3 rechts) oder Reibschalen aus der Befestigung im Bereich der Burg Sponeck am Kaiserstuhl (Gross 2012, 27–28, Abb. 2,5–7). Vom Runden Berg liegt wohl mehr einschlägiges Material vor als das 2018 publizierte Exemplar (Gross 2018, Taf. 6 oben). Allerdings harrt es noch immer der Publikation durch Helmut Bernhard.

Reduzierend dunkel gebrannt sind einige feintonige Fragmente. Ein Becher weist einen eingeglätteten Zickzackdekor zwischen Rillengruppen auf (Abb. 1,3). Bei einem zweiten (Gross 2023, Abb. 1,1) ist der Dekor wellenförmig. Die stark verdickte Randlippe des dritten Fragmentes dürfte von einem Becher mit möglicherweise gerillter Oberwand herrühren (Abb. 1,2). Eines von mehreren Krugbruchstücken trägt auf dem Henkel eine kräftige Rippe (Abb. 1,4), wie sie auch an einem Krug vom Runden Berg bei Urach vorhanden ist (Kaschau 1976, Taf. XIII,244).

Bei den Dettinger Keramikfunden westlicher Tradition ist ein Import wahrscheinlich. Neben Mayen wird man zweifellos auch andere, derzeit noch unbekannte linksrheinische Produktionsorte vermuten müssen. Allerdings hat Dieter Quast auf dem Runden Berg für die rauwandige Keramik der dortigen Gruppe 4 für einen rechtsrheinischen Ursprung plädiert (Quast 2008, 281). Wenigstens ein Teil der Keramik „donauländischer" Art entstand sicher in Südwestdeutschland. Töpfereien kann es aber nicht nur in Sülchen gegeben haben, wo allein bislang Öfen belegt sind. Eine dieser weiteren vermuteten Produktionsstätten stellte eine oxidierend gebrannte Variante her, die – wie die Dettinger Funde jetzt erstmals zeigen – sogar glasierte Stücke einschließt.

Das hohe Aufkommen an Drehscheibenkeramik, vor allem rauwandiger Drehscheibenware in östlicher Tradition, bei fast völligem Fehlen von handgemachtem Geschirr, mutet erstaunlich an. Selbst auf dem Runden Berg bei Urach ist handgeformte Keramik in dieser Zeit in nennenswertem Umfang vorhanden (Spors-Gröger 1997). Die ebenfalls gut vertretene Drehscheibenkeramik mit eingeglättetem Dekor ist bislang ganz überwiegend aus Gräbern bekannt. Sie tritt als Feinkeramik die Nachfolge der bis gegen Mitte des 5. Jahrhunderts im nördlichen Südwestdeutschland gebräuchlichen grauen Terra an (jüngste Kartierung: Jäger 2019, 259, Abb. 160). Im 6. Jahrhundert wird sie durch „fränkische" Knickwandgefäße völlig verdrängt.

Korntal-Münchingen, Kr. Ludwigsburg

Vom frühmittelalterlichen Fundplatz „Hofstatt/Pflugfelder Straße" werden hier die Funde aus Befund 6 und zwei Lesefunde aus Fläche 1 exemplarisch für die Keramik der (jüngeren) Merowingerzeit behandelt. Die Siedlungskeramik des 6. Jahrhunderts – zumindest aber aus dessen erster Hälfte – ist am mittleren Neckar derzeit noch immer schwer zu beurteilen, da so gut wie keine sicher dieser Zeitspanne zuweisbaren Fundkomplexe vorhanden sind,

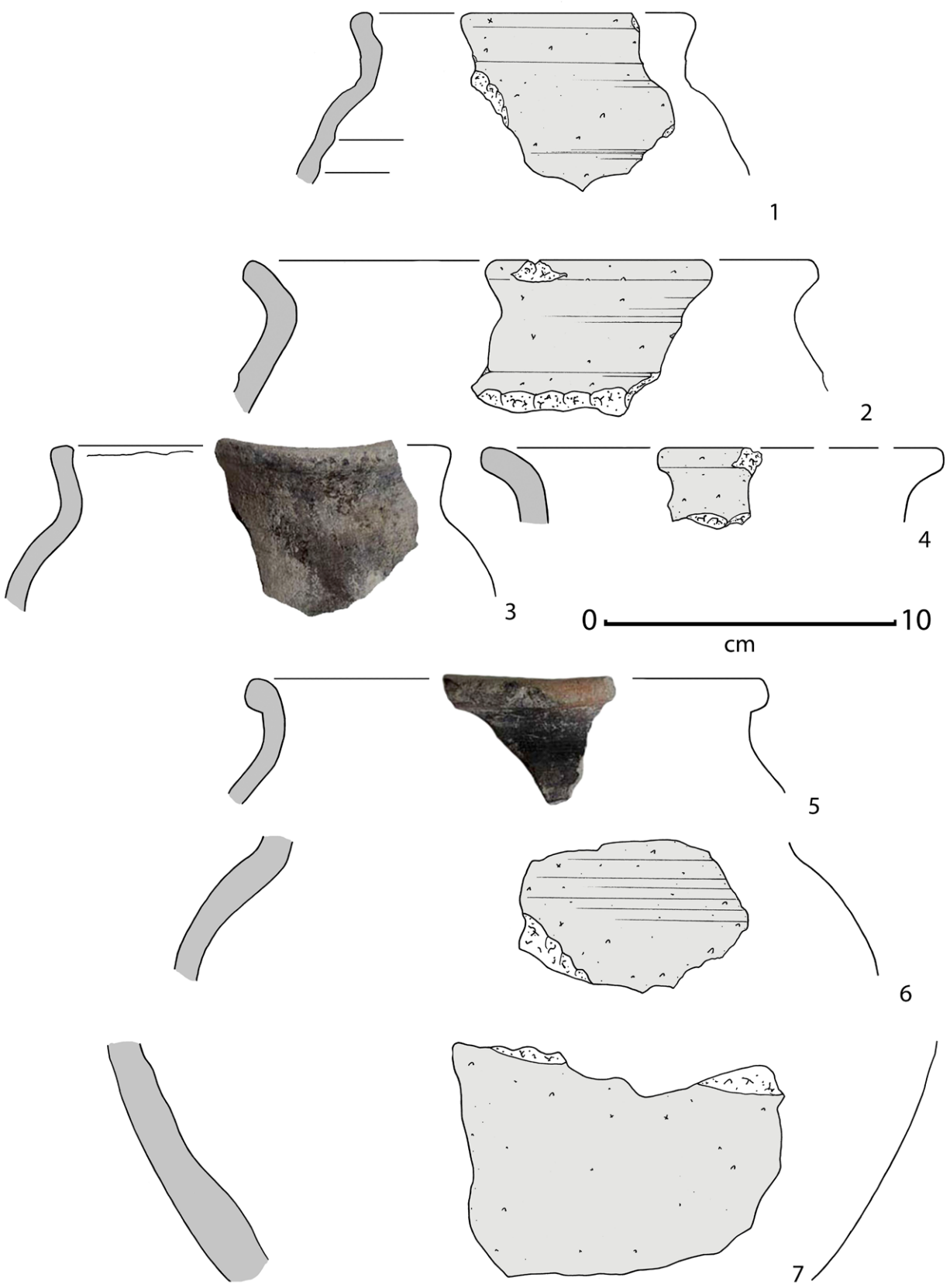


Abb. 3 Pfullingen, Kr. Reutlingen, Keramikfunde (Uwe Gross).

die hierfür als Grundlage dienen könnten. Wie solche zusammengesetzt sein müssten, ist nur – mit allerdings erheblichen Unsicherheiten – aus den zahlreichen beigabenführenden Bestattungen der Reihengräberfelder aus der älteren Merowingerzeit zu erschließen. Erst mit dem Auftreten der langlebigen rauwandigen Keramik „Donzdorfer Art“ im Laufe der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts (Gross 1991a, 26) betritt man etwas festeren Boden. Fragmente formal ähnlicher, jedoch nicht machartgleicher Töpfe rauwandiger Drehscheibenware dominieren in dem hier vorgelegten Münchinger Befund 6. Es handelt sich meist um hohe Ränder mit umgekehrt „D“-förmig verdickten Abschlüssen, z. T. innenseitig schwach gekehlt (Abb. 2,4–6). Sie sind leider chronologisch nicht eng zu fassen. Anders verhält es sich mit weiteren Fragmenten. Das rauwandige Gefäßoberteil (Abb. 2,9) hat mit seinem Steilrand und der Rillenzier der Schulter starke Ähnlichkeit mit Erzeugnissen aus einer vermutlich in Neuhausen auf den Fildern im 7./8. Jahrhundert produzierenden Töpferei (Gross 1994, 238; Gross 2008, 140, Abb. 1,12–14). Seine bläulichgraue Färbung und die deutliche Deformierung eines anderen Randscherbens (Abb. 2,8) lassen allerdings eine örtliche Entstehung vermuten. Schon 1990 legte Ingo Stork in seinem Vorbericht wenige Fragmente rauwandiger Drehscheibenware aus einer „Töpfereiabfallgrube“ vor (Stork 1990, 186, Abb. 137 unten). Der Schrägrand (Abb. 2,10) stammt von einem Behälter der älteren gelben Drehscheibenware, deren früheste Vorkommen im nördlichen Elsass (Phase Roeschwoog-Muffenheim) wohl noch vor die Mitte des 7. Jahrhunderts datiert werden können (Châtelet 2000; 2002; Gross 2007, 694). Kurze dreiecksförmige Ränder kommen häufig an rollstempelverzierten Töpfen und Kannen der nächstjüngeren Entwicklungsstufe der älteren gelben Drehscheibenware des ausgehenden 7./8. Jahrhunderts vor (Phase Kirchhausen: Schreg 1998, 206–207 mit Abb. 210).

Alleiniger Vertreter der merowingerzeitlichen geglätteten Feinware in diesem Befund ist die rollrädchenornamentierte Scherbe eines Knickwandgefäßes (Abb. 2,2). Ihr an die Seite zu stellen ist ein ähnliches Fragment aus Fläche 1 (Abb. 2,3). Zusammen mit dem nicht rollstempelverzierten, sondern mit eingeglättetem Gitterdekor versehenen kleinen Doppelkonus (Abb. 2,1) stellen sie schon den gesamten bescheidenen Münchinger Bestand an Knickwandkeramik dar. Letzterer ist besonders interessant, da er zu einer regionsfremden Keramikgruppe gehört, die nach Aussage zahlreicher Grabfunde im späten 6. und 7. Jahrhundert zwischen Oberer Donau und Bodensee heimisch war (Gross 2001b). Der Korntal-Münchingen am nächsten gelegene Fundort ist Kirchheim am Neckar (Gross 2001b, 827, Abb. 2). Diese drei Bruchstücke von feintonigen, geglätteten Gefäßen stehen so stellvertretend für die Verhältnisse in den merowingerzeitlichen Siedlungen des gesamten Mittelneckarraumes. Anders als etwa am nördlichen Oberrhein sucht man Spuren von Knickwandgeschirr nahezu vergeblich, obwohl es als Grabbeigabe hier durchaus geläufig ist. Spärliche Zeugnisse sind beispielsweise von folgenden Plätzen bezeugt: Weissach-Flacht (Gross 1991a, Taf. 92,1–4), Wüstung Vöhingen (Gross 1998, 32, 46, Taf. 3,1–3), Renningen (Gross 1991b, 36, Abb. 21,4–7), Wüstung Reistingen (Arnold 1990, 279, Abb. 200), Esslingen (St. Dionys) (Gross 2001c, 102, Abb. 68,1–3), Geislingen (Schreg 1999, 464–465, 586, Abb. 63,1–3), Dettingen (Gross 2023, 12, Abb. 2,4), Kirchheim/Teck (Schweinemarkt) (Gross 2011, 70, Abb. 3). Eine vergleichbare Tendenz zur von Nord nach Süd stark abnehmenden Präsenz von Knickwandgefäßen hat Alex Furger bereits 1978 in den zeitgleichen Reihengräberfeldern konstatiert (Furger 1978, Abb. 22).

Als wichtiger nichtkeramischer Fund in Korntal-Münchingen muss nach Parallelen in jüngermerowingischen Reitergräbern der nur leicht beschädigte eiserne Schlaufensporn mit bandförmigen Schenkeln des 7. Jahrhunderts aus Befund 6 (Abb. 2,11) eingeordnet werden (Koch 1982, 65, Abb. 2).

Pfullingen, Kr. Reutlingen

In den Jahren 2013 und 2014 führte das Landesamt für Denkmalpflege (Archäologische Denkmalpflege) am Regierungspräsidium Stuttgart Sondagen bzw. eine Plangrabung in einem zur Bebauung vorgesehenen Areal in der Kirchstraße in Pfullingen, Kr. Reutlingen durch. Dabei wurden früh- und hochmittelalterliche Befunde und Funde entdeckt. Hier ist die Keramik aus einem merowingerzeitlichen Grubenhaus von 2014 von Interesse. In Korntal-Münchingen war in dem betrachteten Befund 6 ausschließlich Drehscheibenware vorhanden. Auch das Fundmaterial aus den anderen Befunden einschließlich des Lesegutes setzte sich dort bis auf geringe Ausnahmen aus scheibengefertigter (rauwandiger) Ware zusammen. Im Gegensatz dazu stammen im Pfullinger Grubenhaus nur ein Rand- (Abb. 3,1) und ein Wandstück (Abb. 3,7) zweifelsfrei von rauwandiger Drehscheibenware. Bei einem weiteren Rand (Abb. 3,2) ist die Zuweisung unsicher, es könnte sich auch um die regelmäßig geformte, gut überdrehte Oberpartie eines eigentlich „nachgedrehten“ Topfes handeln.

Die anderen drei vorhandenen Randscherben (Abb. 3,3–5) sind auffallend hart gebrannten „nachgedrehten“ Töpfen zuzuweisen. Sind schlichte Ränder wie Abb. 3,3–4 typisch für frühe „nachgedrehte“ Töpfe der Merowinger- und Karolingerzeit, so ist der wulstförmig deutlich abgesetzte obere Abschluss (Abb. 3,5) durchaus ungewöhnlich. Er scheint ähnliche Bildungen bei Gefäßen der zeitgleichen rauwandigen Drehscheibenware nachzuahmen.

Die große Wandscherbe (Abb. 3,6) erinnert mit ihrer Oberflächenstruktur an „nachgedrehte“ frühmittelalterliche Kammstrichware, wirkt aber gröber als jene. Von

wenigen Stücken in Esslingen (Grabung St. Dionysius) (Gross 2001c, 102–103 mit Abb. 68,5) und in Geislingen an der Steige (Schreg 1999, 454, 563, Tab. 2) abgesehen, ist diese Warenart der jüngeren Merowinger- und Karolingerzeit im Mittelneckarraum aber bislang so gut wie unbekannt. Etwas anders verhält es sich auf der östlichen Schwäbischen Alb (Schreg 1999, 473). Eine bedeutende Rolle spielt sie im Westen am südlichen Oberrhein, im Osten im bayerischen Donauraum.

Auch bei Ausgrabungen des Instituts für Christliche Archäologie der Universität Erlangen 2002 in der Pfullinger Klosterstraße fand man frühmittelalterliche „nachgedrehte" Keramik. Diese Sonderstellung Pfullingens am mittleren Neckar geht aus einem 2020 erstellten Überblick über die „nachgedrehte" Keramik in Südwestdeutschland hervor (Gross 2020, 6–10). Leider sind sowohl die scheibengefertigten als auch die „nachgedrehten" Keramikfunde feinchronologisch nicht wirklich sensibel. Daher muss derzeit die Frage offenbleiben, ob sie noch der älteren oder, was wahrscheinlicher ist, schon der jüngeren Merowingerzeit entstammen.

Wüstung Reistingen (Stadt Herrenberg), Kr. Böblingen

Im Vorfeld anstehender Bebauung fanden 1989 Grabungen des Referates für Archäologie des Mittelalters Stuttgart am damaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg am Stadtrand von Herrenberg statt. Aufgedeckt wurden Teile der Wüstung Reistingen. Sie erscheint in der Schriftüberlieferung als „Reistodinga" im Traditionsbuch des fränkischen Reichsklosters Lorsch (Lorscher Codex) erstmals im Jahr 775 und dann noch weitere fünf Male bis 881. Altfunde der 1930er Jahre im Landesmuseum Württemberg (Stuttgart) und solche aus Baustellenbeobachtungen des ehemaligen Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg von 1978 wurden vom Verfasser bereits 1991 vorgelegt (Gross 1991, Taf. 97–102).

Im Fokus stehen hier Funde aus einer Grubenverfüllung (Abb. 4–5). 23 der 24 Randfragmente vertreten verschiedene Ausprägungen der rauwandigen Drehscheibenware bzw. rechnen zur älteren gelben Drehscheibenware (Abb. 5,11–13). Lediglich eines zählt zur geglätteten Feinkeramik (Abb. 4,2). Es stellt neben einer bereits erwähnten Scherbe aus einem anderen Befund (Arnold 1990, 279, Abb. 200) die einzige Spur von Knickwandtöpfen im gesamten Reistinger Fundmaterial dar. Die oben geschilderten Münchinger Verhältnisse finden hier somit eine weitere Bestätigung. Ein Teil der Ränder der rauwandigen Drehscheibenware findet Entsprechungen unter den Gefäßen der Ware „Donzdorfer Art" aus (jünger)merowingerzeitlichen Friedhöfen. Als Beispiel sei für den Topf mit kantigem Deckelfalzrand (Abb. 5,1) auf einen Grabfund aus Trossingen verwiesen (Gross 1991a, 27, Abb. 5,3).

Insbesondere für Randfragmente mit Dekor in Gestalt von Rillengruppen (Abb. 5,7–10) sucht man Parallelen in Reihengräberfeldern dagegen nahezu vergeblich, was für ihre jüngere Zeitstellung spricht. Ausnahmen stellen Oberderdingen im Kraichgau und Wurmlingen bei Tübingen dar. In Oberderdingen rührt ein von Karl Banghard 2009 noch als ältere gelbe Drehscheibenware klassifiziertes Gefäß aus einem erst seit jüngermerowingischer Zeit belegten Friedhof her. Leider sind keine zugehörigen, für die Datierung hilfreichen Beigaben überliefert (Banghard 2009, Taf. 48,4). Gleiches scheint für einen Neufund aus Wurmlingen zu gelten (Heyse 2021, 229, Abb. 172).

Da „klassische" Ränder von Ware „Donzdorfer Art" noch zusammen mit einem frühkarolingischen Sporn in einem Grubenhaus in Heidenheim-Schnaitheim (Leinthaler 2003, Taf. 12, A 5) vergesellschaftet sind, wurde von Verf. schon 1991 eine mögliche längere Laufzeit vermutet (Gross 1991a, 29 mit Abb. 6). Auf die schlechte chronologische Differenzierbarkeit der Randformen wies Rainer Schreg 1999 unter Bezugnahme auf die Verhältnisse in Geislingen an der Steige hin. Dort kamen Ränder der Donzdorfer Ware zusammen mit früher älterer gelber Drehscheibenware zum Vorschein (Schreg 1999, 462). Die Stücke der rauwandigen Drehscheibenware sind überwiegend reduzierend gebrannt bzw. zeigen gelbliche und graue Färbung. Ähnliche Verhältnisse wurden in Neuhausen beobachtet. Kann man an einem vermutlichen Töpfereistandort solche zweifarbigen Fragmente noch als Fehlbrände verdächtigen, so scheidet diese Erklärung in einem Verbrauchermilieu wie in Reistingen aber wohl aus.

Noch mehr als der Rand eines kumpfartigen Gefäßes (Abb. 4,3) fällt ein „verglastes" Fragment (Abb. 4,7) aus dem Rahmen. Es dürfte sich dabei wohl um einen Tiegel handeln. Glastiegel scheinen erst ab dem Hochmittelalter als eigenständige Formen aufzutreten (Prohaska-Gross 1991, 179–186). Zuvor verwendete man Schalen der zeitgenössischen Gebrauchskeramik, wie spätantike Beispiele aus Trier zeigen (Goethert 2010/11, 100–101). Koch- bzw. Vorratstöpfe wurden im frühen Mittelalter in Köln und im belgischen Huy an der Maas bei der Hohlglasproduktion verwendet (Gross 2016, Folie 22 oben, Folie 23). Sollte sich die Tiegelfunktion in Reistingen bewahrheiten, dann wird man dort aber eher mit einer Perlen- als Gefäßglasfertigung rechnen müssen. Ein einschlägiger Nachweis liegt aus dem schweizerischen Schleitheim bei Schaffhausen vor (Theune-Großkopf 2015, 48).

In den wenigen Fragmenten älterer gelber Drehscheibenware (Abb. 5,11–13) fasst man die jüngsten Funde des Reistinger Grubeninventars. Zwei der drei Ränder tragen scharfe Riefung, wie sie auf frühen Exemplaren des Typs Runder Berg vorkommen kann. Sie haben gute Entsprechungen an dem letzten hier besprochenen Fundort Frickenhausen.

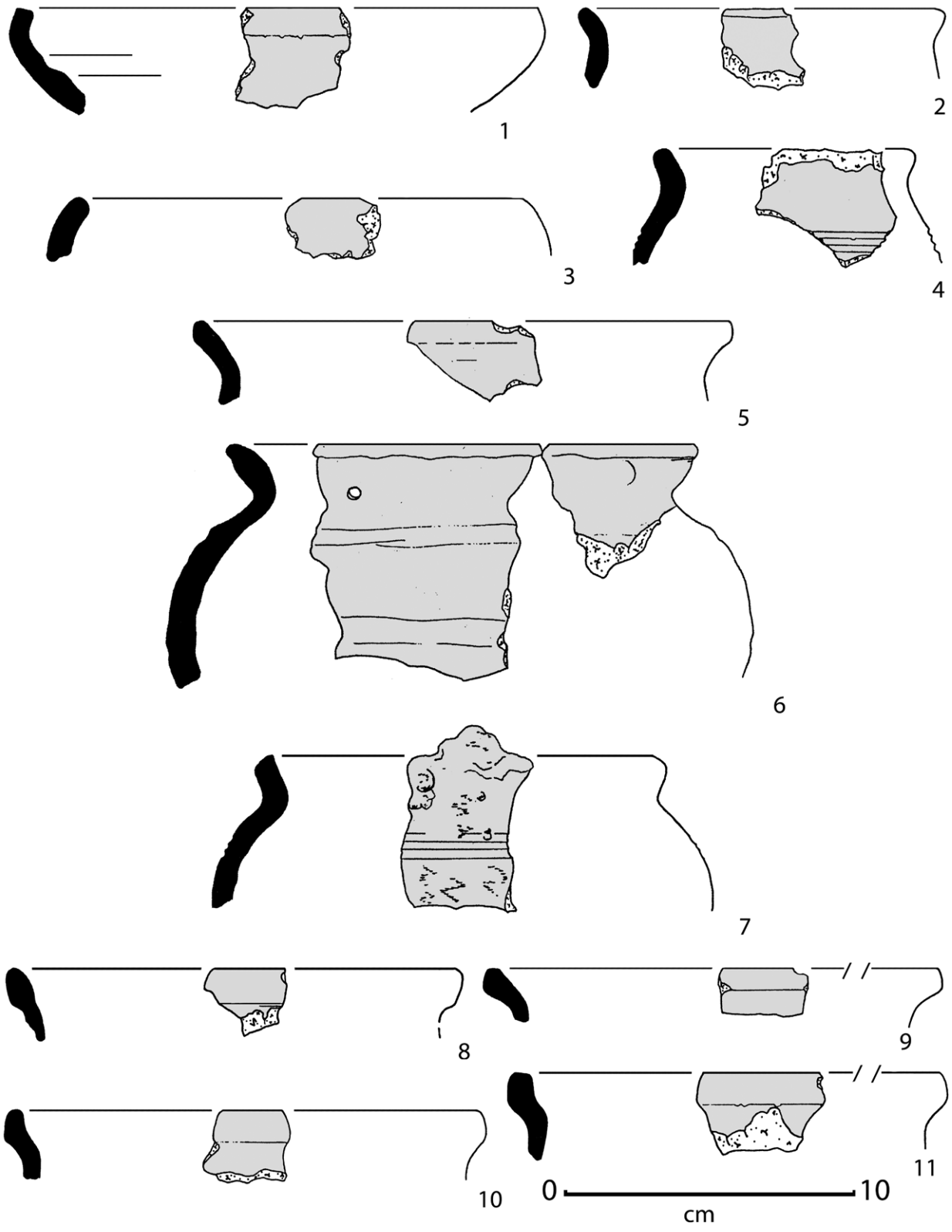


Abb. 4 Wüstung Reistingen (Stadt Herrenberg), Kr. Böblingen, Keramikfunde (Uwe Gross).

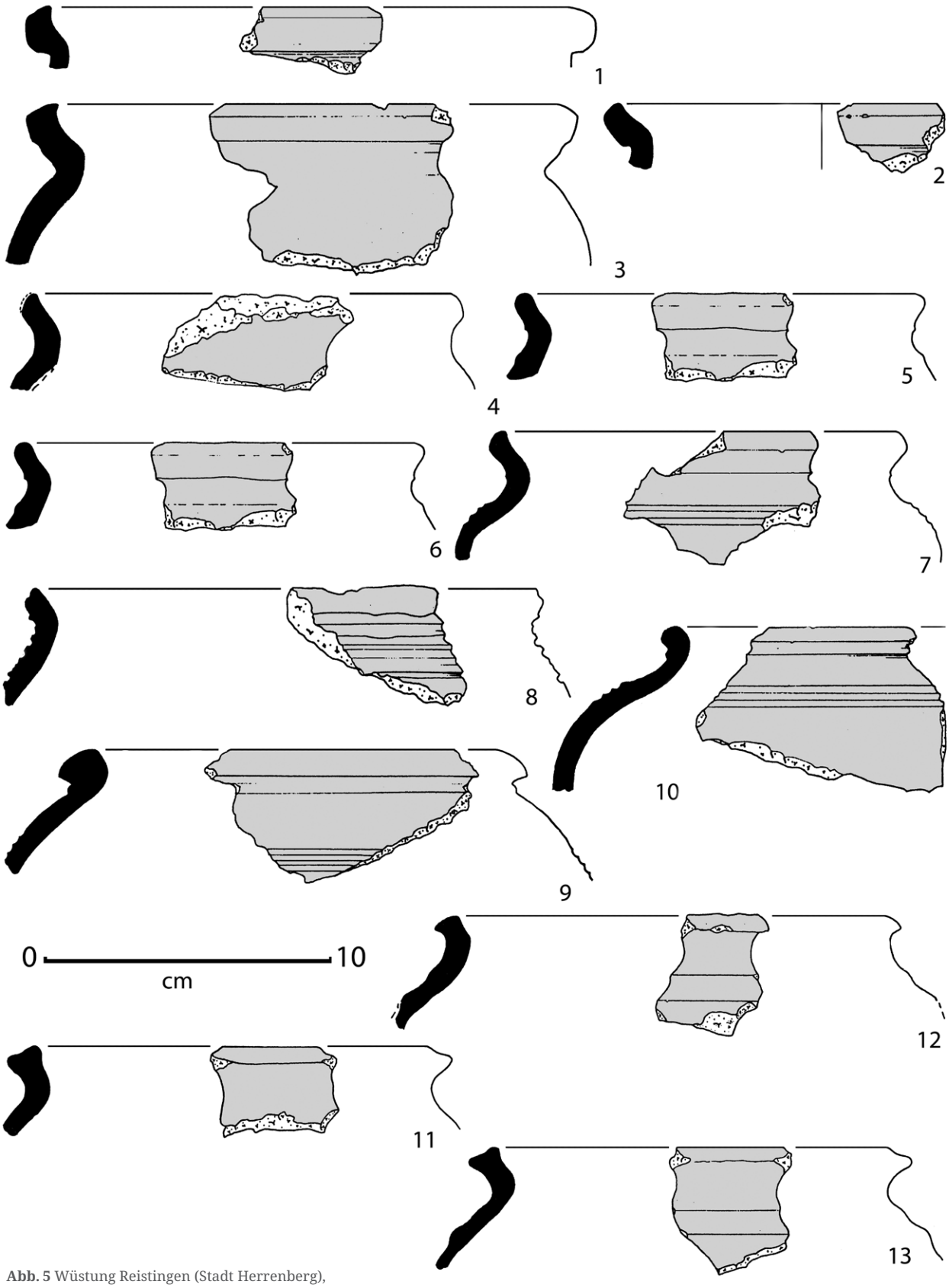


Abb. 5 Wüstung Reistingen (Stadt Herrenberg), Kr. Böblingen, Keramikfunde (Uwe Gross).

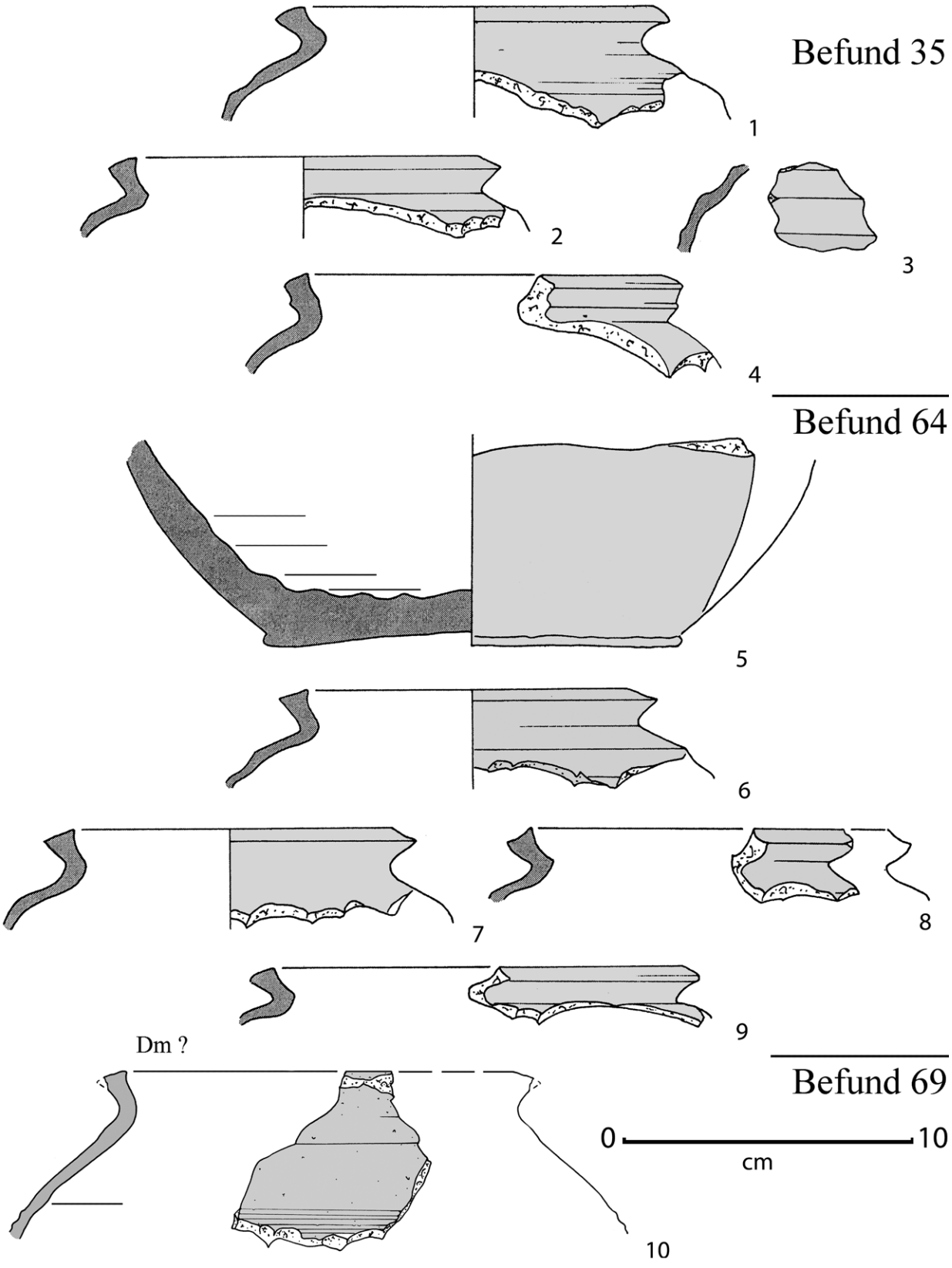


Abb. 6 Frickenhausen, Kr. Esslingen, Keramikfunde (Uwe Gross).

Frickenhausen, Kr. Esslingen

2011 erfolgten in der Oberen Straße 6 Untersuchungen der Archäologischen Denkmalpflege am Regierungspräsidium Stuttgart im Vorfeld einer geplanten Bebauung. Aus einigen frühmittelalterlichen Befunden kamen ausschließlich Scherben der älteren gelben Drehscheibenware zum Vorschein. Die Ränder vom Typ Runder Berg zeigen in einigen Fällen wie in Reistingen geriefte Oberflächen. Rollrädchenzier wie auf Gefäßen des Typs Kirchhausen (Schreg 1998, 206–207 mit Abb. 210) fehlt dagegen wie fast überall im mittleren Neckarraum völlig. Die Rillengruppen auf dem großen Fragment aus Befund 69 (Abb. 6,10) erinnern an jene der Keramik Neuhausener Art. Sie könnten ein Bindeglied darstellen und aus einer kurzen (?) Überlappungsphase der beiden Warenarten stammen. Parallelen sind bisher kaum bekannt, etwa aus Holzgerlingen (Gross 1991, Taf. 94,1) oder aus dem mittelfränkischen Oberschwaningen (Koch 2003, 175, Abb. 2,1).

Im Gegensatz zu Reistingen fehlen in Frickenhausen jegliche Spuren von rauwandiger Drehscheibenware Donzdorfer oder Neuhausener Art. Dies ist sicherlich chronologisch im Sinne einer – möglicherweise aber nur geringfügig – jüngeren Zeitstellung zu werten. Solche „reinen“ Fundkomplexe der älteren gelben Drehscheibenware vom Typ Runder Berg sind bislang noch selten. Als prominentestes Beispiel ist der eponyme Platz selbst zu nennen (Kaschau 1976, Taf. 19–22). In der Jahnstraße in Kirchheim/Teck (Gross 2011, 78, Abb. 14) zeigt die Anwesenheit weniger Wandscherben mit Rollrädchendekor an, dass man sich in karolingischer Zeit befindet. Funde wie jene aus Frickenhausen sind überaus wichtig, weil sie den Beginn der Dominanz der älteren gelben Drehscheibenware im Mittelneckarraum markieren. Diese Dominanz dauert noch weit bis in die nachfolgende Phase des Typs Jagstfeld an und schwindet erst langsam im 11./12. Jahrhundert mit dem verstärkten Auftreten von „nachgedrehten“ Erzeugnissen.

Literatur

Arnold 1990: S. Arnold, Weitere Untersuchungen im Bereich der Wüstung Reistingen, Stadt Herrenberg, Kreis Böblingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1989, 1990, 277–279.

Châtelet 2000: M. Châtelet, L'habitat du Haut Moyen Âge de Roeschwoog „Schwartzacker“ (Bas-Rhin): découverte d´un four à chaux et d´un nouveau site de référence pour la céramique. Revue Archéologique de l´Est 49, 2000, 249–293.

Châtelet 2002: M. Châtelet, La céramique du haut Moyen Age du sud de la vallée du Rhin supérieur Alsace et Pays de Bade). Typologie, chronologie, technologie, économie et culture (Montagnac 2002).

Furger 1978: A. Furger, Die ur- und frühgeschichtlichen Funde von Reinach BL. Neolithikum bis Hochmittelalter, mit besonderer Berücksichtigung des frühmittelalterlichen Gräberfeldes (Derendingen/Solothurn 1978).

Goethert 2010/11: K. Goethert, Spätantike Glasfabrikation in Trier. Trierer Zeitschrift 73/74, 2010/11, 67–146.

Goldstein/Maurer 2015: O. Goldstein/A.-K. Maurer, Erste Einblicke in die Anfänge der Stadt Pfullingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2014, 2015, 279–284.

Gross 1991a: U. Gross, Mittelalterliche Keramik im Raum zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb. Bemerkungen zur räumlichen Entwicklung und zeitlichen Gliederung. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 12 (Stuttgart 1991).

Gross 1991b: U. Gross, Die Funde. In: S. Arnold/U. Gross/I. Stork, … mehr als 1 Jahrtausend. Leben im Renninger Becken vom 4. bis 12. Jahrhundert. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 19 (Stuttgart 1991) 33–42.

Gross 1994: U. Gross, Funde aus einem frühmittelalterlichen Handwerkerareal in der Bäderstraße in Neuhausen, Kr. Esslingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1993, 1994, 235–238.

Gross 1998: U. Gross, Die Funde. In: S. Arnold/U. Gross/H. von der Osten/M. Rösch/J. Ronke, Dorfsterben. Vöhingen und was davon blieb: Archäologie eines mittelalterlichen Dorfes bei Schwieberdingen. Begleitheft zur Ausstellung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg im Rathaus Schwieberdingen vom 4. April – 3. Mai 1998 (Stuttgart 1998) 31–52.

Gross 2001a: U. Gross, Zeugnisse aus schriftloser Zeit. Funde der Völkerwanderungszeit und des Frühmittelalters in Wiesloch. In: Stadtarchiv Wiesloch (Hrsg.), Wiesloch. Beiträge zur Geschichte 2 (Ubstadt-Weiher 2001) 27–47.

Gross 2001b: U. Gross, Einglättverzierte Knickwandgefäße des oberen Donau- und westlichen Bodenseeraumes. Zu einer Regionalgruppe der merowingerzeitlichen Keramik. Fundberichte aus Baden-Württemberg 25, 2001, 825–830.

Gross 2001c: U. Gross, Esslinger Funde – alt und neu. In: H. Schäfer (Hrsg.), Stadt-Findung. Geschichte, Archäologie und Bauforschung in Esslingen: anlässlich der Ausstellung im Alten Rathaus in Esslingen am Neckar vom 15. September bis 4. November 2001. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 64 (Stuttgart 2001) 99–134.

Gross 2007: U. Gross, Frühmittelalterliche Keramik aus der Wüstung Muffenheim, Gemarkungen Rastatt-Ottersdorf und Rastatt-Plittersdorf. Fundberichte aus Baden-Württemberg 29, 2007, 683–719.

Gross 2011: U. Gross, Zur früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsgeschichte von Kirchheim. In: Kirchheim unter Teck um 1000 n. Chr. Geschichte und Archäologie. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 62 (Esslingen/Stuttgart 2011) 68–80.

Gross 2012: U. Gross, Zum Fundmaterial aus der spätantiken Befestigung Sponeck – einige Ergänzungen und Korrekturen. In: U. Koch/N. Krohn (Hrsg.), „Grosso Modo“ – Quellen und Funde

aus Spätantike und Mittelalter. Forschungen zu Spätantike und Mittelalter 1 (zugleich Sonderveröffentlichungen Mannheimer Geschichtsblätter 5) (Hamburg 2012) 25–34.

Gross 2016: U. Gross, Häufig im Grab – selten in der Grube? Glasfunde in Siedlungskontexten. Vortrag auf dem 106. Kolloquium der Arbeitsgemeinschaft für Frühgeschichtliche Archäologie des Mannheimer Altertumsvereins von 1859. REM Mannheim, 3.3.2016, http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2016/3836. Stand: 06.09.2023.

Gross 2018: U. Gross, Lavezfunde vom Runden Berg bei Urach, http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2018/5913. Stand: 06.09.2023.

Gross 2020: U. Gross, „Nachgedrehte" Keramik aus Südwestdeutschland – ein Überblicksversuch, http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2020/6809. Stand: 06.09.2023.

Gross 2022: U. Gross, Funde aus fundarmer Zeit. Eine Grubenhausverfüllung der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts aus Dettingen/Teck, Kr. Esslingen, http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2022/8046. Stand: 06.09.2023.

Gross 2023: U. Gross, Weitere Funde frühmittelalterlicher Keramik aus den Untersuchungen in Dettingen/Teck (2021), http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2023/8261. Stand: 06.09.2023.

Heyse 2021: M. Heyse, Ein frühmittelterlicher Siedlungsbereich am Westrand von Wurmlingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2020, 2021, 228–233.

Jäger 2019: S. Jäger, Germanische Siedlungsspuren des 3. bis 5. Jahrhunderts n. Chr. zwischen Rhein, Neckar und Enz. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 14 (Wiesbaden 2019).

Kaschau 1976: B. Kaschau, Der Runde Berg bei Urach I. Die Drehscheibenkeramik aus den Plangrabungen 1967–1972 (Sigmaringen 1976).

Koch 2003: R. Koch, Zwei mittelalterliche Siedlungsfunde aus dem Umland des Hesselbergs. Beiträge zur Archäologie in Mittelfranken 7, 2003, 173–179.

Leinthaler 2003: B. Leinthaler, Eine ländliche Siedlung des frühen Mittelalters bei Schnaitheim, Lkr. Heidenheim. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 70 (Stuttgart 2003).

Prohaska-Gross 1991: Ch. Prohaska-Gross, Die Glas- und Schmelztiegelfunde aus dem gemauerten Schacht bei St. Peter und Paul. In: Hirsau St. Peter und Paul 1091–1991. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 10/1 (Stuttgart 1991) 179–198.

Quast 2008: D. Quast, Der Runde Berg bei Urach. Die alamannische Besiedlung im 4. und 5. Jahrhundert. In: H. Steuer/V. Bierbrauer/M. Hoeper (Hrsg.), Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria. Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 58 (Göttingen 2008) 261–322.

Schreg 1998: R. Schreg, Keramik aus Südwestdeutschland. Eine Hilfe zur Beschreibung, Bestimmung und Datierung archäologischer Funde vom Neolithikum bis zur Neuzeit (Tübingen 1998).

Schreg 1999: R. Schreg, Die alamannische Besiedlung des Geislinger Talkessels (Markungen Altenstadt und Geislingen, Stadt Geislingen a. d. Steige, Lkr. Göppingen). Fundberichte aus Baden-Württemberg 23, 1999, 385–617.

Spors-Gröger 1997: S. Spors-Gröger, Die handgemachte frühalamannische Keramik aus den Plangrabungen 1967–1984. Der Runde Berg bei Urach 11 (Sigmaringen 1997).

Stork 1990: I. Stork, Ausgrabungen in der „Hofstatt" in Münchingen, Stadt Korntal, Kreis Ludwigsburg. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1989, 1990, 183–187.

Theune-Großkopf 2015: B. Theune-Großkopf, Perlenglanz. Modeströmungen und Produktionshinweise im frühen Mittelalter. In: R. Röber (Hrsg.), GlasKlar. Archäologie eines kostbaren Werkstoffes in Südwestdeutschland (Friedberg 2015) 44–49.

Adresse

Dr. Uwe Gross
Ringstr. 25
69115 Heidelberg
uwe.gross.hd@gmx.de

Grünes aus dem Tübinger Rathaus

Dorothee Ade, Tilmann Marstaller und Natascha Mehler

Zusammenfassung

Absolut datierte Keramikkomplexe sind in Südwestdeutschland eine Seltenheit. Ein Glücksfall ist unser Fundkomplex aus dem Tübinger Rathaus, der sich absolut-chronologisch in die Zeit von 1433 bis 1435 datieren lässt. In einem 2013 angelegten Suchschnitt im Erdgeschoss des Rathauses kamen etwa 485 Keramikscherben, einige Tierknochen, Glas- und Ziegelfragmente zu Tage. Bei 35 Scherben handelt es sich um glasierte Bruchstücke von Geschirrkeramik und Ofenkacheln, von denen bei 26 Exemplaren unter der grünen Glasur eine weißliche Engobe aufgetragen worden war. Durch das historische Datum und dessen Bestätigung durch die dendrochronologischen Untersuchungen in die Zeit von 1433 bis 1435 müssen auch die glasierten Scherben spätestens in dieser Zeit in den Boden gekommen sein. Eine solch frühe Datierung von grün glasierter und engobierter Keramik ist für die Region und für Baden-Württemberg bislang ungewöhnlich.

Einleitung

1435 herrschte reges Treiben in der Stadt Tübingen. Ludwig I. (1412–1450), Graf von Württemberg, bereitete seine Hochzeit mit Mechthild von der Pfalz vor und das Rathaus, das heute städtisches Verwaltungszentrum und touristischer Anziehungspunkt ist, wurde gebaut. Man bereitete den Bauplatz dafür vor, nachdem kurz vorher, vermutlich 1434, die Vorgängerbebauung, u. a. das Haus der Witwe Werntraut Haringstein, dafür abgerissen worden war (siehe unten) (Schneider et al. 2018, 336–337; Marstaller 2022). Bei einer archäologischen Ausgrabung im Tübinger Rathaus, die 2014 stattfand, kam ein überschaubarer Fundkomplex zu Tage, der vom Abriss bzw. Neubau des Rathauses zeugt und bislang noch nicht ausgewertet wurde. In unserem Beitrag konzentrieren wir uns auf die Zeit des Um- bzw. Neubaus. Wichtig ist uns weniger der Bau des Rathauses und das gesellschaftliche Großereignis des Jahres 1435 als vielmehr ein spezifischer Aspekt, den die gefundene Keramik aufzeigt: die Verwendung von grüner Bleiglasur auf Geschirr- und Ofenkeramik die sich – wie wir darlegen werden – absolut chronologisch in die Zeit von 1433 bis 1435 datieren lässt. Bislang gibt es in Südwestdeutschland wenig absolut datierte Keramik und die Verwendung von sattgrüner Glasur wird allgemein erst mit dem späten 15. und 16. Jahrhundert angesetzt. Der Fundkomplex aus dem Tübinger Rathaus

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 345–358.

Abb. 1 Tübingen Rathaus, Bauaufnahme und Grabung 2013: Schnitt und Profil 1 mit Baubefunden und Schichten (Grafik Tilmann Marstaller).

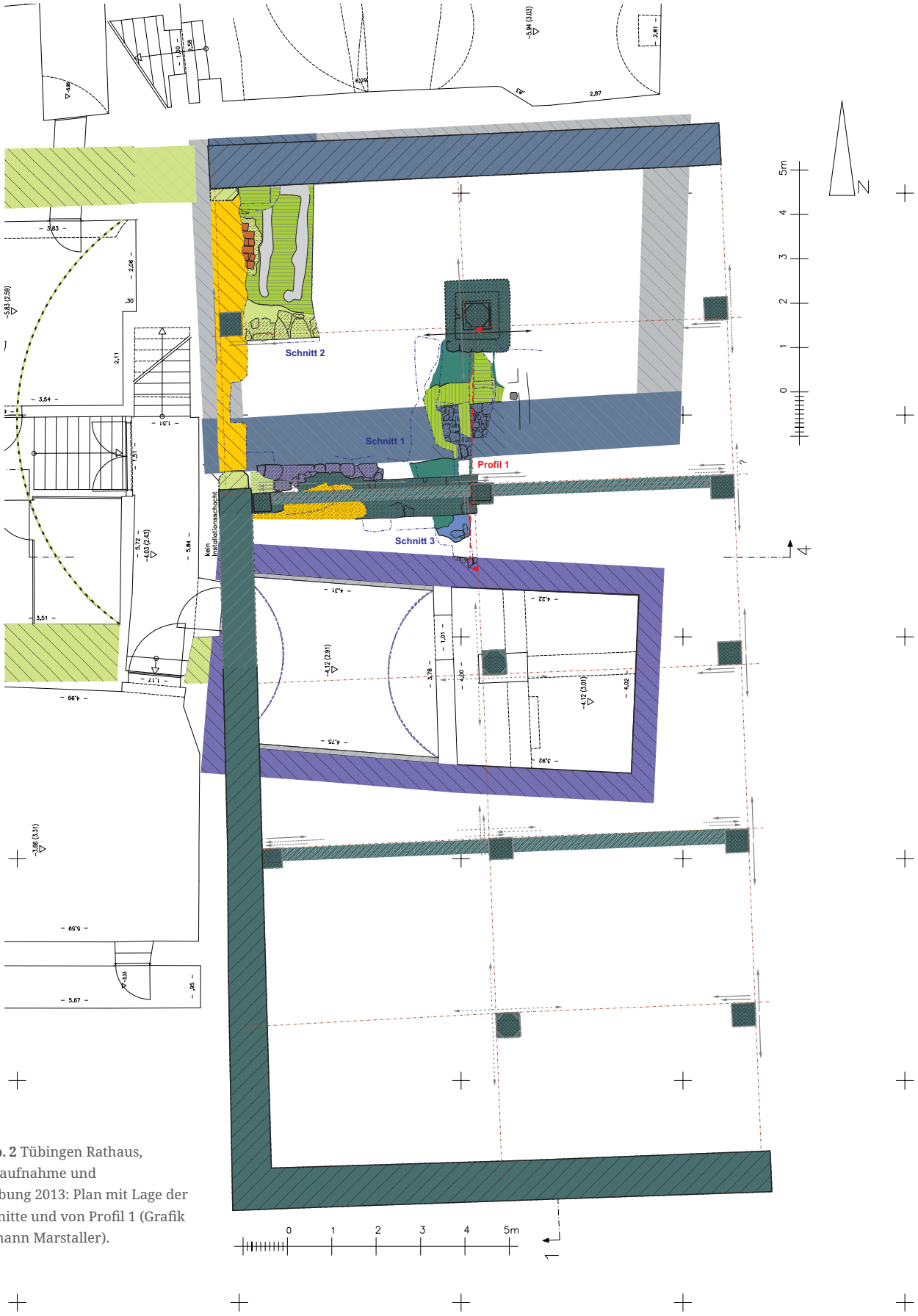


Abb. 2 Tübingen Rathaus, Bauaufnahme und Grabung 2013: Plan mit Lage der Schnitte und von Profil 1 (Grafik Tilmann Marstaller).

ist somit ein wichtiger Baustein in der Keramikchronologie Südwestdeutschlands und darüber hinaus. Zugleich zeigt der Beitrag die Möglichkeiten auf, die sich aus der Interaktion von Archäologie und historischer Bauforschung ergeben, aber noch immer viel zu selten genutzt werden.

Der Bau des Tübinger Rathauses

2012 wurden im Zuge von Sanierungsarbeiten im Erdgeschoss des Tübinger Rathauses überraschend Baureste der ursprünglichen hölzernen Innenkonstruktion des Sockelgeschosses angetroffen. So fanden sich aus der Bauzeit des 1435 neu errichteten Rathauses zwei kräftige Ständer einer ehemaligen Fachwerkinnenwand sowie eine ehemalige Freistütze. Sie lieferten erstmals konkrete Hinweise auf die ursprüngliche Ausgestaltung des dreiseitig von massiven Wänden umgebenen Sockelgeschosses. Zum Markt hin öffnete es sich ebenerdig, war jedoch in drei Abschnitte unterteilt. Im Süden lagen Verkaufsstände der Metzger und Bäcker, die Bestandteil des großen Marktplatzes waren. Der nördliche Teil, in dem die Reste der Holzkonstruktion von 1435 angetroffen wurden, diente als Durchfahrt auf einen westlich anschließenden, kleineren Markt(?)platz. Zur Ermittlung ihrer Gründungssituation wurde 2013 ein nord-süd-orientierter Suchschnitt angelegt, der vom Punktfundament IIIb Fm 2 der nördlichen Freistütze bis zum südlich davon, quer zum First verlaufenden Streifenfundament IIIb Fm 1 der ehemaligen Quertrennwand reichte (Abb. 1 und Abb. 2). An den beiden Längsseiten des Schnitts zeichnete sich deutlich eine nach Norden hin kräftig an Stärke zunehmende, vor allem aus mergeligem Material bestehende Planierschicht IIIa Ps 1 ab, in der die Baugruben für die beiden Fundamente des Rathausneubaus eingetieft waren. Während die südliche Baugrube IIIb Bgr 1 für das Streifenfundament IIIb Fm 1 nur etwa 50–60 cm tief gegraben wurde, war die Baugrube IIIb Bgr 2 für das nördliche Punktfundament IIIb Fm 2 mehr als doppelt so tief, denn die Unterkante der Baugrube IIIb Bgr 2 wurde nicht erreicht. Der Grund für die große Tiefe und Größe von Baugrube IIIb Bgr 2 und Punktfundament IIIb Fm 2 lag in der geringen statischen Tragfähigkeit einer mächtigen Auffüllschicht IIIa KVf 1, in welche die Baugrube eingetieft worden war und auf der letztlich das mehrstufig sich nach unten hin verbreiternde Punktfundament gründete. Im Gegensatz zu der darüber liegenden, verhältnismäßig fundarmen Planierschicht IIIa Ps 1 enthielt diese Auffüllschicht zahlreiche Funde. Die Unterkante dieser Schicht wurde nicht erreicht. Mächtigkeit und Material ließen schon während den Freilegungsarbeiten an die Verfüllung eines Kellers denken. Tatsächlich wurde im südlichen Teil des Suchschnitts schließlich ein kräftiges, mit Lehmmörtel gebundenes Mauerwerk (I Km 2) angetroffen. Dessen nördliche Mauerschale wurde offenkundig beim Abbruch eines darüber errichteten

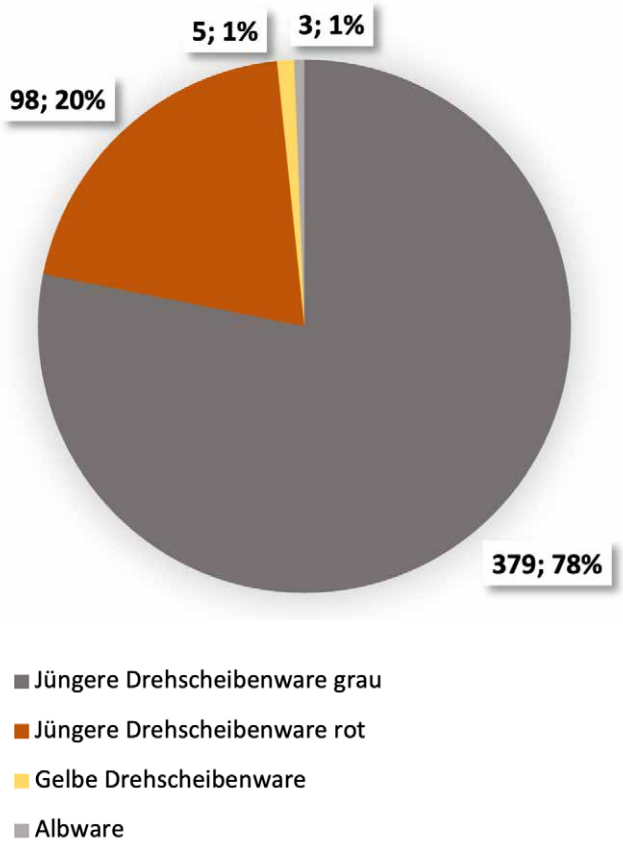


Abb. 3 Tübingen Rathaus: Prozentuale Verteilung der Warengruppen der absolut datierten Keramik (n = 485) (Grafik Natascha Mehler).

Gebäudes teilweise ausgebrochen. Als im Zuge der Bauarbeiten 2013 in der Nordwestecke des Sockelgeschosses ein weiterer kleiner Sondageschnitt angelegt werden musste, fand sich hier ebenfalls eine kräftige Auffüllschicht, die in der Materialzusammensetzung exakt der Kellerverfüllung IIIa KVf 1 im ersten Suchschnitt entsprach. Auch hier konnte die Unterkante des Befundes nicht erfasst werden, so dass es sich höchstwahrscheinlich um dieselbe Kellerverfüllung handelt. So spricht alles dafür, dass das Mauerwerk I Km 3, gegen welches die Verfüllung nördlich zieht, die Nordseite des verfüllten Kellers darstellt. Während das auf der Kellerwand aufstehende, aufgehende Mauerwerk im Süden im Zuge des Rathausneubaus abgebrochen wurde, hat man die über der Kellernordseite aufgehende Außenwand des Vorgängerbaus offenkundig in den Neubau integriert.

Die in den untersuchten Bereichen festgestellte Befundabfolge stimmt eindrucksvoll mit der schriftlichen Überlieferung und den bauhistorischen Daten zum Rathausneubau überein. So stehen der Teilabbruch eines Vorgängerbaus, die Verfüllung von dessen Keller und die nachfolgende Einplanierung des Baugrundes perfekt in Einklang mit dem Abbruch des Wohnhauses der Witwe Haringstein, das die Stadt Tübingen am 28. Mai 1433 eigens

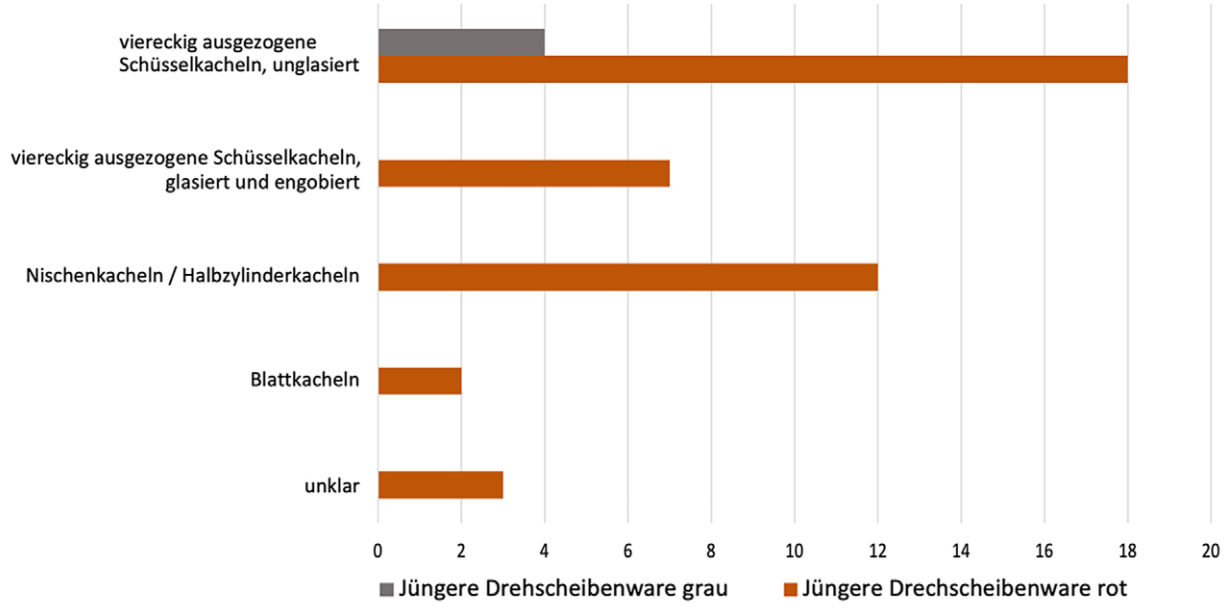


Abb. 4 Tübingen Rathaus: Kacheltypen und Warengruppen (n = 46) (Grafik Natascha Mehler).

zum Zwecke des Rathausneubaus erworben hatte.[1] Die bauhistorische Untersuchung des Rathauses ergab zudem zweifelsfrei, dass die nachfolgend in den Baugrund eingetieften Baugruben und die darin errichteten Punkt- bzw. Streifenfundamente die Substruktion des dendrochronologisch (1434/35 d) wie auch durch eine Bauinschrift auf 1435 datierten Fachwerkrathauses darstellen. Die Deponierung des Fundmaterials aus der Kellerverfüllung IIIa KVf 1, der Aufplanierung IIIa Ps 1 sowie aus den Baugrubenverfüllungen IIIb BgrVf 1 für das Streifenfundament im Süden und für das Punktfundament im Norden IIIb BgrVf 2 lässt sich somit absolut datieren. Die Funde kamen um 1433–1434 (Abbruch des Vorgängerbaus) bzw. 1434–1435 (Rathausneubau) in den Boden. Dadurch werden sie zu einem Fixpunkt vor allem für die regionale und überregionale Keramikchronologie.

Die Keramik aus der Kellerverfüllung

Bei den archäologischen Ausgrabungen kamen zahlreiche Keramikscherben, etwas Glas sowie Tierknochenfragmente und Dachziegelstücke zu Tage. In diesem Beitrag konzentrieren wir uns auf die Präsentation der absolut-chronologisch auf 1433–1435 datierten Gefäßkeramik (439 Scherben) und Ofenkeramik (46 Stück). Die meisten Scherben (ca. 379 Stück) stammen von Gefäßen der jüngeren grauen Drehscheibenware, weitere 98 Fragmente gehören zur jüngeren oxidierend gebrannten Drehscheibenware. Fünf Stück sind aus gelber Drehscheibenware und von der Albware liegen drei Fragmente vor (Abb. 3).

Bei den insgesamt 46 Kachelfragmenten ist das Verhältnis von jüngerer roter Drehscheibenware zu jüngerer grauer Drehscheibenware genau gegensätzlich. Der Großteil der Kachelfragmente, 41 Stück, besteht aus jüngerer roter Drehscheibenware, von jüngerer grauer Drehscheibenware liegen fünf Kachelfragmente vor (Abb. 4).

Ältere gelbe Drehscheibenware

In der Kellerverfüllung IIIa KVf 1 und der Baugrubenverfüllung IIIb BgrVf 2 für das Punktfundament im Norden fanden sich die ältesten Keramikfunde, die der älteren gelben Drehscheibenware angehören. Es handelt sich lediglich um vier dünne hartgebrannte Wandscherben mit kreidiger glatter Oberfläche sowie eine Randscherbe mit Henkel (Abb. 5,1). Die Warengruppe ist vom ausgehenden 7. bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts in ganz Südwestdeutschland verbreitet, findet sich aber südlich der Donau nur noch selten (Gross 1991a, 43–48; ders. 2008, 142; ders. 2009, 53; ders. 2012, 65; Schreg 1999, 205–209). Produktionsstätten wurden in Wiesloch (Rhein-Neckar-Kreis), bei Eningen unter Achalm (Kr. Reutlingen) sowie in Altdorf und Holzgerlingen (Kr. Böblingen) gefunden (Schmidt 1993, 303–304; Gross 2017, 2; Meyerdirks/Schreg 2003, 143–144; Münster/Gross 2014, 313–316). Die vorliegenden Stücke dürften – wie auch die horizontal umgelegte Randscherbe einer Kanne mit randständigem Henkel (Abb. 5,10) – zur jüngeren Gruppe „Typ Jagstfeld“ gehören, die vom späten 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhun-

1 Stadtarchiv Tübingen, Stadturkunde A10/StU2. Wir danken Udo Rauch, Stadtarchiv Tübingen.

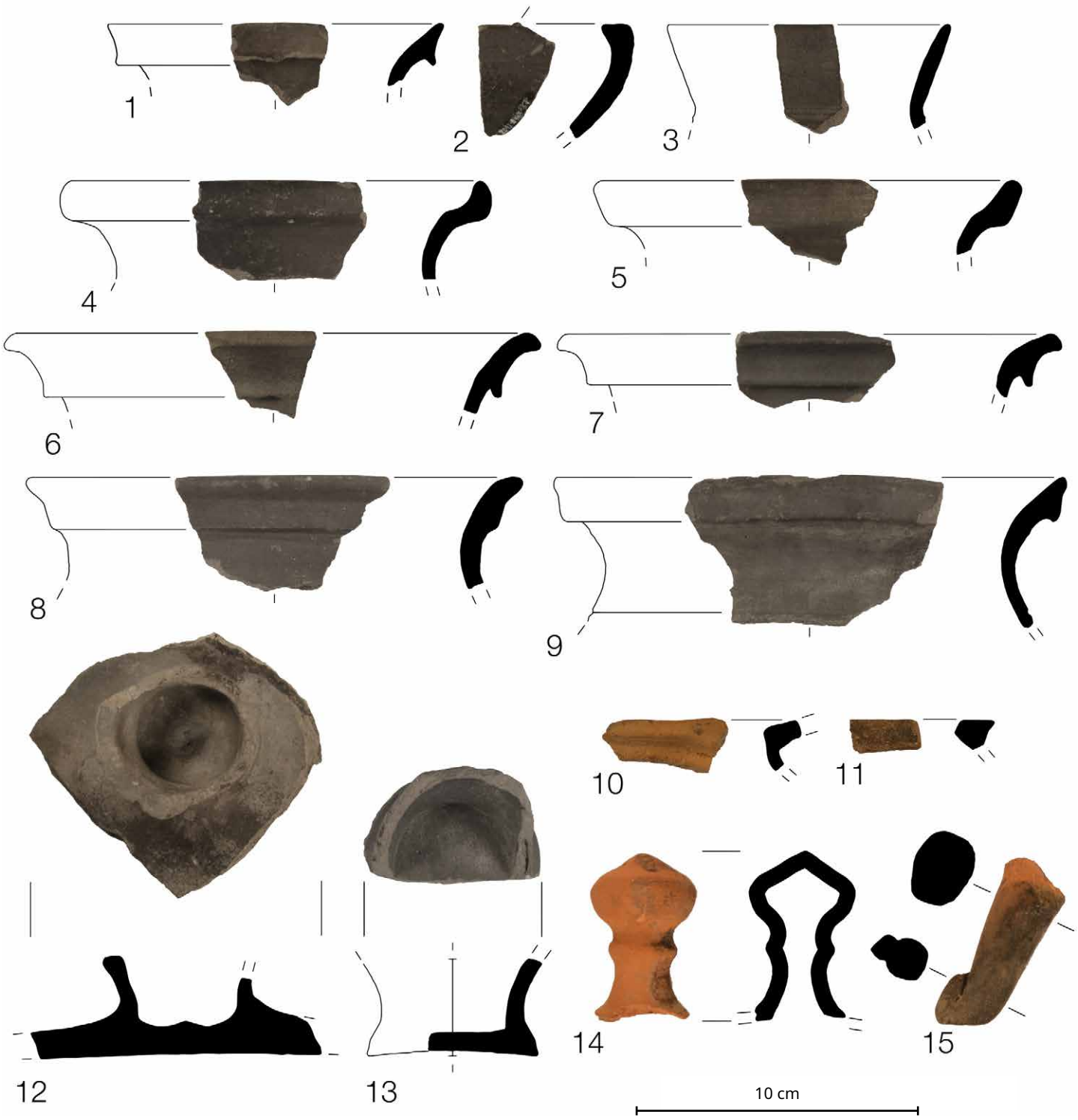


Abb. 5 Tübingen Rathaus: Übersicht über die wichtigsten Randformen und Gefäßtypen (Anton Miegel und Arne Kluge).

Abb. 6 Tübingen Rathaus: Übersicht über die Verzierungsformen im Keramikmaterial (Natascha Mehler und Arne Kluge).

derts verbreitet war (Gross 2009, 54; ders. 2021, 4). Ähnliche verschliffene „Jagstfeld"-Ränder gibt es an Kannen aus dem Königshofareal bei Rottweil (Kr. Rottweil) (Gross 2020, 4–5). Scherben dieser Warengruppe lassen sich auch in anderen Tübinger Fundkomplexen nachweisen, die bislang nicht ausgewertet wurden.[2] Sie belegen die spätmerowingerzeitliche, karolingerzeitliche und hochmittelalterliche Siedlungstätigkeit.

Albware

Nur drei Scherben, darunter eine Randscherbe, gehören der kalkspatgemagerten, nachgedrehten Ware, der sogenannten älteren Albware an, die ebenfalls zwischen Schwarzwald, Schwäbischer Alb und Donau verbreitet war und dort das Gros der im 11. und 12. Jahrhundert gebräuchlichen Keramik ausmacht (Gross 1991a, 142–145; Schreg 1999, 214–215). Mit der Typologie und Datierung hat sich jüngst K. Conrad (2022, 29–113) beschäftigt. Der vorliegende blockartig verdichtete, spitz ausgezogene Schrägrand (Abb. 5,11) gehört nach U. Gross (1991b, 143–145 Abb. 105.1.2) zum Typ Hirsau und wird in die zweite Hälfte des 12. und das frühe 13. Jahrhundert datiert (Schmid 2009, 69–75 Anm. 477).[3] Auch diese Warengruppe gibt es in zahlreichen anderen Tübinger Fundkomplexen.

Jüngere graue Drehscheibenware

Die meisten Keramikscherben gehören der jüngeren grauen Drehscheibenware an, die im Laufe der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufkommt und sich im 14. Jahrhundert immer stärker durchsetzt (Gross 1991a, 60–65; Schreg 1999, 231–234). Sie stammen überwiegend von typischen schlanken Töpfen mit Karniesrändern (Abb. 5,6.7). Einige wenige Randscherben stehen noch am Übergang vom gekehlten, unterschnittenen Leistenrand zum Karniesrand (Abb. 5,1 und 5,9). An typischen Verzierungen finden sich horizontale Schulterriefen und rundliche oder dreieckige Leisten, die häufig diese Schulterriefenzonen begrenzen (Abb. 6).

Außerdem gibt es auf den Gefäßkörper aufgesetzte, meist schräg verlaufende, breite Leisten mit dreieckigem Querschnitt und Fingerkerben. Einige Wandscherben sind außen geglättet. Drei innen gekehlte Wulsträndер (Abb. 5,4.5) sowie eine mit Schulterriefen verzierte Wandscherbe mit Henkelansatz dürften bereits von Henkeltöpfen stammen, die im ausgehenden 14. Jahrhundert und im frühen 15. Jahrhundert erstmals auftreten, aber in der Regel schon glasiert sind (Keller 1999, 63–65), oder zu seltenen Kannen, die bereits ins 15. Jahrhundert weisen (Gross 2001, 123 und 125 Abb. 91,6). Zu Bechern, wie sie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und im 15. Jahrhundert häufig vorkommen, gehören ein steiler, leicht nach außen gebogener Lippenrand mit einer Horizontalleiste am Hals sowie ein geschwungener Fuß (Abb. 5,3 und 5,13) (Koch 1979, 51ff.; Scholkmann 1978, Abb. 17,13; Gross 1991a, 93–94 Abb. 36,2.3; Ade 2021, 55–57 Abb. 42). Flachdeckel sind mit vier Fragmenten belegt, mindestens zwei besitzen einen zylindrischen Knauf, einer davon ist mit einem dreireihigen Rechteckstempeldekor verziert (Abb. 5,12 und Abb. 6 links oben). Von einem konischen Deckel stammt ein Knauf. Ein Randfragment mit Ansatz der Dochtauflag (Abb. 5,2) verweist auf ein Öllämpchen, die mit dieser Form im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts aufkommen (Homberger/Zubler 2010, 22 und 39 Tabelle, LAR 5 bzw. LAR 6).

Zwei Rand- und zwei Wandscherben gehören zu viereckig ausgezogenen, stark gerieften Schüsselkacheln, davon eine mit einem karniesartig nach innen umgeschlagenen Rand und eine mit einem horizontalen, nach innen verdickten Rand.

Oxidierend gebrannte jüngere Drehscheibenware

Mit einem erheblich kleineren Anteil sind Scherben der oxidierend gebrannten Drehscheibenware vertreten (98 Fragmente), die im 15. Jahrhundert häufiger werden.

2 Schmiedtorstraße 17, FS 14 (Schneider et al. 2018, 290–292); Lazarettgasse 6–10, FS 49, auch frühe Albware (Schneider et al. 2018, 309–311); Collegiumsgasse 5/Wilhelmstift, FS 51 (Schneider et al. 2018, 311–312); Pfleghofstr. 2, Bebenhäuser Pfleghof, FS 58, dort auch Albware (Schneider et al. 2018, 317–319); Beim Nonnenhaus 7, FS 69 (Schneider et al. 2018, 327).

3 Das späte Auftreten dieses Randtyps innerhalb der älteren Albware konnte auch K. Conrad, die sich jüngst mit der Typologie und Datierung beschäftigt hat (Conrad 2022, 68 und 111).

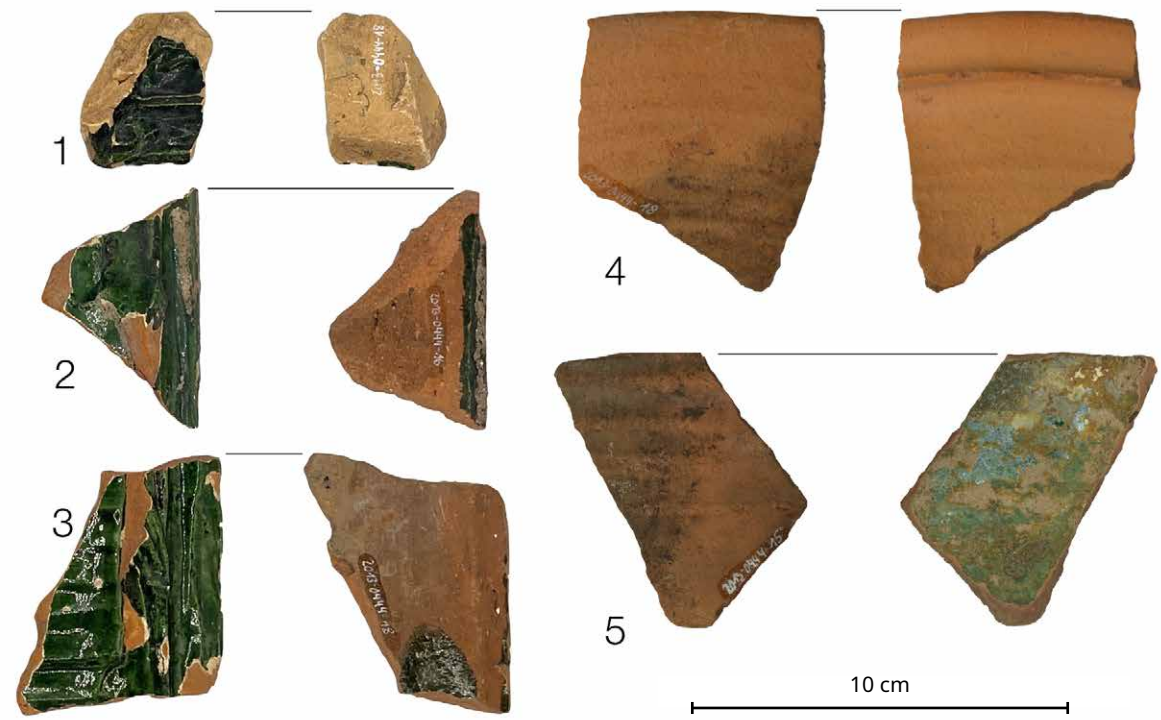


Abb. 7 Tübingen Rathaus: glasierte und unglasierte Kachelfragmente (Natascha Mehler und Arne Kluge).

Es gibt orangerote und auch fast dunkelrote Scherben. Daran haften teilweise Glasurspuren oder Glasurabrisse, die zeigen, dass die Ware zusammen mit glasierten Gefäßen im Ofen stand. Es finden sich Karniesränder, Wandscherben mit Schulterriefen, Horizontalleisten und eine Fingertupfenleiste, einige sind außen geglättet, eine weist auf der Außenseite einen horizontalen weißen Malstreifen auf. Auch hier ist wieder mit einer Randscherbe ein Öllämpchen des gleichen Typs wie bei der jüngeren grauen Drehscheibenware vertreten. Eine neue Gefäßform stellen Dreifußtöpfe dar; auf den beiden vorhandenen Füßchen mit umgeschlagenem Zeh oder Lasche befinden sich Ruß- oder Schmauchspuren (Abb. 5,15), typische Randformen von Dreifußtöpfen oder -pfannen fehlen allerdings. Bei einer Wandscherbe mit Tüllenansatz dürfte es sich um eine Dreifußpfanne mit Tüllengriff handeln. Da Glasurspuren zu sehen sind, könnten die Gefäße auf der Innenseite glasiert gewesen sein. Die umgeschlagenen Zehen und die Tüllengriffe verweisen in das 15. Jahrhundert (Gross 1991a, 121). In der Schweiz treten Füße mit umgeschlagenen Laschen bereits um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundert auf (Schreg 1999, 237; Keller 1999, 69 und 80; Marti/Windler 1988, Taf. 5,89.92).

Ungewöhnlich ist ein innen hohler, profilierter Knauf oder Griff, der in einer zwiebelartigen Hohlform endet (Abb. 5,14). Eine Seite ist mit unregelmäßigen braunen Ablagerungen überzogen, die an einigen Stellen dicker sind und dort verbrannte Glasurspritzer sein könnten. Auf dieser Seite wurde das Stück, vermutlich im Zuge der Bergung, beschädigt. Unterhalb der Knaufspitze ist eine kleine Fehlstelle, in der sich ein bis zu 3 mm mächtiger weißlicher Magerungskern befindet. An der Bruchstelle zum Gefäßkörper lässt sich erkennen, dass die Außenhaut an einen breit ausladenden Gefäßkörper angarniert bzw. über diesen gezogen wurde. Wozu dieses Stück gehört, lässt sich derzeit nicht bestimmen. Für den Griff einer Dreifußpfanne ist das 6 cm lange Stück unserer Meinung zu kurz, für den Knauf eines Deckels, einer Sparbüchse, einer Teller- oder Pilzkachel zu lang, auch die Griffe von Lavabos weisen andere Formen auf. Die größten Ähnlichkeiten zeigen der Abschlussknauf eines Dreiecksgiebels einer Kranzkachel vom Typ Tannenberg,[4] sowie zweier Destillierglocken aus Straßburg (Elsaß, Frankreich, 15. Jahrhundert: Prohaska-Gross 2001, 262 Kat. 522) und Bregenz (Vorarlberg, Österreich: Kurzmann 2000, 15–16), die ähnlich groß, aber alle glasiert sind.[5]

An Ofenkeramik liegen 26 Fragmente von Schüsselkacheln vor (22 Fragmente von jüngerer roter Drehscheibenware, 4 Fragmente von jüngerer grauer Dreh-

4 Wir danken Dr. Harald Rosmanitz für den Hinweis auf das grün glasierte Fragment einer Kranzkachel mit nasenbesetztem Dreiecksgiebel vom Typ Tannenberg aus Neuhof bei Fulda, datiert letztes Drittel 14. Jahrhundert.

5 Den Hinweis verdanken wir K. Conrad und J. Böhm, fodilus GmbH, Rottenburg.

Abb. 8 Tübingen Rathaus: glasierte Gefäßkeramik, teilweise engobiert (Natascha Mehler und Arne Kluge).

scheibenware), oft mit starken Schmauchspuren auf der Außenseite. Die aus einer runden Form nach oben viereckig ausgezogenen Schüsselkacheln zeichnen sich durch eine geriefte Wandung aus, die Ränder sind meist nach innen gekehlt und enden karniesartig mit einer horizontalen Leiste (Abb. 7,4). Diese Randform kommt erst im Lauf des 14. und im 15. Jahrhundert auf,[6] es gibt aber bei den wenigen reduzierend gebrannten grauen Stücken auch einen einfachen verdickten, schräg oder horizontal abgestrichene Rand. Gut vergleichbar sind hier Scherben aus Reutlingen, Pfäfflinshofstraße 4, aus einer im Kontext des Neubaus von 1364 (1363/64 d) eingebrachten Auffüllschicht (Köppen 1999, 118). Ein Randfragment gehört zum Tubus einer Tellerkachel des 14./15. Jahrhunderts, die in Baden-Württemberg eher selten auftritt (Roth Heege 2012, 266).

Glasierte Keramik

Unter den Funden gibt es 35 glasierte Scherben, 16 davon von Geschirrkeramik, wobei die Gefäßform oft unklar ist. Bei neun Fragmenten wurde die gelbliche bis oliv- und grünfarbene Glasur direkt auf dem Scherben aufgebracht, wie dies seit dem späten 13. Jahrhundert und vor allem im 14. und 15. Jahrhundert häufiger belegt ist (Gross 1991a, 83; Ade 2018, 274–275 und 289). Dazu gehören zwei kleine Bodenscherben, zwei kleine und eine größere innen glasierte Wandscherbe sowie eine Bodenscherbe, bei der am Umbruch innen ein kleiner Glasurstreifen aufgebracht ist (Abb. 8, unten Mitte). Grün ohne Engobe glasiert sind eine Randscherbe einer kleinen Schale, eine große Wandscherbe von einem schlanken Gefäß (Abb. 8 rechts), wohl einer Kanne, sowie eine Scherbe mit Henkelansatz am Bauch (Abb. 8, links oben), vermutlich von einem Henkel- oder Dreifußtopf. Bei sechs Stücken zeigt sich unter der grünen Glasur eine weißliche Engobe auf der Innenseite (Abb. 8, links unten), in einem Fall auf der Außenseite.

17 glasierte Scherben stammen von Ofenkacheln, überwiegend von viereckig ausgezogenen Schüsselkacheln und Halbzylinder- oder Nischenkacheln. Bei den viereckig ausgezogenen Schüsselkacheln, die mit ca. 22 Fragmenten häufiger unglasiert vorliegen, handelt es sich ausschließlich um drei Wandscherben (Abb. 7,5). Eine Boden- und zwei Wandscherben weisen auf der Innenseite lediglich weißliche Engobe ohne Glasur auf. 12 Fragmente gehören zu aufwendig gestalteten Nischenkacheln oder Halbzylinderkacheln, wobei die Rückseiten der Kacheln wie üblich nicht glasiert sind (Abb. 7,1–3).[7] Halbzylinderkacheln sind vom mittleren 14. Jahrhundert bis ins 16. Jahrhundert und Nischenkacheln vom Ende des 14. Jahrhunderts bis ins 16. Jahrhundert verbreitet (Roth Heege 2012, 254–259). Lediglich ein Fragment lässt sich einer Blattkachel zuordnen, die ebenfalls schon ab dem mittleren 14. Jahrhundert auftreten (Roth Heege 2012, 263).

Früher als gedacht

Die Datierung der engobierten, sattgrün glasierten Geschirr- und Ofenkeramikfragmente aus den datierten Befunden der Zeit von 1433–1435 ist für unsere Region

6 Entsprechende Ofenkacheln liegen in der Auffüllschicht von 1364 in der Pfäfflinshofstraße 4 in Reutlingen vor (Köppen 1999, 118); siehe auch Scholkmann 1978, 88. Roth Heege 2012, 243 datiert das Aufkommen der Schüsselkacheln mit quadratisch verzogener Mündung wohl zu jung erst in das 15. Jahrhundert.

7 Die kleinen Fragmente lassen sich nicht sicher einer der Kategorien zuordnen.

ungewöhnlich früh. Die Stücke würden ohne eindeutigen stratigraphischen, geschichtlichen wie bauhistorischen Hintergrund erst dem fortgeschrittenen 15. und dem 16. Jahrhundert zugewiesen werden. Weitere frühe Beispiele für eine Glasur mit weißer Engobeunterlage liegen allerdings aus dem nahen Reutlingen vor. Dort findet sich unter dem Fundmaterial der Aufplanierung für einen Rondenweg zwischen dem 1364 (1363/64 d) neu errichteten Haus Pfäfflinshofstraße 4 und der Stadtmauer zwei innen auf Engobe grün glasierte Dreifußpfännchen und ein am Innenrand glasierter Topf (Köppen 1999, 111 Taf. 1,5.6; 113–118 Taf. 2, 6; Abb. 1–2). Die dort ebenfalls gefundenen Nischenkachelfragmente sind allerdings noch ohne Engobe glasiert.

Abschließend möchten wir einen schlaglichtartigen Überblick über andere datierte, auf Engobe glasierte Haushalts- und Ofenkeramik in Südwestdeutschland und angrenzenden Regionen geben. In Baden-Württemberg, insbesondere am oberen und mittleren Neckar, besteht ein Mangel an gut aufgearbeiteten, aussagekräftigen Keramikkomplexen.[8] Bei den publizierten Funden wird oft nicht eindeutig unterschieden, ob glasierte Keramik mit oder ohne Engobe vorliegt. Unser Referenzkomplex vom Tübinger Rathaus wird somit hoffentlich dazu führen, dass dieser Differenzierung zukünftig mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird.

In der Deutschschweiz und in Liechtenstein kommen hell-, gelbliche und weißliche Engoben, die die grüne Glasur besonders satt zur Geltung bringen, ab der Mitte des 14. Jahrhundert vor, also nach dem Basler Erdbeben von 1356, vereinzelt sogar schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Frascoli et al. 2014, 270; Keller 1999, 37–38 und 125–126; Heege 2012, 74 Anm. 254; Heege et al. 2020, 219), verstärkt aber erst ab den 1420er Jahren (Schnyder 2011, Bd. I, 24–25). Glasiert werden Gebrauchsgeschirr, häufiger jedoch Ofenkacheln, wie Teller- und Blattkacheln. In Konstanz (Bodensee, Kr. Konstanz), dessen Keramikspektrum stark zur Schweiz tendiert, spielt die glasierte Ware gegenüber der beliebten rotengobierten Ware eine untergeordnete Rolle. Es gibt zwar außen glasierte Keramik ohne Engobe seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, sie setzt sich aber – immer noch ohne Engobe – erst um 1400 in größeren Mengen durch.[9] In Ravensburg (Oberschwaben, Kr. Ravensburg) finden sich im wohl 1375 zugefüllten Stadtgraben nur einige wenige glasierte Fragmente mit Engobe, darunter eine Schüssel.[10] In Biberach (Kr. Biberach) wurde erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts bei Kacheln Glasur häufiger verwendet und über einer Engobe aufgetragen (Schmid/Kulessa 2019, 84). In Ulm (Stadtkreis Ulm) kommen in der Rosengasse engobierte und glasierte Nischenkacheln ab dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts, Gebrauchskeramik sogar erst ab dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts vor (Westphalen 2006, 132 und 146–148).

Für den Raum zwischen Neckar und Schwäbischer Alb konstatiert U. Gross (1991a, 83–84), dass erst ab dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts verstärkt glasiertes Gebrauchsgeschirr auftritt, der Anteil im 15. Jahrhunderts aber noch gering ist. So ist in Sindelfingen (Kr. Böblingen) und Kornwestheim (Kr. Ludwigsburg) glasierte Ware bis zum Ende des 15. Jahrhunderts nicht gebräuchlich (Gross 1991a, 84; Scholkmann 1978, 80–81; Scholkmann/Frommer 2012, 118). In Gammertingen (Kr. Sigmaringen), der Glashütte bei Tübingen-Bebenhausen und in Reutlingen setzt S. Frommer (2017, 36–38) den Beginn um 1500 an. Dass es in Reutlingen schon frühere Belege gibt, wurde bereits ausgeführt. In Pforzheim (Kr. Pforzheim) fanden sich dagegen in einem Brunnen glasierte Gefäße, wie ein Henkeltopf, zwei Schüsseln, ein Seiher und drei Dreibeinpfännchen, datiert zwischen 1480–1520 (Lutz 1983, 226–234). Bezüglich der Ofenkacheln hält U. Gross (1991a, 143) fest, dass auch im 15. Jahrhundert die Glasuranwendung noch nicht die Regel ist, die Nischenkacheln aber zeitlich vorangehen, allerdings mit Verweis auf die 1399 zerstörte hessische Burg Tannenberg (vgl. zur Anfangsdatierung des Typs Tannenberg vor 1352: Hallenkamp-Lumpe 2006, 47).

Auch wenn eine Zusammenstellung für den Oberrhein noch aussteht, nimmt S. Kaltwasser (2019, 93–94) für Neuenburg an, dass die Töpfer von Ofenkeramik schon im frühen 14. Jahrhundert eine meist weiße, seltener rot oder rosafarbene Kalkengobe auftrugen, mit der die Bleiglasur besser zur Geltung kam, während sich diese Innovation bei der Geschirrkeramik in Neuenburg erst Anfang des 15. Jahrhunderts – in Freiburg allerdings früher – durchsetzte, so dass der Oberrhein enger an der Entwicklung der Deutschschweiz angekoppelt war. Mit der vermehrten Anwendung von Bleiglasuren ab dem 14. Jahrhundert tritt auch die oxidierend gebrannte Ware, auf der die Farbintensität der Glasur viel stärker zur Geltung kommt, nicht nur am Oberrhein in den Vordergrund (Kaltwasser 2019, 97).

8 Dazu zählt auch das Fundmaterial aus Reutlingen, Pfäfflinshofstraße 4, das nur im Rahmen eines Ausstellungskatalogs in Form von ausgewählten Funden vorgestellt wurde (Köppen 1999); auch die meisten von Gross 1991a herangezogenen Fundkomplexe wurden bis heute nicht ausgewertet.

9 Beobachtung in der Marktstätte (Ade 2018, 274–275 und 381–384) und bei Latrinen in der Augustinergasse: offenbar keine glasierte Ware auf Engobe in einer Latrine des 14. Jahrhunderts (Feser 2020, 219–220), im Gegensatz zu zwei anderen Latrinen des 15. Jahrhunderts (Ade 2020, 251–255).

10 Ade-Rademacher/Rademacher 1996. Das 1995 fertig gestellte Manuskript wird zurzeit überarbeitet. Glasierte Funde im Humpisquartier und auf der Veitsburg treten erst in frühneuzeitlichen Phasen auf. Ähnliches gilt auch für Mengen (Schmid 2009, 78–80).

Abb. 9 Der Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer mit grünglasierten Keramikstücken aus dem Grabungsmaterial (Natascha Mehler, 2023).

Wir können sicher nicht davon ausgehen, dass die Technik Keramik zu glasieren, überall zur gleichen Zeit beginnt. Die beiden Referenzfundkomplexe aus dem Tübinger Rathaus und Reutlingen, Pfäfflinshofstraße 4 belegen immerhin, dass die Entwicklung, Glasur auf Engobe anzubringen, zumindest in der Region früher ansetzt als bislang angenommen. Zum guten Schluss können wir konstatieren, dass die frühen grünen Scherben aus dem Tübinger Rathaus nicht nur bei uns Verzückung hervorrufen (Abb. 9).

Literatur

Ade 2018: D. Ade, Die hoch- und spätmittelalterlichen Funde von der Konstanzer Marktstätte. In: M. Dumitrache, Die Konstanzer Marktstätte im Mittelalter und der Neuzeit. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 5 (Wiesbaden 2018) 269–384.

Ade 2020: D. Ade, Nachttopf und Ofenkachel – Die keramischen Funde aus zwei Latrinen in der Oberen Augustinergasse in Konstanz. In: R. Röber (Hrsg.), Konstanz, Obere Augustinergasse. Ein Hinterhofquartier und sein historisch-bauhistorisches Umfeld. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 18 (Wiesbaden 2020) 248–265.

Ade 2021: D. Ade, Die Burg am Krebsbach. Die Ausgrabungen auf dem Burghof in Bodelshausen. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 83 (Stuttgart 2021).

Ade-Rademacher/Rademacher 1996: D. Ade-Rademacher/R. Rademacher, Der Veitsberg bei Ravensburg. Vorgeschichtliche Höhensiedlung und mittelalterlich-frühneuzeitliche Höhenburg. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 16 (Stuttgart 1993).

Conrad 2022: K. Conrad, „zu kilperg uff der brestorff"– die Keramikfunde aus der hoch- und spätmittelalterlichen Wüstung Brechesdorf bei Kilchberg (unpublizierte Masterarbeit, Universität Tübingen 2022).

Feser 2020: J. Feser, Gefäß- und Ofenkeramik aus einer Latrinenverfüllung des 14. Jahrhunderts in Konstanz. In: R. Röber (Hrsg.), Konstanz, Obere Augustinergasse. Ein Hinterhofquartier und sein historisch-bauhistorisches Umfeld. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 18 (Wiesbaden 2020) 211–247.

Frascoli et al. 2014: L. Frascoli/A. Matter/E. Roth Heege/M. Angelino/M. Regelin, Gefäße und Ofenkacheln zwischen 800 und 1350 – unterschiedliche Gefäße, unterschiedliche Materialien. In: Archäologie Schweiz (Hrsg.), Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Mittelalter, SPM VII Archäologie der Zeit von 800 bis 1350 (Basel 2014) 249–277.

Frommer 2017: S. Frommer, Gammertingen, St. Michael. Auswertung der archäologischen Ausgrabungen insbesondere unter herrschafts-, siedlungs- und landesgeschichtlicher Fragestellung. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 4 (Wiesbaden 2017).

Gross 1991a: U. Gross, Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb. Bemerkungen zur räumlichen Entwicklung und zeitlichen Gliederung. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 12 (Stuttgart 1991).

Gross 1991b: U. Gross, die Keramik-, Bein-, und Metallfunde aus dem gemauerten Schacht bei St. Peter und Paul. In: K. Schreiner (Hrsg.), Kloster Hirsau 1091–1991. Zur Archäologie und Kunstgeschichte. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 10 (Stuttgart 1991) 139–178.

Gross 2001: U. Gross, Esslinger Funde – alt und neu. In: H. Schäfer (Hrsg.), Materialien zur Geschichte, Archäologie und Bauforschung in Esslingen am Neckar. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 64 (Stuttgart 2001) 99–134.

Gross 2008: U. Gross, Transitionen – Übergangsphänomene bei südwestdeutschen Keramikgruppen des frühen und hohen Mittelalters. In: S. Arnold/F. Damminger/U. Gross (Hrsg.), Stratigraphie und Gefüge. Beiträge zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit und zur historischen Bauforschung. Festschrift für H. Schäfer zum 65. Geburtstag. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 28 (Esslingen 2008) 139–150.

Gross 2009: U. Gross, Drehscheibenware des frühen und hohen Mittelalters in Ulm. In: U. Gross/A. Kottmann/J. Scheschkewitz, Frühe Pfalzen – frühe Städte. Neue Forschungen zu zentralen

Orten des Früh- und Hochmittelalters in Süddeutschland und der Nordschweiz. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 58 (Stuttgart 2009) 51–58.

Gross 2012: U. Gross, Keramikgruppen des 8. bis 12. Jahrhunderts am nördlichen Oberrhein. Zur Frage von Verbreitungsgebieten und Produktionsstätten. In: H. Pantermehl/L. Grunwald/R. Schreg (Hrsg.), Hochmittelalterliche Keramik am Rhein. Eine Quelle für Produktion und Alltag des 9. bis 12. Jahrhunderts (Mainz 2012) 63–76.

Gross 2017: U. Gross, Kannen der Älteren gelben Drehscheibenware. Beiträge zur mittelalterlichen Keramik in Südwestdeutschland (Heidelberg 2017) http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2017/5385, Stand: 14.2.2024.

Gross 2020: U. Gross, Ulm, Löwenstein, Rottweil, Pforzheim: Vier Orte mit Hinweisen auf lokale Herstellung von Drehscheibenwaren im frühen und hohen Mittelalter. Beiträge zur mittelalterlichen Keramik in Südwestdeutschland (Heidelberg 2020). http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2020/7000, Stand: 14.2.2024.

Gross 2021: U. Gross, Ältere gelbe Drehscheibenware in Ulm. Ein Überblick. Beiträge zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik in Südwestdeutschland (Heidelberg 2021) http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2021/7315, Stand: 20.02.2024.

Hallenkamp-Lumpe 2006: J. Hallenkamp-Lumpe, Studien zur Ofenkeramik des 12. bis 17. Jahrhunderts anhand von Bodenfunden aus Westfalen-Lippe. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 42 (Mainz 2006).

Heege 2012: A. Heege, Dekortechniken auf Ofenkeramik. In: E. Roth Heege, Ofenkeramik und Kachelofen. Typologie, Terminologie und Rekonstruktion im deutschsprachigen Raum (CH, D, A, FL) mit einem Glossar in siebzehn Sprachen. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 39 (Basel 2012) 68–99.

Heege et al. 2020: A. Heege/V. Homberger/E. Roth Heege et al., Haushaltskeramik in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein, 1350–1850. In: Archäologie Schweiz (Hrsg.), SPM VIII Archäologie der Zeit von 1350 bis 1850 - L'achéologie de la période entre 1350 et 1850 - L'archeologia del periodo tra l'1350 ed il 1850 (Basel 2020) 207–258.

Homberger/Zubler 2010: V. Homberger/K. Zubler, Mittelalterliche und neuzeitliche Keramik der Region Schaffhausen. Typologie, Seriation und Materialvorlage. Beiträge zur Schaffhauser Archäologie 3 (Schaffhausen 2010).

Kaltwasser 2019: S. Kaltwasser, Materielle Kultur – Erläutert am Fundmaterial und an hervorgehobenen Befunden aus den archäologischen Grabungen in Neuenburg am Rhein. In: S. Kaltwasser/H. Krieg, Archäologie und Geschichte der Stadt in der Zähringerzeit. Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte Bd. LXI (Freiburg/München 2019) 89–101.

Keller 1999: Ch. Keller, Gefässkeramik aus Basel. Untersuchungen zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gefässkeramik aus Basel. Typologie – Technologie – Funktion – Handwerk. Materialhefte zur Archäologie in Basel 15 (Basel 1999).

Koch 1979: R. Koch, Mittelalterliche Trinkbecher aus Keramik von der Burg Weibertreu bei Weinsberg, Kr. Heilbronn. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 6 (Stuttgart 1979) 47–76.

Köppen 1999: A. Köppen, Zeugnisse des Alltags – die archäologischen Funde der Grabung Pfäfflinshofstraße 4. In: Unter Putz und Pflasterstein. Bauforschung und Mittelalterarchäologie in Reutlingen. Zum Beispiel Pfäfflinshofstraße 4 (Reutlingen 1999) 111–122.

Kurzmann 2000: P. Kurzmann, Die Destillation im Mittelalter. Archäologische Funde und Alchemie. Lehr- und Arbeitsmaterialien zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit (Tübingen 2000).

Lutz 1983: D. Lutz, die Funde aus zwei Fäkaliengruben beim Marktplatz in Pforzheim. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 8 (Stuttgart 1983) 215–248.

Marstaller 2022: T. Marstaller, Rathausgeschichte im Untergrund. Unter dem Neubau von 1435 finden sich Reste älterer Gebäude. Tübinger Blätter 2022, 90–93.

Marti/Windler 1988: R. Marti/R. Windler, Die Burg Madeln bei Pratteln/BL. Archäologie und Museum 12 (Liestal 1988).

Meyerdirks/Schreg 2003: U. Meyerdirks/R. Schreg, Töpfereiabfall der älteren gelben Drehscheibenware aus Altdorf, Kreis Böblingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002, 2003, 243–244.

Münster/Gross 2014: K.-H. Münster/U. Gross, Reste einer hochmittelalterlichen Töpferei in Holzgerlingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2013, 2014, 313–316.

Prohaska-Gross 2001: Ch. Prohaska-Gross, Die Destillierglocke. In: S. Lorenz/Th. Zotz (Hrsg.), Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525. Große Landesausstellung Baden-Württemberg, Badisches Landesmuseum Karlsruhe 29. Sept. 2001 – 3. Febr. 2002, Katalog (Stuttgart 2002) 262.

Roth Heege 2012: Ofenkeramik und Kachelofen. Typologie, Terminologie und Rekonstruktion im deutschsprachigen Raum (CH, D, A, FL) mit einem Glossar in siebzehn Sprachen. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 39 (Basel 2012).

Schmid 2009: B. Schmid, Archäologische Untersuchungen im Stadtgebiet von Mengen, Kreis Sigmaringen. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 27 (Stuttgart 2009).

Schmid/Kulessa 2019: B. Schmid/B. Kulessa, Von Stadtmauern und Salbtöpfen. Archäologie zur Siedlungs- und Apothekengeschichte in Biberach. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 13 (Wiesbaden 2019).

Schmidt 1993: E. Schmidt, Hochmittelalterliche Siedlungsstrukturen aus Eningen unter Achalm, Kreis Reutlingen. Arch. Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992, 1993, 302–305.

Schneider et al. 2018: A. Schneider/S. Frommer/B. Kulessa, Tübingen. Archäologischer Stadtkataster 41.1 (Stuttgart 2018).
Schnyder 2011: R. Schnyder, Mittelalterliche Ofenkeramik aus Zürich. Die Sammlung des Schweizerischen Nationalmuseums, Bd. 1 und 2 (Zürich 2011).
Scholkmann 1978: B. Scholkmann, Sindelfingen. Obere Vorstadt. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 3 (Stuttgart 1978).
Scholkmann/Frommer 2012: B. Scholkmann/S. Frommer, St. Martin in Kornwestheim. Archäologie und Geschichte einer Kirche. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 33 (Stuttgart 2012).
Schreg 1999: R. Schreg, Keramik aus Südwestdeutschland. Eine Hilfe zur Beschreibung, Bestimmung und Datierung archäologischer Funde vom Neolithikum bis zur Neuzeit (Tübingen 2007).
Westphalen 2006: Th. Westphalen, Die Ausgrabung von Ulm-Rosengasse. Frühmittelalterliche bis neuzeitliche Befunde und Funde (Dissertation Universität Tübingen 2006) http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn:nbn:de:bsz:21-opus-25410, Stand: 14.2.2024.

Adressen

Dr. Dorothee Ade
IKU Institut für Kulturvermittlung GbR
Hirschgasse 3
72108 Rottenburg
d.ade@iku-archaeo.de

Tilmann Marstaller, M.A.
Büro für Archäologie und Bauforschung
Rottenburger Straße 18
72108 Rottenburg
tillima@t-online.de

Prof. Dr. Natascha Mehler
Abteilung für Archäologie des Mittelalters der Neuzeit
Universität Tübingen, Schloss Hohentübingen
Burgsteige 11
72070 Tübingen
natascha.mehler@uni-tuebingen.de

Zu den sogenannten Weinsberger Bechern Typ 12

Chorologie, Typologie und Chronologie

Robin Dürr und Aline Kottmann

Zusammenfassung

Die sog. Weinsberger Becher sind eine hochwertige Keramikgattung, welche in der Frühen Neuzeit vorwiegend in den schwäbischen Weinanbaugebieten auftritt. Sie sind durch ihre Dünnwandigkeit und ihre auffallende Oberflächengestaltung mit horizontalen und wellenförmigen Rillenbündeln sowie den schwarzen bis silbrigen Glanz charakterisiert. Bisher sind aus diesem Material nur Becherformen bekannt. Sie zeigen deutliche Parallelen zu zeitgleichen Glasbechern. Die neue Zusammenstellung konnte verschiedene Gefäß- und Randformen sowie Dekormuster voneinander abgrenzen. Durch naturwissenschaftliche Analysen können die Produktionsschritte, die zu der glänzenden Oberfläche führten, erschlossen werden. Der zu ehrende Jubilar hat erst kürzlich zusammen mit Jasmin Volck und Anna Zimmermann in einem Aufsatz mit dem Titel „Biertrinker im Weinparadies“ zahlreiche Becher und andere Gläser frühneuzeitlicher Zeitstellung aus Konstanz vorgelegt (Röber et al. 2022). Es trifft sich daher, dass hier nun keramische Trinkgefäße vorgestellt werden, welche formal frappierende Ähnlichkeiten zu Glasbechern aufweisen, und eine Ausnahmeerscheinung des ausgehenden Spätmittelalters und der frühen Neuzeit darstellen.

Becher Typ 12 / „Weinsberger Becher“

Bereits 1979 verwies Robert Koch in seiner viel beachteten Arbeit „Mittelalterliche Trinkbecher aus Keramik von der Burg Weibertreu bei Weinsberg, Kr. Heilbronn“ auf Gefäße mit „walzenförmig, fast zylindrischer Gestalt“, die meist eine schmale Randlippe aufweisen. Charakteristisch für die von ihm unter dem Typ 12 subsumierten Gefäße ist neben der Gefäßform eine Verzierung aus Rillen- und Wellenbändern, die vermutlich mit einer kammartigen Schablone aufgebracht wurde. Als weitere Besonderheit dieser Gefäßgruppe stellte Koch darüber hinaus den sehr feinen, fast magerungsfreien Ton, die Dünnwandigkeit und sorgfältige Ausführung sowie die graue Oberfläche heraus, auf welcher er bei einigen Stücken eine dunklere Engobe feststellte (Koch 1979, 68–69). In

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 359–374.

seiner Zusammenschau charakterisierte er einen älteren, niedrigeren dreiteiligen und einen hohen walzenförmigen Typ (Koch 1979, 72). Eine Ansprache beider Gefäßformen unter dem Terminus der „Weinsberger Becher“ erfolgte erstmals 1998 durch Rainer Schreg (1998, 237 Abb. 250). Nicht zuletzt aufgrund der erhöhten Materialbasis (s. u. Fundortnachweis) scheint eine erneute Zusammenschau 45 Jahre nach deren erster Publikation angebracht.[1]

Verbreitung und Herkunft

Nach bisherigem Kenntnisstand stammen mehr als 100 Becherfragmente, sowie wenige vollständige Gefäße aus 67 Fundorten (vgl. Abb. 3 und Abb. 4).[2] Ein deutlich konzentriertes Auftreten lässt sich dabei vor allem im mittleren Neckarraum bzw. im Vorfeld der Schwäbischen Alb, sowie im Besonderen im Remstal feststellen. Abseits davon finden sich Einzelfunde im nördlichen Kraichgau. Besonders erwähnenswert scheinen darüber hinaus mehrere Fundorte außerhalb Baden-Württembergs: Schaffhausen (CH) (Nr. 48), Straßburg (F) (Nr. 54), Frankfurt (Hessen) (Nr. 20), Mainz (Rheinland-Pfalz) (Nr. 38), Köln (Nordrhein-Westfalen) (Nr. 29), Dresden und Leipzig (Sachsen) (Nr. 14 und 34) sowie vor allem aber aus dem bayerischen Raum, genauer Würzburg (Nr. 66), Laudenbach (Nr. 32), Straubing (Nr. 55), Moosburg an der Isar (Nr. 41) und Augsburg (Nr. 2–7). Die zahlreichen Fragmente aus Augsburg „Kitzenmarkt 11“ und weiterer Fundorte im dortigen Stadtgebiet (Nr. 3–7) bilden dabei das bei weitem größte Auftreten außerhalb Baden-Württembergs. Auffällig ist die große Anzahl an Funden aus Burgen, aber auch aus klösterlichem und städtischem Kontext. Unter den wenigen Funden aus ländlichen Siedlungen fällt Korb-Kleinheppach (Nr. 29) dadurch auf, dass der Becher aus dem Bereich der dortigen „Alten Kelter“ stammt (Kottmann/Kutz 2022).

Verbunden mit der Verbreitung der Becher ist die Frage der Provenienz. Dabei ist zu beachten, dass ihre Herstellung, insbesondere unter Berücksichtigung der Dünnwandigkeit und außergewöhnlichen Oberflächengestaltung, besonders anspruchsvoll gewesen sein dürfte (s. u.). Es scheint daher wenig verwunderlich, aber aufgrund der alten Sammlungsüberlieferung zugleich völlig abwegig, dass Gisela Reineking von Bock im Fall des vollständigen Gefäßes aus dem Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln (Nr. 28), eine Produktion in Köln vermutete – eine Annahme, die Herbert Hagn für die Becher aus Moosburg (Nr. 41) übernahm. Dieser Vermutung kritisch gegenüberzustellen ist die Tatsache, dass abgesehen von dem in einer Kölner Sammlung befindlichen Becher bis dato keine weiteren Exemplare dieser Gefäßform aus dem Rheinland bekannt sind.[3] Deutlich wahrscheinlicher scheint die Überlegung, die für zwei in Straßburg gefundene Becher angestellt wurde (Nr. 54). Diese fanden sich, zusammen mit zahlreichen Glasgefäßen im Hohlraum einer im 15. Jahrhundert erbauten Mauer im Cour des Boeufs in Straßburg. Der Komplex wird von Pia Klingenfus (1992, 129) gedeutet als „Überreste einer Ladung Glaswaren […], die wahrscheinlich bei einem Transport oder bei ihrer Entladung an der nahen Schiffslände beschädigt worden waren“. Mit Verweis auf die keramischen Becher, vor allem aber die leicht gefärbten Gläser, von denen einige für das Gebiet des Elsass eine Neuheit darstellen, im Besonderen die sog. Keulengläser, mutmaßt sie, dass „dieser Komplex wahrscheinlich in einer in Schwaben gelegenen Werkstatt hergestellt wurde“.[4]

Unterschiede in der Herstellung, insbesondere der Ausführung der Rillen, der Wandstärke, aber auch im verwendeten Rohmaterial, lassen vermuten, dass die Becher in verschiedenen Töpfereien produziert wurden. Gerade die glänzende schwarze Oberfläche scheint nur von wenigen Produzenten erreicht worden zu sein. Es gibt sogar Becher, die oxidierend gebrannt wurden, ansonsten aber ähnliche formale Eigenschaften aufweisen. Von besonderem Interesse bei der Suche nach einem vermeintlichen Produktionsort scheinen zahlreiche Becher der Form II (s. u.) aus Kirchheim unter Teck, die nicht

1 Wenngleich, wie Koch (1979, 69) schon erwähnte, diese Becher „ohne Mühe von allen anderen Bechertypen zu unterscheiden“ sind, gestaltete sich deren Identifikation in Publikationen, Grabungsberichten und Fundlisten zuweilen nicht einfach, da sie sehr häufig falsch angesprochen wurden (Firnisware, Terra Nigra, „Rätische Becher“) (Koch 1979, 69; Reineking von Bock 1971, Kat. 334; Hagn 1990, 501. – Kritisch dazu Endres 1983, 20) bzw. verschiedene Termini verwendet wurden: „Schwarze, feintonige Becher“; „Feine Irdenware-Becher“; „Schwarztonbecher“, „Feine schwarze Irdenware“; „Reduzierend gebrannte, feintonige Irdenware“; „Reduzierend gebranntes Schwarzgeschirr“; „Reduzierend gebranntes (Fast)steinzeug“.

2 Diese Zusammenstellung wäre dabei nicht ohne die Mithilfe zahlreicher Kolleginnen und Kollegen der baden-württembergischen und bayerischen Denkmalpflege, archäologischer Fachfirmen, Museen, ehrenamtlich Tätigen sowie Kolleginnen und Kollegen der mittelalterlichen Archäologie möglich gewesen, im Besonderen der Teilnehmer des Tübinger Keramikkolloquiums 2022. Namentlich gedankt sei an dieser Stelle Michaela Hermann, Uwe Gross, Dorothee Ade, Rainer Laskowski, Birgit Kulessa, Stephan Lawall, Jonathan Scheschkewitz, Bertram Jenisch, Caroline Dietz, Katharina Conrad, Harald Rosmanitz, Klaus Wirth, Christian Later, Jochen Haberstroh, Andreas Haasis-Berner, Frank Klaus, Gerhard Schneider, Marion Roehmer, Lukas Werther, Eleonore Wintergerst, Bernd Thier, Moritz Foth, Stephan Lawall und Illja Widmann.

3 Christoph Keller verdanken wir diesen wichtigen Hinweis in Form einer Negativmeldung.

4 Einschränkend muss hier erwähnt werden, dass kraussenförmige Becher (Form III) auch innerhalb von Baden-Württemberg abgesehen von einem Stück aus Eschelbronn (Nr. 15) eine Sonderform bilden und einzig im Fundmaterial aus Augsburg häufiger auftreten.

a

b

c

Abb. 1 Die drei üblichsten Oberflächendekore (Marion Vöhringer, Landesamt für Denkmalpflege).

die typische Oberflächenfärbung aufweisen, sondern eine zwischen hellgrau und beige changierende Tönung (Nr. 27). Sie fanden sich zusammen mit weiterem Töpfereiabfall in verfüllten Kellern und Gruben in der Dettinger Straße 19. Das keramische Ensemble kann dabei in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert werden (Laskowski/Gross 2005, 257–261, Abb. 241). Ohne materialtechnische Untersuchungen oder eindeutige Fehlbrände muss jedoch offenbleiben, ob es sich bei den Kirchheimer Bechern tatsächlich um Abwurf einer Töpferei handelt. Es fällt jedenfalls auf, dass sie um einiges grober gestaltet wurden (dickere Wandung, stärker verschliffene Rillen und Wandungsprofil), weshalb es sich um eine einfachere, möglicherweise lokale Variante handeln könnte. Auch Koch (1979, 69 Abb. 28,3; Nr. 61g) beschreibt ein Exemplar aus Weinsberg mit „schmutzig-ockerfarbener Tönung“, das zudem durch eine „sorglose Machart“ auffällt. Gross verwies auf das vereinzelte Auftreten „tongrundig-magerungsrauer“ Beispiele, welche „statt des reduzierend dunklen oxidierend hellen (roten) Brand zeigen“.[5] Auch im Esslinger „Karstadtareal“ kamen Becher verschiedener Ausführungsqualität zutage (Nr. 18).

Technologische und materialkundliche Kriterien

Als gemeinsame Charakteristika können vor allem die bereits von Koch angeführten formalen Kriterien definiert werden. Die Vielzahl der nun bekannten Exemplare eröffnet jedoch zum einen formale Variationen und zum anderen eine Diversität hinsichtlich materialkundlich-technologischer Kriterien. Die Gefäße sind sehr hart gebrannt, bisweilen bis zur Versinterung. Als besonders auffälliges Alleinstellungsmerkmal dieses Bechertypus ist der zur Herstellung verwendete, sehr feine Ton zu erwähnen, der kaum oder wenig Sand als Magerung aufweist, außerdem die besondere Dünnwandigkeit (zum Teil Wandstärken unter 1 mm) und die sorgfältige Oberflächenbearbeitung (schwarze Oberfläche, teilweise mit silbrig-irisierendem Glanz). Allerdings fallen auch Becher aus einigen Fundorten auf, welche dickwandiger (bis zu 3–4 mm) sind, und häufig nicht durchgehend eine schwarze Oberflächenfarbe aufweisen. Vor allem die bereits erwähnten Becher aus Kirchheim unter Teck (Nr. 27) sind fast durchweg von solch „minderwertiger“ Qualität, die sich auch in der Ausführung des Wellenbanddekors zeigt.[6] Der Scherben ist meistens hellgrau bis beige. Wenige Stücke aus Augsburg (Nr. 2g, j, l) weisen darüber hinaus auch Windflecken auf, welche aller Wahrscheinlichkeit nach auf unregulierte Luftzüge im Ofen oder eine zu dichte Schichtung des Brenngutes zurückzuführen sind.

In den meisten Fällen aber haben die Becher einen grauen Bruch und eine schwarze Oberfläche, die stellenweise einen silbernen Glanz und sogar einen irisierenden Effekt aufweisen kann.[7] Dies ist sehr auffallend und eines der charakterisierenden Kriterien für die Warenart. Eine micro-RFA-Analyse der Oberfläche ergab keine weiterführenden Ergebnisse.[8] Im Bruch ist deutlich zu erkennen, dass keine Engobe aufgetragen wurde (entgegen Koch 1969, 68–69). Da die Farbgebung ein wenig an Graphit erinnert, wurde angestrebt, eine differenzierte Diagnostik auf Kohlenstoffe durchzuführen. Dank einer kooperativen Zusammenarbeit mit dem Competence Center Archaeometry – Baden-Wuerttemberg in Tübingen konnte durch Silvia Amicone und Baptiste Solard eine Beprobung mittels Raman-Spektroskopie vorgenommen

5 Gross 1991, 98. Wohl mehrheitlich bezugnehmend auf die Becher aus Kirchheim unter Teck (Nr. 27) siehe dazu vor allem Gross 1991, Anm. 947.

6 Ebenso im Fall der Burg Weibertreu: Koch 1979, Abb. 28, 3.

7 Diese Eigenschaften führen zu einem fast metallischen Effekt, z. B. bei den Stücken aus Korb-Kleinheppach (Nr. 29) oder Esslingen „Karstadtareal“ (Nr. 18).

8 Es wurden die Hauptkomponenten der Tonzusammensetzung analysiert. Dabei gab es keine Hinweise auf farbgebende Elemente. Herzlichen Dank an Herrn Alexander Pfund, Forschungsinstitut Edelmetalle und Metallchemie, Schwäbisch Gmünd.

werden.[9] Sie hatte zum Ergebnis, dass in der Oberfläche Glanzkohlenstoff eingelagert ist. Dieser entsteht bei einem Überschuss organischer Materie in der Brennkammer unter reduzierenden Ofenbedingungen. Aufgrund der sehr gleichmäßigen Oberflächenfarbe der meisten Becher kann von einer intentionellen Zugabe von organischen Stoffen beim Brand ausgegangen werden. Die auffällige Oberfläche war schon früheren Forschergenerationen aufgefallen.[10] So betonte Endres (1983, 20) die „tiefschwarze Scherbenfarbe und stumpfe Oberfläche im gleichen Farbton". Er versuchte, die „Struktur der schwarzen Farbe [zu] klären", was nicht gelang. Allerdings konnten seine Versuche MnO_2 als Pigment ausschließen, da die Oberfläche bei einer Erhitzung auf 600 °C leicht reoxidiert werden konnte. Auch Glanzkohlenstoff wird durch Oxidation sehr schnell wieder abgebaut – eine gleichmäßige Oberfläche kann daher beim Brand nur unter sehr streng gehaltenen reduzierenden Bedingungen bewirkt werden.

Abb. 2 Beutelförmiger Becher aus Augsburg, Kitzenmarkt: Unterteil im Streiflicht (ohne Maßstab) (Anna Michaela Loew, Landesamt für Denkmalpflege, „Pilotprojekt Inwertsetzung Ausgrabungen").

Typologie

Ausgehend von den von der Burg Weibertreu stammenden Bechern sowie mehrerer, für eine Betrachtung herangezogener Vergleiche, postulierte Koch (1979, 72) eine Unterteilung der Becher Typ 12 in eine jüngere, hohe walzenförmige und eine ältere, niedrigere dreiteilige Form. Aufgrund zahlreicher Neufunde sowie einer geografisch erweiterten Betrachtung der Becher (vgl. Abb. 3), scheint eine erweiterte und verfeinerte typologische Ordnung dieser Gefäßform möglich. So lassen sich die Becherformen I–III (Abb. 3) sowie die Dekore a–c unterscheiden (Abb. 1).

Form I

Die bei weitem größte Gruppe bilden zylindrische bzw. walzenförmige Becher mit einer stark einziehenden Mündung, einer annähernd senkrechten Wandung sowie einer Hohlkehle, die die leicht ausziehende, spitze Bodenpartie von der Wandung absetzt. Direkt oberhalb der Kehlung ist häufig eine leichte Profilierung vorhanden – diese Kante setzt den Gefäßkörper deutlich vom Fußbereich ab. Der Schulterbereich ist gerundet, der Rand meist spitz zulaufend und ganz leicht nach außen gerichtet. Koch bezeichnet diese als „niedrigere" Variante (Koch 1979, 68, 72), welche abgesehen von der Burg Weinsberg auch aus der Burg Albeck bei Sulz am Neckar (Nr. 57), Künzelsau-Kocherstetten (Nr. 30), Weilheim unter Teck (Nr. 60), Esslingen „Denkendorfer Pfleghof" (Nr. 16) und Löwenstein (Nr. 37) vorliegt. Die Becher aus der Sammlung in Köln (Nr. 28), Dresden (Nr. 14) und Sonnenbühl (Nr. 53) zeigen, dass es diese Form auch in einer sehr hohen, schlanken Ausführung gibt („hohe Walzenbecher" nach Koch 1979, 72). Die Randform ist gleich, der Fuß weniger deutlich abgesetzt.

Auch wenn zwei Vertreter noch keinen Typ generieren, so soll als Arbeitshypothese eine kurze (Ik) und eine hohe Variante (Ih) der Form postuliert werden (vgl. Abb. 3).

Form II

Diese Form ist durch den einfachen, trichterförmigen Gefäßkörper charakterisiert, der sich vom eingezogenen Fuß zur Mündung in einer geraden Linie öffnet. Diese Becher haben einen einfachen, spitz zulaufenden, manchmal leicht nach außen gebogenen Rand. Anhand der Mündungspartie können die Becher aus Winterbach (Nr. 65), Alpirsbach (Nr. 1), Göppingen-Faurndau (Nr. 22) und einzelne Becher aus Kirchheim (Nr. 27h–k; m–p) und Augsburg (Nr. 2h, i, k, m, q, r; 5) dieser Form zugewiesen werden. Die Becher aus Gerabronn-Amlishagen (Nr. 21i), Bad Wimpfen (Nr. 8), Neuhausen auf den Fildern (Nr. 43a) und Stuttgart (Nr. 56) könnten darauf hindeuten, dass diese Becherform ebenfalls zusätzlich zur üblichen kurzen (IIk) eine hohe Variante (IIh) aufweist (Abb. 3).[11] Die Randpartie jedenfalls ist identisch. Die Becher aus Esslingen „Denken-

9 Der Kollegin und dem Kollegen sei herzlich für die kooperative Zusammenarbeit gedankt. Gemeinsame Analysen weiterer Becher sind in Planung.

10 Metallischer Anflug etwa Handbuch Österreich 2010, 20 Abb. 69.

11 Es sei darauf hingewiesen, dass die Verfasser die Rekonstruktion der beiden letztgenannten als hohe Becher, sowie die Randgestaltung des Bad Wimpfener Stücks auf der Zeichnung bei Koch 1979, Abb. 29.1 nicht nachvollziehen, aber auch nicht widerlegen können.

dorfer Pfleghof“ (Nr. 16a–c) dürften auch einer der beiden Varianten zuzuschreiben sein.

Form III

Eine bis dato mehrheitlich außerhalb des schwäbischen Raumes auftretende Form bilden die beutelförmigen Becher. Diese liegen aus Augsburg „Kitzenmarkt“ (Nr. 2a, e, g, j, l, n–p), Straßburg (Nr. 54b) und Eschelbronn (Nr. 15) vor (Gross 2021, 1; Klingenfus 1992, 130 Nr. 4). Charakteristisch sind das stark gebauchte Gefäßunterteil, wobei die größte Gefäßweite nahe beim Boden zu liegen kommt, ebenso wie die starke Halseinziehung und eine sich in weitem Bogen öffnende Mündung. Am Boden wurde bei dem Stück aus Augsburg (Kat Nr. 2e) mit dem Messer nachbearbeitet, sodass der kugelige Eindruck verstärkt wird (Abb. 2). Es lassen sich bis dato zwei unterschiedliche Randgestaltungen beobachten: In Augsburg mehrheitlich profilierte, teils karniesartige Ränder, in Straßburg eine einfache, gerade abgeschlossene Randpartie.[12] Formal entsprechen die Becher dem von Koch (1979) ebenfalls anhand des Fundmaterials der Burg Weibertreu definierten Typ 10 Var. B. Gerade der zuletzt genannte Becher aus Straßburg erinnert formal stark an die sog. Hessischen Krausen – er weist zwar keine Auflage in der Mitte der Mündungspartie auf, jedoch einen auffallend betonten Wandungsumbruch an dieser Stelle und erfüllt damit alle Eigenschaften einer typischen „Krause“ (Koch 1979, 64–68, Typ 10, Var. C).[13]

Allgemein sind verschiedene Dekorvarianten zu beobachten, die teils typisch für einzelne Becherformen, teils ubiquitär sind. Die Standardverzierung (Dekor a) bilden die mit einem Kamm aufgebrachten Rillenbündel, die zum einen als horizontale Linien, zum anderen als Wellenbänder ausgeführt sein können. Sie untergliedern die Becher in einzelne Zonen. Bei den kurzen Walzenbechern scheint dabei eine Dreigliederung besonders charakteristisch zu sein. Häufig sind die einzelnen Wellenbänder nochmals durch Grate oder eine Wandungsprofilierung abgesetzt, wodurch die horizontale Gliederung des Gefäßkörpers noch betont wird. Bei den vorliegenden beutelförmigen Bechern ist das gesamte Gefäß sehr gleichförmig mit Wellenbändern bedeckt, so dass bei Streiflicht fast der Eindruck einer gerippten Oberfläche (Abb. 2) entsteht.

Weit seltener sind zwischen solchen Rillenbündeln eingefasste Ornamente oder Inschriften (Dekor b) beobachtet worden, etwa bei den Funden aus Augsburg (Nr. 2t), Illshofen (Nr. 24), Unterregenbach (Nr. 31) oder Straubing (Nr. 55b und c). Hierzu können auch besondere Verzierungen gezählt werden, die auf den Rillenbündeln angebracht wurden: beispielsweise ein 1977 in Binau am Neckar geborgenes Unterteil eines walzenförmigen Bechers (Form Ih) welcher abgesehen von der typischen Wellen- und Rillenzier ein profiliertes Wappenschild samt Wappenkrone und Helmzier als Applique aufweist (Koch 1979, 70 Abb. 29,5; Abb. 30–31), oder ein in Straubing gefundener Becher mit „wappenschildförmiger Applikation“ und einer weiteren „Applikation aus gleicher Masse mit Baummotiv sowie ein nicht näher identifizierbares Fabelwesen“ (Endres 1983, 20 Taf. 2,8–9).

Zudem lassen sich mehrere Becher anführen, deren Oberfläche zusätzlich durch aufgesetzte (Beeren-) Nuppen verziert ist (Dekor c). Diese sind meist in unregelmäßigen Abständen auf die Wellenbündel aufgesetzt. Letzteres lässt sich etwa an Bechern aus Augsburg (Nr. 3), Bönnigheim (Nr. 12), Bühl (Nr. 13), Dresden (Nr. 14), Eschelbronn (Nr. 15), Gerabronn-Amlishagen (Nr. 21c), Köln (Nr. 28), Schaffhausen (Nr. 48), Schönau (Nr. 49), Schorndorf (Nr. 50) und Straubing (Nr. 55d und e) beobachten. Die Becher aus Köln und Dresden sind nur in der unteren Gefäßhälfte mit Nuppen verziert – im Fall von Köln mit auffallend gleichmäßig angebrachten Beerennuppen. Es scheint daher möglich, dass auch die anderen erhaltenen Gefäßunterteile in ähnlicher Weise zu rekonstruieren sind.

Gerade die Becher mit Nuppendekor ließen bereits Robert Koch und Uwe Gross vermuten, dass „man ihn als Tonimitation [von gläsernen Nuppenbechern] betrachten darf“ (Koch 1976, 141 Abb. 53; Gross 1991, 93 Abb. 36,8). Gross (1991, 98–99) merkt an: „Sicher alles andere als Zufall ist die Formanalogie dieser Becher zu Glasgefäßen (Stangengläsern) des späten 15. und des 16. Jahrhunderts“. Auch Gisela Reineking von Bock (1971, Kat. 334) verwies darauf, dass die Nuppenauflagen an einem Becher aus Köln (Nr. 28) „an Dekorationen von Gläsern aus dem 17. Jahrhundert“ erinnern. Und Werner Endres (1983, 20) stellt fest: „der Dekor findet seine Vorbilder eindeutig beim zeitgleichen Glas“. Darüber hinaus finden sich auch für die kelchartigen Becher Vergleiche im gläsernen Gefäßspektrum des 15. /16. Jahrhunderts (Koch 1976, 139 Taf. 49,7). Meistens treten die Nuppenauflagen bei Walzenbechern (Form I) auf. Der beutelförmige Becher (Form III) aus Eschelbronn mit Nuppen zeigt, dass ganz verschiedene Kombinationen möglich sind.

Zeitliche Einordnung und „dated sites“

Noch 1971 konnte Gisela Reineking von Bock den vollständigen, jedoch kontextlosen Becher aus Köln (Nr. 28), aufgrund stilistischer Beobachtung nur vage ins 16. und beginnende 17. Jahrhundert datieren (Endres 1983, 16; Reineking von Bock 1971, 259). Weit präziser und fundierter waren hingegen die wenige Jahre später von Robert Koch formulierten Überlegungen. Während die eponyme Burganlage aufgrund der historisch überlieferten Zerstö-

12 Diese Gefäß- und Randform findet bislang keine Parallelen, was auch der Qualität der Zeichnung geschuldet sein mag.

13 Auf diese Analogie verwies bereits Gross 2021, 1.

rung im Jahr 1525 in Folge der Bauernkriege von Württemberg, bereits selbst als „dated site“ herangezogen werden kann, stützte sich Koch bei der zeitlichen Einordnung vor allem auf Becher aus der über dem Jagsttal gelegenen Burg Leofels (Nr. 25), aus Binau am Neckar (Nr. 10) sowie ein Exemplar der Burg Kreuzenstein bei Wien.[14] Von besonderem Interesse ist dabei vor allem das zuerst genannte Fragment, weist dieses doch ein auf einer durch zwei schmale Rippen eingefassten Mittelzone die vor dem Brand angebrachte Jahreszahl 1516 auf. Für die beiden anderen ergibt sich hingegen ein terminaus ante quem von 1592 bzw. 1585 (Koch 1979, 69 Abb. 28,8). Koch (1979, 72) leitet daraus für die hohen Walzenbecher (Form Ih) eine Datierung in die zweite Hälfte oder vielleicht sogar in das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts ab. Die zahlreichen Neufunde der vergangenen Jahre ermöglichen es, die von Koch vorgeschlagene chronologische Einordnung zu bestätigen und zu konkretisieren. Für die Datierung ebenfalls von Interesse scheinen die jüngst aus einer Latrine bei Markgröningen (Lkr. Ludwigsburg) geborgenen Becherfragmente (Nr. 40). Diese waren mit einem reichhaltigen keramischen Ensemble vergesellschaftet, bestehend aus grünglasierten Blattkacheln, oxidierend gebrannten, innen grün- und gelb glasierten Grapengefäßen, (Henkel-) Töpfen, Schüsseln mit Leisten-, Karnies-, Wulst- und Sichelrand. Einzelne Gefäße weisen zudem auf der nicht glasierten Außenseite rote Bemalung in Form horizontaler Streifen auf. Der Fundkomplex scheint noch im Laufe des 16. Jahrhunderts in den Boden gelangt zu sein.

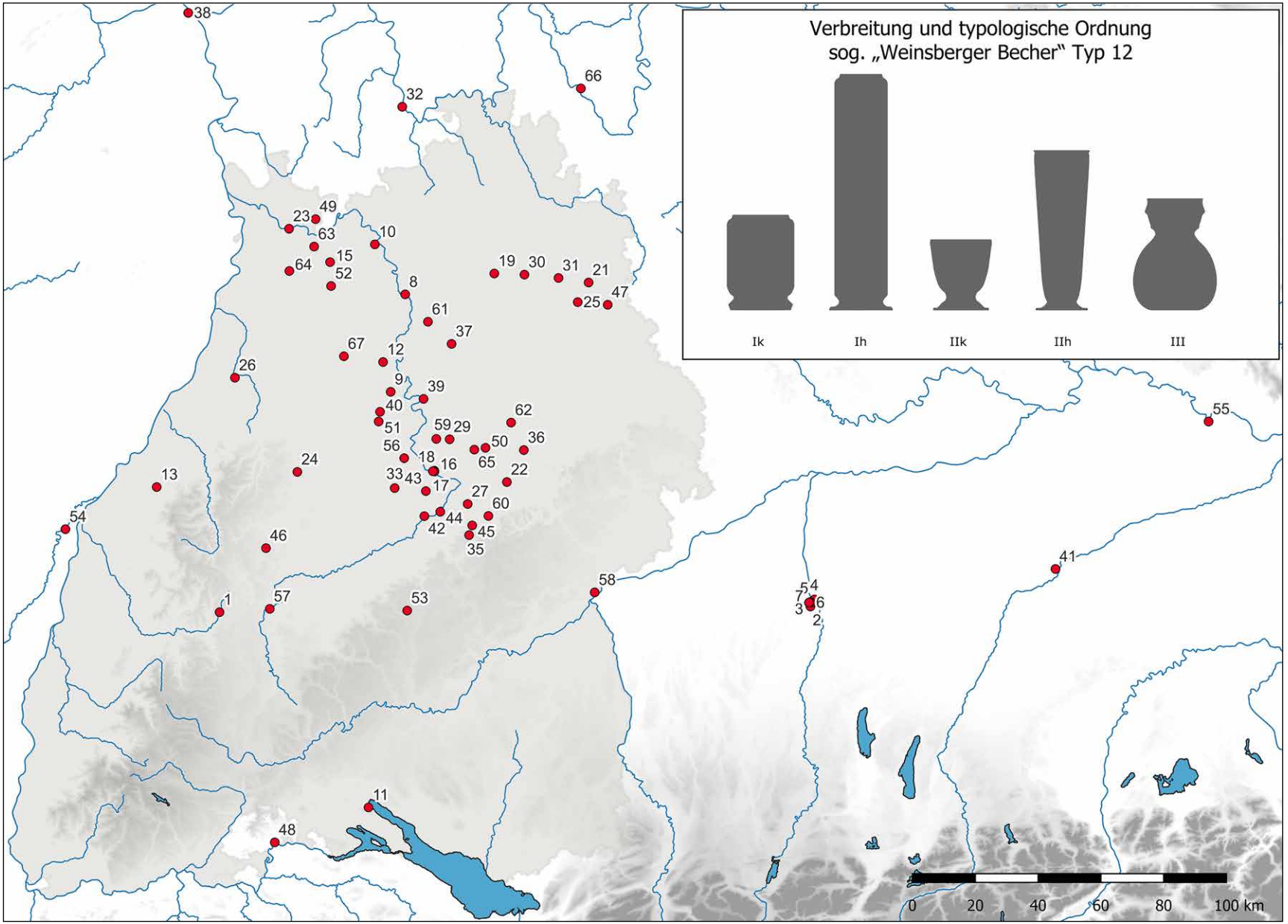
Außerhalb des eigentlichen Verbreitungsgebietes (vgl. Abb. 3) können für eine zeitliche Einordnung vor allem die Becher aus Straßburg (Nr. 54), Augsburg „Kitzenmarkt“ (Nr. 2) oder Straubing „vorm obern Tor“ (Nr. 55) herangezogen werden. Zu dem bereits erwähnten Becher aus Straßburg gibt es eine bauhistorische Datierung: er wurde in einem Hohlraum gefunden, der entlang der Mauer eines im 15. Jahrhundert erbauten Gebäudes angelegt war. Vergesellschaftet war er mit Glasgefäßen und Münzen des ausgehenden 15. Jahrhunderts (Klingenfus 1992, 130). Dadurch ist es möglich, die Fundniederlegung in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts zu datieren (Klingenfus 1992, 131). Werner Endres ordnet die Verfüllung der Abfallgrube „vorm obern Tor“ aus Straubing, in welchem sich Fragmente von mindestens drei Bechern der Form I und einem Becher mit Nuppendekor fanden, chronologisch in die Zeit zwischen 1600 und 1633 ein (Endres 1983, 18), ein terminus ante quem, der einer Herstellung im 16. Jahrhundert nicht im Wege steht. Besonders hervorzuheben sind jedoch die Funde vom Augsburger Kitzenmarkt. Sie stammen aus einer großen, mit Abfall verfüllten Grube im ehemaligen Garten der Benediktinerabtei St. Ulrich und Afra. Nachdem im Jahr 1537 die Mönche aufgrund der Restriktionen durch die reformatorische Stadtregierung ausgewandert waren, eignete sich die Stadt den Klosterkomplex an. Vermutlich entstand in diesem Zug die große Grube, die sich als Baugrube interpretieren ließe (Hermann 2015, 84). Nach dem katholischen Sieg im Schmalkaldischen Krieg wurde dem Konvent das Kloster restituiert und die Mönche kehrten 1548 zurück (Seiler 1995, 67–68). Nach Aussagen der Kolleginnen und Kollegen machten die Verfüllschichten den Anschein einer sehr zügigen Wiederverfüllung dieser Grube. Es ist also besonders reizvoll, das Jahr 1548 als terminus ante quem für die Verfüllung[15] und damit auch für die Herstellung der dort gefundenen „Weinsberger Becher“ anzusehen. Der Vollständigkeit halber sei abschließend an dieser Stelle noch auf die auf historischen Überlieferungen beruhende Datierung der Stücke aus der Burg Altbodman (Nr. 11) hingewiesen. Die Anlage wurde 1643 gesprengt (Tausendfreund 2006, 68). Auch aus der „Wüstung Ramsbach“ (Nr. 67), welche im 16. Jahrhundert aufgegeben wurde, stammen Weinsberger Becher.

Abb. 3 ▷ Verbreitung und typologische Ordnung sog. „Weinsberger Becher“ in Süddeutschland. Nicht kartiert wurden Dresden (14), Frankfurt (20), Köln (28), Leipzig (34) (Robin Dürr, Landesamt für Denkmalpflege, Karte erstellt mit QGIS 3.28.9. – Kartengrundlage: srtm.csi.cgiar.org; http://download.geofabrik.de. – Marion Vöhringer, Landesamt für Denkmalpflege).

Die erfolgte Zusammenschau der sogenannten Weinsberger Becher Typ 12 rund 45 Jahre nach deren Erstvorlage durch Robert Koch offenbart zugleich ein deutlich größeres Spektrum an Formen und Dekoren wie auch technologische Details. Bereits die jetzige Durchsicht zeigt, dass möglicherweise mit einer größeren Zahl regionaler Stile, die sich in Randformen, aber auch Ausarbeitungstechnik manifestieren, zu rechnen ist. Vielleicht hat die Konzentration der bekannten Becher im mittleren Neckar-, Kocher- und Remstal ja einen Zusammenhang mit der dortigen Weinproduktion? Man mag sich gern vorstellen, dass der gute Rebensaft aus diesen dünnwandigen, äußerst dekorativen Bechern genossen wurde. In diesem Sinne „Broschd“, lieber Ralph: auf noch viele gute Tropfen aus unseren südwestdeutschen „Weinparadiesen“.

14 Koch 1979, 70. – Das Stück wurde aufgrund der unklaren Provenienz nicht in Katalog und Abb. 3–4 aufgenommen.

15 Für eine Verfüllung noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sprechen auch die Begleitfunde, insbesondere eine große Menge an Fundmünzen: Hermann 2015, 93.


Verbreitung und typologische Ordnung
sog. „Weinsberger Becher" Typ 12
Ik
Ih
IIk
IIh
III
0
20
40
60
80
100 km

Fundortnachweis zu Abb. 3 und Abb. 4

1. Alpirsbach (Lkr. Freudenstadt), Benediktinerabtei. – Lit.: Gross 2001, 836 Abb. 887, 8.

2. Augsburg (Bayern), Am Kitzenmarkt 11, 1998–2001. – Lit.: Hermann 2015, Abb. 5,1–9.

3. Augsburg (Bayern), Kohlergasse 5–9. – Unpubliziert, Hinweis M. Hermann.

4. Augsburg (Bayern), Neuburger Str. 45. – Unpubliziert, Hinweis M. Hermann.

5. Augsburg (Bayern), Äußeres Pfaffengäßchen 11. – Unpubliziert, Hinweis M. Hermann.

6. Augsburg (Bayern), Bei St. Barbara. – Unpubliziert, Hinweis M. Hermann.

7. Augsburg (Bayern), Alte Gasse 8. – Unpubliziert, Hinweis M. Hermann.

8. Bad Wimpfen im Tal (Lkr. Heilbronn), Kloster. – Lit.: Koch 1976, Abb. 53; Koch 1979, 70 Abb. 29,1.

9. Bietigheim-Bissingen (Lkr. Ludwigsburg), Burg Bietigheim. – Lit.: Gross 1986, 98 Abb. 54,7, Woeps 2000, 78, Abb. 47,3.

10. Binau am Neckar (Neckar-Odenwald-Kreis), Schloss Binau. – Lit.: Koch 1979, 70 Abb. 29,5, 30–31.

11. Bodman-Ludwigshafen (Lkr. Konstanz), Burg Altbodman. – Lit.: Tausendfreund 2006, 77 Abb. 22.

12. Bönnigheim (Lkr. Ludwigsburg). – Lit.: Gross/Sartorius 1991, 276 (Erwähnung).

13. Bühl (Lkr. Rastatt). – Unpubliziert, Hinweis U. Gross.

14. Dresden – Lit.: Krabath 2012, Abb. 158.

15. Eschelbronn (Rhein-Neckar-Kreis). Lit.: Gross 2021, 1 Abb. 1.

16. Esslingen. Denkendorfer Pfleghof. – Unpubliziert, Manuskript D. Ade.

17. Esslingen. Karmeliterkloster. – Unpubliziert, Hinweis B. Kulessa.

18. Esslingen. „Karstadt Areal“. Maßnahme 2017-108. a Fdnr. 470, b Fdnr. 1255. – Unpubliziert, Hinweis C. Dietz.

19. Forchtenberg (Hohenlohekreis), an der nördlichen Burgmauer der Burg Forchtenberg. – Lit.: Gross1998, 240–241 Taf. 128 A 12–14.

20. Frankfurt am Main (Hessen). – Lit.: Reineking von Bock 1971, 259 (Erwähnung).

21. Gerabronn-Amlishagen (Schwäbisch Hall), Burg Amlishagen. – Lit. Gross 1991, 93 Abb. 36,8.

22. Göppingen-Faurndau (Lkr. Göppingen), Gelände des ehemaligen Lengenbades. – Lit.: Ziegler/Gross 2002, 188 Abb. 49. – AO.: Mus. Göppingen.

23. Heidelberg (Stadt Heidelberg). – Unpubliziert, Hinweis U. Gross. – AO.: Kurpfälzisches Museum Heidelberg.

24. Hirsau (Lkr. Calw). – Unpubliziert, Hinweis U. Gross. – AO.: ALM.

25. Illshofen (Lkr. Schwäbisch Hall), Burg Leofels. – Lit.: Koch 1979, 69 Abb. 28,7–8.

26. Karlsruhe-Durlach. Innerhalb des mittelalterlichen Mauerberings der Stadt, nicht näher lokalisierbar. – Lit.: Gross 2001, 836 (Erwähnung); Hinweis H. Rosmanitz.

27. Kirchheim unter Teck (Lkr. Esslingen), Dettinger Str. 19. – Lit.: Laskowski/Gross 2005; Abb. 241,10.

28. Köln (Nordrhein-Westfalen), Sammlung Clemens. – Lit.: Reineking von Bock 1971, 259 Kat. 334. – Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln (heute Museum für Angewandte Kunst Köln). Inv. Nr. E 2726 Gl.

29. Korb-Kleinheppach (Rems-Murr-Kreis), Alte Kelter: a Fdnr. 121, b Fdnr. 175, c Fdnr. 271. – Lit.: Kottmann/Kutz 2022.

30. Künzelsau-Kocherstetten (Hohenlohekreis). – Lit.: Gross 1998, 253 Taf. 141,A5.

31. Langenburg-Unterregenbach (Schwäbisch Hall). – Lit.: Koch 1979, 69 Abb. 28,6.

32. Laudenbach (Lkr. Miltenberg, Bayern). – Lit.: Koch 1979, 70 Abb. 29,2.

33. Leinfelden-Echterdingen (Lkr. Esslingen). – Unpubliziert, Hinweis U. Gross.

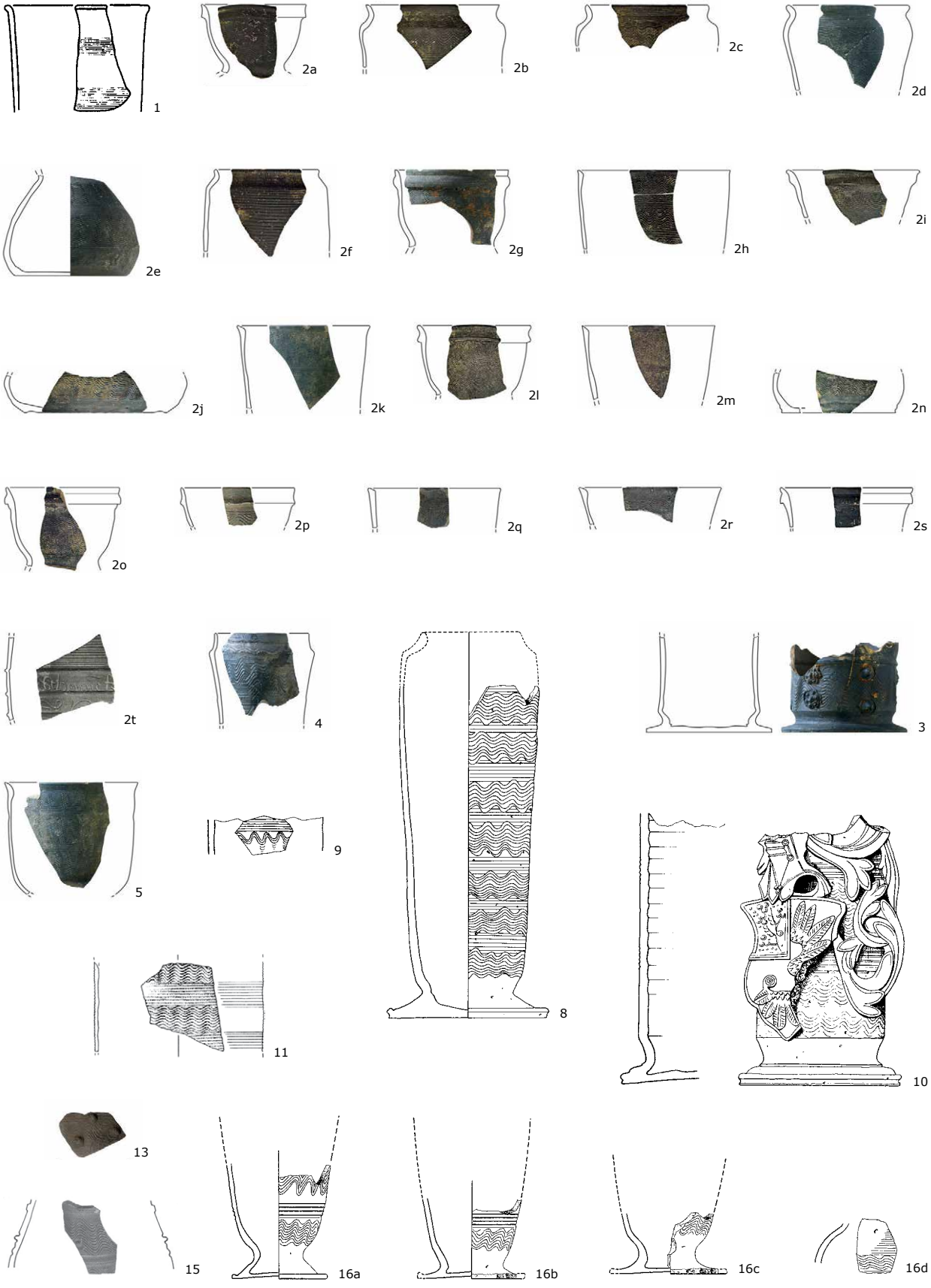
34. Leipzig, Petersstraße 28 „Ziegellatrine“. – Lit.: Kluttig-Altmann 2006, 381 Taf. 36,106.25.

35. Lenningen-Unterlenningen (Lkr. Esslingen), Sulzburg. – Unpubliziert, Hinweis U. Gross.

36. Lorch. – Unpubl., Hinweis U. Gross.
37. Löwenstein (Lkr. Heilbronn), Burg Löwenstein. – Lit.: Koch 1979, 69 Abb. 28,5. AO.: Mus. Löwenstein.
38. Mainz. – Lit.: Reineking von Bock 1971, 259 (Erwähnung).
39. Marbach am Neckar (Lkr. Ludwigsburg). – Unpubliziert, Hinweis U. Gross. – AO.: ALM.
40. Markgröningen (Lkr. Ludwigsburg), Kirchplatz, Grabung (2021-0615) - Unpubliziert, Hinweis K. Conrad. – AO.: ALM.
41. Moosburg an der Isar (Lkr. Freising, Bayern). – Lit.: Hagn 1990, 501 Abb. 11.
42. Neckartailfingen (Lkr. Esslingen). – Unpubliziert, Hinweis U. Gross. – AO.: ALM.
43. Neuhausen auf dem Fildern (Lkr. Esslingen), Unteres Schloss. – Lit.: AA 2002, 235 Abb. 207. Hinweis G. Schneider.
44. Nürtingen (Lkr. Esslingen). – Unpubliziert, Hinweis U. Gross.
45. Owen (Lkr. Esslingen), Burg Teck. – Unpubliziert, Hinweis U. Gross.
46. Pfalzgrafenweiler-Bösingen (Lkr. Freudenstadt), Burg Mandelberg. – Unpubliziert, Hinweis U. Gross. – AO.: ALM.
47. Rot am See (Lkr. Schwäbisch Hall), Kloster Anhausen. – Unpubliziert, Hinweis U. Gross. – AO.: ALM.
48. Schaffhausen (Kanton Schaffhausen, Schweiz), Kloster Allerheiligen. – Lit.: Zubler 1999, 333 Taf. 18,335.
49. Schönau (Rhein-Neckar-Kreis). – Unpubliziert, Hinweis U. Gross. – AO.: ALM.
50. Schorndorf (Rems-Murr-Kreis), nördlicher Graben des Schlosses, Notbergung R. Zeyher 1971–1974. – Unpubliziert, Hinweis B. Kulessa. – AO: Stadtmuseum Schorndorf.
51. Schwieberdingen (Lkr. Ludwigsburg), ehem. Wasserburg. – Unpubliziert, Hinweis U. Gross.
52. Sinsheim (Rhein-Neckar-Kreis), ehem. Stadtburg. – Unpubliziert, Hinweis U. Gross. – AO.: ALM.
53. Sonnenbühl-Erpfingen (Lkr. Reutlingen). – Lit.: Koch 1979, 70 Abb. 29,3.
54. Straßburg (Dep. Bas-Rhin, Frankreich). – Lit.: Klingenfus 1992, 130 Abb. 4 und 6.
55. Straubing (Lkr. Straubing-Bogen, Bayern). – Lit.: Endres 1983, 15–16, 20 Taf. 2,5.7–9; 16,4.
56. Stuttgart, Schillerplatz. – Lit.: Koch 1979, 70 Abb. 29,4.
57. Sulz am Neckar (Lkr. Rottweil), Ruine Albeck. – Lit. Ade 2015, 197.
58. Ulm. –Unpubliziert, Hinweis J. Scheschkewitz.
59. Waiblingen (Rems-Murr-Kreis). – Lit.: Gross 1991, Taf. 135,7.9.
60. Weilheim unter Teck (Lkr. Esslingen), bei der Kapelle in Weilheim/Teck. – Lit.: Koch 1979, 69–70 Abb. 28,9. – AO.: Privatbesitz.
61. Weinsberg (Lkr. Heilbronn), Burg Weibertreu, d 45, e 47, f 99, g 124, 147,158. – Lit.: Koch 1979, 68–71 Abb. 28,1–4.
62. Welzheim (Rems-Murr-Kreis). – Unpubliziert, Hinweis U. Gross. – AO.: ALM.
63. Wiesenbach (Rhein-Neckar-Kreis), Kloster. – Lit.: Durst 1993, 128 Taf. 10,80.
64. Wiesloch (Rhein-Neckar-Kreis), Röhrgasse. – Unpubliziert, Hinweis U. Gross.
65. Winterbach (Rems-Murr-Kreis). – Lit.: Gross 1991, Taf. 168,20.
66. Würzburg (Bayern). – Lit.: Hauser 1984 Abb. 64, D 7.
67. Zaberfeld (Lkr. Heilbronn), Wüstung Ramsbach. – Unpubliziert, Hinweis U. Gross.

Nachtrag: Nach Fertigstellung des Manuskriptes sind weitere Fragmente aus Kirchheim unter Teck, „Volksbankareal“ Marktplatz 3/Marktstraße 26-28 (Laskowski 1988, 255 Abb. 18,3–-4.7.9–10) sowie Cleebronn „Kalkofen“ Wüstung Niederramsbach (unpubliziert, Hinweis U. Gross) hinzugekommen und fanden daher keinen Eingang in Abb. 3 und 4.

Abb. 4 (folgende vier Seiten) „Weinsberger Becher“ aus verschiedenen Fundkontexten. M. ca. 1:3 (Fundorte 2–5, 18, 27, 29, 40, 47, 50, 57, 61: Aline Kottmann, Anna Michaela Loew, Marion Vöhringer – alle übrigen: siehe Fundortnachweis).


1
2a
2b
2c
2d
2e
2f
2g
2h
2i
2j
2k
2l
2m
2n
2o
2p
2q
2r
2s
2t
4
8
3
5
9
10
11
13
15
16a
16b
16c
16d

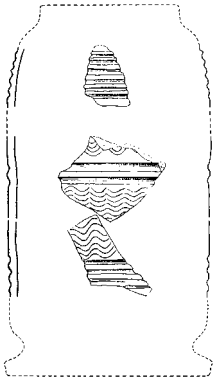
18a
18b
19a
19b
19c
21a
21b
21c
21d
21e
21f
21g
21h
21i
22
25a
25b
27a
27b
27c
27d
27e
27f
27g
27h
27i
27j
27k
27l
27m
27n
27o
27p

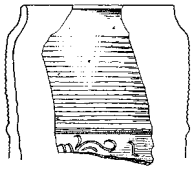
28

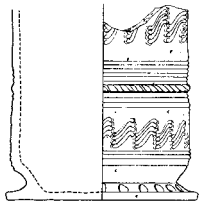
29a

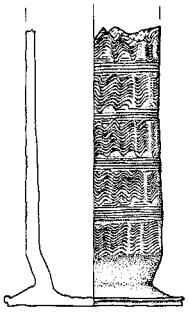
29b

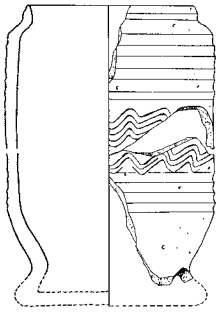
29c


30

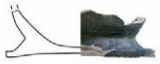

31


32

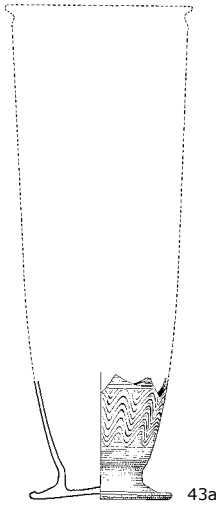

34

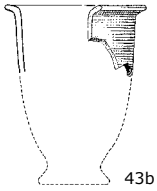

37

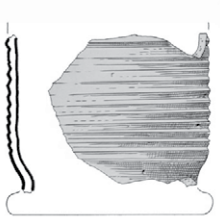
40a

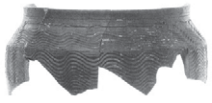

40b

40c


43a

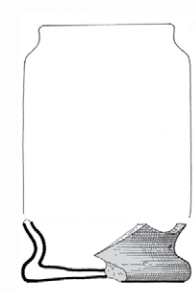

43b


43c


41a

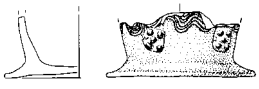
43d

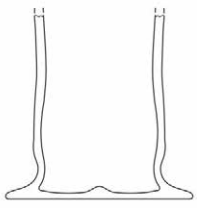
41b


43e

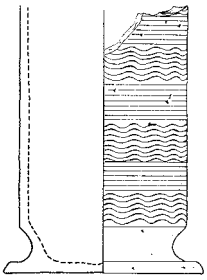
47a

47b

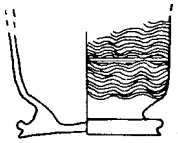

48

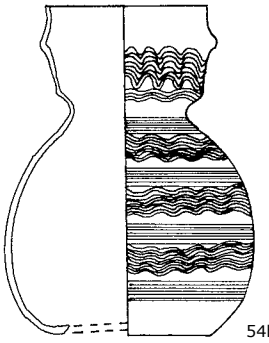


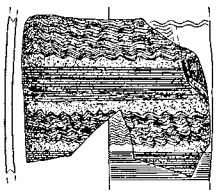
50


53

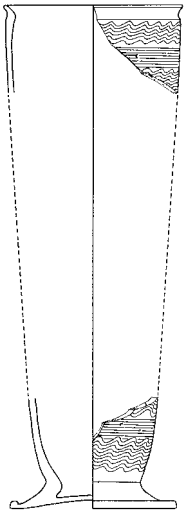
51


54a

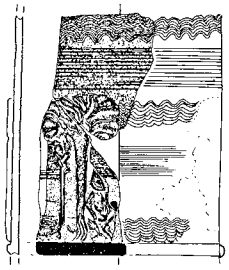

54b


55a

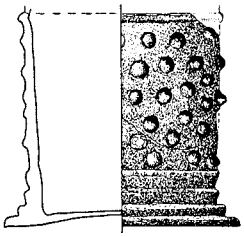
57a

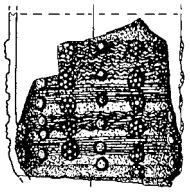

56

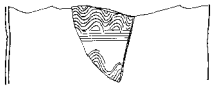
55c

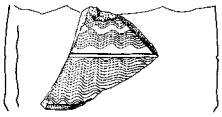

55b

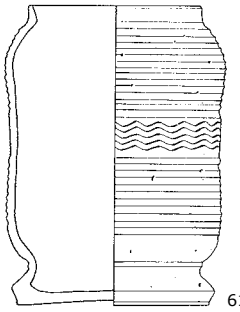
57b

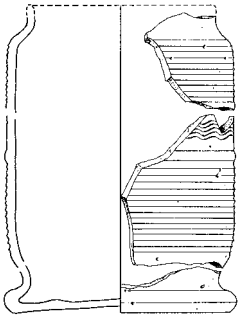

55d

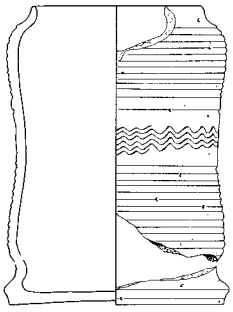

55e

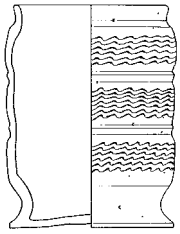

59a


59b

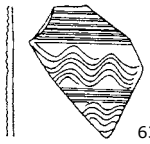

61a


61b


61c

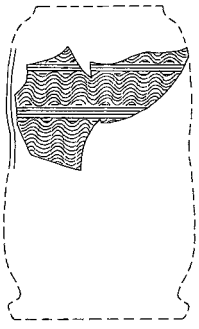

60

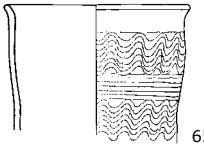
61f


63

61d

61g


64


65

61e

Literatur

Ade 2015: D. Ade, Die Burg im Spiegel der archäologischen Funde. In: C. Bumiller, Krieg Fehde Belagerung. Die Geschichte der Burg Albeck bei Sulz am Neckar (Stuttgart 2015) 178–215.

Durst 1993: I. J. Durst, Die ehemalige Propsteikirche Wiesenbach (Rhein-Neckar-Kreis). Fundauswertung der Grabungen 1977–1981, Magisterarbeit (Tübingen 1993).

Endres 1983: W. Endres, Straubinger Keramik um 1600 - der Fundkomplex „vorm obern tor“, Vorbericht 1. Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung 84, 1982 (1983), 15–52.

Gross 1986: U. Gross, Zur Keramik. In: A. Pfeifer (Hrsg.), Mittelalter-Archäologie am Beispiel der Burg Bietigheim und Funden vom Deutschhof Heilbronn. Heilbronner Museumsheft Nr. 11 (Heilbronn-Klingenberg 1986) 94–106.

Gross 1998: U. Gross, Künzelsau. Fundberichte Baden-Württemberg 22/2 (1998), 253 Taf. 141,A.

Gross 2001: U. Gross, Gefäß-, Gerät- und Spielzeugfunde aus dem Dorment. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.): Alpirsbach. Zur Geschichte von Kloster und Stadt. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 10 (Stuttgart 2001) 831–878.

Gross 2021: U. Gross, Keramikfunde aus der Niederungsburg Eschelbronn, Rhein-Neckar-Kreis. Teil 2 – Neuzeit (Heidelberg 2021), http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2021/7418.

Gross/Sartorius 1991: U. Gross/K. Sartorius, Funde aus dem älteren Stadtgraben von Bönnigheim, Kreis Ludwigsburg. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1990, 1991, 275–276.

Hagn 1990: H. Hagn, Keramik des gehobenen Bedarfs im Fundkomplex von Moosburg aus dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts. Amperland. Heimatkundliche Vierteljahresschrift für die Kreise Dachau, Freising und Fürstenfeldbruck 26, Heft 3, 1990, 497–502.

Handbuch Österreich 2010: Bundesdenkmalamt Wien Abteilung für Bodendenkmale (Hrsg.), Handbuch zur Terminologie der mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik in Österreich. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich, Beiheft 9 (Wien 2010).

Hauser 1984: G. Hauser, Beiträge zur Erforschung hoch- und spätmittelalterlicher Irdenware aus Franken. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 3 (Bochum 1984).

Hermann 2015: M. Hermann, Keramik aus zwei renaissancezeitlichen Massenfunden aus Augsburg – ein erster Überblick. In: S. Glaser (Hrsg.) Keramik im Spannungsfeld zwischen Handwerk und Kunst. Beiträge des 44. Internationalen Symposiums Keramikforschung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg, 19.–23. September 2011. Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 40 (Nürnberg 2015) 84–96.

Klingenfus 1992: P. Klingenfus, Die Cour des Boufs. In: Meinrad Maria Grewenig (Hrsg.), Leben im Mittelalter. 30 Jahre Mittelalterarchäologie im Elsass (Speyer 1992) 129–130.

Kluttig-Altmann 2006: R. Kluttig-Altmann, Von der Drehscheibe zum Scherbenhaufen. Leipziger Keramik des 14. bis 18. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Herstellung, Gebrauch und Entsorgung. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte 47 (Dresden 2006).

Koch 1976: R. Koch, Glasfunde des 15. und 16. Jahrhunderts aus Heilbronn und Umgebung. Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte 28, 1976, 131–150.

Koch 1979: R. Koch, Mittelalterliche Trinkbecher aus der Keramik von der Burg Weibertreu bei Weinsberg, Kr. Heilbronn. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters 6 (Stuttgart 1979) 47–75.

Kottmann/Kutz 2022: A. Kottmann/C. Kutz, Aufschlüsse zur Nutzungsgeschichte der Kleinheppacher Kelter. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2021, 2022, 290–294.

Krabath 2012: S. Krabath, Die Entwicklung der Keramik im Freistaat Sachsen. In: Landesamt für Archäologie (Hrsg.), Keramik in Mitteldeutschland. Stand der Forschung und Perspektive. 41. Hafnereisymposium des Arbeitskreises für Keramikforschung. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie57 (Dresden 2012) 35–172.

Laskowski 1988: R. Laskowski, Archäologische Untersuchungen und Beobachtungen auf dem neuen Volksbankareal in Kirchheim/Teck, Kreis Esslingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987, 1988, 254–258

Laskowski/Gross 2005: R. Lawskowski/ U. Gross, Töpfereischutt des 16. Jahrhunderts in der Dettinger Straße in Kirchheim unter Teck, Kreis Esslingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2004, 2005, 257–261.

Reineking von Bock 1971: G. Reineking von Bock, Steinzeug. Kataloge des Kunstgewerbemuseums Köln 4 (Köln 1971).

Röber et al. 2022: R. Röber/J. Volck/A. Zimmermann, Biertrinker im Weinparadies. Ein Glaskomplex der frühen Neuzeit vom Grundstück Marktstätte 13 in Konstanz. In: B. Jenisch/R. Röber/J. Scheschkewitz, Glaswerk. Beiträge zur Erforschung von Glas und Glashütten. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 23 (Wiesbaden 2022) 307–323.

Seiler 1995: J. Seiler, Die Abtei St. Ulrich und Afra in Augsburg im Mittelalter. Münchener Theologische Zeitschrift 46.1, 1995, 3768.

Tausendfreund 2006: H. Tausendfreund, Auf der Burg vergessen. Untersuchung der archäologischen Funde von der Burgruine Altbodman. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 124, 2006, 67–91.

Woeps 2000: T. Woeps, Burg Bietigheim. Archäologische Burgenforschung am Beispiel. Schriftenreihe des Archivs der Stadt Bietigheim-Bissingen I Band 5 (Bietigheim-Bissingen 2000).

Zubler 1999: K. Zubler, Aus dem Dreck gezogen - Ausgewählte Funde aus den Grabungen im Klosterareal. In: K. Bänteli/ R. Gamper/P. Lehmann, Das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen. Schaffhauser Archäologie 4 (Schaffhausen 1999) 196–209.

Adressen

Dr. Robin Dürr
Dr. Aline Kottmann
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
robin.duerr@rps.bwl.de
aline.kottmann@rps.bwl.de

Die biblische Königin Ester in Münster-Wolbeck

Eine Siegburger Schnelle der Renaissance genauer betrachtet

Bernd Thier

Zusammenfassung

Bei Ausgrabungen der Stadtarchäologie Münster im Ortsteil Wolbeck wurde 2014 auf dem Areal eines ehemaligen Burgmannensitzes das Unterteil einer Schnelle aus Siegburger Steinzeug geborgen. Die drei gemodelten Reliefauflagen zeigen alle die biblische Figur der *HESTER* (Ester). Das Motiv geht auf einen Kupferstich des bekannten Grafikers Virgil Solis aus den frühen 1550er Jahren als Vorlage zurück. Töpfereiabfälle inklusive Bruchstücken der Model für die Auflage, die bei Ausgrabungen in der Aulgasse in Siegburg gefunden wurden, belegen, dass identische Gefäße dort in der Zeit um 1588 unter anderem von Mitgliedern der Töpferfamilie Knütgen hergestellt wurden. Die Darstellung der Ester stammt aus einer Serie von Kupferstichen, die in gleicher Art auch auf weiteren Siegburger Schnellen erscheinen und zusammen die drei jüdischen Heldinnen des Altertums darstellen. Die aufwändigen Gefäße wurden weit verhandelt und von einer Käuferschicht erworben, die einerseits die finanziellen Möglichkeiten andererseits eine hohe religiöse bzw. humanistische Bildung besaß.

Einführung

Mit archäologischen Funden verbinden viele Menschen Geheimnisvolles oder auch Wertvolles. Der Alltag von Archäologinnen und Archäologen ist aber in der Regel geprägt von zwar wissenschaftlich interessanten, oft aber optisch nicht ansprechenden Objekten. Meist handelt es sich um unscheinbare unverzierte Bruchstücke keramischer Gefäße („Scherben“), die allerdings die Datierungen von Befunden und Rückschlüsse auf ausgewählte Aspekte des Alltagslebens einer Epoche ermöglichen. Nur selten werden dabei Keramikfragmente entdeckt, deren genauere Analyse Einblicke in die Herstellung, Gestaltung, Verzierung, die historische Motivwelt und künstleri-

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 375–386.

Abb. 1 Unterteil einer Schnelle mit der Darstellung der Hester (Ester), linke, mittlere und rechte Reliefauflage, Steinzeug, Siegburg, erhaltene Höhe 16 cm, um 1575/1590, Ausgrabung Münster-Wolbeck, Münsterstraße 7, 2014, Stadtarchäologie Münster (Stadtmuseum Münster, Henrike Kelsch).

Abb. 2 Boden der Schnelle mit der Darstellung der Hester (Ester) (Stadtmuseum Münster, Henrike Kelsch).

sche Ausarbeitung, den Handel, die Verbreitung, die Verwendung und die möglichen Beweggründe der Käuferinnen und Käufer von besonderen Gefäßen ermöglichen, bei denen tatsächlich Beziehungen zu mehreren bestimmten und sogar namentlich überlieferten und bekannten Personen möglich sind. Ein solcher Fund soll nachfolgend eingehend vorgestellt werden.

Das Bruchstück einer Schnelle aus Wolbeck

Bei Ausgrabungen der Stadtarchäologie Münster an der Münsterstraße 7 im Ortskern von Wolbeck wurde 2014 auf dem Areal eines ehemaligen Burgmannensitzes das Unterteil eines Gefäßes aus gelblich gebranntem Steinzeug

geborgen (Abb. 1). Bereits im 13. Jahrhundert hatte der 1975 in die Stadt Münster eingemeindete, ehemals eigenständige Ort, Sitz der fürstbischöflichen Burg, das sogenannte Wigboldrecht erhalten, das eine eingeschränkte Finanzhoheit, ein Markt- und Befestigungsrecht sowie eine eigene Gerichtsbarkeit umfasste.

Das schlanke zylindrische Gefäß weist auf der Außenseite drei identische, gemodelte Reliefauflagen auf, von denen allerdings nur eine fast vollständig erhalten ist. Der Bodendurchmesser des noch etwa 16 cm hoch erhaltenen Gefäßteils, an dem der untere Ansatz eines Henkels erkennbar ist, beträgt 8,5 cm. Ein Teil der Außenseite und der vollständige Boden des ansonsten an der Oberfläche matten Gefäßes weist eine transparente Ascheanflugglasur (Salzglasur) auf, die beim Brennvorgang im Töpferofen zufällig durch die Ablagerung von Natriumsalzen aus dem verbrannten Holz auf der vollständig gesinterten und somit verglasten Oberfläche in Verbindung mit dem Silizium im Töpferton entstanden war (Abb. 2). Beim Brand stand das Gefäß im Ofen daher auf dem Kopf. In der Mitte des Bodens befindet sich ein stärkerer Trocknungs- oder Brandriss, in den die Glasur hineingelaufen ist. Trotz dieses leichten Fabrikationsfehlers, der sehr häufig bei dieser Art von Gefäßen auftritt (Roehmer 2014, 141), war es dicht.

Die in einem Model ausgeformten und danach auf den bereits angetrockneten Gefäßkörper angebrachten leicht trapezförmigen rechteckigen Reliefauflagen zeigen in einer ovalen Kartusche eine weibliche Gestalt, eingefasst von reicher Ornamentik aus sogenanntem Rollwerk (Abb. 3). Oben ist dieses umgeben von Vögeln, unten von Blattranken und Blüten. In einer kleinen Rollwerkkartusche unter der Darstellung ist als Inschrift der Name *HESTER* zu lesen.

Königin Ester

Es handelt sich hierbei um eine fiktive Abbildung der im Buch Ester im Alten Testament der Bibel erwähnte Königen Ester (auch Hester). Sie blickt nach links und ist in ein antikisierendes Gewand gekleidet. Auf dem sorgsam frisierten Haupt trägt sie eine winzige Krone und in der linken Hand ein schmales Zepter. Mit der Rechten hält sie eine wappenähnliche Rollwerkkartusche, auf der ein mehrgliedriges Gebäude abgebildet ist. Im Hintergrund der Szene sind Mauerreste erkennbar, aus denen eine Pflanze, die hinter der linken Hand der Königin zu sehen ist, emporwächst. Ester war der Überlieferung nach ein jüdisches Waisenkind, das im 5. Jahrhundert vor Christus mit dem persischen König Ahasveros (Xerxes I.) verheiratet wurde (Wacker 2006). Dank des Einflusses auf ihren nichtjüdischen Ehemann und ihres Einsatzes, versinnbildlicht durch das machtgebietende Zepter einer Königin, wurde eine Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Persiens verhindert. Ein hoher Regierungsbeamter des Königs hatte im Zuge einer Intrige unter Vorspiegelung falscher Tatsachen erwirkt, dass dieser ein Edikt zur vollständigen Vernichtung des jüdischen Volkes in seinem Reich erlassen hatte. Ester erfuhr von diesem Plan und konnte ihren Ehemann vom Verrat des Beamten Haman überzeugen, der daraufhin hingerichtet wurde. Zusammen mit dem Juden Mordechai erließ sie ein neues Dekret, dass sie mit dem Siegel des Königs versah, das es den Juden erlaubte, sich mit Waffen zu wehren, was auch geschah und zu vielen Opfern unter der nichtjüdischen Bevölkerung führte. Der geplante Genozid an den Juden wurde so in einen Mord

Abb. 3 Detail der Reliefauflage mit der Darstellung der Hester (Ester) (Stadtmuseum Münster, Henrike Kelsch).

an ihren Feinden umgekehrt. Bis heute wird diese Rettung durch Ester am jüdischen Purimfest gefeiert. Obwohl sie Jüdin war, wurde und wird sie für diese mutige Tat als Heilige in der katholischen Kirche verehrt. Ihr Gedenktag ist der 24. Mai.

Siegburger Schnellen der Renaissance

Das in Wolbeck gefundene Fragment stammt von einer sogenannten Schnelle, einer typischen Gefäßform der Hochrenaissance mit drei Reliefauflagen. Diese spezielle Form des Kruges wurde vermutlich bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Töpfereien in Köln, ausgehend von den etwas niedrigeren und gedrungenen sogenannten Pinten entwickelt. Die schlanken, zylindrischen Krüge, Trinkgefäße für Wein und Bier, die sich immer nach oben verjüngen und daher einen geringeren Rand- als Bodendurchmesser haben, weisen jeweils einen kleinen Bandhenkel auf, der kurz unter dem Rand angesetzt ist. Am Rand und am flachen Boden treten meist drei kräftige Wulstrippen auf (Gansohr 1987; Roehmer 2007, 30–34). Bei Ausgrabungen treten Fragmente dieser Gefäße im Fundmaterial des ausgehenden 16. Jahrhunderts regelmäßig auf, aber auch obertägig haben sich zahlreiche vollständige Exemplare, oft mit einem Zinn- oder Silberdeckel, erhalten, die heute in Museen oder Privatsammlungen aufbewahrt werden.

Die Namensherkunft des Begriffs Schnelle ist noch immer nicht eindeutig geklärt. Im bekannten Töpferort Siegburg wurde diese schlanke Gefäßform von spezialisierten und kunsthandwerklich versierten, oft sogar namentlich bekannten Töpfermeistern vor allem in der Zeit zwischen etwa 1560 und 1590 in großer Zahl hergestellt und in weite Teile Nordeuropas verhandelt. Das bisher älteste bekannte datiere Exemplar trägt in der gemodelten Auflage die Jahreszahl 1559 (Gansohr 1987, 53; Roehmer 2007, 33–34; Roehmer 2014, 141), das jüngste die Angabe 1595 (Roehmer 2007, 33–34). Die für Schnellen charakteristischen drei schmalen Auflagen können hierbei alle identisch sein, manchmal handelt es sich auch um zwei oder drei unterschiedliche Reliefs. Bei den ungleichen Darstellungen liegen vielfach inhaltliche Bezüge vor. Die sehr komplizierte und in mehreren Arbeitsschritten erfolgte Herstellung der endgültigen Negativformen (Abdruckmatrizen) für diese Reliefauflagen von der Urmatrize, über die Urpatrize (Zwischenpatrize) zu den eigentlichen Originalmatrizen über den Zwischenschritt der Abdruckpatrizen erforderte enorme kunsthandwerkliche Fähigkeiten.[1]

Schnellen mit der Darstellung der Königin Ester

Die offenbar frühesten Darstellungen der Ester auf Schnellen mit einer hell- bis dunkelbraun brennenden Engobe unter einer kräftigen transparenten Salzglasur wurden in Köln gefertigt. So traten bereits 1951 Fragmente mit diesem Motiv unter den Töpfereiabfällen an der Streitzeuggasse (Unger 2007, 480, Nr. 649) und 2001 an der Komödienstraße (Unger 2007, 115, Abb. 28, 419, Nr. 517) auf, die teilweise die gemodelte Datierung 1566 trugen. Oft sind die Abbildungen, manchmal mit der Inschrift *ESTER HAT FICTORIA* (Ester hat gesiegt), kombiniert mit Bildnissen der Judith und der Lucretia, wie Exemplare im Kölnischen Stadtmuseum (Unger 2007, 284, Nr. 223), im Rijksmuseum Amsterdam (Klinge 1996, 16, Nr. 4) oder im Musée du Louvre in Paris (von Falke 1908, Abb. 141) belegen. Bereits zur gleichen Zeit finden sich Bildnisse der Ester in zahlreichen verschiedenen Ausführungen als Reliefauflagen auch auf Siegburger Schnellen in privaten und musealen Sammlungen. Gelegentlich treten sie auch als Bruchstücke bei archäologischen Ausgrabungen auf (Gansohr 1987, 56–57; Ruppel 1995, 31; Roehmer 2007, 260, Nr. 695–697). Einige dieser Reliefs tragen dabei ebenfalls die vom Model mitausgeformte Jahreszahl 1566.

Auch kommen Auflagen mit dem Motiv der Ester vor, die mit den beiden Buchstaben „H. H.“ signiert sind (Klinge 1972, Nr. 302). Sie stammen aus der Hand des zwischen 1569 und 1595 durch datiere Model nachweisbar tätigen Formschneiders und vermutlich auch Töpfers Hans Hilgers Er wurde als Johann Knütgen, Sohn des 1564 oder 1565 verstorbenen Hilger Knütgen geboren und starb 1610 (Treptow 1991, 106–111). Ein anderes Relief mit der Abbildung der Königin kommt auf verschiedenen Siegburger Schnellen vor, lässt sich identisch aber zusätzlich auf einer großen Flasche (Pulle) nachweisen, die wiederum dem Formschneider „F. T.“ (Frans Trac) zugewiesen wird. Diese ist durch andere Auflagen in die Zeit nach 1574 datierbar (von Falke 1908, 105, Abb. 90). Auf einer anderen um 1565 entstandenen und ebenfalls mit „F. T.“ signierten Schnelle zeigt der Künstler eine szenische Darstellung von Esther vor Ahasveros (Klinge 1972, Nr. 248, 249). Frans Trac arbeitete zwischen 1559 und 1568 in der Werkstatt der Familie Knütgen in Siegburg, erlitt dann aber offenbar eine Handverletzung und konnte sein Handwerk nicht weiter ausüben und starb 1579 (Treptow 1991, 103–106). Daher haben sich die beiden wichtigsten und bekanntesten Formscheider in Siegburg in den 1560er/1570er Jahren mit der Darstellung der biblischen Königin bei der Auswahl der Motive für ihre Reliefauflagen eingehend beschäftigt.

1 Vgl. Ruppel 1991c, 85–91; Ruppel 1996, 11–12; Roehmer 2014, 77–84 und Roehmer 2022, 29–32.

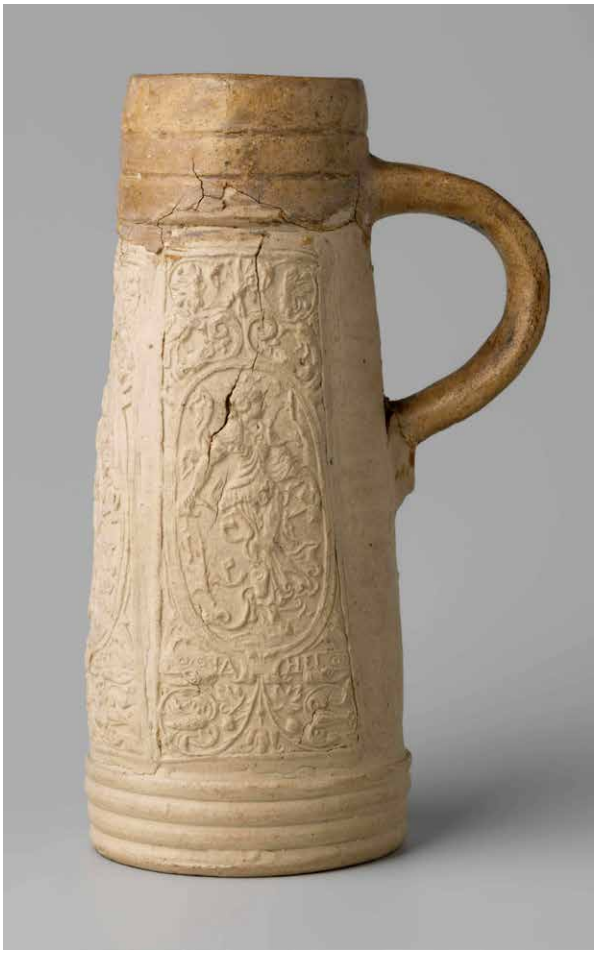


Abb. 4 Schnelle mit der Darstellung der Iahel (Jaël), Steinzeug, Siegburg, restauriert und ergänzt, Höhe 17,4 cm, um 1575/1590, Rijksmuseum Amsterdam, Inv.-Nr. BK-NM-2082 (Rijksmuseum Amsterdam).

Abb. 5 Schnelle mit der Darstellung der Iudith (Judith), Steinzeug, Siegburg, Höhe 20,2 cm, mit Zinndeckel, um 1575/1590, Rijksmuseum Amsterdam, Inv.-Nr. BK-NM-10012 (Rijksmuseum Amsterdam).

Aber nur sehr wenige Abbildungen der Ester auf Siegburger Schellen stammen dabei aus identischen Modeln wie bei dem Fund aus Wolbeck. Es handelt sich unter anderem um Töpfereiabfälle aus Siegburg, die in der Sammlung Schulte in Meschede (Roehmer 2007, 259–260, Nr. 694) sowie im LVR-Freilichtmuseum Kommern (Hähnel 1987, 247, Nr. 511) aufbewahrt werden.

Die drei jüdischen Heldinnen: Ester, Judith und Jaël

Auf den bisher erwähnten Schnellen mit Darstellungen der Ester tritt diese oft zusammen mit weiteren antiken Frauengestalten auf. Eine Schnelle im Bergischen Museum Schloss Burg an der Wupper zeigt sie beispielsweise zusammen mit Lucretia und Virginia (Roselt 1965, 86, Nr. 156). Im LVR-Freilichtmuseum Kommern befindet sich eine Schnelle mit Esther, Judith und Lucretia, deren Auflagen alle jeweils die Datierung 1566 tragen. Auch die Inschrift *ESTHER HAT FICTORIA 1566* erscheint dort wieder (Zippelius 1968, 54–55, Nr. 159; Hähnel 1987, Nr. 383). Dieselben Frauengestalten zieren auch eine Schnelle in einer alten Museumssammlung in München (von Falke 1908, 105, Abb. 91). Judith, Lucretia und die Gerechtigkeit bzw. Judith, Lucretia und Venus bilden auch zwei jeweils 1571 modeldatierte Schnellen im Hetjens – Deutsches Keramikmuseum Düsseldorf ab (Klinge 1972, Nr. 270, 291).

Einzelauflagen mit der Judith, in abweichenden Darstellungen, finden sich an Gefäßen oder auf Gefäßbruchstücken in Siegburg (Hähnel 1987, 226, Nr. 370), im Hetjens – Deutsches Keramikmuseum Düsseldorf (Klinge 1972, Nr. 336, 337), im Rijksmuseum Amsterdam (Klinge 1996, 34, Nr. 12) und im Verbrauchermilieu in Lüneburg (Penselin 2013, 38, 40, 42, Abb. 8–9). Auch zwei Abdruckmatrizen mit dem Bildnis der Judith, die

Abb. 6 Gegenüberstellung der Reliefauflagen mit den Darstellungen der Iahel (Jaël), Iudith (Judith) und Hester (Ester) von den drei Schnellen (Rijksmuseum Amsterdam und Stadtmuseum Münster, Henrike Kelsch).

ursprünglich aus Töpfereiabfällen in Siegburg stammen, werden heute im Hetjens – Deutsches Keramikmuseum Düsseldorf aufbewahrt.[2]

Demnach waren – neben Ester – mehrere antike Frauengestalten in Kombination oder einzeln zeitgleich im Motivkanon offenbar verschiedener Siegburger Töpferwerkstätten vertreten. Auffallend ist aber, dass die Gesamtgestaltung deutlich von der Darstellung auf der Schnelle in Wolbeck abweicht, deren Hauptmotiv in einer ovalen Kartusche abgebildet wird. Es gibt allerdings einige wenige Schnellen bzw. Schnellenbruchstücke, bei denen ein künstlerischer Zusammenhang in der Bildgestaltung gegeben ist. So werden im Rijksmuseum Amsterdam zwei Schnellen (Abb. 4 und 5) aufbewahrt, die jeweils mit drei Reliefauflagen der *IAHEL* (Jaël) bzw. der *IUDITH* (Judith) verziert sind, die eindeutig aus der gleichen Serie wie die Ester-Schnelle aus Wolbeck stammen. Dies zeigt eine Gegenüberstellung der drei Reliefauflagen (Abb. 6).

Zwei fragmentarisch erhaltene und als archäologische Altfunde anzusehende Schnellen mit der Abbildung der Jaël aus dieser Serie befinden sich heute auch im LWL-Landesmuseum für Kunst und Kultur in Münster (Fritsch 1989, Nr. 489, Inv.-Nr. N140; unpubliziert Inv.-Nr. N140a). Vermutlich handelt es sich dabei um Bodenfunde des 19. Jahrhunderts aus Westfalen, am ehesten aus Münster. Dies gilt auch für ein Schnellenfragment mit drei identischen Auflagen der Judith in der gleichen Sammlung (Inv.-Nr. N144), zu der eine modelgleiche Ausformung in der Sammlung des Bergischen Museums Schloss Burg an der Wupper (Roselt 1965, 87, Nr. 157) und Fragmente unter Töpfereiabfällen aus Siegburg im LVR-Freilichtmuseum Kommern vorliegen (Hähnel 1987, 247, Nr. 510).

Dies alles deutet darauf hin, dass die Schnelle mit der Darstellung der Ester aus Wolbeck aus einer Serie von drei Gefäßen mit einem zusammenhängenden Bildkanon

2 Objekt-Nummer HM.MP-686 (www.duesseldorf.de/dkult/DE-MUS-037918/432295) und Objekt-Nummer HM.MP-442 (www.duesseldorf.de/dkult/DE-MUS-037918/413814) (beide Stand: 13.5.2023).

stammt, was wiederum die Vermutung aufkommen lässt, dass sowohl die Model aller drei Auflagen als auch die Gefäße in derselben Töpferei in Siegburg gefertigt wurden. Nachdem bereits mehrfach unter Töpfereiabfällen in Siegburg Fragmente von Schnellen mit den identischen Auflagen der Ester wie in Wolbeck bekannt sind, verwundert es nicht, dass unter den Altbeständen des Hetjens – Deutsches Keramikmuseum Düsseldorf ein Modelfragment bzw. ein fast vollständiges identisches Model, also zwei Abdruckmatrizen, vorhanden sind. Sie stammen ursprünglich aus Siegburg und gelangten mit den Sammlungen von Laurenz Heinrich Hetjens (1830–1906)[3] und Hermann Josef Lückger (1864–1951)[4] in das Museum.

Die Gesamthöhen der ergänzten und teilweise vollständig erhaltenen Schnellen dieser Serie betragen zwischen 17,4 und 20,2 cm. Aufgrund dieser Hinweise und der übrigen Gestaltung dürfte die ehemalige Höhe der Schnelle aus Wolbeck etwa 19 bis 20 cm betragen haben. Alle Schnellen dieser Serie gehören daher zu den kleineren Ausführungen mit einem geringen Volumen. Dies spricht für die primäre Nutzung als Trinkgefäße eher für Wein. Schnellen für Bier fassten meist einen deutlich größeren Inhalt und waren bis zu 30 cm hoch.

Die Töpferwerkstatt der Familie Knütgen an der Aulgasse in Siegburg

Aufgrund der gesamten Machart und auch der modelgleichen Funde unter den Siegburger Töpfereiabfällen in den Sammlungen in Meschede und Kommern sowie den Modelfunden ist bereits sicher, dass die Schnelle mit der Abbildung der Ester aus Wolbeck eindeutig im rheinischen Siegburg gefertigt wurde. Bei Ausgrabungen auf dem Grundstück Aulgasse 8 in Siegburg wurden in den 1980er Jahren Töpfereiabfälle geborgen, die darauf schießen lassen, dass identische Schnellen um 1588 in einer dort bestehenden Töpferei, die Mitgliedern der bekannten Töpferfamilie Knütgen zugewiesen werden kann, hergestellt wurden (Ruppel 1991d). Die Auswertung der Funde und Befunde sowie schriftlicher Quellen ergab, dass die Töpferei und mindestens zwei Lagerschuppen mit bereits fertigen Gefäßen bei einer Brandkatastrophe am 11. April 1588 zerstört wurden (Ruppel 1991a, 15–19; Ruppel 1991b, 59–60). Neben mehreren Fragmenten von mindestens drei Abdruckmatrizen mit der identischen Darstellung der Ester (Ruppel 1995, 33, 61, Nr. 20–22) konnten im Lagerschuppen I auch Bruchstücke von mindestens zwei Schnellen mit dem modelgleichen Motiv entdeckt werden (Ruppel 1995, 61, Abb. 46). Außerdem liegen das Fragment einer Schnelle mit der Abbildung der Jaël (Ruppel 1995, 33, Abb. 30) und eine Abdruckmatrize mit der Judith (Ruppel 1995, 33, 61, Nr. 19) aus der gleichen Serie, sowie eine weitere Abdruckmatrize mit einer abweichenden Judith-Darstellung vor (Ruppel 1995, 33, 60–61, Nr. 17, 18).

Die Familie Knütgen betrieb auf dieser Parzelle an der Aulgasse über mehrere Generationen eine Töpferei, deren Ursprünge sich bis in das Mittelalter zurückverfolgen lassen. Anno Knütgen wanderte um 1580/1581 in den Westerwald aus, sein Sohn Bertram Knütgen übernahm die Werkstatt seines Vaters, ehe er ihm 1594 in den Westerwald folgte. Er verkaufte den Betrieb an Johann Knütgen, den Sohn von Christian Knütgen.

Dies bedeutet, dass 1588, als die Aulgasse zerstört und die Model bzw. fertigen Schnellen mit dem modelgleichen Motiv der Ester wie in Wolbeck in den Boden gelangten, Bertram Knütgen deren Eigentümer bzw. Hersteller war (Ruppel 1991b, 59–60). Ob die Model allerdings schon unter Anno Knütgen vor 1580 entstanden und welcher Formschneider sie eventuell geschnitten hat, lässt sich nicht ermitteln. Frans Trac, der nur bis 1568 aktiv arbeitete, scheidet vermutlich aus, es könnte aber Hans Hilgers gewesen sein, der nicht alle seine Model signierte.

Demnach ist die Herstellung der Wolbecker Schnelle – als Teil einer Serie von mindesten drei zusammengehörigen Motiven – in dieser Töpferei in den Jahren vor 1588 eindeutig nachgewiesen. Ob die Altfunde von Töpfereiabfällen und Modeln mit dem identischen Motiv in Meschede, Kommern und im Hetjens – Deutsches Keramikmuseum Düsseldorf aus derselben Werkstatt stammen oder aus anderen Töpfereien, lässt sich heute nicht eindeutig bestimmen, da ein damaliger Tausch oder Verkauf von Patritzen und Modeln oder ein physischer Austausch durch einen seinen Arbeitgeber wechselnden Töpfer nicht ausgeschlossen werden kann.

Die grafischen Vorlagen für den Formschneider der Reliefmodel

Ester, Jaël und Judith treten in der bildenden Kunst des 16. Jahrhunderts oft zusammen auf. Es ist bekannt, dass die kunsthandwerklich auf höchstem Niveau arbeitenden Formenschneider unter den Siegburger Töpfern für ihre Reliefmodel Inspirationen in den weit verbreiteten Grafiken der Zeit fanden. Manchmal setzten sie die Holzschnitte und später auch Kupferstiche nahezu identisch in Reliefs um, vielfach wurden aber nur einzelne Bildelemente verwendet (Lipperheide 1961; Roehmer 2007, 32).

Tatsächlich gelang es die damals verwendeten grafischen Vorlagen für die Reliefs mit den drei jüdischen Heldinnen der Antike zu finden. Eindeutig lag dem Handwerker, der das negative Relief für die in Wolbeck

3 Objekt-Nummer HM.MP-669 (www.duesseldorf.de/dkult/DE-MUS-037918/432154, Stand: 13.5.2023).

4 Objekt-Nummer HM.LR-2039 (www.duesseldorf.de/dkult/DE-MUS-037918/432227, Stand: 13.5.2023).

Abb. 7 Hester (Ester), Kupferstich von Virgil Solis, signiert und undatiert, um 1550/1552, Höhe 8,5 cm, Rijksmuseum Amsterdam, Inv.-Nr. RP-P-OB-8614 (Rijksmuseum Amsterdam).

Abb. 8 Iahel (Jaël), Kupferstich von Virgil Solis, signiert und undatiert, um 1550/1552, Höhe 8,5 cm, Rijksmuseum Amsterdam, Inv.-Nr. RP-P-OB-8613 (Rijksmuseum Amsterdam).

gefundene Schnelle geschnitten hat, ein Kupferstich des Nürnberger Zeichners und Kupferstechers Virgil Solis (1514–1562) vor (Abb. 7). Hierbei übertrug der Formschneider das nur 8,5 × 5,7 cm große Motiv in der Orientierung der Grafik negativ in ein Model (Urmodel). Durch die spätere Abformung in Ton ist das Relief auf dem Gefäß daher spiegelbildlich. Allerdings ließ der Handwerker sich nur vom hochrechteckigen Zentralmotiv inspirieren, das er in eine ovale Kartusche einfügte. Die Rollwerkverzierungen wurden ebenfalls verändert und nach oben beziehungsweise unten verlängert, um eine schmale und deutlich hochrechteckigere Form der Auflage zu erhalten.

Der Kupferstich mit der Ester stammt aus einer Serie von neun Blättern mit den Heldinnen der Antike, unter denen sich ebenfalls die Vorlagen für die Darstellung der Jaël (Abb. 8) und der Judith (Abb. 9) von den anderen Gefäßen dieser Serie befinden (O´Dell-Franke 1977, 85–86, Nr. c10–12, Taf. 22; Peters 1987, 40, Nr. 66–68; Bartum 2004, 18, Nr. 310–312, Taf. 21). Die Stiche müssen vor 1553 entstanden sein, da das Motiv mit der Judith in jenem Jahr bereits von Frantz Friedrich, dem Zeichner eines Signet des Frankfurter Buchdruckers Johan Eichhorn, kopiert wurde (O´Dell-Franke 1977, 64). Man kann daher davon ausgehen, dass die Blätter bereits um 1550/1552 entstanden und folglich bei der Herstellung der Reliefauflagen in den 1570er/1580er Jahren bereits mindestens 25, eher fast 35 Jahre alt waren. Die Motive und deren Stil, hier im Manierismus der Renaissance, waren zu dieser Zeit noch immer modern.

Schon Virgils Solis ließ sich offenbar von älteren Darstellungen inspirieren, vermutlich von einem Holzschnitt des aus Augsburg stammenden bedeutenden Malers, Zeichners und Entwerfers Hans Burgkmair des Älteren (1473–1531), der zwischen 1516 und 1519 entstanden sein dürfte (Abb. 10). Er bildete Ester, Jaël und Judith hierbei zusammen ab. Im Text werden sie explizit als die *DREI GVET IVDIN* bezeichnet. Alle drei waren für den Tod judenfeindlicher Männer verantwortlich: Judith enthauptete Holofernes, Jaël tötete Sisera und Esther bewirkte den Tod von Haman. Zwei weitere Blätter dieser Serie zeigen die *DREI GVET HAIDIN* bzw. die *DREI GVET KRISTIN*. Das Blatt mit den guten Heidinnen ist 1516 datiert und ermöglicht so eine genaue zeitliche Einordnung auch der anderen Stiche.

Abb. 9 Ivdith (Judith), Kupferstich von Virgil Solis, signiert und undatiert, um 1550/1552, Höhe 8,5 cm, Rijksmuseum Amsterdam, Inv.-Nr. RP-P-OB-8615 (Rijksmuseum Amsterdam).

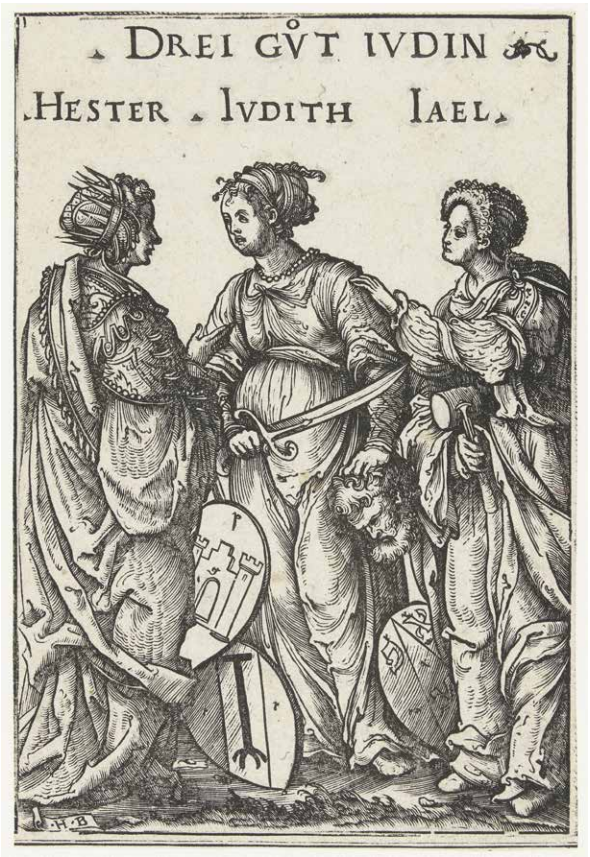


Abb. 10 Drei gvet Ivdin (Drei gute Jüdinnen) Hester Ivdith Iael (Ester, Judith, Jaël), Holzschnitt von Hans Burgkmair dem Älteren, monogrammiert und undatiert, um 1516/1519, Höhe 19,2 cm, Rijksmuseum Amsterdam, Inv.-Nr. RP-P-OB-4361 (Rijksmuseum Amsterdam).

An der künstlerischen Gestaltung der Reliefauflage mit der Hester, und in diesem Zusammenhang auch jener mit der Judith und der Jaël, waren daher Hans Burgkmair der Ältere, Virgil Solis sowie ein Formschneider in Siegburg, möglicherweise Hans Hilgers, indirekt bzw. direkt beteiligt. Die Bildprogramme der Schnellen in den 1570er und 1580er Jahren zeigen, dass die Motivauswahl für die Gefäße dort nun nicht mehr nur allein religiöse Inhalte vermitteln sollten wie in den Jahrzehnten zuvor, sondern auch neue humanistische Ideen und Tendenzen widerspiegeln sollten. So zeigen sie vielfach eher ermahnende Bilder. Offenbar wünschten die Kundinnen oder Kunden nun vermehrt Darstellungen, die Wissenswertes, Belehrendes oder Interessantes vermitteln konnten.

Von Siegburg nach Wolbeck

Die intensive Beschäftigung mit einem einzelnen Keramikfragment aus Wolbeck hat gezeigt, welche interessanten Hintergrundinformationen sich trotz des immerhin rund 450 Jahre zurückliegenden Entstehungszeitpunktes heute noch ermitteln lassen. Namentlich bekannte Künstler schufen grafische Vorlagen, deren Motive von ebenfalls bekannten Formschneidern und Töpfern auf eindrucksvolle Gefäße appliziert wurden. Die Schnelle aus Wolbeck wurde daher möglicherweise zwischen ca. 1575/1580 und 1588 in einer Werkstatt der Familie Knütgen an der Aulgasse (heute Nr. 8) in Siegburg gefertigt. Über Land und auf dem Wasserweg – unter anderem über den Rhein – gelangte das Gefäß nach Westfalen und vielleicht über einen Markt, möglicherweise den dreimal im Jahr stattfinden großen Jahrmarkt, den Send in Münster, nach Wolbeck.

Reliefverzierte Steinzeuggefäße im Alltag

Ob die ehemalige – heute nicht mehr zu ermittelnde – sicherlich wohlhabende Besitzerin bzw. der Besitzer damals nur diese eine Schnelle erwarb, oder gleich einen ganzen

Satz und ob er oder sie sich bewusst für dieses alttestamentarische Motiv oder gegebenenfalls sogar für eine ganze Serie der jüdischen Heldinnen entschied, lässt sich nicht mehr ermitteln. Das heute weitere Exemplare der Gruppe mit den Darstellungen der Jaël und der Judith als archäologische Altfunde im LWL-Museum für Kunst und Kultur in Münster liegen, mag Zufall sein, könnte aber auch für eine ehemals umfangreiche Lieferung in die Westfalenmetropole in den Jahren um 1585/1588 sprechen, deren Einzelgefäße dann auch ins Umland gelangten.

Unbekannt ist auch, ob die Käuferin oder der Käufer des Gefäßes aus Wolbeck auf die Auswahl des Motivs der Ester einen direkten Einfluss bereits bei der Herstellung in Siegburg im Zusammenhang mit einer konkreten Bestellung genommen haben. Aus Münster ist aus der gleichen Zeit durch Schriftquellen und durch zahlreiche archäologische Funde belegt, das mehrere Handwerkergilden, eine Bruderschaft, ein Bischof und ein Domherr Gefäße mit ihren Wappen offenbar im großen Umfang teilweise mehrfach über einen längeren Zeitraum in Siegburg in verschiedenen Töpferwerkstätten bestellten.[5] Daher war die Einflussnahme späterer Kunden und möglicherweise auch Kundinnen auf die Gestaltung der Gefäßformen und deren Verzierungen in Siegburg, auch über mehrere hundert Kilometer Entfernung, durchaus üblich und ist folglich auch bei den Schnellen mit den drei jüdischen Herdinnen nicht auszuschließen. Ob humanistische oder christliche bzw. religiöse Bezugspunkte dabei eine Rolle gespielt haben, ist ebenso spekulativ wie die Frage, ob die späteren Eigentümer eventuell sogar einen Bezug zum Judentum aufgewiesen haben könnten.

Da es im 16. Jahrhundert in Münster, und sicherlich auch im Umfeld, durchaus üblich war für große Festgelage anlässlich von beispielsweise Hochzeiten oder Kindstaufen kostbare Trinkgefäße aus Glas, Zinn, Silber oder Keramik zu mieten (to huren), ist bei der Interpretation von archäologisch geborgenen Funden dieser Art Vorsicht geboten. Nicht immer muss nämlich ein Zusammenhang zwischen den Besitzern der Hausparzelle, von dem ein Fund stammt, und den Eigentümern des Gefäßes, bestehen (Thier 2007).

Die Schnelle mit der Ester könnte nämlich auch nur von Nachbarn geliehen worden und so auf das Grundstück eines Burgmannen in Wolbeck gelangt und dort bei einem feuchtfröhlichen Gelage zerbrochen sein. Vielleicht hatte die alttestamentarische Darstellung zuvor aber das eine oder andere Tischgespräche „angestoßen“ und man war über das Motiv ins Gespräch gekommen, ehe man mit den Schnellen dann real anstieß und möglicherweise auf die Gesundheit Esters oder einer Anwesenden bzw. eines Anwesenden trank.

5 Thier 1999; Thier 2007; Thier 2008, 117–118; Thier 2013; Thier 2017; Roehmer 2014, 120, Abb. 271, 272; Roehmer 2022, Abb. 52.

Literatur

Bartum 2004: G. Bartum, Hollstein´s German Engravings, Etchings and Woodcuts 1400–1700, Vol. LXIV, Virgil Solis, Part II (Rotterdam 2004).

Fritsch 1989: R. Fritsch, Schnelle, um 1580. In: G. U. Grossmann (Hrsg.), Renaissance im Weserraum, Ausstellung in Schloß Brake bei Lemgo, Band 1 (München/Berlin 1989) 272–273.

Gansohr 1987: H. Gansohr, Siegburger Schnellen. In: Hähnel, Elsa, Siegburger Steinzeug, Bestandskatalog Band 1. Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern 31 (Köln 1987) 53–62.

Hähnel 1987: E. Hähnel, Siegburger Steinzeug, Bestandskatalog Band 1. Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern 31 (Köln 1987).

Klinge 1972: E. Klinge, Siegburger Steinzeug. Kataloge des Hetjensmuseum Düsseldorf (Düsseldorf 1972).

Klinge 1996: E. Klinge, Duits Steengoed/German Stoneware (Amsterdam/Zwolle 1996).

Lipperheide 1961: B. Lipperheide, Das Rheinische Steinzeug und die Grafik der Renaissance (Berlin 1961).

O´Dell-Franke 1977: I. O´Dell-Franke, Kupferstiche und Radierungen aus der Werkstatt des Virgil Solis (Wiesbaden 1977).

Penselin 2013: A. Penselin, Das Steinzeug Siegburger Art mit Motivauflagen aus Lüneburg. Denkmalpflege in Lüneburg 2012, 2013, 36–50.

Peters 1987: J. S. Peters, The Illustrated Bartsch 19, Part 1, German Masters of the Sixteenth Century. Virgil Solis: Intaglio Prints and Woodcuts (New York 1987).

Roehmer 2007: M. Roehmer, Siegburger Steinzeug. Die Sammlung Schulte in Meschede. Denkmalpflege und Forschung im Westfalen 46 (Mainz 2007).

Roehmer 2014: M. Roehmer, Formenkosmos Siegburger Steinzeug. Die Sammlung im Hetjens-Museum (Düsseldorf/Mainz 2014).

Roehmer 2022: M. Roehmer, Lebenswelten – Siegburger Steinzeug in Realität und Malerei (Siegburg 2022).

Roselt 1965: J. C. Roselt, Bergisches Museum Schloss Burg an der Wupper. Bildkatalog (Burg an der Wupper 1965).

Ruppel 1991a: T. Ruppel, Siegburg, Aulgasse Nr. 8 – Die Ausgrabungsergebnisse im Überblick. In: Eine Siegburger Töpferwerkstatt der Familie Knütgen. Neue archäologische und historische Forschungen zur Unteren Aulgasse. Kunst und Altertum am Rhein 133 (Köln/Bonn 1991) 15–28.

Ruppel 1991b: T. Ruppel, Zur Brandschatzung der Aulgasse während des Truchsessischen Krieges. Historische Überlieferung und archäologische Spuren. In: Eine Siegburger Töpferwerkstatt der Familie Knütgen. Neue archäologische und historische Forschungen zur Unteren Aulgasse. Kunst und Altertum am Rhein 133 (Köln/Bonn 1991) 59–63.

Ruppel 1991c: T. Ruppel, Zum Herstellungsverfahren der Modeln für Verzierungsauflagen von Siegburger Steinzeug. In: Eine Siegburger Töpferwerkstatt der Familie Knütgen. Neue archäologische und historische Forschungen zur

Unteren Aulgasse. Kunst und Altertum am Rhein 133 (Köln/Bonn 1991) 85–91.

Ruppel 1991d: T. Ruppel, Siegburger Steinzeug – Neue Werkstattfunde in der Aulgasse. Jahrbuch des Rhein-Sieg-Kreises 1991, 31–44.

Ruppel 1995: T. Ruppel, Katalog der Model. Siegburg, Aulgasse 8. Denkmalschutz in Siegburg 2 (Siegburg 1995).

Ruppel 1996: T. Ruppel, Bemerkungen zur Frage der Werkstattzuweisung von auflagenverziertem Siegburger Steinzeug der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Keramos 152, 1996, 11–22.

Thier 1999: B. Thier, „Des Schomaker Ampts kroese to Munster". Trinkgefäße münsterischer Gilden und Bruderschaften aus Siegburger Steinzeug. Westfalen. Hefte für Geschichte Kunst und Volkskunde 77, 1999 (2002), 207–247.

Thier 2007: B. Thier, „Des Schomaker Ampts Kroese to Munster". Siegburger Steinzeuggefäße für Gilden und Bruderschaften aus Münster: Archäologische Funde im Spiegel von Inventarverzeichnissen des 16. und 17. Jahrhunderts. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 18, 2007, 107–116.

Thier 2008: B. Thier, Aus Brunnen, Gräbern und Kloaken. Ausgewählte neuzeitliche Funde von den Ausgrabungen an der Stubengasse in Münster 1997–1999. In: Stephan Winkler, Die Stadt Münster: Ausgrabungen an der Stubengasse (1997–1999). Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Band 41.1 (Mainz 2008) 109–138.

Thier 2013: B. Thier, Gesundheitstrinken auf den Fürstbischof? Siegburger Krüge mit Wappenauflagen aus Münster. Archäologie in Westfalen-Lippe 2012 (2013), 146–147.

Thier 2017: B. Thier, Heraldik auf Keramik – Ein Wappenbecher aus Siegburger Steinzeug des Heinrich Droste zu Vischering aus Münster. In: D. Brandherm (Hrsg.), Memento dierum antiquorum … Festschrift für Majolie Lenerz-de Wilde zum 70. Geburtstag. Archaeologia Atlantica Monograhiae I (Hagen 2017) 255–265.

Treptow 1991: O. Treptow, Miscellen zu verschiedenen Persönlichkeiten der Siegburger Ulnerzunft im späten 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts. In: Eine Siegburger Töpferwerkstatt der Familie Knütgen. Neue archäologische und historische Forschungen zur Unteren Aulgasse. Kunst und Altertum am Rhein 133 (Köln/Bonn 1991) 103–112.

Unger 2007: I. Unger, Kölner und Frechener Steinzeug der Renaissance. Die Bestände des Kölnischen Stadtmuseums (Köln 2007).

Wacker 2006: M.-T. Wacker, Ester. Jüdin – Königin – Retterin. Kleine Frauenreihe (Stuttgart 2006).

von Falke 1908: O. von Falke, Das Rheinische Steinzeug, Band 1 (Berlin 1908).

Zippelius 1968: A. Zippelius (Hrsg.), Volkskunst im Rheinland. Katalog zur Ausstellung Volkskunst im Rheinland im Rheinischen Freilichtmuseum Kommern. Volkskunst im Rheinland 4. Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums in Kommern (Düsseldorf 1968).

Adresse

Dr. Bernd Thier
Stadtmuseum Münster
Salzstraße 28
48143 Münster
thierb@stadt-muenster.de

Pfeffer, Nelken und Muskatnuss

Eine Gewürz- oder Konfektdose des 16. Jahrhunderts aus der Deutschschweiz

Andreas Heege und Andreas Liesch

Zusammenfassung

Keramikdosen des 16. Jahrhunderts sind eine große Seltenheit, erst recht, wenn sie obertägig und nicht als Bodenfunde überliefert sind. Die vorgestellte Dose sucht in der Deutschschweiz ihresgleichen. Sie datiert aufgrund des charakteristischen Schablonendekors in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die außerordentlich qualitätvoll verzierte, repräsentative Dose wurde möglicherweise im Großraum Zug/Luzern hergestellt und ursprünglich wohl auch dort verwendet. Leider wird uns eine sichere Antwort auf die Frage – Gewürz- oder Konfektdose? – wohl für immer verwehrt sein.

Einführung

Die Erforschung der materiellen Kultur – darunter auch der Keramik – lag dem Jubilar immer am Herzen. Daher sei ihm die wissenschaftliche Bearbeitung dieses einmaligen Gefäßes gewidmet.[1]

Im Gebrauch erhaltene, d. h. nicht aus archäologischen Fundzusammenhängen stammende Gefäßkeramik, die älter ist als 300 Jahre, ist in schweizerischen Privat- und Museumssammlungen eine extrem große Seltenheit. Für ihre Erhaltung müssen besondere Gründe oder Sammlungstraditionen vorliegen. Dies ist auch bei der vorzustellenden Dose der Fall. Deshalb erscheint vorab ein kurzer Blick auf die Herkunft sinnvoll. Am 16. Mai 2019 versteigerte das Auktionshaus Sotheby's in Paris die Sammlung der Familie Schickler-Pourtalès, die die Ausstattung des Schlosses „Château de Beaurepaire" in Martinvast bei Cherbourg, Nordfrankreich gebildet hatte.[2] Das Schloss gehörte einst der Familie des preußischen Barons und Bankiers Arthur von Schickler (1828–1919). Die

1 Dieser Beitrag entstand zugleich als wissenschaftliche Studie im Rahmen von CERAMICA CH – Nationales Keramikinventar der Schweiz (https://ceramica-ch.ch/#q=*%3A*) in der Überzeugung, dass wissenschaftliche Inventarisation mit exemplarischer wissenschaftlicher Forschung Hand in Hand gehen muss, wenn neue Erkenntnisse gewonnen werden sollen.

2 Alle historischen und genealogischen Informationen: https://www.sothebys.com/en/auctions/2019/collection-pourtales-schickler-pf1931.html, abgerufen 21.2.2023.

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 387–402.

Abb. 1 Gewürzdose mit Schablonen- und Malhorndekor, hergestellt wohl in der Zentralschweiz, zweite Hälfte 16. Jahrhundert (Andreas Heege, Zug).

Familie Schickler hatte schweizerische Wurzeln im Kanton Basel, lebte aber bevorzugt in Paris. Arthur von Schickler kaufte das Schloss im Jahr 1867 und stattete es mit Wandteppichen, Skulpturen, Familienportraits und sonstigen Kunstwerken aus. Wie viele seiner adeligen Zeitgenossen war er ein aktiver Kunst- und Antiquitätensammler. Arthurs Tochter Marguerite (1870–1956) heiratete im Jahr 1890 Graf Hubert de Pourtalès (1863–1949). Die aus Frankreich stammende Hugenottenfamilie Pourtalès hatte sich im 18. Jahrhundert im preußischen Fürstentum Neuenburg in der Schweiz niedergelassen und begründete unter James Alexander, dem Großvater von Hubert, auch einen französischen Familienzweig in Paris (Cramer 2000). James Alexander de Pourtalès war Kammerherr des preußischen Königs und Besitzer einer der bedeutendsten Sammlungen seiner Zeit an Antiquitäten und Ölgemälden. Mit der Hochzeit von Maguerite von Schickler und Hubert de Pourtalès entstand die Familiensammlung Schickler-Pourtalès. Sie blieb bis ins Jahr 2018 integral im Besitz der Nachkommen. Auf der Auktion am 16. Mai 2019 in Paris wurden die bedeutendsten Objekte versteigert. Der Rest fand am 18. November bzw. am 1. und 2. Dezember 2019 über das Auktionshaus S.A.S.U. Boscher Enchères, Cherbourg, seinen Weg auf den Markt.[3] Unter den versteigerten Gegenständen befanden sich auch zwei für die Keramikgeschichte der Schweiz herausragende Objekte: ein Tintengeschirr in Form der Winterthurer Stadtkirche (Lot 194, veröffentlicht Heege 2021) und die im Folgenden vorzustellende Gewürzdose (Lot 192). Beide Stücke sind heute in schweizerischem Privatbesitz.

3 https://actu.fr/normandie/cherbourg-en-cotentin_50129/des-objets-chateau-martinvast-vendre-lundi-lhotel-ventes-cherbourg_29442215.html, abgerufen 21.2.2023.

Abb. 2 Kleine, datierte Stülpdeckeldose mit Malhorndekor, datiert 1586, aus dem Schweizerischen Nationalmuseum (Inv. HA 3001) (Jörg Brandt, ©Schweizerisches Nationalmuseum).

Das Objekt

Die Dose besteht aus Irdenware (Abb. 1). Die Außenseite trägt keine Grundengobe. Die Innenseite ist weiß engobiert. Innen liegt darüber eine kupfergrüne Glasur. Der weiße Malhorn- und Schablonendekor der Außenseite wird von einer gelben Glasur überzogen. Die Dose ist also zweifarbig. Sie hat einen flachen Standboden und eine zylindrische Wandung mit einziehendem Rand für einen Stülpdeckel. Das Innere ist durch vertikale Stege in fünf Fächer geteilt. Die Innenseite des mittleren Faches trägt die eingeritzte Zuordnungszahl „43“, die sich auch auf der Innenseite des Deckels wiederfindet. Die beiden Zahlen belegen, dass Unterteil und Deckel beim Drehen auf der Töpferscheibe exakt aufeinander angepasst wurden. Der Hafner fertigte also wohl gleichzeitig eine größere Serie. Die eingeritzten Zahlen erleichterten nach dem Brand die Auffindung der zusammengehörigen Teile (zu Zuordnungszahlen: Heege/Kistler 2017, 223; Dose mit Zuordnungszahl vor 1639: Lehmann 1999, Taf. 14,124). Der flache Stülpdeckel hat eine leicht aufgewölbte Oberseite und einen flachen, pilzförmigen Knauf. Das Unterteil trägt auf der Wandung kantenbegleitende Malhornstreifen, dazwischen Nelkenmuster in Schablonentechnik. Der Deckel weist auf der Wandung ebenfalls kantenbegleitende Malhornstreifen auf, zwischen denen eine abstrahierte Version des Motivs des laufenden Hundes aufgebracht ist. Die Oberseite des Deckels, die Hauptschauseite der Dose, zeigt drei große Malhornranken zwischen drei in Schablonentechnik aufgetragenen Tieren. Dabei handelt es sich

Abb. 3 Kleine, datierte Stülpdeckeldose mit Schablonen- und Malhorndekor, datiert 1568, aus dem Musée Alsacien in Strassburg (Inv. MAD 1412) (Mathieu Bertola, ©Musée Alsacien, Strasburg).

um einen springenden Hirsch und zwei Jagdhunde mit eingeritzten Halsbändern. Das Fell aller Tiere ist durch Ritzung zusätzlich akzentuiert. Den Knauf ziert ebenfalls ein schabloniertes Nelkenmuster. Die Dose hat einen maximalen Durchmesser von 17,6 cm bei einer Gesamthöhe inklusive Deckel von 9,0 cm. Die Tintenbeschriftungen „Martinvast“ und „SP.“ auf der Deckelinnenseite wurden zu einem unbekannten späteren Zeitpunkt hinzugefügt.

Datierung und Herkunft

Der Malhorn- und Schablonendekor der Gewürzdose erlaubt eine genauere Datierung und Herkunftsbestimmung des Objekts. Malhorndekor kommt nach der Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland und der Schweiz zunehmend vor (Boschetti-Maradi, 2006, 116; Roth Heege/Thierrin-Michael 2016, 66; Heege et al. 2020, 223). Unter einer farbigen Glasur ergibt die mit dem Malhörnchen auf die nicht engobierte Oberfläche aufgetragene Malengobe helle Muster vor einem dunkleren Hintergrund.

Eine grün glasierte und malhornverzierte kleinere Dose ohne Inneneinteilung, aber ansonsten typologisch entsprechend, trägt die aufgemalte Datierung 1586 (Abb. 2). Sie hat einen maximalen Deckeldurchmesser von 13,0 cm bei einer Höhe von 6,9 cm. Sie wird ohne weitere Begründung dem Produktionsort Winterthur zugeschrieben (Schnyder 1990, Kat. 120). Auf der Innenseite des Deckels, auf der Innenseite des Unterteils unter der Glasur sowie auf der Bodenunterseite befindet sich eine vor dem Brand eingeritzte Zuordnungszahl „4“. Diese verbindet Deckel und Unterteil eindeutig miteinander. Sie entspricht formal der geritzten 4 der vorhergehenden Dose sehr gut.

Schablonendekor stellt ab der Mitte des 16. Jahrhunderts eine relativ erfolgreiche Entwicklung mit großräumi-

Abb. 4 Töpfereiabfälle aus Zug, Oberaltstadt 3, Ofen- und Geschirrkeramik, u. a. kleine Stülpdeckeldose, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts (Res Eichenberger, ©Amt für Denkmalpflege und Archäologie Zug).

gerer deutschschweizerischer Verbreitung dar (vgl. zum Aufkommen und der Verbreitung Heege 2012, 92–96; Roth Heege/Thierrin-Michael 2016, 64–66). Die Form des Dekors wird in der Literatur auch als „patronierter Dekor" bzw. „Patronierung" bezeichnet und begegnet zeitgleich qualitätvoll auf Ofenkacheln und Geschirrkeramik. Die Herstellung der notwendigen Schablonen wird bereits 1549 im Illuminierbuch des Valentin Boltz beschrieben (Boltz 1913). Mit Hilfe einer Schablone aus Ziegenleder wurde der weiße Tonschlicker aufgetragen. Die abgedeckten Partien blieben frei und ergaben mit der hauptsächlich gelben oder grünen Glasur einen dunklen Hintergrund. Schablonendekor auf Geschirrkeramik ist typisch für die Schweiz und fehlt in den angrenzenden Regionen Süddeutschlands bzw. Frankreichs.

Als früheste absolut datierbare Beispiele dieser Dekortechnik gelten die „Kacheln" des Ofensitzes am 1566 datierten Ofen aus der Rosenburg in Stans, Kanton Nidwalden (vgl. Roth Heege 2012, Abb. 12). Ähnlich gestaltete Fliesen liegen unter dem 1577 datierten Kachelofen aus Schloss Altishofen, Kanton Luzern. Beide Öfen sind vom Luzerner Hafner Martin Knüsel signiert (Roth Heege 2009, 298–299; Brunner 1999, 33–35). In Basel, am Nadelberg 4, gibt es einen weiteren Ofen mit patroniertem Kacheldekor, der 1570 datiert ist (Higy 1999, 50). Fast zeitgleich entstand der 1577 datierte Ofen des Hafners Hans Kraut aus Villingen in Baden-Württemberg. Er steht heute im Victoria and Albert Museum in London. Die hinter den Säulen des Ofenturms angebrachten Eckkacheln tragen Schablonendekor (Graves 2002, 68 Abb. 3,25). Diesem Ofen steht ein heute im Schweizerischen Nationalmuseum wieder aufgestellter Ofen aus der Casa Pestalozzi in Chiavenna sehr nahe, der dort in den 1585 erbauten

Abb. 5 Schüsseln mit Schablonendekor aus dem Graben von Schloss Hallwyl AG, wohl zweite Hälfte 16. Jahrhundert (Donat Stuppan, ©Schweizerisches Nationalmuseum).

Prunksaal eingebaut war. Der Ofen selbst ist nicht datiert. Auch hier findet sich Schablonendekor auf den Eckkacheln des Ofenturmes und auf den Gesimskacheln des Ofenunterbaus (Franz 1981, 108 Taf. 8).

Suchen wir nach weiteren Parallelen, so ist vor allem auf eine kleine 1568 datierte Stülpdeckeldose im Musée de la ville de Strasbourg zu verweisen (Inv. MAD 1412, Rdm. 13,0 cm, H. 5,5 cm; Appuhn-Radtke/Kayser 1986, Kat. S13a; Klein 1989, Taf. 51). Sie hat ebenfalls eine über weißer Grundengobe grünglasierte Innenseite. Die Außenseite trägt Schablonen- und Malhorndekor unter einer gelben Glasur (Abb. 3). Auch hier findet sich auf der Deckelinnenseite die Zuordnungszahl „4“. Die Dose wurde bereits 1888 in Zürich im Antiquitätengeschäft des Oberst R. Challande gekauft. Dieses befand sich im Jahr 1889 in der Löwenstrasse 35.[4] Ob die sehr ähnliche Schreibweise der Zuordnungszahl „4“ bei allen Dosen mehr ist als ein zeittypisches Phänomen, sei im Augenblick dahingestellt.

Aus archäologischen Kontexten scheinen bislang die Kachelfragmente von der Grasburg bei Wahlern, Kanton Bern (vor 1573) bzw. aus der Verfüllung des Stadtgrabens auf dem Bundesplatz in Bern (vor 1579) die ältesten absolut

4 Nachweis: Zeitung Der Bund 40, 1889, Nummer 212, 3. August 1889.

datierten Belege für Schablonendekor zu liefern (Biller/Heege 2011, Abb. 18; Heege 2012, 95 und Abb. 128,1).

Von besonderer Bedeutung ist jedoch, dass aus einer Hafnerei in Zug, Oberaltstadt 3, erstmals in der Schweiz auch Produktionsabfall von schablonierten Ofenkacheln und Geschirrkeramik belegt ist (Roth Heege/Thierrin-Michael 2016, 64–66). Unter den Funden sind der Schrühbrand eines schablonierten, kleinen Stülpdeckels und der Fehlbrand einer Schüssel mit Hirschdekor besonders hervorzuheben (Abb. 4). Der Abfall wird stratigraphisch und typologisch in das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts datiert. Das Fundmaterial rückt den Herstellungsort unserer Dose daher mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Region Zentralschweiz (Großraum Zug/Luzern). Jedoch kann damit eine Produktion auch an anderen Orten der Schweiz nicht ausgeschlossen werden (vgl. zeitgleiche, ähnlich verzierte Geschirrkeramik-Produktionsabfälle aus Schaffhausen, Vordersteig 2: Bänteli/Bürgin 2017, Abb. 183, 185, 306).

Weitere, absolutdatierte Geschirrkeramikfunde mit Schablonendekor sind ausgesprochene Seltenheiten (Heege et al. 2020, 223). Wir kennen wenige Funde aus der Stadtgrabenfüllung unter dem Berner Bundesplatz. Die Funde datieren aus historisch-stratigraphischen Gründen vor 1579 (Heege et al. 2020, 220 Abb. 111,27). In Willisau, Kanton Luzern, liegt Schablonendekor in einem Schichtzusammenhang, der vor 1594 datiert wird (Eggenberger et al. 2005, 49–50, Kat. 50). Ein Fundkomplex mit Schablonendekor in Biel, Kanton Bern, Burggasse 17, entstand möglicherweise vor 1608 (Boschetti-Maradi 2006, Abb. 153; Glatz 1991, 13–15). Und auch von der 1611 niedergebrannten Waldmannsburg bei Dübelstein, Kanton Zürich, ist Keramik mit Schablonendekor bekannt (Dubler et al. 2006, Taf. 6,48). Der nach 1648d und vor 1662h abgelagerte Fundkomplex vom Zürcher Bauschänzli belegt mit nur einer schablonenverzierten Wandscherbe, dass diese Dekortechnik in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bei Geschirrkeramik, im Gegensatz zur Ofenkeramik, offenbar ausläuft (Frey 2018, 298, Kat. 3). Weitere bislang nicht genauer datierte Einzelfunde aus der Stadt und dem Kanton Zürich sind bekannt (Frey 2018, 298).

Die größte Fundmenge mit schablonenverziertem Gebrauchsgeschirr, bei dem es sich oft um Schüsseln handelt (Abb. 5), lieferte jedoch der Graben von Schloss Hallwyl, Kanton Aargau (Lithberg 1932, Taf. 228–240, 256, 257, 279–281). Nur eine einzige Stülpdeckeldose befindet sich darunter und wird als „Butterdose“ klassifiziert (Lithberg 1932, Taf. 281,A). Die große Fundmenge in Hallwyl spricht ebenfalls für einen oder mehrere Herstellungsorte von Geschirrkeramik mit Schablonendekor im näheren oder weiteren Umfeld des Schlosses. Leider haben die historisch bekannten Orte mit Töpferei im Aargau (z. B. Muri, Bremgarten, Lenzburg, Zofingen, vgl. Frei 1931) bislang keine archäologischen Produktionsnachweise geliefert. Die Distanz von Hallwyl nach Zug beträgt ca. 40 km Luftlinie. Die Frage, ob das Absatzgebiet der Zuger Töpferei tatsächlich bis in den Aargau reichte, könnten wohl nur naturwissenschaftliche Analysen am Hallwyler Material beantworten.

Vergleichsobjekte aus der Schweiz

Die Anzahl potenzieller Vergleichsobjekte aus der Schweiz ist bislang sehr klein. Während kleine Stülpdeckeldosen ohne zusätzliche Innenaufteilung aus archäologischen Kontexten und Museumssammlungen belegt sind (Bucher et al. 2023, 138, 221 Taf. 18,175; Bänteli/Bürgin 2017, Abb. 958; Roth Heege/Thierrin-Michael 2016, Abb. 97), fehlen in der Bodenforschung Gewürzdosen mit innerer Einteilung bislang völlig.

Das Rätische Museum in Chur verwahrt eine Dose mit einer radialen Innenaufteilung (Abb. 6), die zusätzlich mit Ritzdekor verziert und grün glasiert ist. Der Verschluss erfolgte aber nicht mittels eines Stülpdeckels, sondern vermutlich mit einem Holzdeckel. Dieser konnte mit Hilfe eines runden Stabes und zweier oberrandständiger Ösen,

Abb. 6 Gewürzdose mit Ritzdekor aus dem Rätischen Museum in Chur (Inv. H1970.242), Randdurchmesser 16,8 cm (CERAMICA CH, Andreas Heege).

Abb. 7 Zwei Gewürzdosen aus der Produktion von Winterthur. Sie befinden sich heute in der Sammlung des Schweizerischen Nationalmuseums. 1: Randdurchmesser 13,4 cm, Fayenceglasur sowie blaue und gelbe Inglasurmalerei, datiert 1593 (Inv. HA-3083); 2: Randdurchmesser 15,8 cm, Fayenceglasur sowie polychrome Inglasurmalerei (Inv. HA-3003) (Jörg Brandt, ©Schweizerisches Nationalmuseum).

die heute abgebrochen sind, fixiert werden. Der Dekor ist teilweise mit einem Zirkel eingeritzt. Eine begründbare Datierung gibt es nicht (17. Jahrhundert?).

Eine Dose mit Stülpdeckelrand und drei kleinen, gemodelten Puttofüßchen ist dagegen 1593 datiert (Abb. 7,1). Sie hat nur vier Fächer. Aufgrund der Motive der blauen und gelben Fayencebemalung nehmen wir an, dass das Stück in Winterthur gefertigt wurde (Schnyder 1989, Kat. 20). Die Bodenunterseite trägt eine vor dem Brand eingeritzte Zuordnungszahl „4". Sie belegt, dass ein ursprünglich vorhandener Stülpdeckel fehlt. Die Initialen „A/P/B/K" auf der Innenseite sind vermutlich dem ursprünglichen Besitzerpaar zuzuordnen und repräsentieren keine Hafnersignatur. Robert Wyss (1973, 41) vermutete dagegen, es könne sich um Buchstabenkürzel der Gewürze handeln, die dort eingefüllt werden sollten. Eine zweite, sehr ähnliche Dose weist den typischen polychromen Winterthurer Dekor des 17. Jahrhunderts auf (Abb. 7,2). Auch diese Dose hat drei Puttofüßchen und ursprünglich einen Stülpdeckel. Der Deckel fehlt ebenfalls.

Funktion

Bei der unreflektierten Erstansprache des Objektes fiel unmittelbar der Begriff „Gewürzdose", wohl wegen der verschiedenen Facheinteilungen. Eine vertiefte Analyse und Diskussionen mit unterschiedlichen Spezialistinnen und Spezialisten im Bereich der Keramikforschung bzw. des Apothekenwesens machte jedoch deutlich, dass es weder für die Benennung noch für die Funktion einfach ist, absolut stimmige Begründungen beizubringen.[5] Der Begriff zerfällt in „Gewürz" und „Dose".

5 Ich danke in diesem Zusammenhang sehr herzlich Bernd Thier, Stadtmuseum Münster, Silvia Glaser und Claudia Selheim, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Stefan Krabath, Niedersächsisches Institut für historische Küstenforschung, Wilhelmshaven, Susanne Prillwitz, Pharmaziemuseum der Universität Basel sowie Anne Roestel, Deutsches Apothekenmuseum, Heidelberg.

Abb. 8 Personifikation der Panacea, der römischen Göttin der Heilkunde; Stich von Philips Galle 1574, vermutlich nach einer Vorlage von Frans Floris oder Marten van Cleve. Die Bildunterschrift lautet: Dat Panacea potens egris mortalibus artem, que queat in caelum manes revocare sepultos, que queat et morbos et acutos corde dolores, auferre, et validas membris adhibere medelas - Das mächtige Allheilmittel vermittelt den Sterblichen die Kunst, begrabene Geister in den Himmel zurückzubringen, Krankheiten und akute Schmerzen des Herzens zu beseitigen und starke Heilmittel auf die Glieder anzuwenden (Rijksmuseum Amsterdam, URL: http://hdl.handle.net/10934/RM0001.COLLECT.114854).

Während es für die Verwendung des Begriffs Gewürz im Sinne von Würzmittel oder Heilmittel in der Schweiz im 16. Jahrhundert hinreichende Belege gibt (Schweizerisches Idiotikon, online Version, Stichwort „G(e)würz“), gilt dasselbe nicht für „Dose“. Diese Gefäßbezeichnung ist im deutschschweizerischen Sprachraum nicht gebräuchlich (Schweizerisches Idiotikon, online Version, Stichwort „Dosen“). Stattdessen sprach man normalerweise von „Büchse, Büchs, Büchsli, Bixen, Büxlji“ (Schweizerisches Idiotikon, online Version, Stichwort „Büchs“). „Dose“ ist dagegen ein aus dem Niederländischen zunächst in die niederdeutsche und dann gegen Ende des 17. Jahrhunderts zunehmend auch in die hochdeutsche Sprache übernommener Begriff, der heutigen Sprachgepflogenheiten entspricht.[6]

Bleibt zu fragen, welche Funktion dem vorliegenden, extrem seltenen Gefäßtyp aus Keramik zugeordnet werden kann. Selbst unter Berücksichtigung identischer Gefäßgestaltung aber abweichenden Materials (Zinn, gedrechseltes Holz, Spanschachteln) bleibt die Literatur zu dieser Frage eher übersichtlich. Heinz Stafski stellte 1956 eine ähnlich eingeteilte, spätgotische Spanschachtel des Germanischen Nationalmuseums (GNM, Inv. HG 334) in einen Apothekenkontext

6 „Dose“, in: Wolfgang Pfeifer et al., Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1993), digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, https://www.dwds.de/wb/Dose, abgerufen am 04.02.2023.

Abb. 9 Gewürz- oder Konfektdose, gedrechselt, auf der Deckelinnenseite datiert 1692, im Pharmaziemuseum Basel (Andreas Heege).

und nannte das Objekt „Konfektschachtel“ (Stafski 1956, Kat. 12). Konfekt bezeichnete im Spätmittelalter alle Arten von eingezuckerten oder eingekochten Früchten oder Latwergen (mit Sirup oder Mus verrührte Pulver von Drogen oder Gewürzpulvern), die auch zu Heilzwecken verwendet wurden.[7] Die Spanschachtel hätte demnach zur Aufbewahrung von zubereiteten Arzneien gedient.

Die durch diese Schachtel im GNM ausgelöste Suche nach vergleichbaren Objekten im Kontext von Medizin und Apotheke lieferte schließlich einen 1574 datierten Stich der *Panacea* (Abb. 8). Dies ist die römische Göttin der Heilkunde bzw. des Heilens durch Heilpflanzen. Die Göttin hält in ihrer linken Hand ein Urinschauglas und in ihrer rechten eine runde, mit radialen Stegen eingeteilte Dose, die leer ist. Der Stülpdeckel ist mit einem deutlich erkennbaren Scharnier befestigt, vermutlich handelt es sich also um eine Dose aus Holz oder Metall. Vor der Göttin steht auf dem Boden eine weitere runde Dose. Zahlreiche Gerätschaften aus den Bereichen Medizin, Chirurgie und Apotheke finden sich rund um die Göttin verteilt. Links im Hintergrund findet eine Leichenöffnung statt, rechts reicht ein Arzt einem Apotheker wohl ein Rezept. Die runde Dose befindet sich hier also im Kontext von Medizin und Apotheke und sollte vermutlich zur Lagerung von pflanzlichen Ingredienzien, Gewürzen oder Zubereitungen daraus verwendet werden. Eine weitere Zeichnung der *Panacea* stammt von Hendrick Goltzius (1558–1617) und wird in die Jahre 1577/78 datiert. Sie befindet sich im Teyler Museum in Haarlem (Inv. KIII 0038).

Zu Füssen der Göttin mit dem Urinschauglas befindet sich eine geöffnete, flache, runde Stülpdeckeldose, die jedoch kreisrunde Einteilungen zeigt und vom Bearbeiter als „Konfektdoos“ eingestuft wurde (Wittop Koning 1976, Kat. 5).[8] Es handelt sich also vermutlich um eine der typischen hölzernen, gedrechselten „Gewürzdosen“ (Abb. 9), die sich in zahlreichen Museumssammlungen finden und immer wieder mit trockener und lichtgeschützter Gewürz- und Medizinaufbewahrung, Lagerung von Ausgangsstoffen und Lagerung fertiger Präparate

7 „Konfekt“, in: Wolfgang Pfeifer et al., Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1993), digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, https://www.dwds.de/wb/Konfekt, abgerufen am 04.02.2023.

8 https://www.teylersmuseum.nl/en/collection/art/k-iii-038-panacea.

Abb. 10 Apothekendarstellung mit Verkaufstresen, auf dem sich links runde Spanschachteln stapeln, direkt darüber steht eine runde, flache Dose mit Stülpdeckel (Reproduktion aus: Amman 1568, verändert).

sowie der Warenpräsentation in Apotheken in Verbindung gebracht werden (Huwer 2015, 184 Abb. 228; Hein/Müller-Jahncke 1993, 63; Rücker 2011): „In den hölzernen Dosen bewahrten die Apotheker verschiedene, meist magenstärkende Gewürze auf, die mit Zucker zubereitet, als Konfekt verkauft wurden. Der Barbier und Meistersinger Hans Foltz, der zwischen 1470 und 1500 in Nürnberg lebte beschreibt in seinem 1485 erschienenen *Confectbuch* oder *Liber collatium* ‘Zwelferlei Speczerei do ich ir Kraft auch melde pei’. Die zwölf Arzneistoffe sind: Anis, Kümmel, Koriander, Nelke, Zimt, Kubebe, Mandel, Ingwer, Pfeffer, Pfirsich- und Weichselkirschkern, Fenchel und Muskatblüte. Vom Anis weiß Foltz zu berichten, dass er inwendig Schmerzen stillt und die Winde vertreibt, schweiß- und harnfördernd wirkt, den Leib wärmt, Verstopfung von Milz, Leber und Nieren kuriert“ (Kessler/Mez-Mangold 1996, 172–173).

Angesichts dieser so eindeutig erscheinenden Sachlage ist die Seltenheit solcher runden, flachen Gewürz- oder Konfektdosen aus Keramik und das vollständige Fehlen in einschlägigen auch archäologischen Publikationen zu Apothekengefäßen (z. B. Kranzfelder 1982; Mez-Mangold 1990; Huwer 2011, besonders 185 mit Formenübersicht; Endres et al. 2011) auffällig. Auch eine Suche nach zeitgenössischen Bildquellen, die die Nutzung solcher flachen Dosen in der Apotheken-Offizin, sei es zur Lagerung, sei es zur Verkaufspräsentation zeigen, bringt nur wenige verwertbare Informationen.

Abb. 11 Museum Nutli-Hüschi, Klosters GR. Gewürz- oder Kräuterkästchen aus Holz mit Schiebedeckel, datiert 1765 (Mathias Kunfermann, demateo.com).

Eine runde Dose neben Spanschachteln auf dem Verkaufstresen zeigt lediglich ein illustrierender Holzschnitt im Ständebuch von Jost Amman aus dem Jahr 1568 (Abb. 10). Ansonsten präsentieren Apothekendarstellungen sehr oft flache, rechteckige oder quadratische Schachteln mit Feldereinteilungen, in denen Gewürze oder andere Materialien dem Kunden präsentiert wurden (z. B. MacKinney 1965, 31–32, Fig. 21; Hein/Wittop Koning 1981, 68; Krafft 2002, Farbtaf. 2; Huwer 2015, 55). Derartige Schachteln hatten einen Klappdeckel oder einen flachen Einschubdeckel.

Es gibt sie aus Holz (Abb. 11) oder Zinn (Zischka et al. 1993, 204 Kat. 9.1.10; Müller 2006, 50 Abb. 30). Alle diese Schachteln scheinen allerdings größer dimensioniert zu sein als die vorliegende Dose. Daher möchte man letzterer auch aus diesem Grund gerne eher eine private Funktion und Nutzung in einem für den Gewürzkauf finanziell hinreichend ausgestatteten Haushalt zuordnen. Unklar bliebe dabei aber immer noch: Handelt es sich eher um eine repräsentative Dose, in der verschiedener Konfekt aufbewahrt und präsentiert wurde oder lag die Funktion doch im Bereich der privaten Gewürzlagerung und sicheren Aufbewahrung? Zur Beantwortung dieser Frage bräuchte es zeitgenössische Bildquellen oder eindeutige Berichte zur Lagerhaltung. Kochbuchtitel des späten 16. Jahrhunderts zeigen im Küchenkontext jedoch keine kleinen runden Dosen, sondern wie in den Apotheken, rechteckige Schachteln mit Feldereinteilungen und Klappdeckeln (Orelli-Messerli 1989, Abb. 5 und 6). Köche (Abb. 12) und Köchinnen verwendeten solche Schachteln also offenbar zur Lagerung der teuren Gewürze und sicherten damit zugleich die rasche Verfügbarkeit der notwendigen Gewürzart und -menge beim Kochen.

Würde man die vorliegende Dose gleichwohl als Gewürzdose eines kleineren Haushalts einstufen, so könnte man sich fragen, was darin gelagert wurde. Eine mögliche Antwort auf diese Frage liefert eines der ältesten Kochbücher der Schweiz, das die Baslerin Anna Wecker verfasst hat (Orelli-Messerli 1989). *Ein Köstlich new Kochbuch Von allerhand Speisen / an Gemüsen / Obst / Fleisch / Geflügel / Wildpret / Fischen vnd Gebachens* erschien posthum 1597.[9] Anna Wecker war mit einem Basler Arzt verheiratet und lebte längere Zeit in Colmar. Zählt man die Gewürzerwähnungen im Kochbuch, so ergibt sich folgende Reihenfolge, die eventuell die tatsächliche Bedeutung der einzelnen Gewürze widerspiegelt (jeweils Anzahl Nennungen):

9 Wecker, Anna: Ein Köstlich new Kochbuch Von allerhand Speisen/ an Gemüsen/ Obs/ Fleisch/ Geflügel/ Wildpret/ Fischen vnd Gebachens. Hrsg. v. Katharina Taurellus. 2. Aufl. Amberg, 1598. In: Deutsches Textarchiv <https://www.deutschestextarchiv.de/wecker_kochbuch_1598>, abgerufen am 4.2.2023.

Abb. 12 Titelbild mit Küchenszene 1566. Die Gewürzschachtel steht links auf der Truhe (Reproduktion aus: Koch und Kellermeisterey 1566, verändert).

Zucker: 347, Zimt: 183, Ingwer: 118, Saffran: 102, Pfeffer: 87, „Gewürtz“: 45 (immer Mischung gemeint), Muskatnuss: 43, Gewürznelke (Negelein/Nägelein): 37, Muskatblüte: 16, Anis: 10, Kümmel: 9, Fenchel: 7, Galgant: 4, Coriander: 3, Süßholtz: 1, Paris Cardamoni: 1, Cubeben (-Pfeffer): 1.

Fünf der Gewürze Anna Weckers – vielleicht Zimt(rinde), Ingwer, Pfeffer, Muskatnuss und Nelken – hätten in Haushaltsmengen Platz in unserer Gewürzdose finden können.

Da die Dose möglicherweise aus dem Grossraum Luzern/Zug stammt, kann auch ein Blick auf zugerische Schriftquellen relevant sein. Aufgrund von Archivalien der zugerischen Familie Zurlauben lässt sich belegen, dass die von Anna Wecker benutzten Gewürze, kaum überraschend, wenig später auch bei einer der bedeutenden Zuger Familien in der Küche Verwendung fanden.[10] So kaufte Beat II Zurlauben auf dem Verenamarkt in Zurzach (1. September 1652) bei einem Gewürzkrämer für 9 Gulden 12 ½ Schillinge einen Zuckerstock von 2 ¼ Pfund, 2 Pfund Pfeffer, 1 Pfund Nelken, 1 Pfund Ingwer, ¼ Pfund Muskatnuss und ¼ Pfund Mastyx (Harz der Mastixsträucher).

10 http://kbaargau.visual-library.de/ah/nav/index/all: Staatsarchiv Aargau, Zurlaubiana, Acta Helvetica 97/13–15.

Literatur

Amman 1568: J. Amman, Eygentliche Beschreibung aller Stände auff Erden, hoher und nidriger, geistlicher und weltlicher, aller Künsten, Handwercken und Händeln. Durch d. weitberümpten Hans Sachsen gantz fleissig beschrieben u. in teutsche Reimen gefasset (Frankfurt 1568).

Appuhn-Radtke/Kayser 1986: S. Appuhn-Radtke/E. Kayser, Keramik. In: Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.), Die Renaissance im deutschen Südwesten zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg (Karlsruhe 1986), 845–884.

Bänteli/Bürgin 2017: K. Bänteli/K. Bürgin, Schaffhausen im Mittelalter – Baugeschichte 1045–1550 und archäologisch-historischer Stadtkataster des baulichen Erbes 1045–1900. Schaffhauser Archäologie 11 (Schaffhausen 2017).

Biller/Heege 2011: Th. Biller/A. Heege, Schwarzenburg, Ruine Grasburg. Eine spätstaufische Reichsburg. Archäologie Bern/Archéologie bernoise. Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2011, 171–190.

Boltz 1913: V. Boltz, Illuminierbuch. Wie man allerlei Farben bereiten, mischen und auftragen soll, allen jungen angehenden Malern und Illuministen nützlich und fürderlich, durch Valentinum Boltz von Ruffach, Nach der ersten Auflage von 1549 herausgegeben, mit Einleitung und Register versehen von Carl. J. Benzinger, Sammlung maltechnischer Schriften 4 (München 1913).

Boschetti-Maradi 2006: A. Boschetti-Maradi, Gefässkeramik und Hafnerei in der Frühen Neuzeit im Kanton Bern. Schriften des Bernischen Historischen Museums 8 (Bern 2006).

Brunner 1999: Th. Brunner, Die Renaissance in der Stube, Innerschweizer Hafner und Ofenkeramik im ausgehenden 16. Jahrhundert. Kunst und Architektur in der Schweiz 50, 1999, 33–41.

Bucher et al. 2023: J. Bucher/S. Hardmeier/M. Zürcher (Hrsg.), 20000 Jahre Stadtgeschichte. Ausgrabung „Erweiterung Kunsthaus Zürich“ 2015/2016. Archäologie Stadt Zürich, Bd. 2 (Zürich 2023).

Cramer 2000: R. Cramer, Les Pourtalès 1300–2000 (Saint-Pierre de Vassols 2000).

Dubler et al. 2006: R. Dubler/Chr. Keller/M. Stromer/R. Windler, Vom Dübelstein zur Waldmannsburg. Adelssitz, Gedächtnisort und Forschungsobjekt. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 33 (Basel 2006).

Eggenberger et al. 2005: P. Eggenberger/J. Diaz Tabernero/C. Doswald/Chr. Meyer-Freuler, Willisau. Im Spiegel der Archäologie. Funde aus den archäologischen Forschungen. Archäologische Schriften Luzern 5.2 (Luzern 2005).

Endres et al. 2011: W. Endres/Chr. Habrich/G. Riedel/B. Schönewald, Apothekengefäße von 1571 bis ins 18. Jahrhundert in Ingolstadt. Keramische und pharmaziehistorische Untersuchungen. Beiträge zur Geschichte Ingolstadts 7 (Ingolstadt 2011).

Franz 1981: R. Franz, Der Kachelofen (Graz, 2. Auflage 1981).

Frei 1931: K. Frei, Zur Geschichte der aargauischen Keramik des 15.–19. Jahrhunderts. Anzeiger für schweizerische Altertumskunde N. F. 33, 1931, 73–202.

Frey 2018: J. Frey, Alles im grünen Bereich. Die Haushaltskeramik vom Bauschänzli in Zürich, datiert vor 1662. In: AS – Archäologie Schweiz/SAM – Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit/SBV – Schweizerischer Burgenverein (Hrsg.), Die Schweiz von 1350 bis 1850 im Spiegel archäologischer Quellen. Akten des Kolloquiums/Actes du Colloque Bern, 25.–26.1.2018 (Basel 2018), 297–308.

Glatz 1991: R. Glatz, Hohlglasfunde der Region Biel. Zur Glasproduktion im Jura (Bern 1991).

Graves 2002: A. Graves, Tiles and Tilework of Europe (London 2002).

Heege 2012: A. Heege, Dekortechniken auf Ofenkeramik. In: E. Roth Heege, Ofenkeramik und Kachelofen. Typologie, Terminologie und Rekonstruktion im deutschsprachigen Raum (CH, D, A, FL) mit einem Glossar in siebzehn Sprachen. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 39 (Basel 2012), 68–99.

Heege 2021: A. Heege, Winterthurer Schätze der Hafner Graf und Pfau. Revue, Mitteilungsblatt der Keramikfreunde der Schweiz 135, 2021, 9–38.

Heege/Kistler 2017: A. Heege/A. Kistler, Keramik aus Langnau. Zur Geschichte der bedeutendsten Landhafnerei im Kanton Bern. Schriften des Bernischen Historischen Museums 13 (Bern 2017).

Heege et al. 2020: A. Heege/V. Homberger/E. Roth Heege/J. Frey/M. Joguin Regelin/Gilles Bourgarel/M.-I. Angelino, Haushaltskeramik in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein, 1350–1850. In: Archäologie Schweiz (Hrsg.), SPM VIII Archäologie der Zeit von 1350 bis 1850 - L'achéologie de la période entre 1350 et 1850 - L'archeologia del periodo tra l'1350 ed il 1850 (Basel 2020), 207–258.

Hein/Müller-Jahncke 1993: W.-H. Hein/W.-D. Müller-Jahncke, Kostbarkeiten aus dem Deutschen Apotheken-Museum Heidelberg (Berlin 1993).

Hein/Wittop Koning 1981: W.-H. Hein/D. A. Wittop Koning, Die Apotheke in der Buchmalerei (Frankfurt a. M. 1981).

Higy 1999: W. Higy, Im Banne des Ofens. Der Ofensetzer Eduard Schaerer und das Hafnerhandwerk in der Stadt Basel (Basel 1999).

Huwer 2011: E. Huwer, Apotheke um 1600. Untersuchungen zur Sachkultur im Spiegel archäologischer Quellen aus dem süd- und südwestdeutschen Raum. Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 4 (Büchenbach 2011).

Huwer 2015: E. Huwer, Das Deutsche Apotheken-Museum. Schätze aus zwei Jahrtausenden Kultur- und Pharmaziegeschichte (Regensburg 2015).

Kessler/Mez-Mangold 1996: M. Kessler/L. Mez-Mangold, Gefäß ist nicht nur Hülle. Vom Ursprung der Kunst Arzneistoffe aufzubewahren. In: R. Pötzsch/A. Touwaide (Hrsg.), Die Apotheke. Historische Streiflichter (Basel 1996), 167–178.

Koch und Kellermeisterey 1566: Koch vnd Kellermeisterey von allen Speisen vnd Getrencken viel guter heimlicher Künste auch wie man Latwergen, Salsen, Confect, Conserven vnd Einbeytzungen machen, von mancherley Früchten, Blumen, Kreutern vnd Wurtzelen. Einem jeden im Hausz gar notwendig vnd nützlich zugebrauchen (Frankfurt 1566).

Krafft 2002: F. Krafft, Christus ruft in die Himmelsapotheke. Die Verbildlichung des Heilandsrufs durch Christus als Apotheker. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung im Museum Altomünster (Altomünster 2002).

Kranzfelder 1982: U. Kranzfelder, Zur Geschichte der Apothekenabgabe- und Standgefäße aus keramischen Materialien unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Süddeutschland vom 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert. Dissertation der Fakultät für Chemie und Pharmazie der Ludwigs-Maximilians-Universität München (München 1982).

Lehmann 1999: P. Lehmann, Entsorgter Hausrat – Das Fundmaterial aus den Abts- und Gästelatrinen. In: K. Bänteli/R. Gamper/P. Lehmann, Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen. Schaffhauser Archäologie 4 (Schaffhausen 1999), 159–195.

Lithberg 1932: N. Lithberg, Schloss Hallwil Bd. 3: Die Funde (Stockholm 1932).

MacKinney 1965: L. MacKinney, Medical illustrations in medieval manuscripts (London 1965).

Mez-Mangold 1990: L. Mez-Mangold, Apotheken-Keramik-Sammlung „Roche“ (Basel 1990).

Müller 2006: H. A. Müller, Ein Idealhaushalt im Miniaturformat. Die Nürnberger Puppenhäuser des 17. Jahrhunderts. Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum 9 (Nürnberg 2006).

Orelli-Messerli 1989: B. von Orelli-Messerli, Die Küche wie sie im Buche steht (Würzburg 1989).

Roth Heege 2009: E. Roth Heege, Zwischen Tradition und Innovation. Kachelöfen der Schweiz, 15.–17. Jahrhundert. In: B. Scholkmann/S. Frommer/Chr. Vossler/M. Wolf (Hrsg.), Zwischen Tradition und Wandel. Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts. Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 3 (Büchenbach 2009), 291–304.

Roth Heege 2012: E. Roth Heege, Ofenkeramik und Kachelofen. Typologie, Terminologie und Rekonstruktion im deutschsprachigen Raum (CH, D, A, FL) mit einem Glossar in siebzehn Sprachen. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 39 (Basel 2012).

Roth Heege/Thierrin-Michael 2016: E. Roth Heege/G. Thierrin-Michael, Oberaltstadt 3/4, eine Töpferei des 16. Jahrhunderts und die Geschichte der Häuser. Archäologie der Stadt Zug, Band 2. Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 8.2 (Zug 2016), 10–154.

Rücker 2011: D. Rücker, Gewürzschalen - Gefäße mit Wurzeln in Babylonien. Deutsches Apotheken-Museum, Beilage zur Pharmazeutischen Zeitung 156, 2011, 7–8.

Schnyder 1989: R. Schnyder, Winterthurer Keramik (Winterthur 1989).

Stafski 1958: H. Stafski, Aus alten Apotheken (München 1958).

Wittop Koning 1976: D. A. Wittop Koning, De farmacie in tekening en prent (Amsterdam 1976).

Wyss 1973: R. L. Wyss, Winterthurer Keramik. Hafnerware aus dem 17. Jahrhundert. Schweizer Heimatbücher 169–172 (Bern 1973).

Zischka et al. 1993: Ul. Zischka/H. Ottomeyer/S. Bäumler (Hrsg.), Die anständige Lust. Von Esskultur und Tafelsitten (München 1993).

Adressen

Dr. Andreas Heege, M.A.
Im Rötel 3
CH 6300 Zug, Schweiz
roth-Heege@bluewin.ch

Dr. Andreas Liesch
Veia Nizagn 2
CH 7459 Stierva, Schweiz
andi.liesch@gmx.ch

Ein barocker Fayencekachelofen des Jahres 1737

Ein Fund auf Burg Edenserloog im Landkreis Wittmund und vergleichbare archäologische Funde von der Ostfriesischen Halbinsel

Sonja König und Stefan Krabath

Zusammenfassung

Der inschriftlich in das Jahr 1737 datierte Fayence-Kachelofen auf der ehemaligen Häuptlingsburg Edenserloog in Ostfriesland gehört zu den ältesten Vertretern seiner Art im norddeutschen Raum. Nur selten blieben solche Öfen am Ort ihrer Erstaufstellung erhalten. Die qualitätvoll bemalten Kacheln entstanden wahrscheinlich in einer Manufaktur des Hamburger Raumes, wahrscheinlich in Altona. Das alttestamentliche Bildprogramm des Ofens könnte motiviert durch die Glaubenspraxis der damaligen Auftraggeber entstanden sein. Aus archäologischen Kontexten des niedersächsischen Küstenbereichs sind blau bemalte Fayencekacheln des 18. Jahrhunderts bislang nur selten bekannt.

Einleitung

Die Einführung des Kachelofens in der Zeit um 1200 stellt einen entscheidenden Schritt zur Verbesserung des Lebens- und Wohnkomforts im nördlichen Mitteleuropa dar. Gestattet diese Errungenschaft doch die Beheizung von Räumlichkeiten ohne störende Rauchgase bei erheblicher Reduktion der Brandgefahr. Mit der Zeit wurden die Öfen zu künstlerisch hochanspruchsvollen Möbelstücken entwickelt, die Zeugnis von Geisteshaltung und wirtschaftlicher Potenz ihrer ehemaligen Besitzer ablegen. Spätestens seit dem frühen 18. Jahrhundert werden in Nordwestdeutschland Kachelöfen aus Fayence mit kobaltblauer Inglasurmalerei produziert. In Ermangelung eindeutiger Töpfersignaturen werden diese Öfen insbesondere im Kunsthandel häufig als Hamburger Öfen bezeichnet. Ein frühes Beispiel dafür blieb auf Burg Edenserloog, Edenserlooger Straße 31, in der Gemeinde Werdum des ostfriesischen Landkreises Wittmund erhalten. Entsprechend seiner Bedeutung als einer von wenigen am ursprünglichen Standort erhaltenen Öfen wurde er in einem Kunstdenkmälerinventar von 1880 in die wissenschaftliche Literatur eingeführt (Mithoff 1880, 196).

In: A. Heege/K. Igel/M. Jansen-Igel/N. Mehler/J. Müller/E. Roth Heege/J. Scheschkewitz (Hrsg.), Wie der Meister, so das Werk. Festschrift für Ralph Röber zum 65. Geburtstag (Leiden: Sidestone Press 2024) 403–418.

Abb. 1 Wasserburg Edenserloog, Gemeinde Werdum, Ansicht von Westen, Zustand 2019 (Stefan Krabath, Niedersächsisches Institut für historische Küstenforschung [NIhK], Wilhelmshaven).

Burg Edenserloog und ihre Bewohner

Die Wasserburg Edenserloog (Abb. 1) besteht aus einer rechteckigen Hauptburg und einer ebenso gestalteten Vorburg. Sie liegt am Rande der Ortslage direkt in der Nordseemarsch und besaß ursprünglich einen Zugang zur See. Archäologische Funde vom Burggelände in Privatbesitz reichen nicht vor das 15. Jahrhundert zurück: Die älteste Keramik aus Werdum weist hohe Ähnlichkeit zu derjenigen aus dem Zerstörungshorizont der Sibetsburg in Wilhelmshaven von 1433 auf (Funde im Niedersächsischen Institut für historische Küstenforschung, Wilhelmshaven). Reent von Werdum (gestorben 1420), genannt „Olde Reent“, soll 1370 als erster überlieferter Häuptling die Herrschaft Werdum besessen haben. Von Bedeutung für die spätere Interpretation des Bildprogramms auf dem Kachelofen erscheint Ursula von Beckum, geborene von Werdum (vor 1520–1544), die 1544 als Anhängerin der David-Joristen in Deventer als Ketzerin verbrannt wurde. Aus der Feder von Ulrich von Werdum (1632–1681) stammt eine für die historische Forschung bedeutende Familiengeschichte (von Werdum 1976–1983).

Als letzter Häuptling lebte Alexander von Werdum zu Inhausen & Roffhausen (gestorben 1713) auf der Burg. Seine Tochter Catharina Elisabeth Gisberta von Werdum (1695–1762) heiratete 1710 den aus dem Bergischen Land stammenden kurpfälzischen Kammerherrn und Obristen Leutnant Wilhelm Mordio Freiherr von Bottlenberg, genannt Kessel (1669–1744). Dieses Ehepaar ließ den Kachelofen setzen. Wilhelm Mordio von Bottlenberg kam als letzter von 16 Geschwistern zur Welt. Nach einer höfischen und militärischen Ausbildung wurde er Oberst eines kurpfälzischen Regiments und Kammerherr des in Düsseldorf residierenden Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz (1658–1716) und seines Nachfolgers Karl III. Philipp von der Pfalz (1661–1742). Wie sich die beiden Eheleute kennenlernten, ist nicht bekannt. Zwei Portraits des Ehepaars kamen 2018 aus nicht näher zu fassendem Privatbesitz in den Schweizer Kunsthandel und konnten durch die Gerhard ten Doornkat Koolman-Stiftung in Emden erworben werden (Abb. 2 und 3): Die beiden in Öl auf Leinwand gemalten Bilder befinden sich als Leihgabe in der Touristinformation von Werdum. Das Männerportrait trägt auf der Rückseite die Beschriftung *Der Hochwohlgebohrner Herr / Wilhelm Modio Frey Hr. von Bottlen- / berg / genant Kessel, Herr zum Kesselberg / Werdum, Inhausen;*

Abb. 2 J. C. Klemm, Portrait des Wilhelm Mordio von Bottlenberg, Größe 79 cm x 58 cm (Stefan Krabath, NIhK).

Räffhausen., Ihro Churfürstl. / Durchl. zu Pfaltz Cämmerer und Bestallter / Aetatis 54 / Natus Ao. 1669 d. 4t 8bris / J. C. Klem fecit Ano 1723, während das Frauenportrait mit folgendem Text beschriftet ist*: Uxor Catharina Elisabetha Gisberta ab Werdum, 1762 obiit / J. C. E. pinx.*

Im Jahre 1760 wurde das Anwesen bestehend aus der Burg und zugehörigen Ländereien an die Familie Cramer vererbt (Testament im Besitz der Familie Cramer, Ganderkesee). Ein Kaufvertrag von 1973 verfügt ausdrücklich die Erhaltung des Kachelofens in der Burg. Heute befindet sich die Burg in Privatbesitz. Der Ofen ist für die Öffentlichkeit nicht zugänglich (vgl. allgemein zur Familiengeschichte Holtmanns 1891;

Abb. 3 Johann Conrad Eichler (1680–1748), Portrait der Catharina Elisabeth Gisberta von Werdum, Größe 79 cm x 58 cm (Stefan Krabath, NIhK).

Abb. 4 Edenserloog, Gemeinde Werdum, Kachelofen, Höhe 2,89 m, Zustand 2020 (Stefan Krabath, NIhK).

Abb. 5 Edenserloog, Gemeinde Werdum, Kachelofen, Zustand 1963 (Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege Hannover, Fotosammlung KB 124/F1).

Ritter 1905; Niederau 1976; Cramer 2014 und Cramer 2015). Der heute noch vorhandene ältere Gebäudebestand der Anlage besteht aus einem Backsteinbau mit L-förmigem Grundriss. Der älteste Teil davon, ein Turmhaus mit ursprünglich drei Etagen, besitzt Deckenbalken, die dendrochronologisch in die Jahre 1457 bis 1461 datiert werden konnten. Ein grundlegender Umbau erfolgte nach dendrochronologischen Untersuchungen zwischen 1552 und 1576 (Mennenga 2006) durch Verlängerung des Bauwerks nach Norden zu einem langrechteckigen Gebäude mit Saalgeschoss. Im Innern des Turmhauses blieb ein offener Kamin mit Sandsteinsturz erhalten, der mit Blendmaßwerk und ehemals aufgemalten Wappen dekoriert ist. Reste eines weiteren Kamins blieben im Kellergeschoss des Bauwerks erhalten. Im renaissancezeitlichen Anbau mit Saalgeschoss steht im Erdgeschoss der hier vorzustellende Kachelofen.

Der Kachelofen auf Edenserloog

Fünf Balusterfüße mit quadratischem Grundriss tragen einen Ofenkasten mit zwei Etagen, der von Gesimsen und gesprengten Schweifgiebeln abgeschlossen wird (Abb. 4).

Auf der Frontseite dienen drei, auf der Wandseite zwei Füße und ein schmales Backsteinfundament als Stütze

des Ofens. Den Fußboden unter dem Ofen bildet eine mit modernen Sandsteinplatten ausgelegte Fläche. Der Ofenkasten besteht aus einem flachen Sockel, der vermittelt durch ein einziehendes Sockelgesims zwischen zwei Rundstabprofilen in den eigentlichen Ofenkasten übergeht. Dieser wird oben von einem wulstförmigen, leicht ausschwingenden Gesims mit Kehlung abgeschlossen. Darauf stehen auf den vorderen Ecken jeweils eine Balustersäule mit quadratischem Grundriss und zur Wand hin ein Kachelaufbau über einem U-förmigen Grundriss als zweite Etage. Darüber erheben sich ein mehrfach gestuftes und gekehltes Kranzgesims und auf jeder Seite des Ofens ein gesprengter Schweifgiebel. Auf der Frontseite sitzt zwischen den beiden Giebelseiten eine rechteckige Kachel mit geschweiftem, ebenfalls gesprengtem Giebelabschluss, auf der wiederum eine Fiale mit quadratischem Grundriss steht. Die Giebelfelder der Seitengiebel werden von einer hochrechteckigen Kachel eingenommen. Auf den vorderen Ecken des Ofens, hinter den Giebelschilden, steht jeweils eine Fiale mit rechteckigem Grundriss. Auf der Frontseite wurde in Höhe des Sockels nachträglich eine zweiflügelige Messingtür eingesetzt, um den Ofen von vorn heizen zu können. Ein Knauf aus Messing auf der Frontseite im oberen abschließenden Gesims dient als Handhabe zur Steuerung einer Lüftungsklappe. Beide Etagen des Ofenkastens bestehen aus planen Kacheln. Alle Füße, Gesims- und Füllkacheln sowie die Giebel und Fialen weisen eine Fayenceglasur mit kobaltblauer Inglasurmalerei auf. Der Ofen besitzt eine Höhe von 2,89 m bei einer Breite von 1,20 m und einer Tiefe von 0,98 m. Weitere Maße werden hier mitgeteilt: Größe der Füße: Höhe 32 cm, Grundriss 16,5 × 16,5 cm; Sockelgesims: Höhe 26 cm, Größe der Bildkacheln im unteren Kasten: 29 × 25,3 cm, Höhe des Kranzgesimses am unteren Kasten 19 cm; Größe der Säulen: Höhe 50 cm; Grundriss 16,5 × 16,5 cm; Größe der Bildkacheln im oberen Kasten in der Front 48 × 28 cm und in den Seiten 48 × 18 cm, Größe der Kacheln im Kasten 29 × 24,5 cm und Eckkacheln 29 cm x 13 cm x 13 cm; Höhe des oberen Kranzgesimses 25 cm; Höhe des Giebels 49 cm.

Der gegenwärtige Zustand des Ofens stellt das Ergebnis mehrerer Umbauten und Restaurierungen dar. Zu fassen sind davon eine Maßnahme in den Jahren 1935/36 durch den damaligen Besitzer Herbert Cramer (1898–1975) und eine grundlegende Restaurierung und Sicherung durch das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege zwischen 1977 und 1988. Diese Maßnahme wurde dringend erforderlich, da sich große Teile der Fayenceglasur vom Scherben der Kacheln gelöst hatten und das eiserne Trägergerüst durch Korrosion stark geschädigt war (Recker 1989, 125–127). Eine letzte Nutzung des Kachelofens fand Weihnachten 1941 statt, wie sich der auf Edenserloog geborene und aufgewachsene Ulrich Cramer erinnert. Ursprünglich dürfte es sich bei dem Ofen um einen Hinterlader gehandelt haben, der sekundär durch die Einsetzung einer Tür in der Front zum Kaminofen umgebaut wurde. Bei diesem Umbau wurde mutmaßlich auch der aktuelle Standort neu gewählt, da in der Wand hinter dem Ofen Hinweise auf eine ehemalige Befeuerungsöffnung fehlen. Die Fläche zwischen den beiden Säulen auf dem Ofenkasten sowie die „Decke“ unterhalb des Abschlussgesimses sind durch moderne Fliesen ersetzt. Sie waren ursprünglich höchstwahrscheinlich ebenfalls bemalt. Teile der Kacheln sind gebrochen bzw. durch einen weißen Kunststoff ergänzt. Fotoaufnahmen vor der letzten Restaurierung aus den Jahren 1963 (Abb. 5) und 1976 zeigen auf der Frontseite eine dritte tragende Säule unter dem Kranzgesims (Recker 1989, 125). Dieses Element wurde in den 1930er Jahren zur statischen Ertüchtigung eingesetzt. Es bestand aus farblich gefasstem Holz.

An der Basis enden die Giebel zu den vorderen Ecken des Ofens unharmonisch mit einem senkrechten, unglasierten Abschluss. Dieser Umstand könnte darauf hindeuten, dass die jetzt hinter den Giebelschilden stehenden Fialen ursprünglich auf den vorderen Gesimsecken standen. Daraus kann wiederum gefolgert werden, dass der gesamte Ofen in seiner Kubatur deutlich verkleinert wurde. Diese These wird auch durch die kurzen, zur Wand weisenden, stark eingekürzten Stücke des Gesimses gestützt.

Alle Kacheln mit Ausnahme der modernen Ergänzungen tragen eine qualitätvolle Blaumalerei. Die Füße wurden mit Akanthusranken und -blättern sowie stehenden und fallenden Schuppenfriesen dekoriert. Der Sockel des Kastens zeigt einen Fries aus Dreiergruppen von Kugeln, die sich mit Stäben abwechseln. Es folgt ein Zierstreifen aus Bandlwerk. Darüber steht eine senkrechte Sockelzone, die von halben Kartuschen mit Blütendekor geziert wird, die beidseitig von Akanthusblättern begleitet werden. Dazwischen sitzen weitere Halbkartuschen mit Blütenmotiv auf geschupptem Hintergrund. Darüber folgt ein Band, das in großen Abständen zu Schlaufen gewunden wurde. Das Viertelstabprofil des Sockelgesimses wird durch stilisierte hängende Blätter gebildet. Es folgt ein Stabdekor mit Dreiergruppen von Kugeln und dann auf einer konkav gekehlten Fläche eine Reihung von breitrechteckigen Kartuschen, die von Landschaftsdarstellungen eingenommen werden. In diesen mediterran wirkenden Landschaften stehen Einzelgebäude und Gebäudegruppen. Dazwischen erscheinen Staffagen aus säulen- und buschförmigen Bäumen. Der quellbewölkte Himmel wird durch Vögel belebt. Ein Stabprofil mit feinen floralen Ranken schließt die Sockelzone ab. Darüber folgt der Ofenkasten aus planen Kacheln und Eckkacheln. Alle Kacheln besitzen einen geschweiften, mehrfach verkröpften Rahmen. Die Eckzwickel werden von Akanthusranken eingenommen, die sich teilweise um die blau-weiße Rahmenleiste schlingen. Diese Kacheln (Nr. 1 bis 43) werden in der Abfolge linke Seite, Frontseite und rechte Seite von links nach rechts und von oben nach unten beschrieben. Folgende szenische Darstellungen wurden angebracht:

Abb. 6 Edenserloog, Gemeinde Werdum, Kachelofen, links linke Seite, rechts rechte Seite. Höhe 2,89 m, Zustand 2020 (Stefan Krabath, NIhK).

Abb. 7 Edenserloog, Gemeinde Werdum, Kachel mit Darstellung der Kundschafter, Blaumalerei auf Fayence, Höhe 29,0 cm, Zustand 2020 (Stefan Krabath, NIhK).

Abb. 8 ▷ Edenserloog, Gemeinde Werdum, Kachelofen, Frontseite, Höhe 2,89 m, Zustand 2020 (Stefan Krabath, NIhK).

Linke Seite des unteren Kastens (Abb. 6)

1. Biblische Szene: Jakob steht vor dem Pharao, 1. Mose 47, 7;
2. Biblische Szene: Adam und Eva im Paradies, 1. Mose, Genesis 2, 24;
3. Biblische Szene: Joaschs Ende, 2. Könige 12, 21–22, Identifikation unsicher;
4. Unbestimmte Teildarstellung;
5. Jakob kommt zu Laban, 1. Mose, Genesis 29, 2–9;
6. Elijas Himmelfahrt, 2. Könige 2, 11;
7. Jakob ringt mit dem Engel, 1. Mose 32, 25–26;
8. Unbestimmte Teildarstellung auf einer Eckkachel;
9. Erkundung des Landes Kanaan (Abb. 7), Kundschafter, 4. Mose 13, 23;
10. Tobit wird wieder sehend, Tobias 11, 12–15, ähnlich Nr. 42, jedoch horizontal gespiegelt;
11. Der brennende Dornbusch: Mose kniet vor dem Herrn, 2. Mose 3, 4–6;
12. Unbestimmte Teildarstellung auf einer Eckkachel.

Frontseite des unteren Kastens (Abb. 8)

13. Unbestimmte Teildarstellung auf einer Eckkachel;
14. Esau verkauft sein Erstgeburtsrecht, 1. Mose, Genesis 25, 27–33;
15. Der Löwe und der Esel bei der Leiche des Propheten, 1. Könige 13, 24
16. Gideon und der Engel, Richter 6, 20–21;
17. Unbestimmte Teildarstellung;
18. Unbestimmte Teildarstellung;
19. Elija am Bach Kerit, 1. Könige 17, 5;
20. Adam und Eva im Paradies: Der Sündenfall, 1. Mose 3, 6;

Abb. 9 Edenserloog, Gemeinde Werdum, Kachelofen, Abschlussgesims des unteren Kastens, Höhe 19 cm, Zustand 2020 (Stefan Krabath, NIhK).

21. Abrahams Begegnung mit Melchisedek, 1. Mose, Genesis 14, 18–20, ähnliche Darstellung wie Nr. 32;
22. Unbestimmte Teildarstellung;
23. Teildarstellung Leeres Grab Christi, Matthäus 27, 66. Diese Szene ist nur zur Hälfte dargestellt. Aus den Bildmotiven „Zugang“ und „Soldat“ kann die Bibelpassage erschlossen werden, die jedoch dann die einzige neutestamentliche Geschichte auf dem Ofen wäre.
24. Ezechiels Vision, Ezechiel 37, 1–14;
25. Unbestimmte Fragmente eines Rahmens;
26. Abrahams Opfer, 1. Mose 22, 9–13, gleiche Darstellung wie Nr. 37;
27. Unbestimmte Teildarstellung.

Rechte Seite des unteren Kastens (vgl. Abb. 6, rechts)

28. Unbestimmte Teildarstellung;
29. Boas nähert sich Rut, Rut 2, 8–9;
30. Jiftachs Heimkehr, Richter 11, 34, Identifikation der Szene unsicher;
31. David will Salomos Herrschaft sichern, 1. Könige 2, 1;
32. David bekommt vom Priester Ahimelech Schaubrote, 1. Samuel 21, 10, Personendarstellung ähnlich wie Nr. 21 und 43;
33. Prophet Jona wird vom Wal ausgespuckt, Jona 2, 11;
34. Jaël zeigt den getöteten Sisera, Richter 4, 22;
35. Naaman wird durch Baden im Jordan geheilt, 2. Könige 5, 14;
36. Unbestimmte Teildarstellung;
37. Abrahams Opfer, 1. Mose 22, 9–13, ähnlich Nr. 26;
38. Noahs Dankopfer, 1. Mose 8, 20;
39. Gideon und der Engel, Richter 6, 20–21, wie Nr. 16.

Die den unteren Kasten abschließende Gesimszone (Abb. 9) zeigt eine ähnliche Dekoration wie das Sockelgesims mit Landschaften in Kartuschen und Stabprofilen, jedoch unterscheiden sich die Bandlwerkzonen auf den konvex gewölbten Bereichen. Die untere Zone besteht aus Blüten im Wechsel mit Bandlwerkdekoren bzw. Bandlwerk, das durch Blatt- und Palmettenmotive bereichert wird. Darüber stehen zwei Säulen mit ähnlicher Dekoration wie auf den Ofenfüßen. Die deutlich höheren Säulen bieten auf ihren Schäften Platz für eine Landschaftsdekoration aus Laubbäumen und verschiedenartiger Architektur.

Zur Wand hin wird der Ofenkasten auf halber Tiefe fortgesetzt. Die beiden hochrechteckigen Kacheln auf der linken und rechten Schmalseite des Ofens zeigen baumbestandene Landschaften mit Architektur, die zur Front gerichteten Seiten folgende Szenen:

Frontseite des oberen Kastens (vgl. Abb. 8)

40. Unbestimmte Teildarstellung: Mose steht links zwei weiteren Männern zugewandt: Der eine hält einen Blattzeig in den Händen, während der andere dem Betrachter abgewandt einen Stock in der linken Hand trägt. Links in der Ecke sitzt im Schatten eine weitere Person.
41. Lot und seine Töchter, 1. Mose 19,30;
42. Tobit wird wieder sehend, Tobias 11, 12–15, ähnlich Nr. 10, jedoch horizontal gespiegelt;
43. Abrahams Begegnung mit Melchisedek, 1. Mose, Genesis 14, 18–20, ähnlich Nr. 21, mit einer zusätzlichen Person im Vordergrund.

Das abschließende Kranzgesims zeigt ähnliche Dekorationen wie die übrigen Gesimse. Neu ist eine Bandlwerkzier mit Blüten und Palmetten. Darüber folgen die Giebel, die von einem Gesims aus Bandlwerk und floralen Ranken gebildet werden. Die Giebelfelder werden von sich ringelnden Delphinen eingenommen. Eine Kachel zwischen den beiden Giebelhälften auf den Schmalseiten zeigt ein Postament mit einem Gehänge aus Früchten und Blüten. Zwischen den Giebelelementen auf der Frontseite sitzt das Allianzwappen des Bauherren und der Bauherrin des Ofens. In ovalen Schilden mit floraler Rahmung erscheint heraldisch unter einer Freiherrenkrone rechts das Wappen der Familie von Bottlenberg, ein „gezinnter Balken“ und links ein nach rechts schreitender „Löwe aus dem Busch“ für die Familie von Werdum. An der Basis zwischen den beiden Schilden sitzt eine floral gerahmte Kartusche mit der Jahreszahl „1737“. Fialen auf den Ecken und über der Wappenkachel nehmen die Dekoration der Ofenfüße und der Gesimse auf.

Aufbau und Bildprogramm des Ofens sowie grafische Vorlagen

Die Grundform des Ofens als quaderförmiger Unterbau mit gesprengten Giebeln wurde sicherlich der Möbelkunst entlehnt. Die Giebelform erscheint insbesondere bei norddeutschen Kleiderschränken und Vitrinen des 18. Jahrhunderts als sehr geläufig (vgl. Schmitz 1937). Der Kachelofen in Edenserloog zeigt 30 Kacheln mit vollständigen szenischen Darstellungen und zwölf halben Darstellungen auf den Eckkacheln. Die Darstellungen auf den vollständigen Blattkacheln konnten bis auf eine (Nr. 40) mit einer biblischen Geschichte korreliert werden (siehe oben). Von den zwölf halben Darstellungen könnte eine David zeigen, wie er die Schaubrote von Abimelech bekommt; die zweite könnte das leere Grab Christi darstellen. Folgende Szenen sind zweimal vertreten: Gideon und der Engel, Abrahams Opfer, Tobit wird wieder sehend und Abrahams Begegnung mit Melchisedek. Damit besteht das Programm fast vollständig aus Szenen des Alten Testaments. Nur die unsicher bestimmte Kachel mit dem leeren Grab Christi kann gegebenenfalls dem Neuen Testament zugeordnet werden. Jedoch scheinen die halben Kacheln bzw. die halben Darstellungen auf den Eckkacheln nur zur Füllung der Zeilen in stilistisch einheitlicher Manier eingesetzt worden sein, ohne dass mit der Darstellung eine bestimmte Szene bildlich dargestellt werden sollte. Stellt man die auf einer Eckkachel zusammengehörigen Seiten gegenüber, zeigt sich zwar, dass diese ohne Bruch in der bemalten Fläche an der Kante der Kachel gestaltet wurden, jedoch stoßen die beiden Teilszenen unharmonisch aufeinander, so dass mit Recht geschlossen werden kann, dass nicht zusammengehörige Teilszenen kombiniert wurden.

Ofenkacheln mit biblischen Motiven kommen im späten Mittelalter auf, als besonders Darstellungen einzelner Heiligenfiguren beliebt waren. Mit der Reformation werden vermehrt Darstellungen des Neuen Glaubens wie das weit verbreitete Motiv „Gesetz und Gnade“ auf reliefierten Kacheln wiedergegeben. In der Schweiz entstehen erste Öfen mit christlichen Bildprogrammen auf planen Fayencekacheln während des 16. Jahrhunderts. Erst während des 17. Jahrhunderts halten biblische Motive auf Fayencefliesen Einzug in die norddeutsch-niederländische Wohnkultur. Der Ofen in Werdum gehört zu den frühen Beispielen solcher Darstellungen auf Öfen im norddeutschen Raum. Auffallend erscheint auf diesem Ofen die fast ausschließliche Verwendung von alttestamentlichen Motiven. Auf zeitgleichen Bibelfliesen sind zwar sowohl alttestamentliche als auch neutestamentliche Bildwelten vertreten, jedoch zeigen die alttestamentlichen Darstellungen christlicher Schilderungen ein leichtes Übergewicht (Pluis 1994, 111). Die gleiche Tendenz konnte für Schweizer Kachelöfen nachgewiesen werden (Früh 2014).

Für das Programm des Edenserlooger Ofens können unterschiedliche Theorien diskutiert werden: Möglicherweise existierte ein zweiter Ofen, der mit neutestamentlichen Kacheln ausgestattet war. Zumal ein einziges Heizmöbel für die Erwärmung des Saales in seiner ursprünglichen ungeteilten Größe nicht ausgereicht haben dürfte. Vielleicht hängt das Bildprogramm aber auch mit dem religiösen Leben der ehemaligen Burgbewohner zusammen. Das Alte Testament spielte in der Glaubenswelt der Täufer und David-Joristen eine bedeutende Rolle, die sich in der Ausgestaltung ihrer Gottesdienste äußerte. Möglicherweise war die Auftraggeberin oder der Auftraggeber des Ofens Anhänger dieser protestantischen Glaubensrichtung, die in Ostfriesland noch bis in das 18. Jahrhundert verbreitet war. Einen Hinweis auf solche Strömungen in der Familie der Häuptlinge von Werdum bietet die Vita der Ursula von Beckum als Anhängerin des David Joris (1501/02–1556), für die sie im Jahre 1544 auf dem Scheiterhaufen als

Ketzerin verbrannt wurde. Zur Beurteilung der Glaubenshaltung des Ehepaars von Bottlenberg-von Werdum in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedarf es jedoch einer tiefergehenden Untersuchung.

Die Fayencemaler bedienten sich bei der Gestaltung der Kachelmotive druckgrafischer Vorlagenwerke, insbesondere illustrierter Bibeln und Kupferstichfolgen, die seit dem 16. Jahrhundert in großen Mengen auf dem Markt verfügbar waren. Für einige Szenen konnten die mutmaßlichen Vorlagen ermittelt werden. In der Regel wurden die Motive der Vorlagen nicht in allen Details übernommen. Vielmehr flossen einzelne Kompositionsschemata und Figuren in die Gestaltung ein. Aus der Sammlung biblischer Figuren von Jost Amman (1539–1591) aus dem Jahre 1565 wurde wahrscheinlich eine Vorlage für „Jakob mit dem Engel" (Nr. 7) entnommen (Amman 1565, Genesis 32). Abrahams Begegnung mit Melchisedek (Nr. 21) geht wahrscheinlich auf eine Radierung aus den *Icones Biblicae* von 1625 zurück (Icones Biblicae 1625–1627, 37). Auch die Vorlage für die Szene „Jakob kommt zu Laban" dürfte aus diesem Werk stammen (Icones Biblicae 1625–1627, 57). Für die Szene „Jona wird vom Wal ausgespuckt" (Nr. 33), diente wahrscheinlich eine von Pieter Balthasar Bouttats (1666–1755) geschaffene Radierung, bezeichnet *P. B. Bouttats / Prophetia IONAE*, die Grundlage. Die Bandlwerkfriese zeigen Einzelelemente, wie sie auf Braunschweiger Schränken der Zeit um 1752 Verwendung fanden (von Döry 1964; Schneider 2021, 207, Abb. 162). Diese Dekore gehen auf Vorlagen des Franzosen Jean Bérain des Älteren zurück (1640–1711), der für die Bandlwerkdekoration stilbildend wirkte.

Herstellungsort der Kacheln

Keine der Ofenkacheln wurde mit einer Signatur versehen, die Hinweise auf die herstellende Manufaktur oder den ausführenden Maler geben könnte. Demzufolge müssen sich Versuche zur Einordnung des Herstellungsraumes auf stilistische Vergleiche der Darstellungen stützen. Die Blaumalerei entstand mit hoher Wahrscheinlichkeit im nordwestdeutschen Raum, denn sie lässt sich deutlich von anderen Kachelofenregionen wie etwa der Schweiz (Früh 2014), Sachsen (Krabath/Richter 2013) oder dem Baltikum (Strauß 1969) abgrenzen. Stilistisch wurde die Blaumalerei zwar von der niederländischen Fayencedekoration beeinflusst, jedoch wurden insbesondere in Delft wohl keine Ofenkacheln produziert. Zahlreiche Motive des Alten Testaments, ähnlich denen auf dem Ofen in Edenserloog, finden sich auf niederländischen Fliesen seit dem 17. Jahrhundert, jedoch sind diese Darstellungen deutlich stilisierter ausgeführt (Pluis 1994).

Die inschriftliche Datierung des Werdumer Ofens in das Jahr 1737 wird durch die Bandlwerkornamentik auf den Gesimskacheln gestützt. Die Stilelemente des Laub- und Bandlwerks wurden in Frankreich am Ende des 17. Jahrhunderts entwickelt und etablierten sich in Deutschland in der Folgezeit. Einflüsse werden hier in der Zeit von etwa 1710 bis 1740 erkennbar, wobei der norddeutsche Raum im Gegensatz zu Süddeutschland nur eine spärliche Adaption dieses Stils erfährt. Hervorzuheben sind in der Architektur, die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Nikolaikirche in Braunschweig, das Konventsgebäude im Benediktinerinnen-Kloster Lamspringe, Ldkr. Hildesheim (Irmscher 1984, 241–246), sowie in der Möbelkunst die herzoglichen Sammlungsschränke in Wolfenbüttel (Schneider 2021, 196–237).

Bislang wurde eine Herstellung des Ofens in Delft, Provinz Südholland (Niederlande), in Betracht gezogen. Ein vergleichbarer Typ soll „in einem der Loire-Schlösser" existieren (Recker 1989, 125). In Delft wurde zwar in großem Umfang blau bemalte Gefäßkeramik hergestellt, jedoch keine derartigen Öfen, da in den Niederlanden während des 18. Jahrhunderts neben Kaminen Öfen aus Eisenplatten bevorzugt wurden. Bei den mutmaßlichen französischen Parallelen handelt es sich wahrscheinlich um die Öfen in Schloss Chambord bei Blois, Département Loir-et-Cher (Soisson 1981, 11, Abb.), die jedoch in einer Danziger Manufaktur produziert wurden und sich durch plastische Dekoration der Kacheln deutlich von den norddeutschen unterscheiden. Im Jahre 1737, dem Entstehungsjahr des Ofens auf Edenserloog, produzierten im norddeutschen Raum Töpfereien und Fayencemanufakturen im Bereich Hamburg, Wrisbergholzen, Ldkr. Hildesheim, Braunschweig und Hannoversch Münden, Ldkr. Göttingen.

Die größte Ähnlichkeit zum friesischen Ofen zeigen Produkte einer nicht näher fassbaren Manufaktur in Hamburg oder Altona. Aufgrund von erhaltenen Öfen und Geschirrkeramik aus Hamburg und Umgebung im dortigen Kunstgewerbemuseum erschloss der Kunsthistoriker Justus Brinckmann (1843–1915) eine Manufaktur in der Hansestadt, die während des 18. Jahrhunderts produzierte (Brinckmann 1894, 365; Meier-Oberist 1925, 217–223). Quellenstudien und Ausgrabungen führten zu einer Lokalisierung einer Manufaktur in Altona, die wohl nach 1756 durch Jürgen Mewe gegründet wurde. Archivalische Hinweise deuten jedoch auf eine frühere Produktion ab etwa 1720/1730 hin (Wietek 1963, 63). Hinzu treten überlieferte Keramiken aus dem frühen 18. Jahrhundert. Die Existenz von Fayence produzierenden Betrieben in Hamburg und Altona zu dieser frühen Zeit wird durch ein Verzeichnis von Konkurrenten der Braunschweiger Manufaktur aus dem Jahre 1714 belegt (Spies 1971, 23).

Die archäologischen Funde der Mewe'schen Manufaktur belegen die Frühphase der Produktion nicht. Ein Ofen aus dem Hamburger Umland im Altonaer Museum (Gebhard 1980, 147, Abb. 239) dürfte höchstwahrschein-

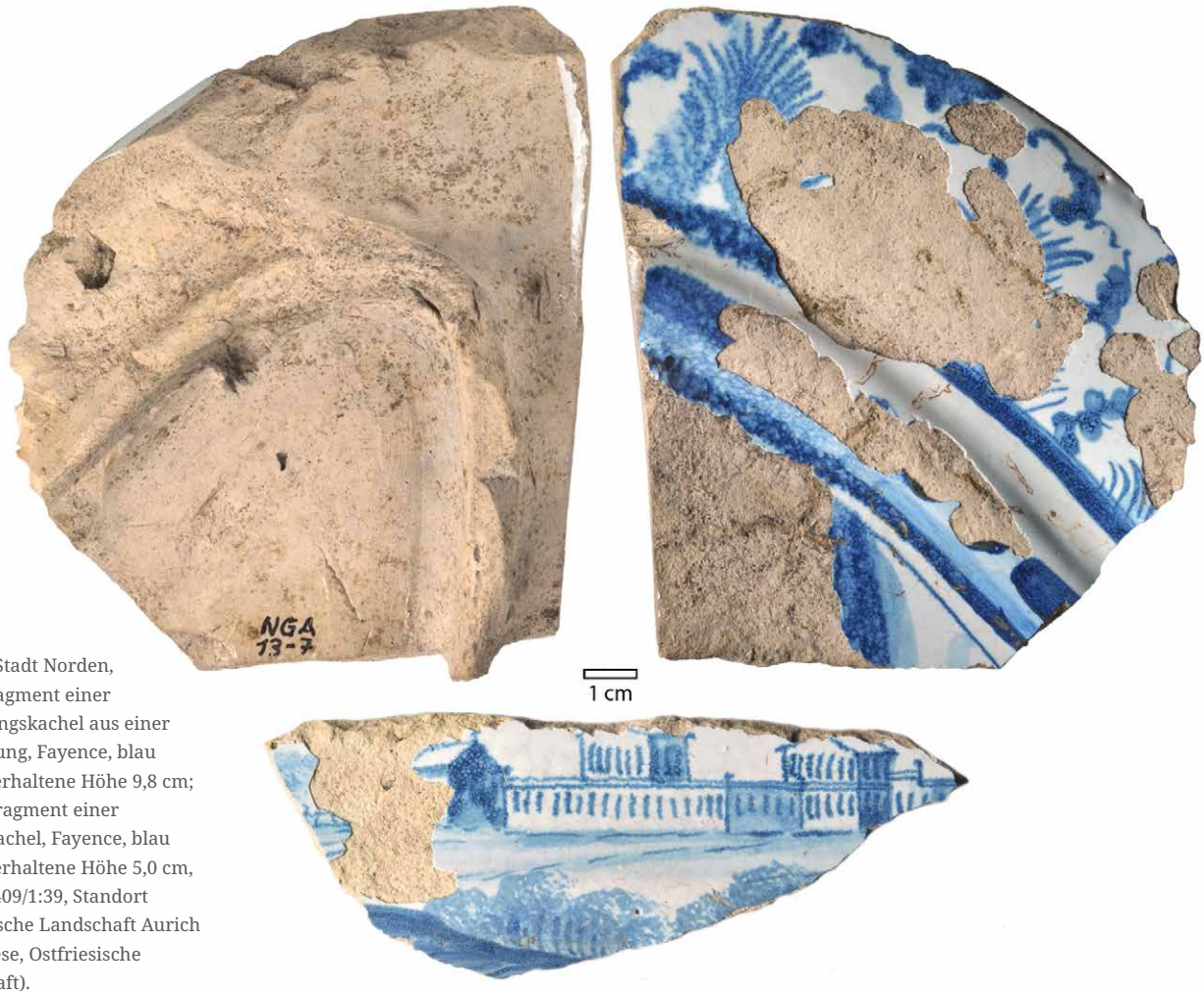


Abb. 10 Stadt Norden, oben: Fragment einer Bekrönungskachel aus einer Ausgrabung, Fayence, blau bemalt, erhaltene Höhe 9,8 cm; unten: Fragment einer Gesimskachel, Fayence, blau bemalt, erhaltene Höhe 5,0 cm, FStNr. 2409/1:39, Standort Ostfriesische Landschaft Aurich (Ines Reese, Ostfriesische Landschaft).

lich auch lokal produziert worden sein. Dieser wurde aus Kacheln gesetzt, die mit dem Ofen in Edenserloog formal und stilistisch identisch erscheinen. Nur die Rahmenleiste der Blattkacheln und die Landschaftsdarstellungen der Gesimskacheln wurden motivisch anders gestaltet. Er weist eine ähnliche alttestamentliche Motivauswahl auf: So sind unter anderem „Der Sündenfall“, „Der brennende Dornbusch“, „Jakob ringt mit dem Engel“, „Jona wird vom Wal ausgespuckt“ und „Esau verkauft sein Erstgeburtsrecht“ dargestellt. Darüber hinaus zeigt dieser Ofen weitere alttestamentliche Szenen, die in Edenserloog fehlen, wie beispielsweise Manoachs Brandopfer (Richter 13, 14–16). Die Bibelzitate werden jeweils auf den Rahmenleisten genannt.

Das Kunstgewerbemuseum Pillnitz der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden besitzt einen vollständigen Ofen, der 1883 im Alten Land, also nur wenige Kilometer südwestlich von Altona in der Niederelbemarsch angekauft wurde (Gebhard 1980, 145, Abb. 232 - Inventarnummer 15181-1). Seine Kachelmotive zeigen einzelne Wanderer in weiten Phantasielandschaften mit Baum- und Architekturstaffagen. Stilistisch stehen die Bandlwerkdekorationen der Gesimse und die malerischen Ausführungen der Bäume den Öfen in Edenserloog und im Altonaer Museum sehr nahe, so dass von ein und demselben Maler ausgegangen werden kann. Zudem wird durch den Motivbestand an den Öfen belegt, dass neben biblischen Szenen auch profane Darstellungen in der Werkstatt ausgeführt wurden.

Ein Kachelofen im Lübecker St. Annen-Museum (Blümel 1965, 259, Abb.) zeigt alttestamentliche Szenen, die auf die gleichen Bildvorlagen wie die der Kacheln in Edenserloog zurückgehen, jedoch werden die Bäume und Figuren sowie die Gebüschstaffagen stilistisch abweichend ausgeführt. Möglicherweise deuten diese Unterschiede auf eine spätere Entstehung. Einzelne Kacheln, die in der Regel dem Hamburger Produktionsraum zugeschrieben wurden, gelangten über den Kunsthandel in kunstgewerbliche Sammlungen in Leipzig (Rudi 2017, 125–126, Kat.-Nrn. 140–144), Düsseldorf (Klein 1962, 335, Kat.-Nr. 504; Klein 1975, 345, Abb. 355) und Nürnberg (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv.-Nrn. A 1482 bis A 1483). Die Ausführung ihrer Baumdarstellungen zeigt eine große Nähe zu Edenserloog.

Hingewiesen werden soll noch auf eine Fayenceproduktion in Braunschweig. Dort wurde mit Förderung von

Herzog Anton Ulrich (1685–1714) im Jahre 1707 eine Manufaktur gegründet, die schon 1710 an Heinrich Christian von Horn und Werner Julius von Hantelmann verpachtet, später an von Horn verkauft und nach seinem Tode durch seine Witwe weitergeführt wurde. 1744 erhielt Rudolph Anton Chely ein Privileg zur Errichtung einer zweiten Manufaktur in Braunschweig, die bis 1757 produzierte (Spies 1971). Bei Ausgrabungen des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege wurden im Jahre 2004 im Schlosspark zu Braunschweig, dem Standort des heutigen Einkaufszentrums Schloß-Arkaden, Kacheln eines dort entsorgten Ofens geborgen (Alper 2005, 179), die eine sehr ähnliche Rahmengestaltung aufweisen wie die Kacheln des Edenserlooger Ofens. Mutmaßlich stammt dieser Ofenschutt aus Braunschweiger Produktion, ohne dass das eindeutig belegt werden könnte. Bei einer Durchsicht der Gefäßkeramik der Braunschweiger Manufakturen fällt eine Deckelvase der Chelyschen Manufaktur auf, die stilistisch und aufgrund der Marken in die Mitte des 18. Jahrhunderts datiert wird (Spieß 1971, 116, 367, Abb. 131): Die Bäume ihrer Darstellung zeigen auffällige Übereinstimmungen zum Ofen in Edenserloog. Dem ausführenden Maler waren die Hamburger Produktionen sicherlich bekannt, vielleicht wechselte er sogar seinen Arbeitgeber: Er könnte in Braunschweig und in Altona tätig gewesen sein.

Funde aus archäologischen Untersuchungen

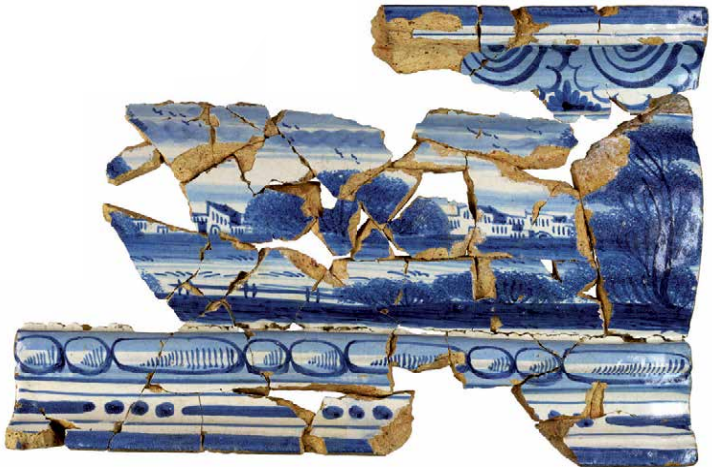
Fragmente von Fayencekachelöfen sind im archäologischen Fundgut auf der Ostfriesischen Halbinsel äußerst selten. Lediglich von zwei Fundstellen sind Objekte bekannt. Zwei Bruchstücke von Kacheln mit kobaltblauer Bemalung stammen aus Norden, Ldkr. Aurich (Abb. 10). In Norden wurde ein Areal südlich des Stadtzentrums, zwischen der Gaswerkstraße, der Sielstraße und der Straße Burggraben, untersucht (König 2018). Dabei zeigte sich, dass das Gelände im westlichen Bereich der 110 m breiten Parzelle durch eine massive, Nord-Süd verlaufende tideabhängige Rinne abgeschlossen wird, die nach Süden zum schiffbaren Norder Tief übergeht und nach Osten durch die Sielstraße, die durch Bebauung gekennzeichnet ist, abgeschlossen wird. Die Bebauung lässt sich nicht in das Mittelalter zurückverfolgen, und die Struktur des Viertels ist eher durch neuzeitliche Wohngebäude und Hafentätigkeit geprägt. Da Teile des Areals wiederholt überspült wurden, zeigen Wälle, Gräben und Bodenaufträge mehrfache Versuche einer Verbesserung der Siedlungslage. Aus diesen massiven, mehrere Dezimeter starken Aufträgen wurden zwei Fragmente von Fayencekacheln geborgen. Es ist davon auszugehen, dass die Besitzerin oder der Besitzer des zugehörigen Ofens nicht an dieser Stelle wohnte. Bei den beiden Stücken handelt es sich um

Abb. 11 ▷ Oldorf, Ldkr. Friesland, Fragmente von Gesims- und Blattkacheln, Fayence, blau bemalt, a) Höhe 17,0 cm, b) Höhe 23,0 cm, c) Höhe 22,0 cm, d) Höhe 11,5 cm, e) Höhe 12,0 cm, f) Höhe 14,5 cm, g) Höhe 13,0 cm, Standort Ostfriesische Landschaft Aurich (Sonja König, Ostfriesische Landschaft).

Teile einer Gesimskachel und einer Bekrönungskachel. Von der lunettenförmigen Bekrönungskachel (Abb. 10, oben) ist das Viertel eines Kreises erhalten, dessen blau gemalter Dekor ebenso wie die Glasur zu großen Teilen abgeplatzt ist. Die Gesimskachel (Abb. 10, unten) zeigt einen Gebäudekomplex in einer Landschaft mit Büschen. Bei den Gebäudegruppen handelt es sich um stilisierte zweistöckige Häuser mit zahlreichen Fenstern und einem flachen Satteldach und dazwischen lange flache einstöckige Bauten mit zahlreichen Fenstern.

Ein Komplex von 239 Bruchstücken eines bemalten Fayencekachelofens stammt von einer Fundstelle nahe der Wurt Oldorf im Landkreis Friesland, wo Teile eines Ofens als Wegeschotterung planiert wurden. Die Fragmente mit einem Gewicht von rund drei Kilogramm wurden 2015 von einer Spaziergängerin entdeckt. Die Kacheln sind leider sehr stark fragmentiert. Neben Kranzkacheln mit Gebäudekomplexen und Büschen (Höhe 17,0 cm, Breite 26,5 cm) sind Blattkacheln (Höhe 23,0 cm) mit drei unterschiedlichen Motiven zu erkennen (Abb. 11).

Bei Motiv eins ist eine Parklandschaft mit einem Gebäudekomplex dargestellt (Abb. 11,a–c.g). Motiv zwei zeigt einen Mann mit auf dem Rücken gefalteten Händen in der Kleidung der Zeit mit Dreispitz, Rock mit vielen Knöpfen, Kniehose und Schuhen mit Schnalle (Abb. 11,d–e). Motiv drei schließlich zeigt einen Oboenspieler vor einer Fachwerkwand (Abb. 11,f). Keine der Kacheln ist komplett erhalten oder rekonstruierbar. Zu diesen Darstellungen treten Fragmente mit geometrischen Mustern nicht zu rekonstruierender Kachelformen. Stilistisch kann die Bemalung der Kacheln in die Zeit von der Mitte bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingeordnet werden. Dieser chronologische Ansatz wird auch durch die Kleidung der dargestellten Personen gestützt. Offen bleibt beim derzeitigen Forschungsstand die Herkunft der Kacheln. Neben der Manufaktur in Hamburg-Altona existierten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weitere Werkstätten, die als Produktionsort in Betracht gezogen werden können. Eine 1759 in Wittmund durch Burggraf Hammerschmid gegründete und vom Fayencemaler Johann Samuel Friedrich Tännich technisch geleitete Manufaktur scheiterte wahrscheinlich schon in den Anfängen (Hinrichs 1992). Die den Fundorten Oldorf und Norden am nächsten gelegene Manufaktur bestand in Jever, wo Tännich zwischen 1760 und 1776 versuchte, eine Manufaktur rentabel zu betreiben (Schmerenbeck 1996). Mutmaßlich führten ungeeignete lokale Tone zum Ende



a

d

e

f

b

c

g

der Werkstätten in Wittmund und Jever (Weber-Schuback 2007, 139).

In Burglesum bei Bremen produzierte zwischen 1756 und 1800 die Manufaktur von Johann Christoph Vielstich (1722–1800), der als Sohn eines Fayence-Werkmeisters in Braunschweig geboren wurde und zuvor in Hamburg als Geselle gearbeitet hatte. In Bremen, Oldenburg, Rodenkirchen und Varel unterhielt er Verkaufsniederlassungen (Riesebieter 1921, 233–234). Bei der Suche nach der herstellenden Manufaktur muss der geografische Rahmen vielleicht deutlich erweitert werden, denn auch in Schleswig-Holstein und im südlichen Skandinavien produzierten leistungsstarke Manufakturen, zu deren qualitätvollen Produkten auch Kachelöfen gehörten (Weber-Schuback 2007).

Erschwerend kommt dabei zum Tragen, dass einige bedeutende, namentlich bekannte Fayencemaler nacheinander an verschiedenen Orten beschäftigt waren und in einem ihnen eigenen Stil Blaumalerei ausführten. Das wird besonders deutlich an der Vita des schon erwähnten Johann Samuel Friedrich Tännich. Er wurde 1728 in Zschochau, Ldkr. Mittelsachsen, geboren und an der Porzellanmanufaktur Meißen zum Porzellanmaler ausgebildet. 1750 bis 1754 arbeitete er als Fayencemaler bei Paul Anton Hannong in Straßburg, von wo er als Werkstattleiter von 1755 bis 1759 mit seinem Arbeitgeber nach Frankenthal in die Pfalz wechselte. Nachdem eigene Gründungen in Wittmund und Jever gescheitert waren, baute er 1763 die vierte Kieler Fayencefabrik auf. 1768 verließ er Kiel, um in Torgau (Schloss Hartenfels), Ldkr. Nordsachsen, vergeblich eine Manufaktur ins Leben zu rufen. Mehr Erfolg war ihm im sächsischen Hubertusburg beschieden, wo er 1770 eine Manufaktur etablierte. Dort wurde er jedoch 1774 als Leiter abgesetzt und ging nach Mosbach, Neckar-Odenwald-Kreis, wo er bis 1779 Eigentümer einer Manufaktur war. Weitere Stationen seines Lebens waren wahrscheinlich Mannheim und seit 1785 eine Ofenfabrik in Frankenthal (Rückert 1990, 195–196; Weber-Schuback 2007, 137–140).

Dank für Rat und Unterstützung

Für Hinweise und Unterstützung bei der Identifikation der biblischen Darstellungen danken wir Pastorin i. R. Hilke Osterwald, Verein Gedenkstätte KZ Engerhafe e. V., Engerhafe, Christiane Kollmeyer, Norden, Kustos im Ruhestand Rainer G. Richter, Dresden, Wilhelm Joliet, Königswinter und Jan Pluis, Drochten. Literaturhinweise lieferte Dr. Andreas Heege, Zug. Dr. Susanne Cullen, Werdum, gestatte freundlicherweise die Autopsie des Ofens im Jahre 2020, und Rolf Niemeyer, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, recherchierte nach den Restaurierungsberichten zum Kachelofen. Unterlagen zur Burg Werdum stellte Ulrich Cramer, Ganderkesee, zur Verfügung. Katrin Lauterbach, M.A., Staatliche Kunstsammlungen Dresden, steuerte Informationen zum Kachelofen im Dresdner Kunstgewerbemuseum bei. Dr. Klaas Dieter Voss, Johannes a Lasco-Bibliothek, Emden, gab entscheidende Hinweise auf die Interpretation des Bildprogramms vor dem Hintergrund täuferischer Glaubenspraxis. Fotoaufnahmen der Häuptlingsportraits ermöglichte Katy Sandmann, Heimat- und Verkehrsverein Werdum e. V. Eine historische Abbildung stellte Dipl.-Geow. Christine Abitz, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege Hannover, zur Verfügung. Heike Reimann, Ostfriesische Landschaft, las freundlicherweise den Text Korrektur.

Literatur

Alper 2005: G. Alper, Innenstadt, FStNr. 1/2und 141–144, Gemeinde Stadt Braunschweig. In: H. Haßmann (Hrsg.), Fundchronik Niedersachsen 2004. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 11 (Stuttgart 2005) 176–179, Nr. 288.

Amman 1565: J. Amman, Neuwe biblische Figuren deß Alten und Neuwen Testaments (Frankfurt am Main 1565).

Blümel 1965: F. Blümel, Deutsche Öfen. Der Kunstofen von 1480 bis 1910. Kachel- und Eisenöfen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz (München 1965).

Brinckmann 1894: J. Brinckmann, Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe, zugleich ein Handbuch der Geschichte des Kunstgewerbes (Hamburg 1894).

Cramer 2014: U. Cramer, Die Burg Edenserloog. Harlinger Heimatkalender 2014, 59–67.

Cramer 2015: U. Cramer, Der Fayence-Kachelofen in der Burg Edenserloog. Harlinger Heimatkalender 2015, 85–87.

Früh 2014: M. Früh, Biblische Bilder an schweizerischen Kachelöfen. Eine keramische Bilderbibel. Keramik-Freunde der Schweiz. Mitteilungsblatt 128, Mai 2014, 1–159.

Gebhard 1980: T. Gebhard, Kachelöfen. Mittelpunkt häuslichen Lebens. Entwicklung, Form, Technik (München, 1980³).

Hinrichs 1992: H. Hinrichs, Ein Zentrum der Töpferei: Fayence-Fabrikation im alten Wittmund. Harlinger Heimatkalender 43, 1992, 71–75.

Holtmanns 1891: J. Holtmanns, Genealogien ostfriesischer Familien. Fortsetzung. III. von Werdum. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden 9, 1891, 47–66.

Icones Biblicae 1625–1627: Icones Biblicae. Praecipuas Sacrae Scripturae Historias eleganter & graphice repraesentantes, 3 Bände (Straßburg 1625, 1626, 1627).

Irmscher 1984: G. Irmscher, Kleine Kunstgeschichte des europäischen Ornaments seit der frühen Neuzeit (1400–1900) (Darmstadt 1984).

Klein 1962: A. Klein, Deutsche Fayencen im Hetjens-Museum. Kunstmuseum der Stadt Düsseldorf (Düsseldorf 1962).

Klein 1975: A. Klein, Deutsche Fayencen. Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber. Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde 20 (Braunschweig 1975).

König 2018: S. König, Norden, FStNr. 31, Gde. Stadt Norden, Ldkr. Aurich. Frühe Neuzeit. In: H. Haßmann (Hrsg.), Fundchronik Niedersachsen 2016. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 21 (Stuttgart 2018) 13–14, Nr. 6.

Krabath/Richter 2013: S. Krabath, R. G. Richter, Kachelöfen in Sachsen – eine Übersicht. In: Harald Siebenmorgen (Hrsg.), Blick nach Westen. Keramik in Baden und im Elsaß. 45. Internationales Symposium Keramikforschung. Badisches Landesmuseum Karlsruhe 24.–28. 9. 2012 (Karlsruhe 2013) 179–189.

Meier-Oberist 1925: E. Meier-Oberist, Das neuzeitliche hamburgische Kunstgewerbe in seinen Grundlagen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts (Hamburg 1925).

Mennenga 2006: M. Mennenga, Werdum, FStNr. 21, Gde. Werdum, Ldkr. Wittmund. In: Henning Haßmann (Hrsg.), Fundchronik Niedersachsen 2005. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 12 (Stuttgart 2006) 129, Nr. 164.

Mithoff 1880: H. W. H. Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen 7: Fürstenthum Ostfriesland und Harlingerland (Hannover 1880).

Niederau 1976: K. Niederau, Zur Geschichte des Bergischen Adels. Die von Bottlenberg. Bergische Forschungen 14 (Neustadt/Aisch 1976).

Pluis 1994: J. Pluis, Bibelfliesen, Biblische Darstellungen auf niederländischen Wandfliesen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Schriftenreihe zur religiösen Kultur 3 (Münster 1994).

Recker 1989: B. Recker, Ein Fayence-Ofen aus der Burg Edenserloog in Werdum. In: H.-H. Möller (Hrsg.), Restaurierung von Kulturdenkmalen. Beispiele aus der niedersächsischen Denkmalpflege. Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Beiheft 2 (Hameln 1989) 125–127.

Riesebieter 1921: O. Riesebieter, Die deutschen Fayencen des 17. und 18. Jahrhunderts (Leipzig 1921).

Ritter 1905: F. Ritter, Zur Geschichte der Häuptlinge von Werdum und der taufgesinnten Märtyrerinnen Maria von Beckum und Ursula von Werdum. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden 15, 1905, 390–410.

Rückert 1990: R. Rückert, Biographische Daten der Meißener Manufakturisten des 18. Jahrhunderts. Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums München 20, Beiband (München 1990).

Rudi 2017: T. Rudi, Europäische Fayencen. 17.–18. Jahrhundert. Bestands- und Verlustkatalog Grassi Museum für Angewandte Kunst Leipzig (Leipzig 2017).

Schmerenbeck 1996: P. Schmerenbeck, Barocker Traum. Fayencen aus Zerbst und Jever. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Schlossmuseum Jever vom 3. Oktober 1996 bis zum 15. Januar 1997. Kataloge und Schriften des Schloßmuseums Jever 15 (Oldenburg 1996).

Schmitz 1937: H. Schmitz, Deutsche Möbel vom Mittelalter bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, Band 2: Deutsche Möbel des Barock und Rokoko. Bauformen-Bibliothek 18 (Stuttgart 1937²).

Schneider 2021: A. Schneider, Braunschweiger Möbel des 18. Jahrhunderts. Braunschweiger Kunsthandwerk 4 (Braunschweig 2021).

Soisson 1981: J. und P. Soisson, Die Schlösser der Loire (Genf 1981).

Spies 1971: G. Spies, Braunschweiger Fayencen (Braunschweig 1971).

Strauß 1969: K. Strauß, Die Geschichte der Töpferzunft vom Mittelalter bis zur Neuzeit und die Kunsttöpfereien in Alt-Livland (Estland und Lettland) (Basel 1969).

Weber-Schuback 2007: I. Weber-Schuback, Fünf nordeuropäische Fayencemanufakturen des 18. Jahrhunderts (Rörstrand, Marieberg, Eckernförde, Kiel, Stockelsdorf) zwischen vorindustriellen Produktionsbedingungen und künstlerischem Anspruch. Diss. phil. Kiel 2007 (Kiel 2007).

von Döry 1964: L. von Döry, Die Sammlungsschränke des Braunschweiger Schlosses. Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 3, 1964, 355–374.

von Werdum 1976–1983: U. von Werdum, Series familiae Werdumanae usque ad annum 1667. 1. Lateinischer Text, 2. Deutscher Text. Die Geschichte des Hauses Werdum bis zum Jahre 1667, bearbeitet von P. Wackwitz und R. Petri. Quellen zur Geschichte Ostfrieslands 12 (Aurich 1976–1983).

Wietek 1963: G. Wietek, Altonaer Fayencen. Ergebnisse einer Ausgrabung. Jahrbuch Altonaer Museum 1963, 95–133. Wiederabdruck [ohne Abbildungen] in: Begegnungen mit der Kunst und Künstlern (Neumünster 1983) 58–63.

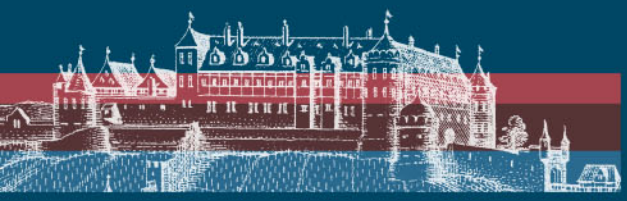
Adressen

Dr. Sonja König, M.A.
Ostfriesische Landschaft – Archäologischer Dienst
Hafenstraße 11
26585 Aurich
Koenig@ostfriesischelandschaft.de

Dr. Stefan Krabath
Niedersächsisches Institut für historische Küstenforschung
Viktoriastraße 26/28
26382 Wilhelmshaven
Krabath@nihk.de

WIE DER MEISTER, SO DAS WERK

Dieser Band vereint 29 Forschungsbeiträge aus Deutschland und der Schweiz, die sich in die Themenkreise Stadt – Land – Kirche – Herrschaft, Leben und Bauen in der Stadt, Handwerk in Stadt und Land sowie Keramik und Kachelöfen gruppieren. Die Autorinnen und Autoren würdigen damit das Schaffen von Ralph Röber, einem baden-württembergischen Mittelalter- und Neuzeitarchäologen. Sein Tätigkeitsfeld umfasst Forschung, Lehre und Vermittlung im Museum. In seinen 33 Dienstjahren als Konservator am Archäologischen Landesmuseum in Konstanz war er zugleich auch Stadtarchäologe von Konstanz, Leiter des Internationalen Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks und Honorarprofessor an der Universität Tübingen.



9
TÜBINGER FORSCHUNGEN ZUR HISTORISCHEN ARCHÄOLOGIE

sidestonepress

ISBN: 978-94-6426-338-1